

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1820

by unknown author

Göttingen; 1820

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

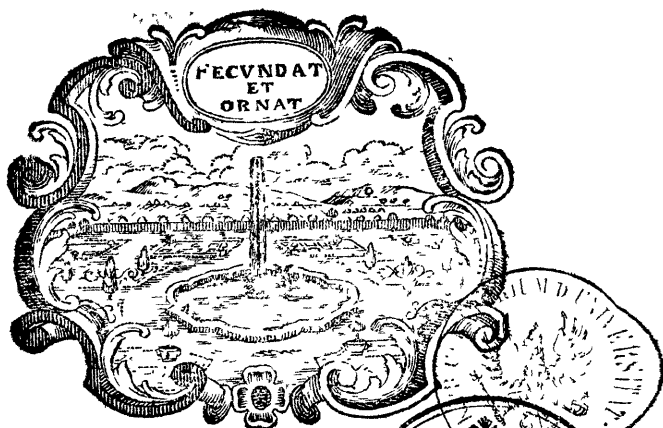
Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band
auf das Jahr 1820.



Göttingen,
gedruckt bey J. C. Neumann,

KÖNIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



EX
BIBLIOTHECA
REG. ACADEMIAE
GEORG. AUG.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70 Stück.

Den 29. April 1820.

V o n d e n.

Fortsetzung der Anzeige von Joseph Ricardo's Werk: On the principles, of political economy and taxation.

Der Handel mit dem Auslande vermöge weder den Tauschwerth der einheimischen Güter noch die Capitalgewinne unmittelbar bey uns zu erhöhen, da die Mitwerbung solches verhindert, obwohl die Menge nützlicher Sachen und deren Genuß dadurch im Vaterlande vermehrt oder erleichtert werden könne, indem die fremden Güter nun wohlfeiler zu erhalten ständen, als sie uns selbst würden zu stehen gekommen seyn. Die gesammte Nachfrage nach fremden und einheimischen Gütern in Hinsicht auf deren Tauschwerth sey stets durch das Einkommen und Capital der Nation bedingt; das letztere aber nehme allein zu, durch die Vermehrung des Einkommens oder die Verminderung des Verbrauchs oder der Ausgabe. Entstehe eine größere Nachfrage nach den einen Gütern, so nehme die nach andern ab. Könne man durch die Einfuhr ausländischer Wa-

L (3)

ren zwanzig vom hundert an seiner Ausgabe sparen; so würde die Wirkung der gleich seyn, die bey Erfindung von Maschinen aus der Ersparung an den Erzielungskosten entstanden. Die Capitalgewinnste würden dadurch nicht steigen, wohl aber könnten die nützlichen Sachen, und als Folge davon auch die Fonds, um nützliche Arbeit zu unterhalten, vermehrt werden. Wenn nun zwar die größere Quantität Arbeit, welche eine Sache fordere, bey uns ihren Tauschwerth allein bestimme, und die Capitalgewinnste, alle übrigen Vortheile, als größere Sicherheit, Annehmlichkeit u. f. in Anschlag gebracht, einer Gleichheit zueilten; so verhalte sich solches doch anders, wenn man unsere Güter und deren Tauschwerth mit ausländischen vergleiche. So könne z. B. mehr Arbeit gefordert werden, um in Portugal Tuch zu gewinnen als in England, und hier mehr um Wein zu erzielen als in Portugal, folglich werde der Tausch unter ihnen, beyden zuträglich, und dieser könne auch dann noch zuträglich bleiben, wenn in Portugal es auch nicht mehr Arbeit koste, Tuch zu bereiten, als in England, indem die Portugiesen noch vortheilhafter ihre Arbeit auf die Erzielung des Weins vielleicht wenden könnten, da die gleichmäßige Vertheilung und Verwendung der Capitale unter verschiedenen Völkern nicht so leicht statt habe, als im Vaterlande, indem die wirkliche oder vermeint größere Sicherheit unsere Landsleute veranlasse, mit geringern Capitalgewinnsten sich zu begnügen. Seitdem nun Gold und Silber als Tauschmittel bey dem Handel unter den Völkern diene, könne man nur so lange Tuch aus England nach Portugal führen, als dagegen eine größere Quantität jener Metalle von da zurückkomme, verglichen mit der, die man in England dagegen würde haben erhalten können. Wäre man nun nicht weiter im Stande, mit Vortheil Wein aus Portugal

nach England zu senden, indem man hier selbst einen gleich guten und wohlfeilen Wein gewänne; so würde man von hier aus dorthin zwar noch einige Zeitlang Tuch führen, aber die Portugiesen wären genöthigt, solches nun mit edlen Metallen zu bezahlen, da die, welche Englisches Tuch zu kaufen fortführen, nun von ihren Landsleuten, die in England Wein absetzten, keine Wechsel mehr kaufen könnten, bis durch die zunehmende Einfuhr der edlen Metalle die Geldpreise in England so steigen würden, daß es nicht mehr vortheilhaft bliebe, Tuch nach Portugal zu führen: es könne unter Umständen geschehen, daß beyde Länder alsdann ihre bisherigen Industriezweige gegen einander verwechselten. Die dadurch bewirkte Vermehrung der edlen Metalle in dem einen Lande und die Verminderung derselben in dem andern, würde auch einige Wirkung auf andere mit ihnen im Verkehr stehende Länder äußern; indem in jenen beyden der Tauschwerth des Geldes sich in etwas verändert habe. Bey freyem Verkehr würde jedes Volk nur so viel edle Metalle haben, als es zum vortheilhaften Tauschverkehr bedürfe. Demnach scheine das Emporkommen von Manufacturen einige Veränderung in Vertheilung der edlen Metalle unter den Völkern zu bewirken, eben so wie Präzisen auf die Ausfuhr, die Beschränkung der Einfuhr, und die Abgaben gleichfalls darauf ihre Wirkung äußerten. Dieß erkläre bis zu einem gewissen Punkte die Verschiedenheit des Tauschwerths des Geldes in den verschiedenen Ländern, wiewohl solche einen gleichen Tauschwerth nie, wegen der Abgaben, dem Grade der Industrie, dem Clima, der natürlichen Fruchtbarkeit u. f. in den verschiedenen Ländern haben könnten. Verböte man die Ausfuhr des Geldes nach den vorzüglich mit Manufacturen beschäftigten Ländern, und wäre man im Stande, solches in Wahrheit zu hindern; so werde dieß bewirken, daß der Wechsel sich gegen das Land stelle, welches solches Verbot erlassen habe. Werde durch Gewaltmaßregeln verhindert, daß die edlen

Metalle sich nach dem verschiedenen Bedürfnisse der Völker vertheilten, so lasse sich das Schwanken des Courses nicht mehr berechnen, und hätten die Wirkungen Aehnlichkeit mit den Folger, die ein Papiergeld mit gezwungenem Cours hervorbringe. Wenn jedes Land die Quantität Geldes habe, die es bedürfe; so stehe der Wechsel-Cours Pari, denn es komme nicht auf den Tauschwerth des Geldes in den beyden Ländern an, der sehr verschieden seyn könne, sondern auf den Tauschwerth der Münze des einen Landes verglichen mit dem des andern. Die Nachtheile plötzlicher Veränderungen im Handel, die nach langem Frieden oder Krieg eintreten, würden in Ländern, die bedeutende Manufacturen hätten, besonders verspürt; es bliebe zwar nach den Erzeugnissen des Ackerbaues eine beharrliche Nachfrage, da aber alsdann viel stehendes Capital schlafe; so entstehe Klage über Mangel an Arbeit, die Nachtheile theilten sich auch andern mit diesen in Verkehr stehenden Ländern mit, und das Uebel werde durch verkehrte Maßregeln der Regierungen gewöhnlich noch vermehrt, so daß man geneigt werde, das, was doch nur vorübergehend sey, als ein wirkliches Zurückgehen des Volks zu betrachten.

Reichthum und Vermehrung des Tauschwerthes oder der Preise sey nicht ein und dasselbe, jener bestehe in der Gütermenge, dieser bewirke eine verschiedene Vertheilung derselben. Der Reichthum könne nur auf zwey Weisen vermehrt werden, durch Vergrößerung des productiven Capitals, wodurch, indem die Arbeit vermehrt, und die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensmittel stets kostbarer werde, sowohl die Gütermenge, als auch deren Tauschwerth vermehrt würden; oder, indem ein größeres Product mit demselben Capitale gewonnen werde, ohne einen Zusatz von neuer Arbeit, wodurch der Tauschwerth nicht zunehme, welches Allen am zuträglichsten sey, indem niemand größere Opfer zu bringen habe. Der Nutzen, den ein großes rohes Einkommen dem Volke gewähre, sey inbeß

von Smith sehr übertrieben worden. Es könne nichts verschlagen, wenn die Arbeit von fünf Millionen Menschen zehn Millionen den erforderlichen Unterhalt verschaffe, während zuvor die zehn durch ihre eigene Anstrengung sich hätten unterhalten müssen, da dieser Ueberschuß anderweitig nützlich verwandt werden könne. Bey freyem Handel würden die ärmern Völker, eben weil bey ihnen die unentbehrlichsten Lebensmittel wohlfeiler wären, mit der Erzielung der Güter, wozu viele menschliche Hände erforderlich seyen, sich vornemlich beschäftigen; umgekehrt aber werde sich die Sache bey reichen Völkern verhalten.

So viel von den wesentlichen Ursachen des Nationalreichtums, und dessen Vertheilung: es bleibt noch übrig, von des Verf. Vorstellung von den Abgaben zu reden.

Der Theil der Früchte des Bodens oder des Kunstfleißes, welcher der Regierung als Abgabe zugewiesen wird, werde immerhin zuletzt von dem Capitale oder dem Volkseinkommen entrichtet; nehme die Erzielung zu, oder nehme der Verbrauch verhältnißweise ab; so werde die Abgabe vom Einkommen, im entgegengesetzten Falle, vom Capitale entrichtet; trete das Letztere ein, so nehme dann auch die Production ab, und das Verarmen des Volks, bey gleichen öffentlichen Ausgaben sey unvermeidlich. Der Augenschein, der vermehrte Anbau, die andern Anlagen lehrten daß, trotz der außerordentlichen öffentlichen Ausgaben, dieß in England noch nicht der Fall sey. Das Uebel liege nicht sowohl in der Art der Besteuerung oder den Gegenständen, die man mit Abgaben belege, als vielmehr in dem allgemeinen Belaufe und den gesammten Wirkungen derselben. Eine Abgabe, dem Capitale aufgelegt, vermindere dasselbe keinesweges immer, und eine dem Einkommen abgeforderte, werde nicht stets davon entrichtet: denn wenn hundert von tausend Pfd. Einkommen als Steuer gefordert würden; so werde die Abgabe davon allerdings entrichtet, wenn man 900, aber vom Capitale, wenn der Besteuerte be-

hartlich vor wie nach tausend ausgabe. Bey den Abgaben, welche unmittelbar dem Capitale und dessen Uebertragung aufgelegt würden, ist meist Smith's Ansicht befolgt. Auflagen auf die Erzeugnisse des Ackerbaues erhöheten die Preise, da sie wie vermehrte Kosten der Erzielung wirkten: auf dem Pächter würden solche nicht liegen bleiben, da er dieselben Gewinnste haben müsse, wie sie überall üblich wären; auch der Grundeigentümer werde sie nicht tragen, indem seine Rente allein davon abhinge, daß auch unfruchtbare Aecker gebauet würden, die gar keine solche abwürfen. Auf die Verbraucher würden sie also zuletzt fallen, indem die Preise der Erzeugnisse stiegen, so wie alles das, wozu sie gebraucht werden, gleichfalls, wenn nicht anderes solchem entgegenwirke. Da ferner auch der Arbeitslohn alsdann steigen werde, so würden die Gewinnste zugleich herabgehen. In so fern nun als alle Verbraucher von ihr getroffen würden, und Alle zu den Verbrauchern gehörten, sey die Abgabe gleich, nicht aber in so fern sie die Gewinnste angreife, indem die Grundeigentümer und Geldrentenirer als solche nicht von ihr getroffen würden. Zwar wende man ein, daß Zeit gefordert werde, bevor die Arbeiter ihren Lohn verhältnißmäßig zu der Steuer erhöht hätten, und daß sie sich indeß in drückenden Verhältnissen befänden, so wie, daß die Abgabe durch die Steigerung des Lohns nachtheilig auf die Vermehrung der Capitale wirke, und daß alle Waren vertheuert würden, wozu die rohen Stoffe erforderlich wären: allein der Arbeitslohn könne aus verschiedenen Ursachen bald schneller bald weniger schnell steigen, und die Uebel, die aus dem langsamen Steigen hervorgingen, seyen nicht bedeutender, als die Wirkung jeder andern Abgabe; ferner, was die dadurch verminderte Anhäufung der Capitale betreffe, so könne durch Ersparung bey den Ausgaben und der Production dem Nachtheile entgegen gewirkt werden. Was aber endlich den Einwand betreffe, daß man die Mitwerbung des fremden Kunstfleißes nicht werde aushalten können, so sey zu bedenken, daß eine solche

Abgabe nicht auf alle Waren und deren Preiserhöhung wirken werde, und daß eine Veränderung des Tauschwerths der edlen Metalle dadurch in dem Lande herbeigeführt werden müßte, die, durch ihre Folgen, einwie-der die Nachtheile mindern würde. Der Ungleichheit aber, daß die Rentener und Grundeigenthum nicht durch die Abgabe getroffen würden, könne durch eine ihnen insbesondere aufgelegte Steuer abgeholfen werden, wobey alle andere Pflackereyen, die kein freyes Volk bey der Vermögen- oder Einkommensteuer tragen könne, hinwegfallen würden.

Abgaben, die man auf den Pachtzins für die Landgüter legte, würden auf den Eigenthümer fallen, da der Preis der rohen Erzeugnisse durch die bestimmt würde, welche die unfruchtbarsten Gründe bauten und keine Rente davon zahlten. Da man indeß nicht unter Pacht allein die eigentliche Landrente begreife, sondern zugleich das, was für die Benutzung des auf den Boden gewandten Capitals gegeben würde, da eine solche Steuer die Capitalgewinnste mindern würde; so könne die Abgabe bewirken, daß weniger Capital auf den Anbau des Landes verwendet, folglich dessen Fortschreiten aufgehalten würde; indeß werde es wahrscheinlich nicht lange dauern, daß man den nöthigen Unterschied zwischen eigentlicher Rente und dem unter demselben Namen mit begriffenen Capitalgewinnste machen werde, und in so fern als die Steuer sodann auf diesem liegen bliebe, würde sie von den Verbrauchern zuletzt getragen werden, da die Pächter die gleichen Gewinnste haben müßten, wie Andere, die ihr Capital anwendeten.

Der Zehente falle ganz auf die Consumenten, er werde die Preise der rohen Erzeugnisse steigern, und er sey in so fern eine gleiche Abgabe, als alle nach dem gewonnenen rohen Ertrage besteuert würden. Der vornehmste Unterschied zwischen einer Abgabe in Geld, die den Erzeugnissen des Landbaues aufgelegt werde, und einem Zehenten bestehe darin, daß dieser, bey dem Verfall des Ackerbaues unbedeutender, bey dessen größ-

fern Fortschritten stets ergiebiger werde, während jene Abgabe gleich bleibt; auch erhalte der Zehente einen höhern Tauschwerth mit dem Fortschreiten der Gesellschaft, indem es stets köstlicher werde, die unentbehrlichen Lebensmittel zu erhalten. Er sey den Eigenthümern nachtheilig, weil er als eine Einfuhr-Prämie auf fremdes Getreide wirke, die Nachfrage nach einheimischem aber sich mindere, weshalb eine gleiche Abgabe in solchem Falle auf das fremde Getreide völlig zu rechtfertigen wäre, um so mehr da sie zur Verminderung anderer Steuern dienen könne, während, wenn solche nicht stattfände, der Verbraucher gleichwohl die Last tragen müsse, ohne daß die Regierung dadurch ein Einkommen gewänne.

Eine nach dem Pachtpreise eingerichtete Grundsteuer wirke wie eine der Pacht aufgelegte Abgabe, sie bleibe auf dem Eigenthümer liegen. Würde sie nach der Menge der auf dem Boden gewonnenen rohen Stoffe erhoben, so müsse sie die Wirkung haben wie der Zehnte; würde aber festgesetzt, daß jeder Morgen eine gleiche Abgabe entrichten solle; so müßten die Preise der darauf gewonnenen Erzeugnisse, im Verhältniß dessen steigen, was der schlechteste Boden an Abgabe zu entrichten habe, während die fruchtbaren Gründe in einem verschiedenen Verhältnisse, je nach ihrer Ergiebigkeit, davon getroffen würden. Allerdings könne durch solche Steuern das Fortschreiten des Anbaues, durch die zurückgehaltene Anhäufung der Capitale verhindert werden, indem der dazu vormals verwandte Betrag nun in die öffentlichen Cassen flösse: allein diese Wirkung finde bey allen Abgaben statt.

Was die Auflagen auf Gold, oder die beyden edlen, als Geld gebrauchten Metalle betreffe; so würden alle Güter durch solche Besteuerung im Tauschwerthe (im Geldpreise) steigen, allein die Zeit, die dazu erfordert würde, um die Gewinnste überall, trotz der Steuer, mit einander auszu gleichen, würde bald länger bald kürzer seyn, während dieß, bey einer Besteuerung des Getreides weit schneller eintreten müsse.

Bei einer Auflage auf die Häuser, deren Menge auch nicht in kurzem und beliebig zu verändern seye, werde verschiedentlich die Last zu'etzt von den Miethsleuten, den Haus- oder Grundeigenthümern getragen werden.

Eine Abgabe, die von sogenannten Luxus-Waren zu erlegen sey, werde stets auf die Verbraucher derselben zuletzt fallen. Durch eine Verminderung des Tauschwerthes des Geldes würden alle Waaren gleichmäßig, verglichen mit Geld, im Preise steigen, wenn keine Abgaben wären; dieß könnte aber nicht stattfinden, wenn man einzelne Waaren mit Abgaben belege, weil sonst die Gewinnste ungleich würden, welches auf die Dauer nicht möglich sey. Eben daraus werde es auch erklärlich, warum, bey Entwürdigung des Englischen Geldes durch das Papier, nicht alle Waren in gleichem Verhältnisse in den Geldpreisen gestiegen wären. Würden alle Gewinnste besteuert, mit Ausnahme der des Pächters, so müßten alle Waren, jedoch die Früchte des Bodens ausgenommen, einen größern Tauschwerth in Geld erhalten. Die Pächter hätten dieselben Gewinnste als zuvor, da sie zu demselben Preise verkaufen würden, allein sie wären genöthigt, alles andere theurer zu bezahlen, und würden somit ihre Ausgabe vermehrt sehen; dasselbe gälte von der Rente für die Grundeigenthümer, und der veränderte Tauschwerth des Geldes würde darin nichts ändern.

Sehe man aber voraus, daß die Gewinnste des Pächters, wie die aller andern Gewerbtreibenden wären besteuert worden, so würden seine Erzeugnisse im Preise steigen, allein zugleich alle andere Sachen, die er kaufte, so wie seine ländlichen Erzeugnisse ihm selbst theurer zu stehen kommen. Aber der Grundeigenthümer müßte durch die Besteuerung der Gewinnste seiner Pächter Vortheil haben, indem die Preise der rohen Erzeugnisse in die Höhe aingen, wenn der Tauschwerth des Geldes stiege, und die Producte zu den alten Geldpreisen verkauft würden. Gebe man zu, daß wenn man einen Manufactur-Inhaber besteuere,

dieser die Preise seiner Waren steigern müsse, um nicht schlimmer daran zu seyn als andere, die ihr Capital anwenden; so würden auch die Producte der Bergwerke, die man als Geld gebrauche, im Preise unter gleicher Voraussetzung steigen, wenn solche im Lande wären. Da aber diese aus der Fremde kämen, so könnten die Geldpreise sich nicht dauernd hoch halten, oder es müsse mehr Geld eingeführt werden; dieß aber gehe alsdann nicht, da unsere Waren theurer geworden wären, vielmehr würden wir Geld ausführen, um die wohlfeilern fremden Güter damit zu kaufen, so daß, indem dadurch das Geld bey uns wieder einen höhern Tauschwerth erhielte, die relativen Geldpreise unserer und der fremden Güter ungefähr auf den Punct wie zuvor wiederum kommen würden. Die Erfindung und der Gebrauch von Maschinen gehe immer darauf hinaus, den Tauschwerth des Geldes bey uns zu erhöhen und befördere dessen Einfuhr; dagegen jede Abgabe, jede Störung des Manufacturisten oder des Landmannes, darauf hinausgehe, den Tauschwerth des Geldes herabzudrücken und dessen Ausfuhr begünstige.

Eine Abgabe auf den Arbeitslohn werde diesen steigern und die Capitalgewinnste herabdrücken; sie bleibe immer auf dem liegen, welcher den Arbeiter gebrauche, folglich wirke sie, wie eine Abgabe vom Gewinnst, während eine Steuer den ersten und unentbehrlichsten Bedürfnissen aufgelegt, theils auf den Gewinnsten, theils auf den wohlhabenden Consumenten ruhen bleiben könne.

Alle durch öffentliche Anleihen der Regierung zugewandten Capitale würden der Belebung des Kunstfleißes des Volks entzogen, während die Zinsen, so dafür zu entrichten wären, nur von dem einen Theile des Volks an einen andern bezahlt würden, also daß daselbe, als ein ganzes betrachtet, durch die Zinszahlung nichts verliere. Wollte man diese einstellen oder aufheben, so würde dadurch die Lage des Volks, als ein Ganzes betrachtet, nicht gebessert werden, indesß

man die zu Grunde richten würde, welche auf die Zinszahlung berechtigt wären. Das Uebel liege in der statt gehabten Verschwendung. Am Ende würden durch die Lasten, die Verminderung der Gewinnste u. f. die Eingeborenen, ungeachtet der natürlichen Anhänglichkeit an das Land, ausgestoßen, und wenn England, vor Ausbruch eines neuen bedeutenden Kriegs, nicht einen beträchtlichen Theil seiner Schulden abgetragen habe; so werde dieß Uebel noch mehr zunehmen, oder der öffentliche Bankerott erfolgen, doch lasse sich nicht mit Gewißheit angeben, wenn solches bestimmt eintreten werde und müsse. So weit der Verf.; unser Urtheil ist kürzlich dieses.

Bleibt man stets eingedenk, daß der Verf. den Nutzen einer Sache oder den Gebrauchswerth voraussetzt, so wird man eher zuzugeben geneigt seyn, daß die Größe ihres Tauschwerthes, von deren Seltenheit und der darauf gewandten Arbeit abhängig sey, vollends wenn man unter dieser die gesammten Erziehungskosten begreift. Allein es ist gleichwohl nicht zu rechtfertigen, jenen nur bey einer genauen Prüfung dieses vorauszusetzen, da die Vorstellung vom Nutzen veränderlich und so bedeutend in Bezug auf den Tauschwerth ist. Eben dadurch können Sachen ihren Tauschwerth, welches auch deren Seltenheit oder die Erziehungskosten seyn mögen, ganz oder theilweise verlieren. Durch dieß Verfahren ist etwas Einseitiges in das Ganze gekommen.

Folgt man indeß der Forderung, und sieht man zugleich von den seltenen Kunsterzeugnissen, Monopolen u. f. ab, so bleiben die folgenden Sätze des Verf. nichts destoweniger neu und auffallend, daß nämlich die auf die Erzielung der Güter gewandte größere Arbeit einzig ihren relativen Tauschwerth erhöhen könne, daß Capitalgewinnste und Landrente so wenig, als der gestiegene Arbeitslohn darin das mindeste ändern könnten, indem der höhere Lohn nur die Gewinnste herabdrücke, und wenn mehr Capital zu Erzielung einer Sache gefordert würde, dieß nur so viel

heisse, als es sey eben mehr Arbeit dazu nöthig, und weil eine Landrente nur dadurch entstehe, daß die unfruchtbaren Gründe bey dem Fortschreiten angebaut, folglich mehr Arbeit zu Erzielung der unentbehrlichsten Bedürfnisse gefordert würde.

Der Beweis wird erleichtert, wenn alles Capital allein in aufgesammelter Arbeit bestehen soll, und als ein Axiom aufgestellt wird, daß der Tauschwerth aller Güter, die auf ihre Erzielung verwandten Arbeitskosten erstatten, und das was übrig bleibe, allein als Gewinnst dem Capitalisten zufallen müsse, so wie daß jede Landrente allein aus dem Anbau der unfruchtbaren Gründe hervorgehe: aber ist dieß ganz in dieser Ausdehnung zu rechtfertigen? Bleiben wir, wie wir hier müssen, nur bey einem oder dem andern stehen.

Die Menge des bey einem Volke vorhandenen und zur vortheilhaften Anwendung bestimmten Vorraths, soll gar keinen Einfluß auf die Größe der davon zu erwartenden Gewinnste haben: allein wie gern man auch zugibt, was der Verf. höchst belehrend und befriedigend dargethan hat, daß das Steigen und Fallen des Arbeitslohns die Gewinnste mehre und mindere; so ist dieß doch nicht der alleinige Grund ihrer Größe, obwohl ihre Menge auch nicht entscheidet, sondern zugleich die Möglichkeit ihrer vortheilhaften Anwendung, der Verstand mit der sie gemacht wird, die geistige Kraft, der Markt überall, das Aufblühen, das Stillstehen und Rückgehen der Gesellschaft, des Orts selbst, in so fern von unbeweglichem stehenden Capitale die Rede ist. Ueber den Einfluß der geistigen Kraft auf die Vermehrung des Reichthums, die vortheilhafte Anwendung des Vorraths kommt kaum hier und da eine Andeutung in dem Buche vor, es ist als wenn das materielle Capital für sich arbeite, gleichwohl ist sie am bedeutendsten. Unter Arbeit scheint fast immer nur die gemeine begriffen zu werden; aber eben die Wirkungen dessen, was man das geistige Capital der Nation nennen kann, und die Nachfrage oder die Möglichkeit einer vortheilhaften Anwendung

des nutzbaren Vorraths entscheiden so viel. Können die Capitalgewinne allein von dem höhern oder geringern Arbeitslohne und dem niedrigen Preise der ersten Lebensbedürfnisse und der rohen Stoffe, abhängig seyn, wenn wir sehen, daß jene in Deutschland nicht größer, vielmehr geringer sind als in England, wie sich aus dem verglichenen Zinsfuße beyder Länder ergibt, die Capitale mögen auf persönlichen Credit oder gegen hypothecarische Verschreibung dargeliehen werden, und gleichwohl ist der Arbeitslohn bey uns niedriger und auf jeden Fall die unentbehrlichen Bedürfnisse und rohen Stoffe viel geringer im Preise, die Sicherheit dieselbe.

Eben so verhält es sich mit der hier gegebenen Vorstellung von der Landrente. Es ist sehr gut dargethan, daß nur das Steigen der Preise der rohen Erzeugnisse eine solche gewähre, welches auch der Vorstellung von Ad. Smith nicht ganz zuwider ist: allein die gesammte Landrente einzig und allein daraus zu erklären, daß, indem wegen des Fortschreitens der Gesellschaft immer unfruchtbarere Gründe angebauet würden, sie einzig aus der vermehrten Arbeit entstehe, scheint theils eine erzwungene, theils eine nicht ganz zureichende Erklärung. Allerdings wird bey dem Anbau unfruchtbarer Gründe mehr Arbeit und überall ein größerer Aufwand zu deren Benutzung gefordert; aber war nicht eben davon die vermehrte Nachfrage und das Zunehmen der Bevölkerung der Grund, und was ist denn nun hier Ursache und Wirkung? Ferner um so ganz ausschließend absprechen zu können, wäre zu erweisen, daß vor dem Anbau unfruchtbarer Gründe gar keine Landrente habe bestehen können, und daß solche von keinem Boden zu gewinnen sey, auf welchen gar keine menschliche Arbeit gewandt worden: dieses ist aber offenbar nicht der Fall. Ein Steinbruch, für welchen ein vortheilhafter Absatz entsteht, der unfruchtbarste Boden einer aufblühenden Stadt, gewährt eine Rente; sollte aber der Verf. dieß als ein Monopol betrachten, so ist es doch eben das, worauf bey der

Entwicklung des Ursprungs jeder Landrente mit Rücksicht zu nehmen ist, da der Boden eine begrenzte Fläche ist, und derselbe nicht nach Belieben vermehrt werden kann, wie das bewegliche Gut; gleich fruchtbare, ja unfruchtbarere Grundstücke in der Nähe einer großen Stadt liefern eine größere Rente, als minder gut gelegene, obwohl fruchtbarere. Es mag von Ad. Smith der Unterschied zwischen einer Rente von der Oberfläche und von Bergwerken zu groß angegeben worden seyn; aber was hilft die größte Fruchtbarkeit eines Kohlenbergwerks während keine Gelegenheit zum Absatz ist, da die fruchtbare Oberfläche Menschen immerhin erhalten kann?

Neues und wahrhaft Belehrendes kommt über den Verkehr mit dem Auslande vor, nur besteht dieß gleichfalls in einzelnen scharfsinnigen Bemerkungen, man muß si aber nicht für erschöpfend halten. Wenn unser Verf. die Freyheit des Verkehrs unter den Völkern in Schuß nimmt, die Kornbill abgeschafft wissen will; so wird niemand etwas dagegen haben, so wenig als gegen die allmähliche Hinwegnahme der Armensteuer, wie sie in England besteht, noch gegen den Grundsatz, daß bey einem freyen Verkehr im In- und mit dem Auslande, bey jedem, durch eigenen Vortheil getrieben, die Thätigkeit erregt und die dem Ganzen zuträgliche Vertheilung der Beschäftigungen unter den Völkern sowohl, als auch bey jedem einzelnen Volke entstehen werde. Daß auch damit Mängel und Gebrechen verbunden sind, ist nicht zu läugnen, und um bey dem Handel mit dem Auslande stehen zu bleiben; so ist ein abgabenfreyer Verkehr unter den Völkern so lange nicht zu erwarten, als sie ganz verschiedene Abgaben-Systeme haben, und die öffentlichen Bedürfnisse so bedeutend sind. Wenn Hr. D. Ricardo die Abschaffung der Kornbill empfiehlt, so ist er zugleich, wegen des in England üblichen Gehentens, für eine Abgabe von zehn vom hundert von allen aus der Fremde eingeführten Körnern: wozu führt aber dieß, wenn man dasselbe in anderer Beziehung auch fordert?

Kein Schriftsteller über verwandte Gegenstände als

hier behandelt werden, kann sein Vaterland verläugnen. England liegt überall in diesem Buche zum Grunde. Das Uebergehen von einem Geschäft zum andern, vermöge der Veränderung in dem Ertrag oder Gewinnst ist in England weit leichter, überall leichter wenn es auf Veränderung des Handels ankommt, schwieriger bey Manufacturen, am schwierigsten bey dem Land- und Bergbau, wo große stehende unbewegliche Capitale aufgewandt werden, so daß man sich mit geringern Gewinnsten schon begnügt, um nicht noch weit mehr einzubüßen: diese unbeweglichen am Boden haftenden Capitale und die Grundstücke verlieren am Tauschwerthe, und die daraus zu erhaltenden Gewinne oder Renten gleichen sich eben dadurch bey Uebergehen in andere Hände aus. Die Leichtigkeit des Verkehrs im Innern und mit dem Auslande, in England so sehr durch natürliche Lage und Kunst begünstigt, gilt nicht in gleichem Maße von andern; auch liegt ein im Wohlstande fortschreitendes Volk bey den hier gemachten Untersuchungen vornehmlich zum Grunde, wie dieß bisher in England entschieden der Fall war, und das Stillestehen und Zurückgehen ist weniger beachtet.

Dies zeigt sich vornehmlich auch bey der Lehre von den Abgaben. Es ist gewiß, daß alle Abgaben vom Einkommen oder dem Capitale entrichtet werden müssen, und es mag mehr gleichgültig seyn, ob sie diesem oder jenem aufgelegt werden, da sie nicht eben da liegen bleiben, wohin sie gelegt werden. Diese Erscheinung geht nicht allein aus den hier angeführten, sondern auch aus andern Gründen hervor, und vor allem andern ist das Aufblühen, Stillestehen oder Zurückschreiten der Gesellschaft und in mancher Beziehung, wegen des unbeweglichen stehenden Capitals und des Grundes und Bodens, der einzelnen Theile eines Landes, von großer Bedeutung. Es muß bey allen Abgaben untersucht werden, wohin die Last der Steuer zuletzt falle, wenn man nicht eine allgemeine gleiche Einkommensteuer wählen kann; dieß aber ist unter Umständen sehr verschieden. Wenn es nun hier ganz entschieden heißt, jede, den rohen Erzeugnissen des Ackerbaues aufgelegte, Abgabe falle durch das Steigen der Preise derselben, so wie auch der Zehent (dessen Nachtheil gar nicht genügend dargestellt worden) auf die Verbraucher, nie aber auf die Eigenthümer oder Pächter; dagegen eine dem Pachtzins auferlegte, oder eine nach dessen Größe sich richtende Grundsteuer stets auf dem Grundeigentümer liegen bleibe, wenn sie aber nach den aus dem Boden gewonnenen Erzeugnissen angelegt werde, wie ein Zehent wirke, d. h. auf den Verbraucher fallen müsse: so antwortet der Rec.: so entschieden kann hier der verschiedenen Zustände der Gesellschaft, des Verkehrs mit Fremden, der eigenen Natur des stehenden unbeweglichen Capitals, der verschie-

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 1. May 1820.

M a i l a n d.

Die Armenische Litteratur ist in den letzten Jahren mit mehrern merkwürdigen, zum Theil so gar wichtigen Werken bereichert worden, von denen wir nach und nach eine kurze Rechenschaft vor unsern Lesern ablegen wollen. Billig machen wir den Anfang mit dem unerwarteten Fund einer Armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius, der langen Ungewisheiten auf einmahl ein Ende macht:

Eusebii Pamphili Chronicorum Canonum libri duo. Opus ex Haicano Codice a Doctore Johanne Zohrabo, Collegii Armeniaci Venetiarum Alumno, diligentius expressum et castigatum. Angelus Mains et Johannes Zohrabus nunc primum conjunctis curis latinitate donatum, notisque illustratum, additis graecis reliquiis ediderunt. Mediolani, regiis typis MDCCCXVIII. XXVIII und 396. groß Quart.

Eusebius sagt selbst in einer unbestreitbaren
II (5)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 1. May 1820.

M a i l a n d.

Die Armenische Litteratur ist in den letzten Jahren mit mehrern merkwürdigen, zum Theil so gar wichtigen Werken bereichert worden, von denen wir nach und nach eine kurze Rechenschaft vor unsern Lesern ablegen wollen. Billig machen wir den Anfang mit dem unerwarteten Fund einer Armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius, der langen Ungewisheiten auf einmahl ein Ende macht:

Eusebii Pamphili Chronicorum Canonum libri duo. Opus ex Haicano Codice a Doctore Johanne Zohra bo, Collegii Armeniaci Venetiarum Alumno, diligenter expressum et castigatum. Angelus Mains et Johannes Zohrabus nunc primum conjunctis curis latinitate donatum, notisque illustratum, additis graecis reliquiis ediderunt. Mediolani, regiistypis MDCCCXVIII. XXVIII und 396. groß Quart.

Eusebius sagt selbst in einer unbestreitbaren
II (3)

Stelle, daß er eine Chronik in zwey Büchern geschrieben habe. Von beyden ist nach der Zeit der Griechische Text verloren gegangen: doch besitzen wir davon eine Lateinische Uebersetzung des Hieronymus, aber nur in Einem Buche. Daß noch ein Buch vorhanden gewesen seyn müsse, ließ sich nicht abläugnen; denn abgesehen von der erwähnten Stelle des Eusebius, kommen auch im Syncell und Cedren Bruchstücke aus Eusebius Chronik vor, von denen sich keine Spur in Hieronymus Uebersetzung findet. Nach der Vermuthung des großen Joseph Scaliger wären beide Bücher von Hieronymus ins Lateinische übersezt worden; aber bloß das erste und größere Buch in zerstreuten und verstümmelten Bruchstücken und das zweyte ganz in den chronologischen Tafeln übrig geblieben; Vallarsi dagegen fand in seiner Ausgabe der vollständigen Werke des Hieronymus in dem sogenannten *Exordium libri* — von ein paar Seiten — und der darauf folgenden *Series regum* die Lateinische Uebersetzung des ersten Buchs, was schwerlich jemand außer ihm wahrscheinlich gefunden haben möchte; Spittler sah das erste Buch für den bloßen Brouillon an, den sich Eusebius zur Ausarbeitung der in Hieronymus Uebersetzung noch vorhandenen Chronik gemacht habe, und bey natürlich nach der vollendeten Ausarbeitung dem Untergang überlassen worden, eine Vermuthung, der doch im Wege stand, daß man einen Brouillon nicht leicht zum Werke selbst, das man daraus ausgearbeitet hat, schlägt, wie doch Eusebius gethan haben müßte, da er selbst (nicht etwa ein Fremder aus Mangel an Genauigkeit) von zwey Büchern seiner Chronik redet.

Wir haben gealauht, dieses vorausschicken zu müssen, um für alle Leser, auch wenn ihnen die Geschichte der Chronologie unbekannt geblieben ist, über das Verdienst dieses Werks, das seine

Herausgeber herauszusehen nicht für nöthig erachtet haben, deutlich zu werden. Die vor uns liegende Armenische Uebersetzung löset auf einmahl alle die Räthsel, an deren Lösung sich der Scharfsinn so lange vergeblich müde gearbeitet hat, und erklärt die Resultate der von Hieronymus de Prato über die Chronik des Eusebius angestellten Untersuchungen allein für richtig. Das Exordium libri und die Series regum kennt sie zwar nicht, aber dieses entscheidet noch nichts, weil die Armenische Handschrift gerade da defect ist, wo beydes stehen könnte; dagegen können beyde selbst der Sprache wegen, die für Hieronymus zu schlecht ist, keine Uebersetzung von ihm seyn; die Series gleicht ohnehin nur einem späten Register über die Lateinische Chronik. Nun hat aber auch die Armenische einen weit schicklichern Anfang, als das Exordium libri wäre, eine Vorrede vollkommen in der Weise des Eusebius, und enthält eine Chronik in zwey Büchern, die ganz das Lob verdienen, das ihr die Alten ertheilt haben. Man sieht aus dem ersten Buch, daß es das Resultat einer großen Belesenheit in der Völkergeschichte war, wie sie sich Eusebius in Pamphilus großer Bibliothek erworben hatte. In demselben stellte er alles zusammen, was nicht wohl seinen Platz in und bey den chronologischen Tafeln, dem zweyten Buch, erhalten konnte. Dieses fing er mit Abraham an, weil er Ninus, den Stifter des Assyrischen Reichs, für seinen Zeitgenossen hielt. Es konnte daher nichts darin aufgenommen werden, was vor dieser Zeit voraus gegangen war, oder in der Geschichte erzählt wurde: wie die ganze antediluvische Welt, die Fluth selbst, der Thurbau zu Babel u. s. w. Danun Berofus, Alexander Polyhistor und Abydenus bis in diese hohe Zeiten zurückgingen, aber auch in ihren Nachrichten von dem antediluvischen Reich der Chal-

däer, von Xysutrus Rettung aus der eingebrochenen Flut, und den nachfolgenden Begebenheiten nicht ganz übereinstimmten, so trägt Eusebius ihre Verschiedenheiten darüber zur Vergleichung zusammen, und dasselbe thut er auch in den folgenden Zeiten bey Sanherib, Nebukadnezar, und dem Ursprung andrer Staaten. Einzelne Bruchstücke der Art kommen zwar auch noch in dem zweyten Buch vor, woraus allerdings hervorgeht, daß Eusebius nach keinem ganz festen Plan gearbeitet, oder daß er manches im ersten Buch vergessen hat, was er im zweyten bey einer schicklichen Stelle nachholt, oder daß er sich manches im ersten Buch bereits Erwähnten bey der Abfassung des zweyten nicht mehr erinnerte. Die Völker, über deren Ursprung, deren Zeitrechnung, deren Könige und merkwürdigsten Vorfälle er sich im ersten Buch verbreitet, sind Assyrer, Chaldäer, Meder, Lydier, Perser, Israeliten, Phönicier, Aegypter, Aethiopier, und allerley in ihrer Geschichte vorkommende chronologische Punkte. Darauf verbreitet er sich über Athenienser, Argiver, Sicyonier, Lacedämonier, Korinthier, Thessalier, und Macedonier, sowohl in Europa, als in Syrien und andern Gegenden von Asien, daneben besonders noch über die Olympiaden, und die Staaten, die eine Zeitlang die Herrschaft zur See behauptet haben. Nun folgen die Römer, über die aber die Armenische Handschrift nicht vollständig ist. Es fehlt die Römische Geschichte zur Zeit der Republik und der Kayser, und hinter diesem auch der Anfang des zweyten Buchs, den aber Hieronymus Uebersetzung ergänzen kann. Der Inhalt des zweyten Buchs, der allen Gelehrten hinlänglich bekannt ist, ziehen wir zur Ersparung des Raums nicht weiter aus. Die Stellung der Materialien, in welcher der Armenische Text vom Lateinischen des Hieronymus

sie und da abweicht, ließe sich ohnehin nicht in der Kürze angeben.

Die Armenische Handschrift dieser Chronik fand Johann Zohrab, ein Zögling des Armenischen Collegiums des heil. Lazarus zu Venedig, bey einem Armenischen Priester zu Constantinopel und ermunterte 1792 einen daselbst lebenden Armenischen Gelehrten, Georg den Sohn Johannes, eine Abschrift davon zu nehmen, was er auch that. Diese Abschrift brachte Zohrab 1794 nach Venedig, und schenkte sie dem dasigen Armenischen Kloster; nahm aber kurz darauf eigenhändig eine Abschrift davon zu seinem eigenen Gebrauch; und letztere ist es, die mit ihm nach Mayland wanderte, wo er die Lateinische Uebersetzung dem berühmten Mai dictirte, der schon früher bey der Herausgabe des Philo *περὶ ἀστῆς* (Mediol. 1816. 8.) Europa von dem gemachten Fund benachrichtigt hatte. Die Uebersetzung, die nicht etwa aus einer Syrischen Uebersetzung, sondern aus dem Griechischen Originaltext selbst geflossen ist, möchten die Herausgeber über das achte Jahrhundert hinauffetzen, wofür wir aber doch keinen zureichenden Beweis finden, und lieber das Alter des Textes noch für unausgemittelt ansehen. Die Uebersetzung eignet zwar die Chronik durch keine Aufschrift dem Eusebius zu; aber dessen ungeachtet läßt sich nicht zweifeln, daß wir in ihr Eusebius Arbeit Armenisch lesen. Die Beschreibung, welche Eusebius in dem zweyten Buch von dem vorausgegangenen ersten gibt, stimmt mit dem Inhalt des Armenischen Textes vollkommen überein; der Abschnitt von Thessalien, den er nach dem zweyten Buch im ersten gegeben haben will, steht wirklich darin; und wie manches Fragment, das Griechische Chronographen mit Eusebius Namen, in ihre Werke aufgenommen haben, findet sich im ersten Buch wörtlich ins

Armenische übersezt! Beym zweyten Buch bürgt die Uebereinstimmung mit Hieronymus Lateinischem Text dafür, daß wir Eusebius Chronik lesen.

Ob gleich das erste Buch derselben für uns neu ist, so lesen wir doch darin nicht lauter neue, uns bisher völlig unbekannt gebliebene Texte. Der größte Theil derselben ist bisher schon aus andern Griechischen Geschichtschreibern und Chronographen von den neuern Chronologen und Geschichtsforschern benutzt worden. Wie viele Stellen fanden sich aus Eusebius vom Gregorius Syncellus in sein chronologisches Werk wörtlich ohne Eusebius Namen aufgenommen, die sich nun erst, mit Hülfe dieser Armenischen Uebersetzung, ihrem wahren Urheber wieder zueignen lassen. Wenn wir nichts übersehen haben, so sind es nur zehn Stellen, welche sich nicht aus Griechischen Schriftstellern mit ihren Worten haben belegen lassen; aber darunter sind einige von Wichtigkeit. Z. B. aus dem verlorren 7ten Buch des Diodor von Sicilien, liefert der von Eusebius gemachte Auszug die ganze Reihe der Könige von Alba von Ascanius bis Amulius; mehrere Stellen gibt er zuerst aus Manetho; zuerst auch das Verzeichniß der Könige von Thessalien u. s. w. In dem ersten Buch haben wir 15 verschiedene Schriftsteller gezählt, die Eusebius für dasselbe zum Theil sehr oft zu Rathe gezogen; Alexander Polyhistor, Berosus, Abydenus, Josephus, Castor, Diodor von Sicilien, Cephalion, Julius Africanus, Clemens von Alexandrien, Manetho, Porphyrus, Cassius Longinus, Phlegon, Thallus und Dionys von Halicarnas; rügt man die Citationen im zweyten Buch hinzu, Plato, Euripides, Phanocles, Didymus, Dicaearchus, Homer, Philistius, Crates, Eratosthenes, Aristarch, Archilochus, Apollodor, so steigt die Zahl auf 27, so daß man auch in diesem Werke den äußerst belese- nen Kirchenvater nicht

erkennen, und gern die Mängel übersehen wird, die auch in einem so einem Unternehmen weit günstigeren Zeitalter, als das seinige war, schwer zu vermeiden sind. In den Anmerkungen der beyden Herausgeber wird auf manche Schwierigkeit, auf die der Uebersetzer traf, hingewiesen, und der angenommene Sinn kurz gerechtfertiget, Parallelstellen in andern Griechischen Geschichtschreibern werden verglichen, geographische und historische Erläuterungen gegeben u. s. w. Doch kommen nicht wenige Stellen vor, wo man noch eine Note mehr hätte wünschen mögen. Daß wir uns kein Urtheil über die Richtigkeit der etwas eilig abgefaßten Uebersetzung anmaßen, versteht sich von selbst. (Doch bemerken wir im Vorbeygehen, daß uns die Uebersetzung von Arak und Anarak durch Perser und Nichtperser (soust Iran und Aniran) in der Ankündigung richtiger vorkommt als die in der Ausgabe S. 1. fortes et imbelles).

Merkwürdig ist, daß dieser Armenische Eusebius zur Ehrenrettung des großen Joseph Scaliger das seinige beyzutragen scheint. Im Vertrauen auf sein Ansehen hat er, was gar nicht zu billigen war, häufig nicht angegeben, woher er die Griechischen Fragmente genommen, durch die er Eusebius Chronik herzustellen versucht hat: als müßte man ihm zutrauen, daß er sie überall aus den glaubwürdigsten Quellen geschöpft habe. Er ist daher in den Verdacht gefallen, er selbst habe mittelst seiner großen Griechischen Sprachkunde die beygebrachten Griechischen Stellen erdichtet, und deßhalb seine Quellen nicht angegeben. Diese Beschuldigung findet sich nicht bestätigt. So hat man namentlich sein Verzeichniß der Griechischen Olympiaden als sein bloßes Nachwerk in Griechischer Sprache in Anspruch genommen. Aber Wort für Wort findet sich der Armenische Text S. 140 — 163 mit seiner Stelle über die Olympiaden in Uebereinstimmung. Und bey wie vielen andern Stellen, bey denen Scaliger keine Quellen angibt, ist derselbe Fall. (Man sehe S. 133. 139. 171. 183. 184. 188. 193.) Man hat, wie

es scheint, dem großen Mann, von ihm durch seine große Leidenschaftlichkeit gereizt, nicht selten Unrecht gethan. Hingegen findet Scaligers — sey es Vermuthung oder Anklage — daß Eusebius meist nur die Chronik des Julius Africanus geplündert habe, in dieser Uebersetzung nicht die mindeste Rechtfertigung. Ein Räthsel bleibt aber ungelöst: wie konnte Hieronymus das erste Buch der Eusebischen Chronik unbez. kannt bleiben? und wenn er es gekannt hat (denn seine Uebersetzung des zweyten erwähnt ja selbst des ersten), wie kam es, daß er seine Uebersetzung nicht auch auf dasselbe ausdehnte? Denn davon ist keine Spur zu finden, daß das erste je Lateinisch vorhanden gewesen sey, so entscheidend es auch Scaliger behauptet hat. Angehängt ist dem Armenischen Eusebius:

Samuelis Presbyteri Aniensis temporum usque ad suam aetatem ratio e libris historicorum summam collecta. Opus ex haicanis quinque Codicibus ab Johanne Zohrabo, doctore Armenio, diligentè exscriptum atque emendatum Johannes Zohrabus et Angelus Maius nunc primum conjunctis curis latinitate donatum notisque illustratum ediderunt. Mediolani, Regiis typis MDCCCXVIII VIII und 111 S. in gr. Quart.

In den ältern Zeiten liegt Eusebius Chronik zum Grunde: ihr erstes Buch ist sehr ins Kurze gezogen und ihr zweytes theils übersezt theils durch einen Zeitraum von 850 Jahren, vom 20. Jahr Constantins des Großen bis zum 45. des Kaisers Manuel Comnenus, so vermehrt und fortgesetzt, daß hauptsächlich Armenische Begebenheiten aus Moses von Chörone und andern Armenischen Geschichtschreibern aufgenommen sind. Der Zusätze zu Eusebius sind wenige, und von keiner Bedeutung, wenn wir nicht Herrlichkeiten der Art, wie die Bekanntschaft, in die wir mit den Frauen der biblischen Patriarchen eingeführt werden, zu schätzen wissen sollten. Der Verf. war aus Ania, einer Stadt in Armenien am Flusse Achur. Seine Chronik endigte er im J. 1179, in welches also seine Blüthe zu setzen seyn möchte. Bloß für die bis jetzt noch so wenig bekannte Armenische Geschichte, wozu wir sie auch von Hrn. Saint-Martin mit Nutzen gebraucht finden, kann die Chronik einigen Werth haben: an den frühern Theil aber haben die Herausgeber ihre darauf gewandte Mühe im eigentlichen Sinne des Wortes verschwendet.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 4. May 1820.

A r a u.

Bey Heinr. Kem. Sauerländer, 1819: Die Landessprachen der Schweiz, oder Schweizerische Dialectologie mit critischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnißrede von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermündarten. Von Franz Joseph Stalder, Decan und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch, Eborherrn am Stifte zu Beromünster. XII und 424 Seiten in gr. Octav.

Mit demselben Vergnügen, mit welchem wir im Jahre 1808 (St. 55) und im J. 1812 (St. 155) das musterhafte Schweizerische Idioticon des Hrn. Decan Stalder anzeigten, machen wir unsere Leser nun auch mit dieser schon lange erwarteten Dialectologie bekannt. Wie wichtig die Kenntniß der Schweizer Mundarten für die allgemeine Sprachkunde sowohl als insbesondere für die Aufklärung unserer alten vaterländischen Sprache ist, ergibt sich schon, wenn so etwas noch irgend eines Beweises bedürfte, aus dem fleißigen und fruchtbaren Gebrauche, der bis-

X (3)

her von dem Stalder'schen Idioticon gemacht worden ist. Recht sehr hat es uns daher auch gefreut, am Ende der Vorrede zu der Dialectologie zu finden, daß wir mit Zuverlässigkeit einen dritten Band des Idioticons erwarten dürfen, welcher die von dem scharfsinnigen und unermüdeten Verfasser unterdessen gesammelten Nachträge enthalten wird. Wir finden uns dabey veranlaßt, unsern schon früher geäußerten Wunsch, die so genannten Partikeln betreffend, zu wiederholen: — diese übermüthigen kleinen Pflanzen, die uns so gern weiß machen möchten, daß 'sie allein der Erde nicht entsprossen'. — Eine Schweizer Dialectologie ist in mehreren Hinsichten eine schwere Aufgabe. Eigenthümliche Wörter zu sammeln und zu erklären, ist an sich schon leichter und zugleich auch angenehmer, als die Bearbeitung der Grammatik einer Mundart. Auch bey der Anordnung des gesammelten Stoffes bieten sich größere Schwierigkeiten dar, von denen Hr. Decan St. nur Eine besonders aushebt, die allerdings der Schweiz vorzugsweise eigen ist. Die Verschiedenheit der Abstammung, so wie des Bodens, auf dem die Bewohner der Schweiz leben, und der Nachbarn, von denen sie umgeben sind, hat eine Mannichfaltigkeit von Mundarten zur Folge; dergleichen sich schwerlich in einem andern gleich großen Bezirke findet. Selbst die Schweizer einer und derselben Landschaft haben bisweilen Mühe sich gegenseitig zu verstehen. Als Beyspiel führt Hr. Dec. St. die Gombser und Rarer im Wallis an. Merkwürdig ist dabey, die S. 13 als ausgemachte Wahrheit aufgestellte Behauptung, daß die Sprache der Bewohner der Berge und der Alpenthäler viel weicher, sanfter und lieblicher klingt, als die Sprache, die man in dem flachern Lande hört; so wie es auch gerade diese Bewohner der Hoch-

gebirge sind, die gemeinschaftlich einen Reichthum alter kerndeutscher Wörter besitzen, die von den Bewohnern der ebenen Flächen nicht einmahl verstanden werden. Hier wird also ein aufmerksamer Beobachter, der an Ort und Stelle lebt, auch für das Grammatische noch manche neue Entdeckung machen können; denn gerade dergleichen Eigenthümlichkeiten sind oft auf einen ganz kleinen Fleck beschränkt. Schon jetzt haben sich mehrere gelehrte Freunde des Hrn. Dec. St., die von ihm in der Vorrede namentlich angeführt werden, in dieser Hinsicht verdient gemacht, besonders Hr. Professor K ü g l i s t a l l e r, dem diese Dialectologie auch mehrere aus ungedruckten Denkmahlen genommene Vergleichen der alten Sprache verdankt. Es liegen nämlich in St. Gallen noch drey ungedruckte Handschriften von Notker, die Uebersetzungen des Boethius (*de consolatione*), des Martianus Capella (*de nuptiis Philologiae et Mercurii*) und einer Aristotelischen Schrift (*de categoriis*) enthalten; und außerdem ein Wörterbuch von Kero, welches von den Glossen, die Goldast zuerst bekannt machte, durchaus verschieden ist. Die Notkerischen Werke erhalten noch dadurch einen besondern Werth, daß die Vocale mit Tonzeichen versehen sind, deren Bedeutung durch die noch lebende Aussprache bewahrt wird. Möchten sich doch die Sprachgelehrten der Schweiz das unschätzbare Verdienst erwerben, diese alten Denkmahle ungesäumt in ihrer ganzen Echtheit und Vollständigkeit dem Drucke zu übergeben, und dadurch der allgemeinen Benutzung zugänglich zu machen! Wie dankbar würde ihnen Mitwelt und Nachwelt dafür seyn! Ueber die Wichtigkeit dieser Tonbezeichnungen für Etymologie und darauf sich gründende richtige Worterklärung wird uns die bald erscheinende neue Ausgabe der Grimmischen Grammatik

die überraschendsten Aufschlüsse geben. Ueberhaupt zeigt sich allenthalben der wohlthätige Einfluß, der zwischen einer so verständig bearbeiteten Dialectologie und zwischen einer allgemeinen Deutschen Grammatik, wie wir sie durch Jac. Grimm kennen gelernt haben, gegenseitig statt findet. Die letztere wird durch die erstere unterstützt; die erstere in dem was sie zu beobachten hat, und in der Anordnung des beobachteten, durch die letztere geleitet. Auf diese Weise werden neue oder erweiterte Untersuchungen veranlaßt werden; so z. B. über die Vermuthung, die Hr. Decan St. S. 127 vorträgt, daß, so wie in den Formen hammer, simmer, schlömmmer (haben wir, sind wir, schlagen wir) so auch in den alten duomes, tiaumes, (faciamus, fecimus) und den ähnlichen Griechischen und Lateinischen ein Verschmelzen des Pronomens mit dem Verbum anzunehmen sey, womit Grimm's Grammatik S. 446, 544, und 604 ff. zu vergleichen ist. In der Erklärung der Vorsylbe ge treffen Hr. D. St. und Hr. Biblioth. Grimm zusammen; aber die Behauptung des ersten (S. 52), daß das ge vor den Infinitiven von den Wörtern mögen und können abhängig sey, erfordert weitere Prüfung. Von einem Qualis wird nichts erwähnt; ist, möchte man fragen, wirklich jede Spur desselben verloren? Sind 'kommen' und 'finden' (S. 157) die einzigen Vollwörter die im Particip das ge oder eine Verdoppelung des ersten Buchstaben nicht erlauben? — Doch wir wollten nur ein Paar Beispiele geben, wie dasjenige, was man aus dem Buche lernt, und was natürlich in einer Anzeige, wenn sie auch weit ausführlicher seyn darf als die gegenwärtige, nicht ausgehoben werden kann, neue Fragen veranlaßt, und wie gerade darin ein Verdienst dieser Dialectologie, so wie jedes guten Buches, besteht.

Die Vergleichenngen der ältern Sprache geben bereits dem Idioticon einen ausgezeichneten Werth; noch weit reichlicher ist das gegenwärtige Werk damit ausgestattet. Auch sind diese Vergleichenngen, wie Kenner sogleich bemerken werden, nicht aus den Wörterbüchern, sondern aus den Quellen selbst genommen. Auffallend ist dabey, wie durch das Eigenthümliche der Mundart das, was wir bisher von dem Vaterlande einzelner Dichter gewußt oder vermuthet haben, auf das lebendigste bestärkt wird. In Hadlaub z. B. hört man noch diese Stunde den Zürcher, in Bonerius den Berner. (Was den letztern betrifft, so kann der Verf. dieser Anzeige nicht umhin, bey dieser Gelegenheit eine Nachricht mitzutheilen, die er der Güte des Hrn. Reg. Schultheis Graf Mulinen zu Bern verdankt. Unser Fabeldichter war, den Untersuchungen des Hrn. Grafen zufolge, ohne allen Zweifel Ulrich Boner, ein Prediger-Mönch, dessen Geschlecht von Alters her in Bern verbürgert war, ein welterfahrener und in vielen Geschäften gebrauchter Geistlicher, der von 1324 bis 1349 in einer Menge von Urkunden genannt wird. Seinen edelstein schrieb er wahrscheinlich in der Muße früherer Jahre (Vorr. S. 50), also gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Sein Vönnner, Johann von Rinkenbergh, ist allen Umständen nach derselbe, dessen Gedichte sich in der Sammlung von Minnesingern finden. Daß er dort nicht Herr genannt wird, beweiset nichts gegen diese Annahme, und zeigt nur, daß er seine Gedichte in seiner Jugend schrieb, ehe er noch den Ritterschlag erhalten hatte, ohne welchen selbst Dynasten nicht zu dem Herren-Titel berechtigt waren. Dieser Johann von Rinkenbergh stammte aus einem mächtigen reichsfreyherrlichen Geschlechte, das in dem gegenwärtigen Berner Oberlande lebte, und zu Bern verbürgert

war. Er war schon 1291 mit einer Tochter des Freyh. Arnold von Wadischwyl zu Mülhnen verheirathet, und starb um das Jahr 1340 in hohem Alter. Ein Sohn von ihm gleiches Namens, der um 1334 auch als Ritter genannt wird, starb vor dem Vater. — Durch diese sämmtlich aus Urkunden genommene Bemerkungen wird das was in der Vorrede zum edelstein S. XXIX ff. gesagt ist, theils bestätigt, theils ergänzt und berichtigt.)

Um größere Proben der verschiedenen Dialecte zu geben, ist die schöne Parabel von dem verlorenen Sohne gewählt, die allerdings zu diesem Zwecke ganz vorzüglich paßt. — Sie findet sich hier (wenn wir richtig gezählt haben) drey und siebenzig Mal: I. in der Sprache Latians (von Hrn. Prof. Füglistaller); dann in Nottkers Sprache (von Demselben); II. in dem jezigen Schweizerdeutsch, in 42 verschiedenen Dialecten. Als Anhang folgen noch Uebersetzungen dieser Parabel in die Romanischen Dialecte; I. in das eigentlich so genannte Romansch (6 Arten), II. in die verschiedenen Französischen Patois (15 Arten), und III. in den Italiänischen Dialect des Canton Graubünden und des Cant. Tessin (8 Arten). Es versteht sich von selbst, daß unser Alphabet viel zu arm ist, um die unendliche Mannigfaltigkeit der wirklichen Laute zu bezeichnen, und daß diese Proben, wenn sie in das volle Leben treten sollen, von Personen vorgelesen werden müssen, denen die Mundart vollkommen geläufig ist, und die sich dazu vorbereitet haben; denn sie vom Blatte zu lesen (um einer verwandten Kunst einen Ausdruck abzuborgen) möchte auch selbst Eingebornen nicht gelingen.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: De servitute luminum et ne luminibus officiat, cum duplici adpēdicē de

servitute prospectus et fenestrae, liber singularis, quo nova ratione servitutes hae explicantur, variaeque juris civilis capita exponuntur, illustrantur, vindicantur, Auctore L u d o v i c o F r i d e r i c o G r i e s i n g e r. I C t o S t u t t g a r d i e n s i. 1819. XXVIII und 304 Seiten in Octav.

Mit einem außerordentlichen Aufwande von Gelehrsamkeit und Literatur werden in diesem Buche, welches allerdings unsere Wissenschaft auf eine echte und höchst beachtungswerthe Art bereichert, neue Ansichten von Gegenständen vorgetragen, die bis auf den gegenwärtigen Augenblick Stoff zu zahlreichen Controversen geben. Der erste ist die vielbesprochene Servitus luminum, und deren Unterschied von der Servitus ne luminibus officiat. Der Verf. hält dafür, daß bey gleichem Objecte, die letztere das Mehr, die erstere das Mindere enthalte, so daß die erstere nur das Recht gebe, den Nachbarn anzuhalten, daß er nichts thun dürfe, wodurch mir mein Licht vollkommen entzogen wird (quo lumen mearum aedium tollatur h. e. penitus recludatur); die zweyte dagegen, daß mir mein Licht auch nicht im mindesten verringert werde (quo lumen mearum aedium minuat vel minimum.) In dem fr. 4. D. de S. P. U. wird daher der Ausdruck vicinus nicht auf den dominus praedii servientis, sondern auf den dominus praedii dominantis, so wie lurrina nostra, nicht auf die lumina domini dominantis, sondern auf die lumina domini servientis bezogen, und damit Cajus L. II. tit. 1. §. 5 in Verbindung gesetzt, so daß diese letztere Stelle durchaus keine Emendation bedürfe; wobey denn der Verf. auch eine Wette eingehen will, daß sie sich in derselben Integrität in dem neu entdeckten Cajus vorfinden müsse. Der zweyte Gegenstand ist die Servitus prospectus, und ne prospectui officiat. Der Verf. erkennt keinen Unterschied zwischen ihnen an, behauptet vielmehr, daß sie nur eine und dieselbe unter

verschiedenen Namen sey, wohin auch die *Servitus legalis prospectus montium* in einer von *Harmenopulus* aufbehaltenen, in die *Pandecten* nicht aufgenommenen, Stelle des *Papinian* zu rechnen sey (hier sehr gute Bemerkungen über den Character des Werks des *Harmenopulus*); und gibt als deren Wesen an, daß sie das Recht die freye Aussicht nach irgend einem Gegenstand ungeschmälert zu behalten (nur nicht in die Luft) in sich gefaßt habe. Der dritte endlich ist die *Servitus fenestrae*. Ausgeführt wird, daß dieselbe in dem Rechte bestehe, in eine fremde Wand Fenster einzubrechen; daß dagegen das Recht, in einer gemeinschaftlichen Wand, dergleichen zu haben, als ein bloßes persönliches Recht, nicht zu dieser *Servitut* gehöre; daß auch eine *Servitus non inmittendae fenestrae in suum parietem*, existire, deren Gegenstand das Recht, dergleichen in die eigene Wand einzubrechen, sey.

Das Buch ist dem gelehrten *Advocat Antonio Galimberti* zu Rom, den der Verf. bey seinem dortigen Aufenthalt kennen gelernt hatte, *dedicirt*. Die *Dedication* enthält Klagen über die Methode der Deutschen, das Römische Recht zu bearbeiten; sie zögen es vor, *Compendien* und Systeme zu schreiben, statt aus den Quellen zu schöpfen, und den daraus gewonnenen Stoff zu verarbeiten.

Druckfehler: Verbesserungen. Im 18ten Stück der diesjährigen gelehrten Anzeigen lese man: S. 170, Z. 15, Keiner statt Einer. S. 171, Z. 2 von unten, armirter statt vereinter. S. 172, Z. 9 von unten, abgekniester statt abgegeisterter. S. 174, Z. 11, 8 dentatum statt et dentatum. Ebendas. Z. 8 von unten, Flor. Germ. statt H. German.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 6. May 1820.

J e n a.

Bei Walz: Commentarius exegetico-dogmaticus in eos Jesu Christi Sermones, qui de reditu ejus ad judicium futuro et judicandi provincia ipsi demandata agunt, auctore Henrico Augusto Schott, Theologiae S. S. Doctore et Professore Jenensi. MDCCCXX. 432 S. 8.

Der Rec. erinnert sich aus den letzten Zeiten keiner exegetischen Schrift, die ihn so mächtig angezogen hätte, wie die vorliegende. Daran hat nicht bloß die Wichtigkeit des exegetischen, in ihr abgehandelten Problems Antheil, sondern auch die Gründlichkeit der Ausführung. Man wird durch alle Modificationen, welche den verschiedenen Vorstellungen von der *παρουσία Χριστού* gegeben werden, mit Ruhe (wenn man etwa eine Stelle gegen die Rationalisten abrechnet) hindurchgeführt, und lernt, wenn man eigenes Urtheil mit hinzubringt, die Schwierigkeiten vollständig übersehen, welche die beyden Haupterklärungsar-

ten, in die man sich theilt, zu beseitigen haben, wenn sie sich aufrecht erhalten wollen. So urtheilt ein Recensent von dieser Schrift, der in die Abänderungen nicht einstimmen kann, welche der gelehrte und scharfsinnige Verf. mit seinen früher in einer academischen Schrift vorgetragenen Ideen über die *παρονομα Χριστοῦ* vorgenommen hat. Die mit vieler Genauigkeit grammatisch, historisch und dogmatisch erläuterten Stellen sind, außer den ausführlichen Reden Jesus Matth. 24 und 25, und Mark. 13, die kürzern Aeußerungen über diese Materie Matth. 7, 19—23. 10, 23. 13, 24—30. 36—43. 47—50. 16, 27. 28. Mark. 9, 1. Luk. 9, 27. Matth. 23, 38. 39. Luk. 13, 35. Matth. 26, 64. Mark. 14, 62. Luk. 22, 69. Luk. 12, 35—48. 13, 23—30. 17, 20—37. 19, 11—27. 21, 5—36. 12, 8. 9. Matth. 10, 32. 33. Joh. 5, 21—30. 3, 17. 18. 8, 15. 16. 26. 9, 39. 12, 31. 47. 48. 14, 1. 2. 3. 18. 28. 21, 22. 23. Eine kurze Darstellung des Resultats oder der Lehre von der doppelten Wiederkunft Christi macht den Beschluß.

Gegen die grammatischen Erörterungen und die Critik des Verf. (einige critische Vermuthungen abgerechnet) möchte wenig einzuwenden seyn: es kommen darunter sogar einzelne ihm ganz eigenthümliche Bemerkungen vor, die sich den Beiritt der Ausleger und Critiker versprechen können: mehr möchte sich gegen die Auffassung der prophetischen Sprache und des Zusammenhangs erinnern lassen. Die Hauptsache kommt auf die Rede Jesus Matth. 24. 25 und Mark. 13 an, die auch am ausführlichsten behandelt ist: nach den dort entwickelten Ideen muß sich auch die Auffassung des Sinnes der kürzern Stellen der Evangelisten bequemen. In der Erklärung von Matth. 24, 1—25 ist das Ganze mit so guten Gründen unterstützt, daß man höchstens im Ein-

zeln der Erklärungen von dem Verf. abweichen kann. Wir halten uns daher nicht dabey auf, daß man für die negativen Zeichen der Zeit, die noch keine sich nähernde Zerstörung Jerusalems andeuten sollen, für Krieg, Hunger, Pest und falsche Messiasen nach der Prophetensprache, der sich doch Christus in dieser Rede bedient, keine specielle Deutungen aus der Geschichte aufzusuchen habe; noch bey dem positiven Zeichen, daß wenn das verwüstende Gräuelpheer vor Jerusalem gelagert seyn werde, τὸ ῥηθὲν διὰ Δαυιδ τοῦ προφήτου ein Blossem seyn soll. Aber wünschte man, eine Aufklärung darüber zu lesen, wie die Christen zu Jerusalem (B. 15. 16) noch zur Flucht hätten aufgefordert werden können, nachdem schon die Römer die Stadt eingeschlossen hatten. Und wenn es gleich wahr ist, daß Volksverführer in Palästina gewöhnlich ihre Anhänger zu einem Heer in Wüsten zu sammeln pflegten, so geht es doch schwerlich an (B. 26) ἐν ἐρήμῳ darauf zu ziehen; denn es steht ἐν τοῖς ταμείοις entgegen, für das ἐν πόλεσι stehen würde, wenn Wüste und Städte einander entgegen stehen sollten. Πύλη (Straße, offener Platz) und ἰσθμὸς (Zimmer) sind bessere Gegensätze. Wir bleiben lieber dabey stehen, daß B. 15 - 26 nicht bloß von der Belagerung Jerusalems und den Drangsalen, die dabey eintreten würden, sondern auch zugleich von der Zerstörung der Stadt handeln sollen; weil diese Deutung für den Sinn des weitern Verfolgs der Rede Jesus entscheidend ist, und sie den Verf. veranlaßt hat, vom 27. B. an Christus Rückkunft zum Weltgericht, zu finden. Und doch scheinen die dafür möglichen Beweise nicht Genüge zu thun. Sollte wohl aus den von Jesus gebrauchten Redensarten und

Formeln folgen, die Rede gehe von der Zerstörung Jerusalems zu einer andern Sache über? Fragt man: "Ob Jesus erst B. 27. 28 von der Zerstörung Jerusalems reden könne? Er vergleiche dort mit dem Bliß τὴν παρουσίαν τοῦ υἱοῦ τοῦ Θεοῦ: und wer noch erwiesen habe, daß die damaligen Juden bey παρουσία Χριστοῦ an künftige Zerstörung Jerusalems gedacht hätten?" so möchte man antworten: wenn auch die damaligen Juden nicht dabey daran gedacht haben sollten, so dachten dabey wenigstens die Jünger daran, an die doch Jesus Rede gerichtet war; sie fragten ja Jesus, als er davon redete, es werde kein Stein des Tempels auf dem andern bleiben (B. 3) εἰπὲς ἡμῖν, πότε ταῦτα ἔσαι, καὶ τί τὸ σημεῖον τῆς σῆς παρουσίας; und war nicht von Zerstörung die Rede? "Wie könnte aber unter der παρουσία Χριστοῦ Zerstörung Jerusalems verstanden werden, da diese παρουσία plötzlich und unvermuthet, wie ein Bliß (B. 27) eintreten sollte; und wenn gleich die Einnahme und Zerstörung Jerusalems früher zu Ende gegangen, als man hätte vermuthen mögen, so sey sie doch nichts Unversehenes und Plötzliches, sondern etwas lange Vorbereitetes und so gewiß Vorausgesehenes gewesen, daß vier Jahre vor der Zerstörung schon viele Juden aus Jerusalems ausgewandert wären, um sich dem schrecklichen Ereigniß zu entziehen." Liegt aber auch im Bliß das Bild des Plötzlichen und Unerwarteten? und nicht vielmehr des weit und breit Bemerkbaren, was sich selbst dem Verf. aufgedrungen hat, daß er daher letztere Erklärung mit der erstern in seiner Uebersetzung verbindet: Christi παρουσίας subito et improvise esse

venturam, — und — neque angustis spatii
 terminis inclusam, sed ita fore comparatam,
 ut ejus vim et efficaciam longe lateque
 experiri liceat. Dieses vorausgesetzt, wird der
 Sinn der Vergleichung: „wie ein Blitz weit und
 breit bemerkt werde, so werde auch allgemein das
 Gefühl der Anwesenheit Christi oder der Anerken-
 nung seyn, daß der Untergang Jerusalems eine
 Strafe seiner Mishandlung und seiner Verwerf-
 ung sey. Nur werde er nicht selbst zerstöhren,
 sondern den Römern die Zerstöhörung überlassen.
 „So wird wenigstens das, was Luk. 21, 25–27
 „beschrieben wird, deutlich vom Vorhergehenden,
 „oder der Zerstöhörung Jerusalems unterschieden
 (Ἰερουσαλήμ ἔσαι πατουμένη ὑπὸ ἐθνῶν, ἄχρι πλη-
 ρωθῶσι καιροὶ ἐθνῶν· 25. καὶ ἔσαι σημεῖα ἐν
 ἡλίῳ κ. τ. λ.) Wenn nur bey dem καὶ ἔσαι ση-
 μεῖα eine Partikel stünde, welche die figürliche
 Schilderung von der voranstehenden mit eigentli-
 chen Worten als von ihr verschieden bezeichnete.
 So wie jetzt B. 25 steht, wird man beym Fort-
 lesen wie genöthiget, den Untergang selbst mit
 prophetischen Bildern geschildert zu finden, dessen
 Vorausgegangenes vorher mit eigentlichen Wor-
 ten beschrieben war. „Aber erklärt man ὄψονται
 „τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον (B. 30) von
 „der Zerstöhörung Jerusalem, müßte man dann
 „nicht auch Matth. 25, 31 ὅταν ἔλθῃ ὁ υἱὸς
 „τοῦ ἀνθρώπου von derselben Zerstöhörung erklä-
 „ren, und wäre dieses möglich?“ Allerdings
 nicht; aber hatten denn nicht die Jünger (Matth.
 24, 3) ihrem Meister eine doppelte Frage vorge-
 legt, eine über die Zeichen der sich nähernden
 Zerstöhörung Jerusalems und des Endes der Welt,
 sey es, daß sie in dem Wahn standen, daß bey-
 des mit einander verbunden seyn würde, oder

daß sie wirklich zweyerley wissen wollten. Jesus wollte wenigstens beydes von einander getrennt wissen, und spricht daher auch von beydem besonders; zuerst von jener, und zuletzt von diesem. Die Ankunft Jesus zu beydem heißt (wie doch zugegeben wird) ein ἔρχεσθαι αἰ' οὐρανοῦ: warum mußte nun auch 25, 31 von der Zerstörung Jerusalems und könnte nicht vom jüngsten Gericht handeln? Uebrigens sieht der Verf. sehr richtig Cap. 24, 30 für eine Wiederholung des Inhalts des vorangehenden an. Aber eben deswegen kann auch darin nicht die Hoffnung liegen, daß sich Jesus Lehre nach der Stürzung des Judenthums freyer ausbreiten werde, sondern nur das Gefühl, daß man den Untergang des jüdischen Staats für eine Strafe des verschmäheten Jesus ansehen werde. Und dieses sieht Jesus für das durchgreifendste Mittel an, daß sich alle bessere Menschen, seine Lieblinge, zu seiner Religion wenden werden (W. 31). Und war dieß nicht wirklich der Fall? Mit Jerusalem stürzten alle Hoffnungen der Juden, mit denen sie sich bisher geschmeichelt hatten, hin: es war kein Nationalheiligthum, kein Mittelpunkt der Nationalverbindung, kein Ort mehr da, von dem ein weltlicher Messias ausgehen konnte: mit der bisherigen Theokratie mußten auch alle bisher auf sie gebauten stolzen Erwartungen untergehen. Ein geistiger Messias, den die Apostel lehrten, war nun allein noch denkbar: ein mächtiger Hebel für das Christenthum bey Juden nicht nur, sondern auch bey Heiden, die den Trost, den sie bisher im Judenthum gesucht hatten, nun viel kräftiger im Christenthum fanden. Der Untergang des Jüdischen Staats ward also das kräftigste Mittel, Christus alle Welt zuzuführen. Und das Alles erfolgte noch in jenem Menschenalter. Jede Wendung, die man dem 34. B. des

Matthäus geben mag, ist gezwungen und unnatürlich, wenn nicht im ganzen Vorhergehenden bloß von der Zerstörung Jerusalems die Rede gewesen ist. So behielten also in des Rec. Augen die *curae priores* Vorige vor den *curis posterioribus*, die der Verf. mit einem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit in diesem Buche vorgetragen hat. Wer die Macht kennt, welche sehr lebendig gewordene Ideen im Augenblick der Entscheidung über die Erklärung eines alten Schriftstellers haben, den wird diese Erfahrung nicht bestreiden.

St. Petersburg.

Ben Plüschart: *Respect dû à la tête couronnée, ou exposé historique, politique et moral des grands évènements relatifs à la Pologne, en reponse aux écrits calomnieux la mémoire du feu Stanislas Auguste, dernier roi électif de Pologne. Par Mr. Lobarszewski, conseiller d'état actuel de S. M. Impériale, chevalier des ordres de Ste Anne de la première classe, de St. Stanislas et de St. Vladimir, ancien représentant et membre de la commission de la guerre dans la ci-devant république de Pologne. 1818. S. 228 in 8.*

Eine Anzeige des vorliegenden Buches können wir in wenigen Worten zusammenfassen; den Zweck desselben besagt zum Theil schon der Titel, es ist vornämlich Rechtfertigung des letzten Wahlkönigs von Polen, außerdem aber auch Rechtfertigung der Polnischen Nation überhaupt, gegen die ihr als solcher gemachten Vorwürfe, Rechtfertigung derjenigen Parthey unter den Polen, die von jeher dem Russischen Interesse ergeben gewesen, und endlich auch Rechtfertigung von Rußland selbst in seinem Verfahren gegen Polen von Peter dem Großen an bis auf Catharine II., in-

dem der Verf. sich zu erweisen bemüht, daß nicht Rußland, sondern Preußen und Oesterreich Urheber und Beförderer der Theilung und des endlichen Untergangs von Polen gewesen. Vorzüglich ist das Buch gegen die Französischen Schriftsteller gerichtet, welche den König Stanislaus August unverzeihlicher Schwäche, die Polnische Nation eines verderblichen Leichtsinns, die Großen vornämlich einer tief gewurzelten Demoralisirung und endlich Rußland eines höchst verderblichen Einflusses auf Polen geziehen, alles Meinungen, die bekanntlich nicht in Frankreich allein, sondern in dem gesammten civilisirten Europa sehr viele Anhänger gefunden, und welche allerdings der Erfolg der Begebenheiten dem unbefangenen Beobachter zu bestätigen schien. Wie es der Verf. versucht, von allem diesen grade das Gegentheil zu erweisen, verdient in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. Die darin mit kurzen Worten abgefertigten politischen Fragen, die eben so schneidend beurtheilten Verhältnisse sowohl von Europa im Allgemeinen als seinem Vaterlande insbesondere, sind von der Art, daß sie eine gründlichere weitläufigere Erörterung erfordern würden, als sie der enge Raum dieser Blätter gestattet. Ob jedoch bey dem unbefangenen Kenner der Geschichte, dem vorurtheilsfreyen Forscher, der Verf. mit seinen Behauptungen unbedingt Beyfall finden werde, das wagen wir gar sehr zu bezweifeln, wiewohl wir auf der andern Seite, sowohl die in der Lage desselben begründeten Schwierigkeiten, ein freymüthiges Urtheil über Verhältnisse zu äußern, die zum Theil kaum erst der Vergangenheit unbedingt zuzugehören anafangen, keinesweges verkennen, als auch gar gern seiner, unserm Urtheil nach, nicht undeutlich durchschimmernden Absicht, seine Landsleute mit ihrer dermahlihen Lage auf jede Weise zufrieden zu stellen, gern volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 6. May 1820.

L o n d o n.

Bey Longman, Hurst, Rees u. s. w.: The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XII. P. I. 1817. 290 S. und 8 Kupfert. in 4.

Die meisten Abhandlungen dieses Theils eines Werks, dessen 11ter Band S. 750 und 1929 des Jahrg. 1817 und S. 1017 und 1041 des Jahrg. 1818 unsere Blätter angezeigt wurde, sind botanischen Inhalts. Wir theilen zuerst einen Auszug aus den vier folgenden, zu den übrigen Fächern der Naturgeschichte gehörigen Abhandlungen mit. III. (S. 10) W. E. Leach über die Classification der natürlichen Insectenordnung Notonectides, nebst Beschreibungen der Britischen Arten. In der Edinburger Encyclopädie trennte Hr. L. die Notonectiden als eine eigene, durch die zwey langen, zum Schwimmen eingerichteten Hinterfüße characterisirte Familie von Latreille's und Olivier's Hydrocorisae. Hier sind diese Insecten nach der Gestalt des Körpers und der Zahl der Fußglieder noch weiter unter zwey Abtheilungen

3 (3)

gebracht. Die Kennzeichen der ersten dieser Unterordnungen, worunter *Notonecta* und *Plea* stehen, sind: *Corpus cylindrico - ovatum*; *tarsi omnes biarticulati*. Die zweyte, welche *Sigara* und *Orixa* enthält, hat folgende Merkmale: *Corpus depresso - cylindricum*; *tarsi antici uniarticulati*; *quatuor postici biarticulati*. *Plea* ist dem Verf. ein neues, aus *Notonecta minutissima* Fabr. gemachtes Geschlecht, für deren Unterschied von *Notonecta* er angibt: *Corpus ovato - quadratum*; *antennae articulo tertio reliquis majore*; *tarsi antici articulis subaeque longis*; *ungues postici magni*. *Notonecta minutissima* Linn. hält er für verschieden von dieser *Plea* und rechnet sie zu *Sigara*, IV. (S. 19) Bemerkungen über die Naturgeschichte des, zum erstenmahl in England gefangenen schwarzen Storchs. Von G. Montagu. Der kurze Aufsatz betrifft bloß das Verhalten eines solchen Storchs in der Gefangenschaft und die Farbenveränderungen, die der Verf. daran beobachtete. Bey der Seltenheit der Störche in England war diesem Manches wichtig, was bey uns Jeder sehr alltäglich finden wird. Der Wechsel der Farben, der in der kurzen Zeit vom Anfange des Februars bis zur Mitte des folgenden Monats eintrat, war, wie der Verf. zugibt, ohne Zweifel Wirkung der Gefangenschaft und des unnatürlichen Futters. V. (S. 24) Ueber den *Tantalus Ephouskyca*, einen seltenen Americanischen Vogel. Von B. Smith Barton. Die mangelhaften Nachrichten, die hier über diesen, selbst von Wilson; dem Verf. der *American Ornithology* nicht gekannten Vogel vorkommen, sind aus einem bekannten Werke, W. Bartram's Reisen durch Carolina, Georgien u. s. w. entlehnt. Das einzige Neue, was Barton liefert, ist eine, ihm von Bartram gegebene Abbildung des Vogels, nach welcher die-

fer zu Tantalus zu gehören scheint. IX. (S. 53) Beobachtungen über die Natur und Bildung des Steins, welcher die auf der Insel Guadeloupe gefundenen Gerippe incrustirt, nebst einigen Nachrichten über den Ursprung dieser Scelette. In einem Bericht an den General Ernouf, ehemahligen Gouverneur dieser Colonie. Mitgetheilt von J. Banks. Der wichtigste unter den Aufsätzen dieses Theils, wobey man nur ungerne den Namen des Verfassers vermisst. Zuerst über die Natur und das Wachsthum des incrustirenden Steins. Die ganze Küste des quartier du Monde auf Guadeloupe besteht aus Trümmern von Conchylien ohne irgend eine Beymischung von eigentlichem Sand. Die Vereinigung dieser Bruchstücke bildet eine Steinart, die offenbar von neuer und selbst noch täglich statt findender Entstehung ist. Man trifft sie in einem vierfachen Zustande an. Die erste Art ist ein sehr poröses und sehr zerreibliches Agregat von dicken Körnern. Die zweyte hat die nehmlichen Charactere, ist aber nicht zerreiblich, und enthält salzfauern Kalk nebst salzsaurer Erde. Die dritte unterscheidet sich von der vorigen durch größere Festigkeit. In der vierten sind die verschiedenartigen Bestandtheile zu einer fast homogenen, compacten, kohlensauren Kalk, salzfauern Kalk und salzsaure Erde enthaltenden Masse verbunden. Nur die letztere hat ein wahres steinartiges Ansehen. Es finden sich darin: *Cypraea Pediculus*, *stercoraria*, *Exanthema* und *Zebra*, *Buccinum cornutum*, *Perdix* und *Dolum*, *Voluta Oliva*, *Murex ramosus*, *Bulla Ampulla* und *gibbosa*, *Nerita versicolor* und *peloronta*, *Strombus Lambis*, *Turbo Pica*, *Trochus niloticus*, mehrere Patellenarten, auch Flußconchylien, Scherben von gebrannter Erde, steinerne Beile und andere Werkzeuge der Eingebornen, einzelne Menschenknochen und

selbst ganze, mehr oder weniaer erhaltene Gerippe. Die Natur aller dieser Sachen ist nicht verändert. Die Muscheln besitzen noch ihren Glanz und ihre Farben. Sie sind also bloß incrustirt und von dem Zustande wahrer Versteinerung sehr weit entfernt. Hierauf folgen Bemerkungen über den Ursprung der Gerippe. Die Lage der Scelette, die man am Ufer des Meers auf der Ostseite des Fleckens du Moule findet, schien anfangs der Vermuthung günstig zu seyn, daß dieselben hier begraben wären. Die ältern Einwohner des Viertels waren aber anderer Meinung. Sie behaupten, die Gegend wäre früher von zwey verschiedenen Nationen bewohnt gewesen, den Caraben, Menschen von kleiner oder mittelmäßiger Statur, und den Galibis, die eine außerordentliche Größe von wenigstens sechs Fuß gehabt hätten. Ein glaubwürdiger Mann versicherte, von seinem Vater, der in einem hohen Alter starb, oft gehört zu haben, gegen die Jahre 1710 und 1711 wäre zwischen den Bewohnern des Bezirks ein Streit entstanden, woran beyde Nationen Theil genommen hätten; es wäre auf der jezigen Lagerstätte der Gerippe ein sehr blutiger Kampf erfolgt, worin die Caraben gesiegt und die Galibis verjagt hätten; er, der Vater, hätte einige Zeit nach dieser Schlacht noch funfzehn bis zwanzig Leichname auf dem steinigen Boden liegen sehn. Die Scelette dieser Körper wurden noch vierzig Jahre nachher sowohl von jenem Manne, als von mehreren andern Einwohnern des Fleckens du Moule erkannt. Sie fingen damahls an, einen Ueberzug von den Schneckenrümmern zu bekommen, womit die Küste bedeckt ist, der sich aber noch sehr leicht ablösen ließ. Hiernach wäre also die Zeit, aus welcher sich die Gerippe herschreiben, nicht sehr entfernt. Damit stimmt auch überein, daß ein Scelett ausgegraben wurde, dessen Incrustation von

sehr neuer Entstehung zu seyn schien. Dieses fand man indeß in der Stellung, welche die Cariben ihren Todten beim Begraben sollen gegeben haben, nehmlich sitzend, mit untergeschlagenen Beinen und auf den Knien gestützten Armen. Die übrigen Scelette, die man bisher fand, lagen hin egen ausgestreckt. Es läßt sich also nicht von jenem auf diese schließen. Auf jeden Fall aber kann nach den obigen Nachrichten von den Gerippen auf Gouadeloupe als Anthropolithen der Vorwelt nicht weiter die Rede seyn.

Wir gehen nun zu den botanischen Abhandlungen über. 1. S. 1. Some Information respecting the Lignum Rhodium of Pococke's Travels, in a Letter to Alexander Mac Leay, Esq. By Sir J. E. Smith. Aus Sibthorp's Manuscripten und seinem Herbarium ergab sich, daß das bekannte Lignum Rhodium von Liquidamber Styracillua sey, und das Pococke's Staur tab. 89, die von Willdenow. Sp. pl. zu Liquidamber imberbe gebracht wird, zu L. Styracillua gehört. Diese für die Materia medica interessante Bemerkung theilt Hr. Smith hier mit, da sie nicht für die Flora graeca gehört. 2. S. 6. Of the Formation of the Vegetable Epidermis, by the Rev. Patrick Keith. Der Verf. gibt die älteren Meinungen über die Epidermis kurz an, würdigt die des Hrn. Wirbel, und zeigt die Unzulänglichkeit des Vergleichs mit der Epidermis des thierischen Körpers in manchen Fällen. 6. S. 28. Observations on the Orchis militaris of Linnæus, by J. E. Bicheno. Die wichtigen Reformen, welche seit Linnée's Zeit die Familie der Orchideen, besonders durch Swartz und Brown erlitten hat, werden hier nur kurz angedeutet, da des Verf. Absicht eigentlich dahin geht, näher zu erläutern, welche Arten in England unter dem Namen Orchis militaris vorkommen. Diese sind

denn *Orchis militaris*. Engl. bot. tab. 1873. *Orchis fusca*. Curt. Fl. Lond. Fasc. 6. tab. 64 und *Orchis tephrosanthos*. Vaillant tab. 31. fig. 25. 26. Die Synonymie zu diesen in England gefundenen Orchideen ist nur kurz angegeben, da der Verf. es für unmöglich hält, auszumitteln, welche Art jedesmahl von den ältern Botanikern verstanden worden ist. 7. S. 35. *Glyphis and Chiodecton, two new Genera of the Family of Lichenes, with Descriptions and Figures of the Species hitherto discovered, by E. Acharius.* — Hierzu Tab. 2 und 3 *Glyphis*. *Receptaculum universale crustaceo cartilagineum plano - expansum adnatum uniforme. Partiale verrucaeforme, e propria substantia colorata formatum. Apothecia subcartilaginea subrotunda oblongiuscula elongataque supra denudata impressa vel canaliculata (atra), in singula verruca plura innata, intus homogena.* Die Arten dieser Gattung sind: *G. labyrinthica, tricosā, (Graphis tricosā Ach. Synops, S. 107.) cicatricosa, und favulosa*. Der Gattungscharacter der zweyten Gattung *Chiodecton*, wird folgendermaßen angegeben: *Receptaculum universale crustaceo - cartilagineum plano - expansum adnatum uniforme. Partiale verrucaeforme e propria substantia colorata (alba) formatum; Apothecia subpulveracea subglobosa (atra), plura singulis verrucis inclusa subconfluentia, alia ad earum superficiem instar punctorum elevatorum notabilia.* Von dieser Gattung werden 2 Arten beschrieben, nämlich: *C. sphaerale und seriale*. 8. *On the Power of Sarracenia adunca to entrap Insects. In a Letter to Sir E. Smith, from J. Macbride M. D. of South Carolina* Hr. Macbride bemerkte zu verschiedenen mahlen, daß, wo viele Fliegen sind, in wenig Stunden die ganze Röhre eines Blattes

der *Sarracenia* davon angefüllt ist. Man benugt auch deshalb in einigen Gegenden *Sarracenia adunca* und *rutra* Walter als Fliegenfallen; *S. flava* ist weniaer dazu geeignet. Die Fliegen werden durch einen süßen klebrigen Saft der Pflanzen anaelockt, welcher dem Honig gleicht, und von der innern Fläche der Röhre in Menge abgesondert wird. Da die Haare an dieser Fläche mit ihren Spitzen niederwärts stehen, so fallen die Fliegen sehr leicht hinab, und sind vermöge der Richtung dieser Haare, und weil sie nach unten immer kürzer werden, nicht im Stande wieder heraus zu kommen. 10. S. 62. Descriptions of a new Genus of Plants named *Araujia*, and of a new Species of *Passiflora*, by Felix de Avellar Brotero, Prof. of Botany in the University of Coimbra. Die neue Gattung *Araujia*, welche der Verf. aus Peru unter dem Namen *Apocynum peruvianum* erhielt, gehört zu Linnée's Contorten, Jussieu's Apocineen, und wird hier mit der größten Ausführlichkeit beschrieben. Der Verf. kennt nur noch eine Art *A. sericofera* tab. 4 und 5. Die besagte neue *Passiflora P. racemosa* ist auf tab. 6 abgebildet. 11. S. 76: Some Observations on the natural Family of Plants called *Compositae*, by R. Brown. Diese Abhandlung zerfällt in zwey Theile. Der erste ist eine gehaltreiche Zugabe zu den beyden Abhandlungen von Cassini über die Syngenesisten, im *Journal de Physique* von 1813—1814, welcher aber nicht wohl einen Auszug gestattet; im zweyten Theil werden mehrere Gattungen und Arten dieser Familie näher bestimmt und einige neue characterisirt, diese sind: *Soliva*, *Grindelia*, *Tridax*, *Angianthus*, *Meyera*, *Melampodium*, *Craspedia*, *Calea*, *Isocarpha*, *Salmea*, *Petrobium*, *Baccharis*, *Brachylaena*, *Melananthera*, *Lipotriche*, *Neurolaena*,

Piptocarpha, Antennaria, Ozothamnus, Cassinia. Von dieser letzten neuen Gattung werden zugleich 10 Arten in 2 Abtheilungen charakterisirt, unter denen 7 neu sind und 3 als zur Gattung *Calea* gehörend von Forster und Labillardiere beschrieben wurden. Alle wachsen in Neu-Holland. Am Schluß fügt der Verf. noch einige nicht unwichtige Bemerkungen hinzu, die sich auf die von Cassini aufgestellte neue Pflanzenfamilie Boopideae (Bulletin des Sciences 1816 S. 160) beziehen. 12. S. 143. On some remarkable Deviations from the usual structure of Seeds and Fruits, by R. Brown. Die Bemerkungen des Verf. gehen besonders auf das Integument des Saamens. Was man gewöhnlich im engern Sinne nackte Saamen nennt (*Caryopsis* und *Achenium*) sind eigentlich keine wirklich nackte Saamen. Es gibt aber solche, und der Verf. führt mehrere Pflanzen an, die sie haben, z. B. *Leontice thalictroides* L. *Caulophyllum thalictroides* Michaux. Dieser letzte hat aber die neue Gattung auf eine Verschiedenheit in der Frucht begründet, die er ganz missverstanden hat. Was er *Drupa stipitata* nennt, ist ein wirklich nackter Saamen, der sehr jung sein Pericarpium durchbrochen hat. Da Michaux den nackten Saamen für eine *Drupa* ansah, so nahm er das albumen für eine *nux cornea crassissima* und den Embryo für den Saamen selbst. Tafel 7 erläutert den Bau dieses Saamens. Am zweckmäßigsten scheint es die Gattung *Caulophyllum* mit *Leontice* zu vereinigen. 13. S. 152. Remarks on two Genera of Plants to be referred to the Family of the Rosaceae, in a Letter from A. P. De Candolle at Geneva, to Sir J. E. Smith. Die beyden neuen von Hrn. de Candolle aufgestellten Gattungen sind *Kerria* und *Purshia*. *Kerria* nennt Hr. de Candolle den *Corchorus*.

Japonicus (Rubus Japonicus L.) Purshia die Tigarea tridentata Pursh Fl. Americ. septentr. I. pag. 333. tab. 15, welche er beyde in den Herbarien der Engländischen Botaniker genau zu untersuchen Gelegenheit hatte. Wir bemerken nur, daß bereits vor der Publication dieser Abhandlung eine Pflanzengattung unter den Asperifolien von Sprengel mit den Namen Purshia bezeichnet, und von Lehmann unter diesem Namen ausführlich beschrieben worden ist. 14. S. 159. A Synopsis of the British Species of Rosa, by J. Woods. Der Verf. läßt sich durchaus nur auf die Brittischen Rosen ein, selbst bey der Aufzählung der Characteres, welche den Rosen im allgemeinen zukommen, und den Eigenthümlichkeiten, welche, in dem von der ganzen Gattung entworfenem Bilde, einzelne besitzen. Hr. Woods zählt 26 Arten, wovon 9 neu, oder doch mit neuen Namen bezeichnet sind, und viele Varietäten. Alle sind ausführlich beschrieben und mit einer zweckmäßigen Synonymie versehen. Da der Raum unsrer Blätter nicht gestattet Auszüge aus dieser Abhandlung zu liefern, so begnügen wir uns damit auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben, wünschend, daß einer unsrer Botaniker diese Abhandlung mit Rau's Monographie der um Würzburg wachsenden Rosen, mit Afzelius de Rosis Suecanis, mit Sprengel's, Seringe's, Devaux's, Fries, Redoute's und Anderer Bemerkungen über diese Gattung zusammenstellen, und uns eine Monographie der sämmtlichen Rosen liefern wolle. 15. S. 235. A Botanical History of the Genus Tofieldia, by Sir J. E. Smith. Zu Tofieldia palustris zählt H. C. T. pusilla Pursh; zu T. alpina unter andern auch T. palustris de Candolle. Besonders interessant wird diese Abhandlung durch die Abbildung einer neuen und einer noch wenig bekannten Art Tab.

8. *T. stenopetala* aus Nord-America, und *T. glutinosa* Pursh. *T. cernua* nennt Hr. C. eine neue Art, welche sich mit Blumen und Saamen im Linnéschen Herbarium fand und wozu Gmel. Sibir. Vol. I. tab. 18 fig. 2 gezogen wird. Linnée verwechselte sie mit *Anthericum calyculatum*, wovon sie ganz und gar verschieden ist. 16. C. 248, A Monograph of the Genus *Paeonia*, by G. Anderson. Eine Geschichte der Gattung als solcher macht den Anfang dieser Abhandlung; dann folgen die einzelnen Arten, wovon 13 aufgezählt werden, die alle ausführlich beschrieben sind, nämlich: *P. Mouton*, *albiflora*, *anomala*, *tenuifolia*, *officinalis*, *corallina*, *Daurica*, *humilis*, *decora*, *arietina*, *peregrina*, *paradoxa* und *mollis*. Durch eine Nachschrift von J. Sabine, dem Mitarbeiter des Hrn. Anderson, welche durch die Erscheinung des ersten Theils von de Candolle *regni vegetabilis systema naturale* hauptsächlich veranlaßt zu seyn scheint, erfahren wir, daß der verdiente Verf. dieser Abhandlung zwey Tage nach der Vollendung derselben durch einen unglücklichen Zufall das Leben verlor.

R o m.

‘Bey de Romanis: Peintures antiques de Vases grecs de la collection de Sir John Coghill publiées par James Millingen. 1817. Royal-folio.

Die hier mitgetheilte Sammlung ist größtentheils zu Neapel zusammengebracht und von John Coghill angekauft und vermehrt worden. Der bekannte Kunstkenner de Rossi hat sie früher besessen, und ihre Bekanntmachung beschlossen, auch schon 39 Platten höchst sorgfältig stechen lassen. Dazu sind 13 andre gekommen, und so liegt das

Werk mit Millingen's Erklärungen vor uns. So viel aus dem avis de l'editeur.

Schätzbar sind die vorausgeschickten Briefe de Rossi's an den Herausgeber, welche über Methode der Arbeit und Verdienst der Kunst gute Bemerkungen enthalten. Daß durchaus erst das ganz getrocknete Gefäß vom Mahler zur Hand genommen wurde, schließt de Rossi aus der Beschaffenheit der zarten Furchen, mit denen die Umrisse vorher bezeichnet sind. Nur bey den bloßen Zierrathen und Arabesken nimmt er an, daß man sie vermittelt ausgeschnittener Papiermuster gemahlt habe, worüber sich doch noch Genaueres muß ausmitteln lassen. Auch hier findet man die Annahme, daß die Verfertiger der Vasengemälde Künstler der untersten Art gewesen, aber große Vorbilder nachgebildet hätten; die Schwierigkeiten, mit denen diese Ansicht kämpft, werden indeß nicht berührt. Ref. kann nur das erstaunenswerthe Talent Griechischer Künstler bewundern, die auch bey der nachlässigsten, liederlichsten Arbeit mit Grazie und Energie lebhaftes Leben darstellten. — Ganz ungenügend hat uns der Beweis geschienen, daß die Vasen mit schwarzen silhouettenartigen, oft sehr ungestalten Figuren keineswegs Werke der ältern Kunst, sondern meist nur Denkmähler eines eigenen Geschmacks an altväterlichen Caricaturen — die Vasen selbst aber aus derselben Zeit wären, aus welcher die schönsten Werke der Vasenmahlerey stammen. Die Zierlichkeit der Vasenform, die ähnlichen Formen der Mäander entscheiden nichts. Dagegen darf man nur pl. 34 N. 1 den bärtigen Hermes mit den drey gewaltig herschreitenden Göttinnen sehen, um von der höchsten und originellsten Alterthümlichkeit überzeugt zu werden. Womit indeß keineswegs geläugnet wird, daß man noch lange diese schwarze Manier neben der an-

dern cultivirte, doch ohne Zweifel so, daß sie an dem allgemeinen Fortschritte der Kunst Antheil nahm. S. pl. 52 und 35, welche nicht für, sondern gegen de Rossi beweisen.

Ref. läßt einige Bemerkungen über die 52 Tafeln Abbildungen folgen. — Nachdem in den ältern Werken der Florentiner eine Menge Vasen auf eine Weise abgebildet worden waren, bey der von Nachahmung des Stils gar nicht die Rede seyn konnte, — was ganz natürlich daraus hervorging, daß man die Vasenmahlerey gar nicht als Kunstwerk aelten lassen wollte —: lehrten Hamilton und Winkelmann zuerst die Italiäner, sie als Werke der alten und der schönen Griechischen Kunst betrachten, und bereiteten allmählich die jetzt herrschend gewordene Ansicht vor. Damahls kam es darauf an, Antheil, ja Enthusiasmus an der verachteten Kunstgattung zu wecken; und dieß lag ganz besonders im Plan der Herausgeber der beyden Hamiltonischen Sammlungen. Allein die Hancarvill'schen Zeichnungen wurden aus diesem Bestreben verkünstelt und untreu: und von Tischbein läßt sich doch kaum mehr läugnen, daß er ungeachtet häufiger Bezeugung gewissenhafter Treue (welche auch rühmlich gegen alle früheren Werke absticht) doch die Zeichnung, besonders was die Gesichter und die Extremitäten betrifft — correcter, bestimmter, entschiedener wiedergegeben habe, als sie sich in den Originalen vorfindet.

Erst neuerlich haben wir wirklich treue Vasenzeichnungen erhalten, unter denen das vorliegende Werk nicht die unterste Stelle einnimmt, ja vielleicht zu den vorzüglichsten gehört. Die Flachheit und Leerheit der Gesichter, die aus der Nachlässigkeit der Arbeit hervorgeht, die oft fehlerhafte Zeichnung der Hände sind eben so treu wiedergegeben, als die herrliche Leichtigkeit der Figuren,

die Keckheit und Freyheit der Bewegung, und was wir sonst an den Vasengemälden mit Recht bewundern. Auch gehören die vorgelegten unter die trefflichsten. Wie unnachahmlich schön ist pl. 29 Orestes mit den ihn verfolgenden Furien gezeichnet, wie richtig selbst die Verkürzung des angezogenen Armes mit dem Dolche. Besonders schätzbar ist für die Kunstgeschichte die Reihe der schwarzen schattenrißartigen Figuren, vor allen Hermes mit den Göttinnen pl. 34. N. 1. Wenn man nur der Genauigkeit der übergeschriebenen Schrift trauen darf, welche zwischen altgriechischer und etruskischer schwankt, und zu enträthseln noch nicht glücken will. — Zu loben ist, daß einer jeden Zeichnung der Umriss der Vase im Kleinern beygegeben ist, was man nur ungern in manchen größern Werken entbehrte. Die Zeichnung ist in der gewöhnlichen Manier, in schwarzen Umrissen ohne Farbe.

Die Erläuterungen des Herausgebers bestreiten besonders die jetzt vorherrschende Meinung, daß die Vasen sich auf Initiation in Mystereien bezögen, und nur Initiirten beygegeben worden wären. Zu beschränken ist diese Ansicht auf jeden Fall: nicht Initiation allein, sondern jeder merkwürdige Vorfall des Lebens konnte durch Ehrenkennung von gemahlten Gefäßen gefeyert werden: vor allen andern Siege in den zahllosen gymnischen und musischen Wettspielen. Der so geehrte nahm natürlich seine Angebinde mit ins Grab.

Eben so verdienstlich ist das Bestreben, durch die Vasengemälde Pausanias Beschreibungen alter Kunstwerke, des Kastens des Kypselos und ähnlicher, zu veranschaulichen: obgleich Ref. auch hier die Idee von Copieen vortrefflicher Originale zu weit ausgedehnt findet.

R. D. M.

M o s k w a.

Gedruckt bey A. Semen: Notizen über die Mineralien-Sammlung Sr. Excellenz des Hrn. Dr. Alexander's von Erichon, wirklichen Staatsrathes, Kais. Russ. Leibarztes u. s. w., von Joseph Friedrich Wagner, Academischem Maler u. s. w. 1819. V. u. 134 Seiten in Quart. Mit 17 Kupfertafeln.

Beschreibungen von Naturaliensammlungen können einen wissenschaftlichen Werth haben, wenn sie nicht bloße Listen von Naturkörpern sind, sondern genaue Beschreibungen, lehrreiche Uebersichten der Folgen von Naturkörpern aus der einen oder anderen Gegend, zuverlässige Nachweisungen über das Vorkommen, die Geburtsorte, die Begleiter derselben enthalten; oder auch wenn sie zur speciellen Erläuterung einer gewissen Classifications-Methode eingerichtet sind. Auf solche Weise können Beschreibungen von Naturaliensammlungen zur Beförderung des Studiums der Naturkörper im Einzelnen dienen und zur Kunde der großen Mannichfaltigkeit derselben führen, die in ihren Varietäten und localen Modificationen liegt; ganz besonders aber auch die Materialien zur Kenntniß von der Vertheilung und Verbreitung derselben über den Erdball liefern. In diesen Hinsichten verdankt die Wissenschaft viel den von einem Linné, von Born, Werner, Karsten, Mohs, Lucas, Bournon verfaßten Beschreibungen von Mineraliensammlungen.

Die vorliegenden Notizen geben Kunde von einer der kostbarsten Mineraliensammlungen die wohl je ein Privatmann zusammen gebracht hat. Die Sammlung des Herrn von Erichon ist nicht sowohl ausgezeichnet durch eine große Stückzahl, durch Vollständigkeit und Reichthum an

Folgen von Fossilien aus den verschiedensten Gegenden, als vielmehr durch die außerordentliche Schönheit und Pracht der einzelnen Stücke und durch die seltensten und kostbarsten Folgen Sibirischer Mineralien.

Das dieser Sammlung gewidmete Werk ist mehr ein mit lebhaften Farben entworfenes Gemählde, als eine streng wissenschaftliche Beschreibung derselben. Wir haben diese Notizen mit Vergnügen gelesen, zugleich aber bedauert, daß der Verf. dabey so wenig auf die neueren Bearbeitungen der Crystallogie Rücksicht genommen hat, zumahl da die Erichson'sche Sammlung einen so außerordentlichen Reichthum an den herrlichsten und seltensten Crystallisationen besitzt, deren genauere Untersuchung ohne Zweifel eine Fülle neuer Beiträge für die Crystallogie dargeboten haben würde. Die Angaben der Crystallisationen sind größtentheils nur beschreibend und selten mit gehöriger Genauigkeit verfaßt. Eben so wenig sind die vielen das Werk begleitenden Darstellungen von Crystallisationen in Umrissen geeignet, um eine weitere Benutzung für genauere crystallogische Bestimmungen zu gestatten. Bey einigen Gelegenheiten, namentlich bey der Beschreibung der außerordentlichen Folge von crystallisirtem Beyll äußert der Vf. eigene Ideen über Crystallogonie, wobey er aber verräth, daß ihm auch in dieser Hinsicht die neueren Fortschritte der Wissenschaft unbekannt geblieben sind. Für diese Mängel wird man indessen entschädigt durch eine Menge lehrreicher Bemerkungen über einzelne Eigenschaften der Fossilien, durch viele willkommene Notizen über das Vorkommen und die Geburtsorte zumahl Sibirischer Mineralien, in welcher Hinsicht man dem Verf. um so mehr trauen darf, da er selbst Reisen durch Sibirien gemacht hat, mit den vorzüglichsten Russischen Mineraliensammlungen genau bekannt ist und selbst eine sehr ausgezeichnete Mineraliensammlung besaß, die aber leider bey dem Brande von Moskau ein Raub der Flammen geworden. Lehrreich sind die Bemerkungen,

welche der Verf. über die Veränderungen mittheilt, die manche Mineralien seiner eigenen Sammlung, die er nach dem Brande unter dem Schutte wieder fand, durch das Feuer erlitten hatten. Den Sammlern werden auch die von dem Verf. mitgetheilten Notizen über die Preise Russischer Mineralien willkommen seyn; die übrigens so außerordentlich hoch sind, daß die meisten Deutschen Sammler wohl darauf verzichten müssen, durch Kauf ausgezeichnete Russische Mineralien an sich zu bringen.

H a l l e.

Gebauer: Pflichten- und Tugendlehre der Vernunft und Religion nach den Bedürfnissen der Zeit. Zum allgemeinen Gebrauch und öffentlichen Unterricht. Mit Beispielen aus der Geschichte und dem Lebenskreise. Von M. J. H. M. Ernesti Sachs. Cob. und Galf. wirklichen Rath und Professor. 1817. 164 S. 8.

Diese Schrift ist zwar systematisch geordnet, doch nicht eigentlich wissenschaftlich, sondern mehr ascetisch geschrieben. Anfangs war sie für gelehrte Schulen gewisser Classen bestimmt, mit Zeugnissen und Bestätigungen aus Griechen und Römern versehen, diese wurden aber nachher auf Vorstellungen des Verlegers weggestrichen, auch wurde der Plan abgeändert. Uebrigens kann sie auch so in gewissen Schulen unsers Erachtens mit Nutzen gebraucht werden und auch sonst zur moralischen Belehrung, Bildung und Erhebung recht gut dienen. Daß der Vf. ein ernstliches u. langes Studium aus der Moral gemacht hat, ist nicht zu verkennen, es erhellt auch daraus, weil er von allen moralischen Hauptprincipien den gehörigen Gebrauch macht. Uebrigens enthält diese Schrift noch nicht das Ganze, sondern nur die Selbstpflichten, jedoch in weiterer als der gewöhnlichen Umfassung. Das Uebrige, auch die Christumoral soll noch besonders geliefert werden. Bis dahin halten wir, wie es auch der Vf. selbst wünscht, unser weiteres Urtheil zurück.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 8. May 1820.

P a r i s.

In der Königl. Druckerey: Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie, suivis du texte Arménien de l'histoire des Princes Orpélians, par Etienne Orpélian, Archevêque de Siounie, et de celui des Géographies attribuées à Moÿse de Khoren, et au docteur Vartan, avec plusieurs autres pièces relatives à l'histoire d'Arménie; le tout accompagné d'une traduction Française et de notes explicatives. Par M. J. Saint-Martin. Tome premier 1818. XII und 450 S. Tome second 1819. 519 S. 8.

So tritt endlich auch Armenien in das historische Licht, welches die darum umherliegende Länder schon längst bescheint. Dieß verdanken wir der Schule für die lebenden morgenländischen Sprachen, welche zu Paris ihren Sitz hat. Die Armenische Section hat an Hrn. Saint-Martin einen Gelehrten erzogen, der mit Geschmack und philosophischem Geist die Quellen der Armenischen Geschichte und Geographie studirt hat,

A (4)

und die Resultate seiner gelehrten Forschungen in vorliegendem Werke bekannt zu machen anfängt. Je seltener bisher die Kenntnisse waren, in deren Besitz er uns setzt, desto freudiger willkommen wir ihn bey seinem ersten öffentlichen Auftritt. Die Begeisterung, die ihn für dieses Fach der Asiatischen Litteratur ergriffen hat, und die nie fehlen darf, wenn etwas Ungewöhnliches zu Stande kommen soll, überschreitet nirgends die Schranken der Mäßigung und geht an der Hand der Critik die sichersten Wege. Ursprünglich war es bloß auf eine Ausgabe der Geschichte der Orpelier im Armenischen Original mit Uebersetzung und Anmerkungen abgesehen. Da aber dabey die Leser in eine ihnen völlig neue Welt versetzt wurden, wenn sie nicht vorher mit Land und Volk und seiner Geschichte im Allgemeinen bekannt gemacht waren, und der Erläuterungen und dadurch der Unterbrechung des Zusammenhangs der Geschichte kein Ende gewesen wäre, so entschloß sich der Verfasser einen ganzen Band vorausgehen zu lassen, um vor allen Dingen seine Leser in Armenien einheimisch zu machen, und sie dadurch auf die Armenischen Geschichtschreiber und Geographen, denen der zweyte Theil bestimmt wurde, vorzubereiten.

Den ersten Band eröffnet eine kurze Abhandlung über die Ausbreitung der Armenischen Sprache, und über den Ursprung, den Werth und Nutzen und die Unbekanntschaft der Armenischen Litteratur. Sie zog bisher natürlich wenige Gelehrte an, weil sie sich an kein andres stark bearbeitetes Fach der Sprachstudien enge angeschlossen, und mehr um ihrer selbst willen, als in Beziehung auf andere Fächer, wenn man die Asiatische Geschichte ausnimmt, studirt seyn wollte.

I. Die Geographie von Armenien füllt einen großen Theil des ersten Bandes (S. 17—204);

ein schätzbares Stück. Sie ist zum Theil aus Griechen; größtentheils aber aus Armeniern, Arabern und Türken geschöpft, und voll merkwürdiger Bemerkungen. Siemlich vollständig ist sie in der Mitte; im Anfang und am Ende ließen sich bedeutende Zusätze machen. So ließ sich aus Ältern Griechen und Römern über das Zeitalter der Perser, Alexanders des Großen und der Partherherrschaft, welche besonders in Armenien alles umgestaltet hat, manches nachtragen; dergleichen über die Römischen Eintheilungen des Landes, die aber freylich bey den darauf folgenden Umkehrungen, nur kurzen Bestand hatten. Vollständiger wird alles, wo die Armenier selbst, im fünften Jahrhundert nach Chr., und darauf die fleißig gebrauchten Byzantiner eintreten. Doch haben wir die von Justinian eingesetzten Grenzherrzoge, und die von ihm angelegten Grenzmarken vermißt. Da der gelehrte Verf. mehr in den alten und den morgenländischen Schriftstellern als in der neuern Litteratur der Reisebeschreibungen bewandert ist, so ist ihm auch das Meiste von dem entgangen, was die neuesten geographischen Forscher über Armenien ausgemittelt haben: und gerade über diese Gegenden sind einzelne vortreffliche Aufklärungen gegeben worden. Mit Hülfe des Verf. wird sich das, was diesen mangelt, einst zu einem vorzüglichen Ganzen zusammenstellen lassen.

II. Eine sehr gelehrte Abhandlung über die verschiedenen Namen von Armenien und einiger seiner Provinzen bey Alten und Neuen von S. 205: 278. Der Verf. läßt sich keine Mühe verdrießen, sich durch die Fabeln der Alten und die Hypothesen der Neuen hindurchzuarbeiten, kommt aber doch zu keinem festen Resultat. So viel wir sehen, wäre noch eine Quelle genauer zu verfolgen, die alte Landessprache. Sie

gehörte unstreitig zu dem Iranischen Sprachstamm. Denn was die Alten für Persische und Medische Wörter ausgeben, das findet sich noch im Armenischen, wie schon La Croze gezeigt hat, und nun noch deutlicher in die Augen fällt, nachdem Zend und Pehlvi näher bekannt geworden. Auch Mesrob fand das Zendalphabet so passend für das Armenische, daß er, als er für letzteres eine eigene Schrift einführen wollte, einen großen Theil seiner Buchstaben (wie noch der Augenschein lehrt), wo nicht alle, dem Zend abborgte. Ob gleich der Rec. sich hierin keine vollgültige Stimme herausnehmen kann, so stehe doch hier ein Beispiel zur Erläuterung seiner Vorstellung. Armenien, ein Name, der sich im Herodot zuerst findet, möchte man für zusammengesetzt aus zwey Wörtern halten. Meni ist noch bey den Hebräern als Name eines Theils von Armenien übrig (Jerem. 51, 27), und Aéria-no, und Aran nennen die Zendbücher den Theil von Armenien im Norden des Araxes: wie leicht konnte Aranmeni in Armenien übergehen!

III. Summarische Geschichte von Armenien S. 279:403. Der Vf. gibt, was er geben kann; aber wie leicht kann man für die Armenischen Geschichtschreiber dadurch gewonnen und wieder gegen sie eingenommen werden! Von dem ganzen Zeitraum zwischen Alexander und dem Zeitalter der Parther (von 328 = 149 vor Chr.) wissen sie nichts: das scheint sie von allem Verdacht historischer Erdichtungen, um Lücken in der Geschichte auszufüllen, loszusprechen: und doch sind sie anderwärts voll handgreiflicher Fabeln. Von August bis Nero treten die Armenier in das Licht der Geschichte durch ihre Verbindung mit den Römern; was aber ihre Geschichtschreiber von dieser Zeit erzählen, ist von dem, was wir aus den abendländischen wissen, so verschieden, daß man glaubt, die Geschichte eines ganz andern Volks

zu lesen, und man sich bloß durch die Hypothese aus den Verlegenheiten helfen kann, daß Armenien damals in verschiedene Reiche getheilt gewesen sey, und sich die abendländischen Geschichtschreiber in ihren Erzählungen an ein ganz anderes Reich als die Armenischen halten. Und hiermit endigt sich noch nicht einmahl der Mangel an Uebereinstimmung mit den Berichten anderer Völker: auch der Ursprung des Sassanidenreichs wird von den Armeniern völlig anders als von den Persern erzählt. Die Kritik hat an diesen Verschiedenheiten eine Aufgabe, an der sie ihren Scharfsinn üben kann.

Chronologische Tafeln von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schließen diesen Band.

Im zweyten folgt erst die Geschichte des fürstlichen Geschlechtes der Orpelier, welche zu dem weit wichtigern Theile des Werks, als sie selbst ist, Veranlassung gegeben hat. Ihr Verfasser war Stephan Orpelian, Bischof von Siounie, im östlichen Theile von Groß-Armenien, aus demselben fürstlichen Geschlechte abstammend, dessen Geschichte er gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts (nach 1290) geschrieben hat. Aus den ältesten Zeiten gibt er nur Bruchstücke, etwas vollständiger und zusammenhängender wird er im 12ten Jahrhundert; worauf wieder eine Lück folgt, bis auf die Zeit, da die Könige von Georgien, von den Orpeliern unterstützt, das nördliche Armenien eroberten. Eine schon früher bekannt gewordene Schrift. Acoluth besaß eine Handschrift davon, aus der La Croze den Anfang des 6ten Capitels lateinisch übersetzt und dem Petersburger L. C. Bayer mitgetheilt hat. Aus La Croze's Brief an ihn ist dieses Bruchstück in den thesaurus epist. Lacrozianus T. 3. p. 5. II - 14. eingerückt und daraus von Klaproth für sein Archiv für Asiatische Litteratur 20 (Petersburg 1810. B. 1.) geborgt worden. (Götting.

gel. Anz. 1812. S. 1359). Etlich und dreyßig Jahre später ward das Ganze im Original zu Madras (1775. 4.) unter dem Titel einer Geschichte von Georgien, aber sehr fehlerhaft gedruckt. Diesen Abdruck, von seinen Fehlern gereinigt, hat Herr Saint-Martin bey seiner Ausgabe zum Grunde gelegt und mit gelehrten, historisch-geographischen Anmerkungen durchweg erläutert, was der Aufsatz (ein Beytrag zur Geschichte der Mongolen) wohl werth war. Da das Geschlecht der Orpelier aus Sina stammte, so nimmt der Verf. Veranlassung zu der interessanten Ausführung, daß die Sinesen seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung den alten Völkern unter dem Namen Sinae bekannter gewesen wären als man gewöhnlich glaubt. (II. 18. 44.)

Es folgt, die Geographie des bekannten Moses von Chorene, Armenisch und lateinisch (von S. 301-394). Pappus liegt dabey zum Grunde; er ist aber nur bey dem entferntesten Ländern bloß übersetzt, bey Armenien und den angränzenden Ländern ist er nach einheimischen Quellen umgearbeitet; doch kann Moses von Chorene selbst nicht Urheber des Textes seyn, der vor uns liegt, wegen der vielen spätern geographischen und historischen Namen, die vom fünften Jahrhundert bis in die Mitte des 8hten reichen, so daß also Moses von Chorene, wenn er Verfasser wäre, in dieser Zeit stark mit geographisch-historischen Zusätzen vermehrt, oder diese Geographie mit Zuziehung griechischer Quellen, sey es im Original, oder, wie wohl wahrscheinlicher wäre, in Armenischer Uebersetzung, erst c. 950 ausgearbeitet seyn müßte. Der zu Paris im Jahr 1683 gedruckte Text dieser Geographie, den die Brüder Whiston ohne die nöthigen Besserungen wieder haben abdrucken lassen, ist hier sammt den der Marseiller Ausgabe angehängten, aber von den Brüdern Whiston weggelassenen Distanzen von Tovin, der Hauptstadt von Armenien, nach andern berühmten Städten, und den Namen der Flüsse des Paradies-

ses und 42 andrer Flüsse, nach einer Handschrift verbessert, wiederhohlt; aber der Armenische Text bey den Distanzen und Flüssen als überflüssig weggelassen. Das nächste Stück, die Geographie von *Bartabied Bartan* (S. 407: 471), Armenisch und lateinisch, ist durch die Anmerkungen des Herausgebers erst für die Geographie von Armenien brauchbar geworden. Sie war schon 1728, als Anhang eines Armenischen Wörterbuchs zu Constantinopel von *Dixatou Mourad* schlecht edirt: ist aber hier nach einer sehr guten Handschrift der Königl. Bibliothek theils berichtigt, theils ergänzt worden.

Angehängt sind: 1) Erlaß des *Mihr Nerseh*, des Persischen Statthalters, an die Fürsten von Groß Armenien (eine Invective auf das Christenthum und Abmahnung von demselben). 2) Schreiben der Fürsten von Ost-Armenien vom 19. April 1699 an den Pabst (Clemens XI) über die Drangsale, denen die Armenischen Kirchen ausgesetzt wären: beyde bloß französisch. — Das geographische Register wird den Gebrauch dieses gelehrten Werks sehr erleichtern.

Cassel und Hannover.

Bey *Hahn*: *Collectionis notabiliorum decisionum supremi tribunalis appellationum Hasso-Cassellani, inde ab ejus constitutione emanatarum, cura et revisione Burchardi Guilielmi Pfeifferi, J. U. D. ac hujus judicii consilarii, jam editae Tomus XIII. 1818 IV u. 187 S.; Tomus XIV. 1819 VIII u. 184 S. in 4.* Auch unter dem Titel: *Neue Sammlungen bemerkenswerther Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Cassel*, herausgegeben von *B. W. Pfeiffer*. Erster und zweyter Band.

Dieses Werk ist eine Fortsetzung der *Cannengieser'schen Sammlung von Erkenntnissen des Casselschen Oberappellationsgerichts*, welche bekanntlich mit dem zwölften Theile, im Jahre 1771 ins Stocken gerieth;

zugleich aber kann es auch als ein selbstständiges Werk betrachtet werden, wie schon die verschiedenen Titelblätter andeuten. In ersterer Hinsicht ist es daher auch in Folioformat zu haben, da die Cannengießersche Sammlung in Folio gedruckt war. Die Einrichtung ist die nämliche, wie in der letztern; es sind die in dem Gerichte erstatteten Vorträge des Referenten, nebst dem Votum des Correferenten, und dem Urtheile, welches leider damals noch ohne Entscheidungsgründe, abgegeben wurde, in extenso abgedruckt, vielleicht nur hier und da abgekürzt, und in Hinsicht der Schreibart verändert; eine Methode, die freylich nicht zum Frommen der Wissenschaft dient, und mehr auf Füllung einer Reihe von Bänden, als auf intensive Reichhaltigkeit gerichtet ist. Indessen läßt sich hierüber, wenigstens mit dem gegenwärtigen Herausgeber nicht rechten, da es, wenn er einmal eine Fortsetzung liefern wollte, ihm nicht freystand, den ursprünglichen Plan zu ändern. Die Bearbeitung ist aus dem Cannengießerschen Werke bekannt, und eben so bekannt und allgemein anerkannt ist es, daß die Entscheidungen des Gerichts selbst, ihrer Unparteylichkeit und Gründlichkeit wegen zu den geachtetsten im Auslande gehören, und im Lande selbst fast das Ansehen eines Gesetzes haben. Die ausgewählten Fälle, datiren aus den 1770er Jahren; in der Regel sind sie interessant; indessen wäre zu wünschen, daß sich der Herausgeber vorzüglich auf Fälle, die das Hessische Provincialrecht betreffen (wodurch allein eine solche Sammlung der Aussprüche eines Territorialgerichtshofs dauerndem Werth und ausgebreiteten Nutzen erhält und gewährt), beschränkt hätte, und daß er eine strengere Auswahl getroffen haben möchte. Von den 67 Rechtsfällen die hier mitgetheilt werden, sind einige doch gar zu unbedeutend, wie z. B. 7, 12, 13, 14, 19, 30, 36, 58, 60 u. s. w. Das Außere des Werks ist gefällig, Druck und Papier sind recht gut, und der Preis im Ganzen mäßig.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 11. May 1820.

München.

1819. Bey Carl Thienemann: Die Kunst in Italien von B. Speth. Erster Theil mit zwey Lithographirten Abbildungen. XIV. 341 Seiten 8. zugeeignet dem Prinzen Eugen, Herzoge von Leuchtenberg. 2c. 2c.

Unter der großen Anzahl von Reisebeschreibungen Italiens, verdient gegenwärtige einen besondern Vorzug, und mit Recht führt sie ihre Benennung, indem sich der Verfasser auch bloß auf Malerey, Plastik, Architectur, und Tonkunst eingeschränkt hat. Die Reise ist im Jahr 1816 in Gesellschaft eines Freundes, des Herrn Georg von Dillis, Königlich Baierschen Central-Gallerie-Inspectors, dem Italien schon durch frühere Reisen bekannt war, vorgenommen. Dieser erste Theil betrifft Verona, Mantua, Modena, Bologna und Florenz, ist mit Wahl, Geschmack, deutlicher Darstellung und Kenntnissen geschrieben. Daß der Verfasser zu dem neuen Streben in der Kunst gehört, dieses zeigt sich durch das ganze Werk; indessen muß auch bemerkt

werden, daß er nicht unter die Furiosen gehört, indem er auch der andern Parthey Gerechtigkeit widerfahren läßt. Verona. Der Verfasser macht uns mit mehreren Kunstwerken der früheren Zeiten bekannt, welche von den meisten Reisenden vernachlässiget worden sind. Da wo die Rede von vier Veronesischen Schulen ist, als denen des Torbido, Giolfino, Carotto und Badile, muß nicht unbemerkt bleiben, daß damals diese Künstler den größten Zuspruch von Schülern hatten, und man könnte hinzufügen, daß nach der Erscheinung von Paul Veronese, der aus der Schule des Badile stammte, die sämtlichen Schulen verschwanden und alle diesem nachzuahmen suchten. In der Kirche des Sanct 'Giorgio findet sich das Hauptbild von Cagliari. Der Verfasser gibt davon eine vollkommene Beschreibung, aber das, was sein größtes Verdienst unter großen Schwierigkeiten ist, daß die Horizontal-Linien weit tiefer als die Grundlinie des Gemäldes sich befinden, daß also der degradirte Plan und die verschiedenen Gegenstände bloß durch Luft-Perspective bewirkt worden sind, wird nicht erwähnt. Dieses herrliche Gemälde ist seit dem 12ten April 1816 aus dem Pariser Museum wieder an seine Stelle gekommen. Der Verfasser glaubt, daß es durch diese Wanderung wenigstens so viel gewonnen hat, daß, es von vieljährigem Staube gereiniget, gegenwärtig wie in seiner ursprünglichen Frische, unverletzt erhalten ist". Diesem kann aber Recensent nicht beystimmen, denn leider haben alle große Gemälde, und vorzüglich die aus dem Venetianischen in der Eile geraubten, sehr gelitten, und Restaurationen erhalten, die in einigen Jahren erst zum Vorschein kommen werden. Daher betrachtet er alle die Gemälde, die in der damaligen Restaurations-Fabrik zu Paris gewesen sind, als ein gro-

ses Unglück. Bey Gelegenheit von Mantegna, wird von seinem Sinn für Individualität mehreres Richtige bemerkt: ein Ausdruck, der gegenwärtig eben so, wie zu den Zeiten Winkelmanns, das Wort *Ideal* sehr gemißbraucht wird. Unter den Privat-Sammlungen war jene des gräflichen Hauses Bevilaqua die vorzüglichste, existirt aber gegenwärtig gar nicht mehr, da alles verkauft worden ist. Unter den Büsten und Statuen waren die vorzüglichsten, die Büste des Augustus, M. Aurelius, Caracalla; Statuen des Bacchus, der Venus, und ein getödteter Sohn der Niobe. Dieses alles ist jetzt im Besiß des Kronprinzen von Bayern S. 64. Mantua. Dieser Abschnitt schränkt sich hauptsächlich auf die herrlichen Werke des Julius Romano ein, den man hier eigentlich in seiner wahren Originalität erblickt. Julius starb 1546. Seine Geburt, so wie sie bey Fiorillo angegeben ist, ist nicht 1492 sondern 1499 S. 82. Modena. Nachdem von den frühesten Meistern gesprochen worden, wo aber schon längst bewiesen ist, daß Thomas de Mutina kein Modeneser war, kommt der Hauptabschnitt, der sich auf Ant. Allegri gen. Correggio bezieht. Was der Verfasser über die Grazie des Correggio eifert, verdient eine genauere Untersuchung, die der Raum unserer Blätter nicht erlaubt. So viel ist aber gewiß, daß es bey ihm eine natürliche Gabe war, und wenn er zuweilen etwas über die Gränzen ging, so sieht man doch deutlich, daß es nicht gesucht ist, sondern daß er unmerklich darauf gerieth. Kann man etwas gratiöfers sehen als die Magdalena in dem Gemählde des heiligen Hieronymus? S. 107. Bologna. Nach einer flüchtigen Uebersicht der Malererey-Geschichte in Bologna, kömmt der Verfasser auf die ältesten Meister, vorzüglich auf Francia, und ihre ausgedehnten Zweige durch

die Carracci, die sich dann mit Franceschini, als dem letzten Sproßling endigen. Mit Freude liest man S. 112, daß die sämtlichen Gemälde, die von dort aus nach Paris gebracht waren, alle wieder in der Kirche des Santo Spirito zu sehen waren. Zuerst von der heiligen Cäcilia von Raphael. Was der Verfasser S. 117. von der Gruppirung Raphaels sagt, daß er sich im Allgemeinen an den Styl seiner frühern Vorgänger u. s. w. gehalten hätte, ist bloß auf seine früheren Werke, auch auf das erste Bild im Vatican, den Streit des Sacraments, anwendbar. Aber die heilige Cäcilia gehört unter seine spätern Werke, da hieng er nicht mehr an der Eurythmia seines Lehrers, Perugino. Darüber, daß die in Paris vorgenommene Operation, dieses Gemälde von Holz auf Leinwand zu übertragen und „diese im Grunde höchst gefährliche Arbeit hier so vollkommen gelang“ muß Recensent gerade das Gegentheil behaupten, wie er damals aus Paris erfuhr. Auf dieses folgt das schöne Bild von P. Perugino, das ebenfalls vor diesem, so wie die heilige Cäcilie in der Kirche Sanct Giovanni in Monte war. Die Communion des heiligen Hieronymus, vordem in der Karthause bey Bologna, von Agostino Carracci, findet bey dem Verfasser keinen Beyfall. Man hatte es immer für sein Hauptgemälde gehalten. Hierauf folgen zwey Guido's worunter der Kindermord aus der Dominicaner Kirche, von Guarcino den Heiligen Brunus ehemals aus der Karthuse u. u. dem Gebäude der Academie, L' Instituto, wird nicht ein Wort von Pellegrino Tibaldi gesagt. S. 158. Wahrscheinlich ist aus einem Druckfehler statt Gelsi, Celsi, und statt Garofato, Carofalo entstanden. Hierauf folgen mehrere Privat-Sammlungen als im Pallast Ercolani, Marescalchi. In diesen findet sich eine große Sammlung Gemälde von

niederländischen und deutschen Künstlern. Pallast Zambechari, Tanara p. S. 176. Florenz. Nach einer kurzen Beschreibung der Lage der Stadt und ihrer colossalischen Paläste kommt der Verfasser auf die Bildung und Sprache, worauf eine kurze Uebersicht der Florentinischen Schule von Cimabue bis zu Gabbiani folgt. Die Beschreibung der Kunstwerke fängt mit dem Palazzo Pitti an. Hier werden vorzüglich einige Hauptgemälde beschrieben, als die Grablegung von Andrea dal Carro und derselbige Gegenstand von Fra Bartolomeo. An der Madonna della Sedia von Raphael wird vieles ausgesetzt. Guido's Cleopatra und mehrere andere herrliche Gemälde. Die Kirche L'Annunziata. Im Kreuzgang befindet sich beynah eine ganze Gallerie, wo viele Sachen von Andrea dal Carro zu sehen sind. Das Wunderbild der Ankündigung soll vom Jahr 1252. herrühren. Die herrliche Madonna del Sarco von A. del Sarto. S. Giovanni Battista, oder das Battisterio, hat die achteckige Form, und ist vorzüglich wegen der herrlichen Bronze Thüren, von Andrea Pisano, und Lorenzo Ghiberti berühmt. Das Gewölbe ist mit Mosaik geziert von Andrea Tafi. Die Academie St. Marco hat immer mehr an Kunstwerken zugenommen, nebst vielen Sälen zum Zeichnen und Mahlen, einem Saal des Nackten, der Gypsabgüsse, nebst herrlichen Cartons und Skizzen. Mehrere Gemälde worunter eine große Anzahl von Fra Angelico da Fiesole, und von den Meistern der alten florentinischen Schule. Der Anblick des aufgehobenen Klosters St. Marco bringt den Verfasser zur melancholischen und tiefen Betrachtung gegen unser soenanntes philosophisches armseliges Jahrhundert ic. Zwen Gemälde von Fra Giovanni werden beschrieben, zu welchen S. 222. ein Steindruck mit einem Kopf

des heiligen Dominicus und eine Maria gehört. Gegenwärtig ist das Kloster wieder bewohnt. S. 235. Galleria, die wir übergehen, indem man unzählige Beschreibungen davon hat. Einen besonderen Abschnitt macht der Saal der Niobe. Von dem getödteten Sohn findet sich eine Wiederholung in Dresden. S. im Augusteum Tom. I. Tab. 32. pag. 136. und noch eine andere wie schon oben ist bemerkt worden im Besitz des Kronprinzen von Bayern und diese soll das Original seyn. Hierauf kommt der Verfasser auf die Idee des Architects Carl Robert Cockerell, der da glaubt, die sämtlichen Figuren der Niobe mit ihren Kindern hätten zur Zierde des Frontons eines Tempels gedient, und von dessen Idee vor einigen Jahren in einer Wochenschrift ein Kupferstich erschien. Noch ein Abschnitt macht S. 248. der Saal des Fräte, wo sich auch die große Sammlung von Original-Handzeichnungen und Kupferstichen befindet. Tribune. Hiernächst die anderen Seltenheiten, bestehend in der Sammlung von gegen 400 Bildnissen von Malern. Bey dieser Gelegenheit erfährt man, daß in dem gräflich Firmianischen Schloß Leopoldskron bey Salzburg sich eine ähnliche Sammlung befinden soll. In der Tribune ist auch, der heilige Johannes in der Wüste von Raphael, wovon sich mehrere Repezitionen zu Paris, Rom und Bologna befinden, die alle Original seyn wollen. S. Fiorillo's Kunstgeschichte Band 1. Seite 328. Man kann noch eine fünfte hinzufügen, die sich in Darmstadt im Besitz des Großherzogs befindet, und kürzlich in Kupfer erschienen ist. Man weiß, daß alle die sogenannten Venus des Titian, geliebte Maitresfen oder dergleichen Freudenmädchen sind, und wahrscheinlich hat er selbst niemals geglaubt, daß man sie zur Venus erheben würde. Unter den vielen von ihm ist die zu Florenz unstreitig die

schönste und zwar Portrait, aber eine plumpe und schwerfällige Gestalt ist sie wahrhaftig nicht, und der Ausdruck ist unverzeihlich, selbst hier in Vergleich mit der Statue, dem Werke des Eleomenes. Die schönsten Statuen sind die Venus, der Apollino, Varrotino, der Juno, die Ringer u. Auch ist der Schatz an Niederländischen Werken vielleicht der ansehnlichste in ganz Italien, wovon ein großer Theil durch die Gemahlin von Cosmus III. dort hinkam, die eine Prinzessin von der Pfalz war. S. 277. Die Kirche St. Maria Novella enthält die herrlichsten Werke von Cimabue und den übrigen berühmtesten Künstlern aus der ersten Periode der Florentinischen Schule. Der Anblick dieser herrlichen Werke bringt den Verfasser zu der Ausrufung: „O, daß wir uns doch nie so weit von diesen Vorgängern entfernt und verirrt hätten“! Hieran schließt er dann mehrere Betrachtungen, als über das Studium der Antike u. s. w. an, deren Aushebung, der Raum unserer Blätter nicht erlaubt. Den Schluß macht die Kapelle dei Spagnoli, S. Lorenzo, wo die Mediceer ihre Begräbnisse haben. S. Croce, wovon S. 327. mehrere Köpfe nach Giotto in einem Steindruck abgebildet sind. Wir sehen mit wahrer Freude dem zweyten Theil entgegen, wo von Rom und Neapel die Rede seyn wird.

F—o.

Leipzig und Züllichau.

Bey Darnmann: M. Tullii Ciceronis de Oratore ad Quintum fratrem libri tres. Recensuit, illustravit, alicorum suasque animadversiones adiecit Otto Maurit. Müller Phil. D. AA. LL. M. Paedagogii Züllichavien-sis inspector. 1819: S. XII und 604. In Octav.

Diese Ausgabe ist für die Schüler der ersten

Classe der gelehrten Schulen bestimmt. Die Erläuterungen gehen also erstlich auf die Sprache, und verrathen einen Gelehrten, der mit ihr sehr wohl bekannt ist, und das Herauszuheben versteht, was dem Zwecke entspricht. Darauf folgt die Erklärung der Sachen und Personen, endlich ist auch der critische Theil nicht vergessen worden, wozu die Vergleichung der Quellen aus denen Cicero schöpfe, vorzüglich des Aristoteles, und der spätern Schriftsteller, als des Quintilians eben so nützliche Dienste geleistet haben, als die Benutzung der neuern Ausgaben. Auch die ältern Ausgaben, die der Verf. in Leipzig verglich, und die alte Ausgabe sine anno et loco haben das ihrige beigetragen: ein junger unbedeutender Codex in Dresden befindlich gab keine sonderliche Hülfe. Der Verf. konnte also keine recensio textus liefern, sondern eine recognitio. Man sieht überall in der Bearbeitung die Zweckmäßigkeit beobachtet, die von des Verf. vertrauten Bekanntschaft mit dem Urheber des Werks, von der Gelehrsamkeit, dem Selbstdenken und der Besonnenheit ihre Empfehlung erhalten hat. Etwas mehr Kürze hätte gleichwohl häufig eintreten sollen. In der Vorrede hat der Herausg. die Stellen bemerklich gemacht, wo er seine Verbesserungen in den Noten angeführt, und wo er sie in den Text aufgenommen habe, wo eine bessere Interpunction eingeführt ist, und wo er die von G. Schüz verworfene alte Lesart wieder hergestellt habe. Daß er hier nicht allen Lesern genügen werde, wird er selbst erwarten. Doch hat er seine Gründe gut ausgeführt.

Kpf.

— — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 13. May 1820.

Paris.

Bey Rey und Gravier, 1819: Recherches sur les Bibliothèques anciennes et modernes, jusqu' à la fondation de la Bibliothèque Mazarine et sur les causes qui ont favorisé l'accroissement successif du nombre de Livres. Par L. C. F. Petit Radel, Membre de l'Institut de France etc. Bibliothécaire Administrateur permanent de la Bibliothèque Mazarine. VIII und 448 S. gr. 8. Mit einigen Bildnissen und Aufzissen der Bibliothekssäle.

Was über Bibliotheken und Bücherwesen aus bewährten Schriftstellern vor christl. Zeitrechnung sich etwa schöpfen läßt, wird kaum ein paar Blätter füllen; auch ein paar Jahrhunderte später noch fließen dergleichen Quellen nur wenig ergiebiger; bis endlich durch bey Kirchen und Klöstern, auch wohl von Privatpersonen angelegte Sammlungen die Nachrichten hierüber etwas zahlreicher zu werden anfangen. Das von Hrn. P. R. aus den frühern und frühesten Zeiten in der Kürze beigebrachte sind die gemeinhin angenommenen Angaben, ohne Be-

zeuchtung der mit unter sehr verschiedenen Lesarten; die doch, was wenigstens Zeit und Zahlen betrifft, oft ganz andre Resultate liefern. Bis Ende des IX. Sec. wird sodann etwas umständlicher von ihm erzählt, wie es in der gelehrten Welt überhaupt, und seit dem VI. in Frankreich besonders damit ausgehen; für welches letzte denn die *Histoire Littéraire de la France* der Benedictiner, so wie die *Spicilegia* von Martenne, d'Achery und andern ihm sehr brauchbare Hülfsmittel darboten. Was für classische Schriftsteller des Alterthums von den Kirchvätern und andern belesenen Scribenten benützt oder wenigstens angeführt worden, wird gleichfalls bemerkt gemacht, und daraus Manches für den damaligen Zustand des Bücherwesens nicht ohne Wahrscheinlichkeit, gefolgert. Nach den Bruchstücken alter Autoren, die sich bey dem Armenier Moses Chorezensis vorfinden, und aus dessen die Bibliothek zu Edessa betreffender Erzählung zu urtheilen, glaubt auch Hr. P. & R., von näherer Bekanntschaft mit Armenischer Literatur gute Ausbeute versprechen zu dürfen, wozu die unlängst, entdeckte vollständigere Uebersetzung der Chronik des Eusebius in diese Sprache bereits noch mehr berechtige. Der zweyte Abschnitt, den Zeitraum zwischen dem IX. und X. II. Sec. umfassend, hat es hauptsächlich mit den in Frankreich damahls angelegten Bibliotheken, oder vielmehr Bibliotheculis zu thun; denn über ein halbes Hundert Volumina gingen solche gemeinlich nicht hinaus; Schriften aus dem classischen Alterthum waren und blieben höchst seltne Gäste, und mußten größtentheils aus Rom, England und Island herbeigeholt werden. Daß die Abtey Gemblou in Belgien um's Jahr 1048 160 Handschriften worunter ein Drittel Profanscribenten, aufweisen konnte; die in einem noch entlegern Winkel aber befindliche, zu Pontivi nämlich in der Bretagne, ihrer gar über 200, galt für einen bis dahin unerhörten Glücksfall. Seinem Plane treu fährt Hr.

P. = R. auch hier fert, diejenigen guten Schriftsteller der Vorzeit nachhaft zu machen, die in dergleichen Sammlungen theils zuerst theils abermahls sich sehen lassen. Bey diesem Anlasse wird er auch über die andern literarischen Verdienste Frecuph's, Bischofs von Lisseux ziemlich umständlich, als dessen Chronik ihm auf das Prädicat einer Universal-Geschichte Anspruch machen zu dürfen scheint. Was hier und anderwärts von der noch immer fortwährenden Schwierigkeit sich Handschriften zu verschaffen, ihrem ungeheuern Preise mithin, der Vorsichtigkeit womit solche benutzt oder verliehen wurden und dergl. mehr erzählt wird, will bey ihm selbst nachgesehen seyn, und ist überdies uns Eischenanern größtentheils nicht unbekannt. Im dritten Abschnitte wird von dem Zustande der Bibliotheken vom XIII. Sec. bis in die Mitte des XV. gehandelt; und daß hier gleichfalls nur von Französischen hauptsächlich die Rede seyn würde, ließ sich erwarten; denn auffer Raban Mauri Werken, Maucleri Chronik, Pezii Thesauris, den Magdeburger Centuriatoren, und aus neuern Hülfsmitteln Jugler's Lehrbüchern etwa, scheint, was Deutschland betrifft, keine Quelle weiter von ihm besucht worden zu seyn. In Hinsicht auf sein Vaterland bietet im XIII. Sec. sich ihm sogleich Ludwig der Heilige dar; als unter dessen Regierung, die erste Anstalt zu einer Königl. dem Gelehrtenstande zugänglichen Büchersammlung in der Sainte Chapelle, erfolgt zu seyn scheint; wie denn auch, mit seiner Ermunterung vermuthlich, der Dominikaner Mönch und Lehrer seiner Kinder, Vincenz von Beauvais, die bekannten 4 Specula, eine Art von Encyclopädie, compilirte; über die Hr. P. = R. wiederum sehr umständlich wird, und was von Schriftstellern ältrer Zeiten sich darin blicken läßt abermahls anführt; was bekanntlich deutsche Federn ebenfalls schon gethan haben, und auch auf Compilatoren etwas neuerer Zeit, wie z. B. die der Pantheologiae, des Lumen animae, des Sophilogii und so manches andern

Zusammentrags, nicht ohne Nutzen vielleicht sich anwenden ließe. Daß es in Deutschland damals schon eben so gut, ja noch besser, um Bibliotheken gestanden, geht übrigens aus Hrn. P. : R. : s. Buche selber hervor; denn auch Er erzählt, unter Naucier's Gewährleistung, daß eine der Kirchen zu Kerensburg im Jahr 1251 ihre 500 Volumina zählende Bibliothek mit 67 Mark Goldes eingelöst habe, was nach seiner Berechnung jetzt nicht weniger als beinahe 300tausend Franken betragen würde. Im Jahr 1373 belief die Sammlung der im Louvre aufbewahrten Handschriften sich doch schon an 910 Bände; worunter jedoch kaum ein halbes Duzend römischer Classiker; alles Uebrige in französischer Sprache, so wenig bearbeitet diese auch damals noch war. An Handschriften in Griechischer war noch gar nicht zu denken; Herr P. R. läßt sich daher nicht verdrießen, seinen Landsleuten umständlich zu erzählen, wie solche, und was für welche, den Weg nach Italien zuerst gefunden, und Abschriften davon sich weiter verbreitet. Um 1447 soll die Sammlung im Vatican allein schon 3000 Handschriften, und darunter eine bedeutende Anzahl griechischer enthalten haben. Was seit Erfindung des Linnenpapiers und des Bücherdrucks in Hinsicht auf den Preis der letztern, den sich immer weiter ausdehnenden Handel damit, für Veränderungen mit dem Bücherwesen vorgefallen, so wie die nächsten Folgen davon für Civilisation und Unterricht, sind die Gegenstände des vierten Abschnitts. Hier werden unter andern die Registerhände von unsers Panzers typogr. Annalen zu allerhand Berechnungen benutzt; woraus doch einiges zur Probe. Besagten Annalen zu Folae (mit Ausschluß deutsch geschriebner Bücher vermuthlich; denn für diese hatte P. eigne, hier aber nirgend erwähnte Jahrbücher anagelegt), wären im XV. Sec. 14750 Druckstücke erschienen, die nach einer Mittelzahl, die Auflage zu 435 Abdrücken gerechnet, bereits über 5 Millionen Exemplare in Umlauf gebracht

hätten. Nach Panzer von 1501 bis 36 beinaß 18000; wodurch dieser Umlauf schon an die 23 Millionen gesteigert worden; in diesem Zeitraum wegen vermehrten Debits die Auflage nämlich zu 1000 Exemplaren angenommen; wie denn Simon Collines im Jahr 1526 zu Paris in einer einzigen von Erasmi Colloquii 20tausend konnte abziehen lassen! Von 1536 bis 92 nimmt er die von 1564 an erschienenen Frankfurter Mess- und andre Catalogen zu Hülfe, und bringt heraus, daß die von 1457 bis 1592 unter der Presse gewesene Werke und Werkchen zum allerwenigsten 30 Millionen müssen betragen haben! Bey der Unthunlichkeit dergleichen Angaben in unsern Blättern zu prüfen, und den Verf. auf noch so vielerley andern literar. histor. und bibliograph. Abstechern zu begleiten, mag hier noch Platz finden, wie es gegenwärtig mit dem mehr oder weniger öffentlichen Bibliotheken in Frankreich aussieht. Zweyhundert dreyßig Städte und Städtchen besitzen deren, und werden, mit Ausnahme eines Duzends etwa, die ihren Vorrath dem Ministerio des Innern noch nicht angezeigt hier namentlich aufgeführt; Paris allein hat ihrer wohl ein halbes Hundert aufzuweisen; worunter die Königl. Bibliothek mit ungefähr 350 tausend Bänden, eben so viel an kleinern in eigne Recueils gebrachten Druckstücken, und 50tausend Handschriftenbände; die Mazari-nische mit 90 tausend Bänden und 3473 Handschriften; die der S. Genoveva mit 110 tausend B. und 2 tausend H.; die von Monsieur, im Arsenal aufgestellte mit 150 tausend Bänden und 5 tausend Handschriften hervorrangen: so daß zu Paris allein deren weit über eine Million in öffentlichen Bücherfälen dem Publico zu Dienst stehen. Noch eine Inhaltsanzeige aller seit 1789 für Anlegung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken ertheilter Gesetze und Regierungs-Ordonnanzen. Mit der zweyten Hälfte des Bandes, S. 248 nämlich, hebt endlich die Beschreibung der seiner Aufsicht anvertrauten Büchersammlung an. Nicht ohne Grund gibt er diesem Berichte nur die Ueber-

schrift einer Notice historique; denn von den Bestandtheilen und der Anordnung derselben, ihren Vorzügen, Seltenheiten, Einkünften und dgl. bekömmmt man nur sehr im Vorbeygehendieß oder jenes zu hören. Das Wesentlichste läuft auf Folgendes hinaus. Noch besaß Paris keine im eigentlichen Sinne öffentliche Bibliothek; denn auch die Königliche war damahls und auch viel später hin keine solche; durch Anlegung aber einer dem Gelehrten jederzeit offenen, wollte der Cardinal, und das auf eigne Kosten, sich um die Hauptstadt verdient machen. Der Grund dazu ward durch Ankauf der aus 6tausend Bänden bestehenden Sammlung des Canonikus Descordes gelegt; deren Catalog auch unter dem Titel Bibliotheca Cordesiana war besonders gedruckt worden, und den Bücherfreunden nicht unbekannt ist. Schon in eben diesem Jahre 1644 verdoppelte durch Ankäufe in Paris sich dieser Vorrath, und zu nöth geschwindem Anwuchs desselben konnte der Cardinal keinen thätigern Mann sich wünschen, als den nach Italien, Deutschland, Holland u. England deshalb geschickten Gabriel Naudé. Allein in Italien waren an die 14000 Bände und in Deutschland 4 tausend von ihm aufgekauft worden; und da er auf Druckseltenheiten so gut sich verstand, wird es die Bibliothek wohl ihm hauptsächlich zu danken haben, wenn sie in Hinsicht auf Primär-Ausgaben der Classiker und andre höchst selten gewordne Druckstücke auch jetzt noch in Paris nur der Königlichen nachsteht. Schon im Jahr 1651 gab Naudé diese dem Publico gewidmete Sammlung als mehr denn 40 tausend Bände enthaltend an: und eines so bedeutenden Vorraths konnte sich damahls in Europa vermuthlich keine andre rühmen. Zwar hätten die indeß ausgebrochnen Fronde-Urruhen ihr den Untergang gedreht, und das äußerst barbarisch zu Werk gehende Pariser-Parlament, aus Haß gegen den Cardinal, sie sogar wollen verkaufen lassen, auch damit wirklich den Anfang gemacht; welcher Verlust indeß sich bald wieder ersetzen ließ. Ueber alle diese Vorgänge wird Herr P.:R. weit-

läufiger als vielleicht nöthig war; worunter man jedoch keinesweges den auch von ihm mit Lobeserhebung erwähnten, und von mehreren Pariser Tagesblättern wiederholten Umstand rechnen will, daß, als von Zerstreuung dieser Bibliothek überall die Rede war, Herzog August von Braunschweig seinem dasigen Geschäftsträger den bestimmten Befehl ertheilt gehabt, durch keinerley Ankauf aus einer so widerrechtlichen Veräußerung die Herzogliche Sammlung zu beflecken! Ein Edelmuth, von dem man auf der Königlichen Bibliothek wohl nichts muß gewußt, oder ihn für unnachahmlich gehalten haben mag, weil bey Zurücklieferung der von Bonaparte geraubten Druckseltenheiten man sonst doppelt sich geschämt hätte, so mancherley Ausflucht sich zu Schulden kommen zu lassen! Wie sehr der 1661 verstorbne Cardinal übrigens auf den Glanz seiner Stiftung bedacht gewesen, erhellet am besten aus dem letzten Willen desselben, worin zu Aufführung des Collegii und Bibliothekgebäudes, so wie zu Vermehrung des Büchervorraths, nicht weniger als zwey Millionen Franken baaren Geldes, 45 tausend jährlicher Staatszinsen, und noch andre beträchtliche Summen, alles mit königlicher Bewilligung, waren angewiesen worden. Zu erfahren, wie man dieß alles befolgt hat, und was von einem so reichen Vermächtnisse der Büchersammlung selbst zu gut gekommen, wäre dem Ausländer unstreitig willkommener gewesen als die zwar kunstgerechte, aber gar zu umständliche Beschreibung des BücherSaals und seiner Gallerieen; die trotz den beygefüigten Grundrissen den wenigsten Lesern doch verständlich seyn wird; und am Ende nichts weiter wahrnehmen läßt, als daß die Handhabung der Bücher durch diese Vorrichtungen, wie ihr Aufsicher selber klagt, sehr unbequem gemacht worden. — Eine der Stierden des Saals ist der große 8 Fuß im Durchmesser enthaltende, mit geglattem Kupfer überzogne, auf Befehl und Anordnung Ludwigs XVI. zum vereinigten Unterricht des Dauphins im Jahr 1784 u. f. gefertigte Globus: der unter andern Merkwürdigkeiten auch die 19 bis dahin unternommenen Seereisen um die Erdkugel, alles nach den besten Charten und Hülfsmitteln darstellen sollte; größtentheils auch wirklich ausgeführt ist, das noch fehlende aber nachgehohlet werden soll;

wobey auf die viele Blätter einnehmende Beschreibung dieses Globi abermahls muß verwiesen werden. Angehängt findet sich auf einem halben Bogen auch der Vorbericht eines im Jahr 1365 aus dem Lateinischen in's Lothringische Roman übergetragenen Paltes, worin der Uebersetzer die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens erörtert: Schade nur, daß diese Uebersetzung nicht ein paar Jahrhunderte älter ist, weil sodann zur Geschichte der Bildung des jetzigen Französischen noch mehr daraus würde zu schöpfen gewesen seyn. Auch durch Beyfügung der in's kl. inere gebrachten Bildnisse des Stifters selbst, seines Bibliothekars Naudé, des Testamentvollstreckers Colbert, und des letzten Aufsehers vor der Revolution, Abbe's Hoove, eines Engländers, der den Bürgereid abzulegen sich weigerte und deshalb sein Amt aufgeben mußte, hat man das Andenken derselben ehren wollen: bey dem Bildnisse Colbert's indeß hält es schwer sich über die Treue des Künstlers einiger Zweifel zu entschlagen. Hier nämlich wird der gewaltige Staatsrechner mit rundem, gar nicht unfreundlichem, in ansehnliche Wolkenperücke gehülltem Gesichte dargestellt: auf einem aus Frankreich selbst mitgebrachten gleichzeitigem Gemählde hingegen erscheint solcher mit finstrier Miene, hagerer Wange, und schwarzem ziemlich dürftigem Haarpuß; ganz dem übelangebrachten Scherze Ludwigs XIV. entsprechend; der ihn wohl zu fragen pflegte: Wenn er einmahl sein Spießbürger air in Paris zurücklassen würde? — und noch gemäßlicher dem Einfalle jenes Spötters, der an das Grabmahl, wo Colbert knieend und betend gesehen wird, die Worte geschrieben hatte: *Res ridenda nimis, vir inexorabilis orat!* Wenn in Rücksicht auf außerhalb Frankreich gelegne Länder Hr. P. & K. seinen Gegenstand gleich nur beyläufig, mithin ungenügend, behandelte, hat er an bestimmter Quellenangabe, ganz gegen die Gewohnheit seiner Landsleute doch nirgend es fehlen lassen; eben so wenig an *Addendis* und *Corrigendis*, die wenigstens belegen, daß es mit seiner Arbeit ihm Ernst gewesen; ein sehr umständliches Sach- und Nahmenregister aber ist um so mehr mit Dank anzunehmen, da bey der großen Menge von Einzelheiten irgend etwas wieder zu finden ganz unthunlich geworden wäre. Wenn endlich der in öffentlichen Bibliotheken Frankreichs trotz aller Revolutionsgräuel noch enthaltne Bücherschatz, seinen Berechnungen zu Folge weit über drey Millionen steigt, wird man sich nicht wundern, wenn unlängst auch bey uns angestellte, deren mehr als vier Millionen in Deutschland finden wollten: und im Fall diese Zahl, wie nicht zu zweifeln, noch immer anwüchse, dürfte die Zeit nicht weit entfernt seyn, wo à force de livres on redeviendra ignorant.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 13. May 1820.

P y r m o n t.

Bey Georg Uslar: Pyrmont und seine Umgebungen, mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen historisch, geographisch, physicalisch, medicinisch dargestellt von Dr. Carl Theodor Menke, fürstl. Waldeckischen Brunnenarzte, mit einer topographisch-petrographischen Charte. 1818. XVIII. 307.

Wozu eine neue Beschreibung von Pyrmont, da wir schon eine so vollständige wie die Warcardsche besitzen? wird vielleicht Mancher bey dem Anblicke des Titels dieses Werks ausrufen. Aber der Verf. gibt in der Vorrede selbst eine Antwort auf diese Frage, die jedem wissenschaftlichen Manne genügen wird. Seit Warcards größerm Werke ist eine bedeutende Reihe von Jahren verflossen, die Kenntnisse und Ansichten haben sich sehr verändert, und in Pyrmont selbst, haben sich neue Heilquellen hervorgethan, mit welchen das Publicum näher bekannt zu werden verdient. Wer könnte es denn nun wohl einem denkenden

Gelehrten, der sich an der Quelle dieser durch Jahrhunderte erprobten Heilanstalt der Natur befindet, verdienen, wenn er dieselbe zum Gegenstande seiner Forschung und genauen Prüfung gewählt hat, und die Resultate derselben dem Publicum mittheilt? Pyrmont verdiente diese Auszeichnung; denn sein Werth beruhet nicht auf oberflächlichen durch kleinliche Motive erzeugten Beobachtungen und Erfahrungen; es gehört nicht zu den ephemeren Erscheinungen, die ein oder ein paar Jahre glänzen, und dann wieder in ihre alte Dunkelheit versinken. Nein, die Vorzeit spricht schon von seinen Heilquellen mit Dank und Achtung, und die spätern Erfahrungen haben deren Ruf immer fester begründet. Von einer solchen für die leidende Menschheit so wichtigen Heilanstalt immer mehr geläuterte und dem Stande der Wissenschaft angemessene Nachricht zu erhalten, muß dem wahren Heilkünstler sehr angenehm und nützlich seyn, und auch das größere nicht ärztliche Publicum kann dieselben, besonders, wenn es dabey in das Feld der Geschichte geführt wird, nicht ohne Interesse aufnehmen. Die vor uns liegende Schilderung dieser Heilanstalt gewährt dem Arzte und Nichtarzte eine belehrende und angenehme Unterhaltung, macht den sie Besuchenden mit den ältern Bewohnern aus der Geschichte des Ländchens, wo sich dieselbe befindet, bekannt, welches dadurch an Interesse gewinnt, daß diese Gegend als die Wiege der Deutschen Freyheit angesehen werden kann; gibt eine kurze naturhistorische Uebersicht des Bodens und seiner Producte, führt in das Innere desselben, zeigt dessen Beschaffenheit und Entstehungsweise, leitet zu dem Ursprung der Heilquellen, bringt sie in ihre natürliche, nach ihren Bestandtheilen verschiedenartige Classen, macht auf ihre Wirkungen aufmerksam, und fügt die bey

ihrem Gebrauche zu beobachtenden Regeln hinzu. Zwar prangt sie nicht mit Krankengeschichten und wichtigen durch die Kraft der Heilquellen verscheuchten Uebeln; aber dieses thut ihrem Werthe keinen Abbruch; denn, wer die Bedeutung vieler solcher Beobachtungen näher beleuchtet hat, der wird wissen, wie es oft mit ihnen steht und was davon zu halten sey. Der Kunstverständige kann schon die Wirkungen der Heilquellen aus ihrem Gehalte enträthseln, und, wer dieses nicht kann, der sende ja keine Kranke dorthin. Doch wir wenden uns jetzt zu dem Werke selbst, welches einen sehr ehrenvollen Plaz unter den bessern Schriften ähnlichen Inhalts einnimmt und dem Hrn. Verf. einen gerechten Anspruch auf den Beyfall und den Dank des Publicum gibt. Es zerfällt in vier Abtheilungen oder Bücher, wovon das erste die Geschichte des Fürstenthums Pyrmont liefert, das zweyte die geographische, statistische und topographische Beschreibung desselben enthält, das dritte dieselbe in naturhistorischer und physicalischer Rücksicht gibt, und das vierte von dem medicinischen Nutzen und Gebrauche der Pyrmonter Heilquellen handelt.

Erstes Kapitel. Das älteste Volk, welches die Gegend von Pyrmont bewohnt hat, sind wahrscheinlich die Ambronon gewesen, welche mit den Teutonen etwa 100 Jahre vor Christi Geb. sich zu den Cimbern gesellten, und vom Römischen Consul Marius aufgerieben wurden. Nach diesen wohnten daselbst die Cherusker, durch welche und besonders durch ihren Heerführer Herman diese Gegend in der Geschichte berühmt geworden ist. Dieser Herman, bey dessen Namen jedes Deutsche Herz stärker schlagen muß, und dessen Geschichte, welche hier der Verf. im Kurzen, aber interessant und hübsch erzählt, so lehrreich und erfreulich ist, war der Held der ganzen

Gegend zwischen der Weser und der Emmer, und erkämpfte den Deutschen in der berühmten im 9ten Jahre nach Chr. Geh. nicht ferne vom Pyrmontischen Thale in der Gegend von Hein und Detmold gelieferten Hermanschlacht, worin er den Römischen Feldheern Varus gänzlich schlug, die von den Römern geraubte Freyheit. Den Standort der Römer während der Schlacht und eine Vergleichung der vorhandenen auf dieselbe hindeutenden Ortsbeziehungen, findet der Leser hier genau bezeichnet. Alsdann werden die nach der Hermanschlacht hier wohnhaft gewesen oder benachbarten Völker, die Ambronnen, Hessen, Hunnen und Sachsen bis auf Carl den Großen aufgeführt, und nächstdem geht der Vf. zur Geschichte der Grafschaft, hernach des Fürstenthums Pyrmont und der Fürsten bis auf die neuere Zeit über, welches keinen Auszug erlaubt. Das zweite Buch beginnt mit der geographischen Lage, den Grenzen und der Größe des Fürstenthums Pyrmont. Die geographische Größe desselben reicht vom 51 Gr. 55 Min. nördlicher Breite bis zum 52. Gr. und vom 26. Gr. 50 Min. bis etwas über den 27sten Gr. der Länge. Neupyrmont aber liegt unter dem 51 Gr. 59 Minuten nördl. Breite und 26 Gr. 25 Min. Länge. In Rücksicht des Climas gehört es zu den milden und freundlichen Ländern; die Luft ist rein und gesund. Der Boden ist durchgehends fruchtbar. Es wird in das obere und untere Fürstenthum abgetheilt; letzteres zerfällt wieder in das Haupt- und Nebenthal, welche beyde eine romantisch schöne und angenehme Lage haben, durch sie fließt die Emmer. Die ganze Gegend ist sehr gebirgicht, die vorzüglichsten Berge sind der Mühlenberg, der Busseberg, der Pinneberg, die Hohestolle, der Königsberg, der Grävensberg und mehrere andre; deren Beschreibung der übrige

Theil dieses Abschnitts gewidmet ist. Alsdann geht der Verf. zur Beschreibung der großen geognostischen Merkwürdigkeiten dieser Gegend, nämlich zu den Erdfällen und der Dunsthöhle über. Er nimmt die Entstehungsweise der erstern auf dem nassen Wege an; worüber er sich in der Folge noch weitläufiger erklärt, und worin Rec. ihm beystimmen muß. Dieser Erdfälle, die Meerre von den Landleuten genannt, sind drey, ein großer, ein mittler und ein kleiner. Ersterer liegt an der höchsten Stelle 135 und an der niedrigsten 56 Schuh tief, und hat am Wasserspiegel einen Durchmesser von 280 Schuhen. Die beiden andern sind nach Verhältniß kleiner und weniger tief liegend. Die Dunst- oder Gashöhle liegt in einem Sandsteinbruche, und ist bald höher, bald tiefer mit kohlenfauerm Gas oder fixer Luft erfüllet. Seip hat dieselbe 1720 ausbauen und einrichten lassen, und verglich sie schon mit der Hundeshöhle bey Neapel, womit sie auch große Aehnlichkeit hat. Der ganze übrige Theil dieses zweyten Buches beschäftigt sich mit dem Statistischen und Topographischen dieser Gegend, und liefert eine Uebersicht der nahe gelegenen Dörter und merkwürdigen Punkte. Das dritte Buch ist der naturhistorischen und physicalischen Beschreibung dieses Ländchens gewidmet. Der Boden liefert auf seiner Oberfläche sowohl als in seinem Schooße eine große Mannichfaltigkeit naturhistorischer Producte, welche diese Gegend der Aufmerksamkeit der Naturforscher würdig machen. Sowohl im Felde der Zoologie als der Botanik finden sie reiche Ausbeute von ihren Forschungen, und die Fauna und Flora hat unter den bekannten auch manche nur sparsam vorkommende Naturkörper; besonders ist der Reichthum an Flechten, Pilzen und Schwämmen beträchtlich. Der Boden selbst bestehet aus Producten

der Flößformation und der angeschwemmten Erdarten, die sich auf nassem Wege als Folgen des Niederschlages aus dem Wasser, womit diese Gegend überschwemmt gewesen ist, gebildet haben. De Luc und nach ihm Marcard haben zwar diese Gegend für vulcanischen Ursprungs gehalten; aber theils zeigt der Boden davon keine Spur, theils lassen sich alle hier vorkommende geologische Erscheinungen besser aus der Entstehung auf nassem Wege erklären. Selbst die Erdfälle fügen sich am besten unter dieser Erklärung. Der Verf. leitet sie aus unterirdischen Quellen her, die zwischen dem harten Gestein zu Tage zu kommen strebten, und dabey die lockere darüber sich befindende Erdoberfläche allmählich weaspülte, bis die immer dünner gewordene Decke endlich einstürzte. Auch dadurch glaubt er, können sie entstanden seyn, daß ein lockeres, angeschwemmtes Erdlager in der Tiefe mehr und mehr zusammengefallen und endlich auch die obere Decke eingebrochen ist, oder es können auch durch große Dürre und andere Einwirkungen Risse entstanden seyn. Alle drey Erklärungsarten sind mit der Natur übereinstimmend, und nach des Rec. Meinung bey verschiedenen ihm bekannnten Erdfällen anwendbar. Eine merkwürdige Erscheinung liefern in dieser Gegend die Granitgeschiebe und Blöcke, die hier oft von besondrer Größe und nicht einheimisch sind. Der Verf. leitet sie aus einer großen und spätern Catastrophe, als jene, wodurch die Flößgebirge gebildet sind, her, und glaubt, daß sie auf dem Grunde des Meeres gelegen haben, und durch die Gewalt der tobenden Fluthen und durch Hülfen ungeheurer Eisschollen hieher verschlagen sind. Die einzelnen Formationen des hiesigen Bodens sind, der rothe bunte Sandstein, der gar keine Versteinungen liefert, aber dagegen Baryt (Schwerspath) in den horizontalen sowohl als

verticalen Spaltungen desselben führt. Auch käme Schwarzbraunsteinerz in kleinen Partien darin vor. Ueber dem Sandstein liegt das bunte Thon- und Mergelgebirge, in welchem sich oft los: abgerundete Geschiebe älterer Formationen von Granit, Gneus, und feinkörnigem, quarzigem Sandstein befinden. Auf der aus den erwähnten beiden Steinarten gebildeten Grundlage sind verschiedene angeschwemmte Erdlager abgesetzt, am Rande des Thales sind ihm aber mehrere jüngere Flözlagen aufliegend, welche die Berge bilden. Diese Aufsätze sind der Muschelkalkstein, der dichte graue oder blaue Kalkstein und der bunte Kalkstein. Der Kalkstein geht durch einen beträchtlichen Antheil Thon allmählich ganz in Kalkmergel über. In dem Mergel finden sich öfter zolllange Bergcrystalle theils lose, theils in Mergelnüssen ausgewachsen. Auf den höhern Bergen deckt den Kalkstein ein durch Thon festgebundener feinkörniger grauer Sandstein, auf welchem an den höchsten Bergen meist wieder ein andrer schmutzig gefärbter quarziger Sandstein ruhet. Im Thale ist der Durchschnitt der Erdschichten sehr verschieden. Im höhern nördlichen Thale fand man unter der gemeinen Erde einen bräunlichen Lehmen, unter diesem einen gelben Thon, unter letzterm weißen Scheuersand, der in einen weißen Sandstein übergeht, hierunter derselbe Thon, der über dem Sande ruhet, nur von gelber hellgrauer Farbe. Südlicher ruhet auf dem Thone Torf, welcher Schwefelkies führt, der zur Bildung des schwefelsauern Eisens die Veranlassung gibt, und aus welchem sich das Eisenoxyd absetzt, mit welchem der Torf oft angeschwängert ist. Unter dem Torfe nimmt der Mergeltuff (Duckstein) eine beträchtliche Strecke ein, der größtentheils aus Inkrustationen besteht, und Abdrücke von Blättern auch Inkrustate

von Landschnecken enthält. Unter demselben hat man ehemahls die fossilen Knochen eines Rhinoceros gefunden. Nach dieser Uebersicht des Bodens geht nun der Hr. Verf. zu den Heilquellen selbst über, wovon hier 12 aufgezählt werden, nämlich der Sauerling, der eisenhaltige Trinkbrunnen, der Brodelbrunnen, der niedere Badebrunnen, der neue Badebrunnen, der Augenbrunnen, der Trampelsche Eisensäuerling, der Neubrunnen, der Kochsalzhaltige Trinkbrunnen, der Kochsalzhaltige Badebrunnen, der ehemalige Kochsalzhaltige Badebrunnen, die Soolquelle. Von diesen Quellen werden die Resultate der Analyse, wie sie Westrumb gefunden hat, angeführt, außer von den Kochsalzhaltigen Quellen, wober auch die Trampelsche Analyse gefügt ist. Wahrscheinlich würde es den Wünschen mehrerer Leser entsprechend seyn, wenn die Analysen, so richtig sie auch seyn mögen, noch einmahl angestellt wären, da die neuere Chemie auch manche neue Ansichten und Methoden eröffnet hat, die vielleicht andere Resultate geliefert haben würden. Alle die Mineralwasser, welche Pyrmont liefert, zerfallen in 3 Classen. Zur ersten gehören die Sauerlinge, die einen starken Gehalt an Kohlensäure haben, salzige und erdige Bestandtheile aber kein Eisen enthalten. Zur zweyten sind zu zählen die Eisensäuerlinge, welche Kohlensaures Eisen und Neutralsalze besitzen. Von diesen macht der Neubrunnen eine Ausnahme, der außer obigen Bestandtheilen noch schwefelsaures Eisen enthält. Die dritte Classe endlich nehmen die muriatischesalzinischen Wasser ein, die Kochsalz in beträchtlicher Menge enthalten; die Trink- und Badequelle hat in Rücksicht ihres Salzgehalts die meiste Aehnlichkeit mit dem Ostseewasser, die Soolquelle aber mit dem Wasser der Nordsee. Die Kohlensäure ist in allen Quellen Pyrmonts enthalten,

und findet sich über den Mineralquellen und in der Gashöhle Nach der Beschreibung ihrer chemischen und physischen Eigenschaften und der Körper, womit sie verbunden sind, vorzüglich des Eisens, führt nun der Verf. seine Leser zu dem Ursprunge der Quellen selbst, den er im tiefen Schooße des Thales und auf einem Herde von weitem Umfange suchet. Unter dem rothen Sandsteine kommen sie wahrscheinlich hervor. Unter diesem entwickelt sich das kohlen saure Gas, dringt aber wahrscheinlich aus arößern Tiefen hervor. Es zeigt sich im ganzen Thale so vielfältig und in so großer Menge, daß sein Herd groß und seine Entwicklungsquellen fortwährend wirksam seyn müssen. Die letzten sucht der Verf. zwischen dem rothen Sandsteine und dem darunter liegenden Kalksteine. Aus letztern kann es entwickelt werden, wenn, wie er mit Recht hinzusetzt, es nöthig ist, daß es schon an einer Base gebunden vorhanden seyn müsse. Das Eisen kann der Sandstein liefern. Seine Entwicklung geschieht wahrscheinlich vermittelst der Schwefelsäure, welche durch Vermischung der Schwefelkiese mit dem Wasser und durch beider Zersehung gebildet wird, und sich mit der Kalkerde zum Gypse vereinigt. So anschaulich diese Entstehungsart der Kohlen säure, des kohlen sauren Eisens und des Gypses ist, so schwierig ist die Erklärung des Ursprungs der Salzsäure, des Kalks, Natrums. Der Verf. sucht denselben mehr in dem großen Zeugungsacte der Natur, als daß er sie präexistirend annimmt. Die Natur hört nie auf, zu schaffen, und diese Schöpfungskraft ist gewiß im Schooße der Erde sehr regsam, und verschafft uns Körper und Producte, die keine Kunst nachzumachen im Stande ist; ein galvanisch = electrochemischer Proceß ist wahrscheinlich das große Mittel, dessen sie sich zu allen ihren

Zwecken bedient. Den Ursprung der Salzquellen leitet der Hr. Verf. aus dem Meere her, und glaubt, daß das Seewasser auf seinem Wege von dort bis in das Pyrmonter Thal mancherley Modificationen erlitten und Kohlensäure in sich aufgenommen haben könne, woher es die Form und Beschaffenheit erhalten habe, in welchen es hier zu Tage kömmt. In dem vierten Buche, das dem medicinischen Nutzen und Gebrauche der Pyrmonter Mineralquellen gewidmet ist, wird erstlich von den Brunnencuren überhaupt und ihrem Nutzen sowohl in Rücksicht des Genusses der Heilquellen als auch der andern damit in Verbindung kommenden Veranlassungen zur Aufheiterung, Zerstreung u. s. w. gehandelt, und dann des Vorzugs von Pyrmont insbesondre gedacht, der sowohl auf der kräftigen Wirkbarkeit der dortigen Heilquellen, als auf dem Angenehmen der Gegend beruhet. Pyrmont ist in dieser Rücksicht schon von den ältesten Zeiten her berühmt gewesen. Wenn die Römer dieser Heilanstalt gleich nicht gedenken, so waren die dortigen Quellen doch wahrscheinlich schon den alten Deutschen heilig, was aus der alten Benennung des Trinkbrunnens mit dem Namen de hylliche Born zu vermuthen steht. 784 soll schon Carl der Große nach Schaten's Erzählung sich an den durch ihre Heilkräfte berühmten Pyrmonter Sauerbrunnen ergezt haben. Im 14ten Jahrhundert finden wir seiner erwähnt, und im Jahre 1556 ist er so berühmt gewesen, daß man aus allen Weltgegenden zu ihm hinströmte, und 10,000 Menschen sich innerhalb vier Wochen daselbst aufhielten. Das Geschrey von der Wirkbarkeit des Brunnens war so groß, daß er fast für heilig gehalten wurde, und der damalige Arzt Tabernomontanus in seinem Unwillen über diese übertriebene Lobpreisung ihn für giftig erklärte und den in-

nern Gebrauch davon widerrieth. Bald darauf sank der große Ruf desselben, stieg aber im 17. Jahrhundert wieder so sehr, daß er 1651 und 60 von den vornehmsten Personen in Menge besucht wurde. Vollman gab 1661 die erste Brunnenbeschreibung heraus, und diesem folgte 1677 die von Andreas von Keil herausgegebene. Die erste zweckmäßig eingerichtete Brunnenschrift ist die, welche von Seip 1717 zuerst in Druck gegeben wurde, auf welche zuletzt die vollständige und classische Beschreibung von Pyrmont von Markard 1784 folgte. An den Salzquellen, die erst im vorigen Jahrhundert entdeckt wurden, und durch die von Trampel 1794 herausgegebene Beschreibung derselben Ruf bekommen haben, hat Pyrmont einen neuen und schönen Zuwachs zu seinen Heilquellen erhalten, und ist in heilkundiger Rücksicht noch merkwürdiger geworden. Das was der Hr. Verf. in der Folge über das Brunnentrinken und das dabey zu beobachtende Verhalten sagt, ist schön, gedrängt und so zweckmäßig, daß es der Aufmerksamkeit eines Jeden, der hier sein Heil suchen will, empfohlen werden kann. Auch in Rücksicht dessen, was er über die allgemeinen Wirkungen anführt, muß Rec. ihm ganz beystimmen. Das nämliche gilt von seinen Bemerkungen über das Baden. Die Krankheiten, in welchen sich das Pyrmonter Wasser vorzüglich wirksam bewiesen hat, sind solche, deren Grund größtentheils in Schwäche beruhet, niemahls aber ist es bey fieberhaften angezeigt. Vorzüglich heilsam ist es bey Schwäche der Verdauungswerkzeuge, und ihrer unregelmäßigen Wirkung, bey der Hypochondrie und andern kramphastigen Krankheiten, bey Verstopfungen der Eingeweide aus der gestörten Function derselben, bey Hämorrhoiden, bey Schleimflüssen, Sicht und mehreren andern Krankheiten. Doch müssen die

Ursachen derselben dem Mittel verhältnißmäßig, und dasselbe ihnen anpassend seyn, welches der Beurtheilung des Arztes überlassen seyn muß. Für einige Krankheiten paßt das Pyrmonters Wasser innerlich gar nicht, als z. B. bey allgemeiner Vollblütigkeit mit Neigung zu Congestionen, bey Vereiterungen, anhaltenden Durchfällen, eingewurzelter Epilepsie und Wahnsinn; scrophulösen Uebeln. Die Eisenbäder sind im Allgemeinen stärkend, auch ist der niedergeschlagene Eisenerz sehr wirksam als zusammenziehendes und stärkendes Mittel. Auch das kohlensaure Gas verdient äußerlich angewandt alle Aufmerksamkeit. Der Salzbrunnen ist als auflösendes und abführendes Mittel zum innern Gebrauche sehr nützlich, und in Bädern ist er in Schwäche des Hautorgans und den Schärfen desselben, so wie gegen Sicht, Rheumatismus und Lähmung sehr zu empfehlen. Dieses sind die mannichfachen Gegenstände, worüber sich der Leser aus diesem Buche angenehm und nützlich belehren kann. Alles hieher gehörige ist mit Sachkenntniß in zweckmäßiger Kürze in einem angenehmen Stile und correcter Sprache dargestellt, so daß gewiß keiner dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen wird. H.

Bremen.

Abhandlung über das Delirium tremens, von Dr. Th. Sutton zu Kent. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ph. Heineken, mit einer Vorrede von Dr. C. (F.) A. Albers. 1820. XLII und 74 Seit. in kl. Octav. In der Vorrede bemerkt Hr. Dr. Albers, daß die von Dr. Sutton Delirium tremens benannte Krankheit, von welcher gegenwärtig unter den Englischen und Americanischen Aerzten häufig die Rede ist, vielleicht den meisten Deutschen Aerzten so-

wohl ihrer Natur als besseren Behandlung nach unbekannt zu seyn scheint, eine eigene Species von Phrenesie ausmache, von welcher nur Säufer befallen werden, und die in den meisten Fällen mit einem starken Zittern der Hände verbunden ist. Jria glaubte man, daß der Phrenesie der Säufer wie jeder andern eine Entzündung der Hirnhäute zum Grunde liege, so deutlich sich auch Schröder, Reil u. a. über diese falsche Ansicht erklärten. Bühl-Cramer in seiner Abhandlung über die Trunksucht, sey zwar nicht der Meinung, daß dieser Phrenesie Entzündung allein zum Grunde liege, vermuthete aber doch, daß der bey Säufem gereizte Zustand des Gehirns leicht in dieselbe übergehe. Es ist Hr. Dr. A. unbegreiflich, wie Hr. Wegler an der Entzündung der Hirnhäute zweifeln könne, welche doch Th. Mills 1818 und Martinet 1819 gründlich erörterten. Unbezweifelt bleibe es ihm so wie auch H. Hall, daß viele Beobachtungen von Phrenesie und Encephalitis eigentlich das Delirium tremens schilderten, welches wohl eben so schicklich Phrenesie der Säufer benannt werden dürfte. Obgleich die eigentliche Phrenesie selten plötzlich ausbreche, so habe der Verf. doch Recht, wenn er sage, daß derselben gewöhnlich einige Tage zuvor allerley Beschwerden vorhergingen. Die Kranken nämlich quäle vor dem Ausbruche eine eigene Unruhe und Angst, welche sie auf alle Weise zu verheimlichen suchten. Während der Phrenesie zeigen sie große Besorgniß über die Vernachlässigung ihrer Geschäfte. Das Zittern der Hände habe er fast bey allen solchen Kranken wahrgenommen, auch war es H. Dr. A. sehr oft fast unmöglich, wegen des heftigen Zusammenziehens der Flexoren der Hand, den Puls gehörig zu beobachten. Der klebrige, kalte Schweiß ist so stark, daß man fast wörtlich sagen könne, daß

dem Kranken das Wasser vom Kopfe ströme. Das Gesicht der Kranken zeige ein schwer zu beschreibendes Gemisch von Angst, Unruhe und Stumpfheit. Die Augen verrathen bald große Unruhe bald Stumpfheit mit vermehrter Thränenabsonderung, doch ohne eigentliches Weinen. Bey einem hohen Grade der Krankheit schlafen die Kranken nie, sondern sind in steter Unruhe, und werden von vier Vorstellungen am häufigsten gequält, nämlich: von Furcht vor Gefangennehmung, Angst sich in einer fremden Wohnung zu befinden, und von Furcht vor Feuer und von Thieren in ihrer Wohnung. Der Tod erfolgt, indem sie in Coma oder Apoplexie verfallen, welchem zuweilen die heftigsten Convulsionen vorher gehen; und der gewöhnlich so wie die Besserung innerhalb drey bis acht Tagen erfolgt. Merkwürdig sey die meistens schnell erfolgende Besserung nach entweder von selbst entstandnem, oder durch Kunst herbeigeführtem Schlafe, welche Genesungsart viel Licht über die eigentliche Natur der Krankheit verbreitet, welche, nach seiner Ueberzeugung, nicht in einer Entzündung des Gehirns oder dessen Häute, sondern in einem Leiden der Gehirnssubstanz selbst besteht. Die vom Verf. versuchte Diagnostik dieser Krankheit, habe nur sehr unvollkommen ausfallen können. Ein paar seiner Kranken nämlich, einer nach der äußern Kopfverletzung, und ein anderer nach dem Scharlachfieber hatten kein delirium tremens, sondern litten an einer eigenen Phrenesie. Auch fehlten dem Verf. Leichenöffnungen. Hr. Dr. Albers selbst so wie H. L. W. Lodemann fanden bey einer Leichenöffnung keine Spur von Entzündung. H. Dr. A. habe besonders die Vitriolsäure unzweifelhaft in vielen Fällen mit großem Nutzen gebraucht, und müßte Pearson, welcher sagt, daß bey der Behandlung solcher Kranken mit Blutauss-

leerungen, Purgirmitteln und Einsperrung, die Gefahr, selbst bey den robustesten Kranken, wie zwanzig zu eins sey, geradezu widersprechen, da er und andere Aerzte in Bremen, die Einsperrung abgerechnet, mit den beiden andern Mitteln viele Kranke glücklich behandelten. In Hinsicht des Gebrauchs der Blutausleerungen ließen sich nicht genaue Vorschriften geben, sondern der practische Tact müsse hier ausbelfen. Dr. Wedemeyer öffnete die arteria temporalis mit dem besten Erfolge nebst dem Gebrauche des Opiums. Armstrong nahm seinen Irrthum in Ansehung der Purgirmittel zurück, indem er den großen Nutzen derselben in einer zweyten Schrift deutlich auseinander setzte. Brechmittel, deren der Verf. gar nicht erwähnt, würden von H. Dr. Klapp und Dr. Eberle zu Philadelphia bey der aus dem Misbrauche geistiger Getränke entstandenen Manie mit dem entschiedensten Nutzen angewendet. Das Hauptmittel des Verf. nämlich Opium in großen Gaben riethen auch Pearson, Bidwell, Armstrong, Clifton und Channing gleich anfangs zu gebrauchen. Andere hingegen riethen erst mit kleinen Gaben anzufangen und allmählich, wenn kein Schlaf erfolgte, zu steigen. Die stärkste Gabe, welche H. Dr. A. anwenden sah, war 48 Gr. Opium in Substanz und fast zwey Drachmen Tinctura Opii in etwa fünf Tagen. Ein Zusatz von einigen Tropfen Naphtha Vitrioli zum Opium scheint ihm sehr heilsam. Eine sehr schickliche Verbindung scheint ihm auch die des Opiums mit Calomel, um die Verstopfung zu heben, gegen welche er auch Clystiere mit Essig empfehlen könne. Ueber die vom Verf., so wie von Pearson u. Armstrong, im Delirium und Typhus für bestimmt schädlich erklärten Blasenpflaster müßten weitere Erfahrungen entscheiden. Das Lob, welches Armstrong den Sturzbadern ertheilt, scheine ihm auf Erfahrungen gestützt, der Tadel Pearson's dagegen auf bloß theoretischen Gründen zu beruhen. Jedoch würde er zu den

ersten Begießungen lauwarmes Wasser wählen und allmählich zu den aus kalten Sturzbädern übergehen. Auch habe er kalte Umschläge auf dem Kopfe mit großem Nutzen häufig gebraucht, und müßte übrigens zur sanftesten moralischen Behandlung rathen. Da diese Vorrede sämtliche in dem wichtigen Werke selbst umständlicher enthaltenen Sätze kritisch und literarisch erörtert, darstellt, so begnügen wir uns auch mit der bloßen Hinweisung auf die wohlgerathene Uebersetzung desselben.

Stuttgart.

In der J. B. Metzler'schen Buchhandlung: Ausführliche Chronologische Darstellung alles Merkwürdigen aus der Geschichte Wirtembergs, von Wilhelm Ferdin. Ludw. Scheffer, Königl. Wirtemb. Geheimen Archivar. X und 362 S. in Octav. 1818.

Ein Repertorium der merkwürdigsten Thatsachen, nach der Zeitfolge, nicht bloß aus der Haus- und Staatsgeschichte der Regenten, sondern auch den stufenweisen Anwachs des Landes, seine Organisation und Verwaltung, Gesetzgebung, kirchliche Angelegenheiten, Lehranstalten und manche zufällige Ereignisse umfassend, mit Hinsicht auf die bedeutendern, hier einschlagenden auswärtigen Verhältnisse. Voran geht ein Verzeichniß der Quellen, auf welche nachher, bey jedem Gegenstande, speciell verwiesen wird. Die ersten 4 Seiten enthalten Urkundenzeugnisse, vom 11. Februar 1083 an (Einweihung der Capelle auf dem Schlosse Wirtemberg), bis zum April 1243. Darnach folgt das Repertorium, nach Anleitung der Regentenfolge, vom 1. Jul. 1251, bis 30. October 1816, und ein Orts- und Sach-Register, beide mit jedesmahliger Anführung der Jahre und Seitenzahlen, machen den Beschluß. — Der Nutzen dieser Arbeit ist so unverkennbar, wie der darauf verwandte Fleiß. Sie verdient Dank und Nachahmung. Wd.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 15. May 1820.

Edinburgh.

Memoirs of the Wernerian Natural history Society. Vol II. Part. II. For the Years 1814, 1815, 1816 With nine Engravings. 1818. XIII und C. 261 — 700.

Die vorliegende zweite Abtheilung des zweiten Bandes der Abhandlungen der Edinburger naturhistorischen Gesellschaft, ist nicht minder reich an lehrreichen Beiträgen für verschiedene Zweige der Naturkunde, zumahl für Geologie, als die erste, bereits im 191sten Stück des Jahrgangs 1817 dieser Blätter angezeigte Abtheilung. Wir fahren fort auf die wichtigsten Theile des Inhaltes, nach der bisher befolgten Weise, aufmerksam zu machen.

XXI On the Greenland or Polar Ice. By William Scoresby junior. C. 261 — 338. Bey weitem die wichtigste Abhandlung dieses Bandes, die aber in Deutschland bereits durch Gilberts Annalen der Physik bekannt geworden ist, daher wir dem Vergnügen entsagen, den Inhalt derselben hier mitzutheilen. Wir erhalten durch

E (4)

diese Bemerkungen eines kühnen Seefahrers die lehrreichsten und befriedigendsten Aufschlüsse über einen bisher wenig bearbeiteten Gegenstand, die gerade jetzt um so willkommener seyn müssen, da die Aufmerksamkeit der Seefahrer, Geographen und Naturforscher mehr wie je auf die Polargegenden gerichtet ist. — XXII. On the Mineralogy of the Redhead in Angussshire. By the Rev. John Fleming. S. 339—369. Zwischen der Bay von Aberbrothick in Südwest und der Lunan-Bay in Nordost liegt in einer Erstreckung von sechs Meilen eine felsige Küste, deren rothes Gestein ihr bey den Seefahrern den Namen Redhead verschafft hat. Auf jene Felsengend beziehen sich die schätzbaren Bemerkungen dieses Aufsazes. Zuerst theilt der Verf. einige Wahrnehmungen über die aufgeschwemmten Lager der dortigen Gegend mit. Bemerkungen über die Neigung von Lagern, welche aus Grand- und Sandmassen bestehen, die er bis zu 24° beobachtete. Bey dieser Gelegenheit einige Seitenblicke auf die Huttonische Theorie, nach welcher alle Lager ursprünglich horizontal gebildet seyn sollen. Darauf wendet sich der Verf. zu den älteren Gebirgsarten dortiger Gegend, die zur Formation von Werners rothem Sandstein gehören. Die verschiedenen Hauptgebirgsarten, welche mit einander gelagert vorkommen, sind: rother Sandstein, Sandstein-Conglomerat, Porphyr-Conglomerat, Mandelstein. Manche, über die Beschaffenheiten und gegenseitigen Verhältnisse dieser Gebirgsarten mitgetheilte Bemerkungen, erinnern an die Gegend von Ilfeld am Harz, und beweisen aufs Neue, wie häufig an entlegenen Orten gewisse Gebilde der Erdenrinde auffallende Uebereinstimmung zeigen. Ref. pflichtet dem Verf. in der Meinung ganz bey, die derselbe in Hinsicht der Ausfüllung der

Blasenräume des Mandelsteins gegen Werner zu behaupten sucht: daß sie nemlich nicht durch eine spätere Infiltration, sondern gleichzeitig mit der Gebirgsmasse gebildet sey. Die Gründe, welche der Verf. aus seinen Beobachtungen an den Felsen des Redhead geschöpft hat, lassen sich ganz auf ähnliche Weise auch aus Wahrnehmungen an den Felsenmassen des Neßberges bey Zfeld entlehnen. Zuletzt noch einige Bemerkungen über die Verhältnisse der Formation des rothen Sandsteins am Redhead zu älteren und jüngeren Gebirgsgebilden. Sie ist die Grundlage einer weit verbreiteten **Steinkohlenformation**. —

XXIII. Description and Analysis of a Specimen of Native Iron found at Leadhills. By Mr. H. M. Dacosta. S. 370—372. Das Eisen, wovon hier eine Untersuchung mitgetheilt wird, soll sich in Verbindung mit Bleiglanz zu Leadhills in Lanarkshire gefunden haben. Genaue Nachrichten über die Art des Vorkommens werden vermist; daher es gewiß sehr zweifelhaft bleibt, ob das gefundene Eisen wirklich natürlich gediegenes war? —

XXIV. Mineralogical Observations in Galloway. By Dr. Grierson. S. 373—391. Auf eine Einleitung, die in Gemäßheit der in den Verhandlungen der Wernerischen Gesellschaft häufig herrschenden Tones, zum Theil gegen Hutton gerichtet ist, folgen Bemerkungen über einen der drey Granit-Districte in Galloway. Granit kommt dort in der Nähe von Grauwacke und Grauwackenschiefer vor; es würde aber sehr voreilig seyn, deshalb behaupten zu wollen, daß der dortige Granit Transitions-Granit sey. —

XXV. Lithological Observations on the Vicinity of Loch-Lomond. By Dr. Macknight. S. 392—403. Die mitgetheilten Beobachtungen betreffen eine Gegend des Schottischen Hochlandes, die durch die Größe und Schönheit ihrer

Natur berühmt und aus vielen Zeichnungen bekannt ist; die aber in geologischer Hinsicht noch nicht gehörig untersucht worden war. Glimmerschiefer herrscht darin, wie überhaupt in den Gebirgen des Hochlandes. Er streicht bey senkrechter Schichtenstellung, in einer Richtung von Nordost nach Südwest. Thonschiefer verknüpft ihn mit der Grauwacke. Mancherley Einlagerungen kommen in ihm wie in den jüngeren, angrenzenden Gebirgsarten vor. Der Verfasser dieser Abhandlung macht darauf aufmerksam, daß die Structur einzelner Lagermassen des Glimmerschiefers nicht conform sey der Hauptrichtung der Glimmerschieferschichten; daß zuweilen gleichsam ein unregelmäßiges Gewebe in den Absonderungen der Theile sich zeige, welche Erscheinung durch die gewöhnlichen Theorien von der Bildung der Schichten nicht genügend erklärt werde. Er äußert sich darüber mit folgenden Worten: "From these remarks, it would appear to be not improbable, that further discoveries may afterwards shew us, that other powers, in addition to those of gravity, or even chemical attraction, have been concerned in producing the appearances now presented. Is it not possible, that magnetism and electricity, lodged in the great central masses of the globe, may have performed a more important part, in affecting the arrangement of the materials deposited in the form of strata, than we are yet fully prepared to allow? And may not the action of a magnet on iron filings, when a sheet of paper is interposed, as well as many phenomena of chemical and electrical attraction, convey some idea of what may have taken place at the period of such deposition?"

— XXVI Description of Ravensheugh. By Dr. Macknight. S. 404 — 409. Die kurze Be-

schreibung betrifft einen Punct der Küste, sechs Meilen nördwestlich von Dunbar, der vom Professor Jameson bey dessen Untersuchung von East Lothian nicht berührt werden konnte. — XXVII. Hints regarding the Coincidence which takes place in the Pressure of the Atmosphere, at different Latitudes, and at nearly the same Time. By the Right. Hon. Lord Gray. S. 410 — 412. — An Account of several new and rare species of Fishes, taken on the south coast of Devonshire, with some remarks on some others of more common occurrence. By G. Montagu. S. 413 — 463. — XXVIII. Observations upon the Alveus or General Bed of the German Ocean and British Channel. By Rob. Stevenson. S. 464 — 490. In mehrfacher Beziehung sehr interessante Beobachtungen über die Veränderungen, welche die Küsten von Großbritannien durch die Einwirkung des Meeres erlitten. Viel zu wenig hat man bisher auf die allmählichen Umänderungen geachtet, die vor unseren Augen mit der Erdoberfläche vorgehen; und doch sind sichere Erfahrungen darüber allein im Stande, uns zu einer richtigen Theorie von den Veränderungen zu führen, die in früheren Zeiten unsere Erde erlitten hat. Jeder, auch an sich unbedeutende Beitrag zu solchen Erfahrungen, muß dem Geologen willkommen seyn. In der vorliegenden Abhandlung theilt der Verf. nur Beobachtungen mit; in einer zweyten verspricht derselbe die Ursachen der bemerkten Veränderungen der Küsten von Großbritannien zu entwickeln. Mit wahren Verlangen sehen wir dieser Arbeit entgegen. — XXIX. Geological Remarks on the Carlisle Craig. By Dr. Macknight. S. 491 — 500. Carlisle Craig ist eine ungeheure Kluft in der Sandsteinformation der Gegend von Lanark. Quer durch die Spalte streicht

eine Grünsteinmasse, welche die Schichten des Sandsteins beynabe senkrecht durchsetzt. In der Nähe der Grünsteinmasse befinden sich schmalere, ganz ähnliche Ausfüllungen im Sandstein, deren Masse mit Basalt einige Aehnlichkeit hat. Der Verf. sucht nun zu beweisen, daß die Erscheinungen an dem Carlisle Craig sich weit leichter nach der sogenannten Neptunischen Hypothese (aqueous theory) als nach der von Hutton aufgestellten erklären lassen. — XXX. Account of the Irish Testacea. By Thomas Brown. S. 301 bis 536. Ein systematisches Verzeichniß, nebst Beschreibungen und Abbildungen einiger neuer Arten. — XXXI. Remarks respecting the Causes of Organization. By Dr. Barclay. S. 537 bis 546. — XXXII. On the Genera and Species of Eproboscideous Insects. By W. E. Leach. S. 527 — 566. Eine treffliche, von sauberen Abbildungen begleitete Monographie. Den Familien-Character der Insecta eproboscidea stellt der Verf. folgendermaßen auf: Caput a trunco sutura saltem discretum. Haustellum valvulis duabus tectum aut supertectum. Ungues compositi, Die Genera vertheilt er unter drey Abtheilungen, und unterscheidet als solche: Hippobosca, Feronia, Ornithomyia, Stenopteryx, Oxypterum und Melophagus. — XXXIII. On the Arrangement of Oestrideous Insects. By W. E. Leach. S. 367 — 368. Der Verf. characterisirt diese Insecten-Familie auf folgende Weise: Alae duae. Os clausum; instrumentis cibariis imperfectis. Er unterscheidet als Gattungen: Oestrus, mit den Arten Ovis, Bovis, und Ericetorum; und Gasterophilus, mit den Arten, Equi, Haemorrhoidalis und Clarkii. — XXXIV. Observations on some Species of the Genus Falco of Linnaeus. By

James Wilson. S. 569 — 617. — XXXV. On the Geognosy of the Lothians. By Professor Jameson. S. 618 — 633. Die Gegend, auf welche sich die Bemerkungen dieses sehr lehrreichen Aufsatzes beziehen, gehört zum mittleren District von Schottland, der südlich vom Frith of Forth und nördlich durch die Linie des Caledonischen Canals begrenzt wird, und die in geologischer Hinsicht überaus viel Merkwürdiges und zum Theil noch Problematisches enthält. Verschiedene Uebergangs-, Flöz- und aufgeschwemmte Gebirgsarten kommen in dieser Gegend vor. In der vorliegenden Abhandlung ist nur die Formation des sogenannten rothen Sandsteins beschrieben, die sehr ausgebreitet ist. Der Sandstein ruhet theils auf primären, theils auf Uebergangs-Gebirgsarten. Er ist bestimmt geschichtet und seine Schichten ändern von der horizontalen Lage bis zur beynahe senkrechten Stellung ab. In kleinen Districten kann man oft die größte Mannichfaltigkeit der Schichtenstellung beobachten, Doch ist der Verf. der Meinung — und wir theilen solche vollkommen — daß die ganze Masse mit ihrem verschiedenartigen Schichtengebäude in ihrer ursprünglichen Lage sich befinde und daß keine heftige Einwirkungen die jetzige, anscheinende Unordnung in derselben hervorgebracht habe. Der Sandstein enthält mancherley verschiedene Gebirgsarten in Lagern oder gangartigen Massen. Diese sind: Conglomerat, Schieferthon, Thonstein, Thon-Eisenstein, Trappuff, Mandelstein; Basalt?, Klingstein, Feldspath; Porphyry, Grünstein, Pechstein, Kalkstein und Kalkstein-Conglomerat und Steinkohle. — In einem Anhang zu diesem Bande ist S. 635 — 662. die Geschichte der Wernerischen Gesellschaft, von ihrer ersten Sitzung

am 2. März 1808 an, bis zum Schlusse des Jahres 1817 enthalten, aus welcher die rühmliche Thätigkeit derselben für die Anbauung des gesammten Feldes der Naturwissenschaften hervorgeht. Den Beschluß macht ein Verzeichniß der Mitglieder und ein Register über die beyden ersten Bände dieses Werks.

Landshut.

Bey Weber: Ueber die Auslegung der Strafgesetze mit besonderer Rücksicht auf das gemeine Recht. Von Silvester Jordan, der Fr. K. Phil. u. b. R. Dr. 1818. 128 Seiten in gr. Octav.

Bey Störno: Beyträge zur Lehre vom Verbrechen des Betrugs. Von Dr. J. A. Kruger. 1818. 58 Seiten in gr. Octav.

Beide Abhandlungen verdienen eine rühmliche Auszeichnung. In der ersten wird bey Darstellung der Auslegungskunst peinlicher Gesetze, zum erstenmahl und gewiß sehr richtig, auf den wahren Gesichtspunct, aus welchem die peinliche Gerichtsordnung von 1532 zu betrachten ist, hingedeutet, und zugleich eine Charakteristik der Quellen derselben nach ihrem Inhalte versucht, hieraus aber die Verschiedenheit der anzuwendenden Auslegungsregeln erwiesen und erläutert (wobey denn auch die Ansicht des Verf., daß selbst eine ausdehnende Auslegung der peinlichen Gesetze zulässig sey, wenigstens eine Beachtung verdient). In der zweyten werden mehrere interessante Ansichten über die verschiedenen Modalitäten, in welchen ein Verbrechen zur Frage komme, mitgetheilt; zuweilen auch wird die Nichtexistenz eines culposen Falsi mit Recht dargethan.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 18. May 1820.

B a m b e r g u n d W ü r z b u r g.

In den Göbhardischen Buchhandlungen: Die sicherste Art des Bruchschnittes in den Leisten von Adam Kaspar Hesselbach, Dr. d. Medicin und Prof. an der anatomischen Anstalt zu Würzburg. 1819. in 4. S II und 64.

Der Hr. Verf., auf der durch seinen verdienstvollen und für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Vater so rühmlich gebrochenen Bahn in diesem Theile chirurgischen Wissens fortschreitend, bereichert uns durch vorliegende Abhandlung mit seinen Erfahrungen über die Brüche der Leistengegend, die allerdings als schätzbarer Beitrag gelten dürfen, und für die Folge noch viel Treffliches uns von ihm erwarten lassen. Alle bisherigen Arten des Bruchschnittes genügten ihm nicht, und daher suchte er schon lange eine möglichst einfache und gefahrlose Operationsart, zur Vermeidung der Verletzung der art. epigastrica und obturatoria ausfindig zu machen, und diese fand er in der, schon von Bell zwar, indeß nur auf die Schenkelbrüche ausgedehnten,

F (4)

schichtweisen Trennung des einschnürenden Theiles von außen her. — Die Abhandlung zerfällt in mehrere Abschnitte, aus denen Ref. in der Kürze das Neue ausheben will. 1. Verschiedene Methoden der Zurückbringung eingeklemmter Leisten- und Schenkelbrüche. Bisher waren zwey Mittel im Gebrauch: die Taxis und die gewaltsame Ausdehnung des Bauchringes und Leistenbandes. Der Verf. warnt vor zu lange und zu oft anzuwendender Taxis, weil dann in den meisten Fällen die dereinst nöthige Bruchoperation einen schlimmen Ausgang nehme. Gewaltsame Ausdehnung besteht entweder ohne blutige oder mit blutiger Trennung. Es wird der dilatatoria von Thevenin, Le Blanc, Le Cat, Weidmann, des Hakens von Arnaud und Richters Verfahren durch Aufwärtsziehen des obern Theils des Bruchsaackhalses zu diesem Behuf erwähnt. — Einwürfe dagegen bey eingeklemmten Brüchen sind nach dem Verf. 1. Quetschung und dadurch veranlaßte Entzündung, Vermehrung des Brandes der vorgefallenen Theile; 2. daß, wo sie eingebracht werden können, auch keine Einklemmung vorhanden sey; 3. Vermehrung der Schmerzen; 4. Unanwendbarkeit bey Verwachsung der vorgefallenen Theile. — Schnitt verdient daher den Vorzug: über die Richtung war man jedoch uneinig: a) nach innen und oben gegen den Nabel zu empfehlen ihn Heister, Varengeat, Bertrandi, Plattner, Richter, Rudtorfer; b) nach oben und außen Sharp, Pott, Sabatier, Bell, Lawrence; c) in der Mitte und gerade aufwärts Cooper, Autenrieth, Scarpa, auch Camper. — Default denke schon richtiger, wenn er mehr dabey die Lage des Saamenstrangs berücksichtigt. Der Verf. erwähnt darauf des Verfahrens von Sabatier, Richter, Bell, Gimbernat, Monro, Latta und endlich umständlich des seines sel. Vaters,

welches wir aus dessen Schrift (Untersuchungen über den Ursprung und Fortschreiten der Leisten- und Schenkelbrüche. Würzburg 1815) kennen, und welcher den verschiedenen Lauf der *epigastrica* beym innern und äußern Leistenbruche berücksichtigt.

II. Gefahren dieser verschiedenen Methoden: a) Verletzung der *arteria epigastrica*. Alle Mittel und Instrumente zur Stillung solcher Blutung erfüllen nur wenig den Zweck, und der Verf. hält mit Scarpa die Unterbindung für unausführbar. Auch seines Waters Instrument genüge nicht. b) Verletzung des Saamenstrangs und zwar besonders der *arteria spermatica interna*, nicht wegen Gefahr der Verblutung, sondern aufgehörender Saamensecretion, ist besonders beym innern Leistenbruch zu befürchten, weil der Saamenstrang hier auf der äußern Seite oder äußern Hälfte der vordern Bruchsaackfläche liege: noch häufiger beym Schenkelbruch. Le Blanc Verfahren, die Arterie unter dem Leistbande zu unterbinden, schliesse die Castration nicht aus. c) Verletzung der vorgefallenen Därme. Pott und Cooper durchschneiden Stricture, ohne den Bruchsaack zu öffnen. Unerachtet Hesselbach; d. Water, beym äußern Leistenbruch mit kurzem Halse, der vom innern schwer zu unterscheiden ist, den Bruchschnitt auf gleiche Art, wie bey letzterm gemacht, ohne Gefahr hält, so glaubt der Verf. bey unregelmäßigem Verlaufe der *epigastrica*, deren Verletzung doch sehr leicht möglich: auch die Verletzung der Därme bleibt durch Pott's und Cooper's, wie durch seines Waters Verfahren, von innen nach außen die Stricture zu dilatiren, nicht vermieden. III. Beschreibung der ein-klemmenden Theile: das Bekannte aus seines Waters Schrift. IV. Verlauf der untern Bauchschlagader, arte-

ria epigastrica. Ausführliche und deutliche Beschreibung des regelmässigen und unregelmässigen Verlaufes, wovon Ref. nur aushebt: daß sie bey dem weiblichen Geschlechte nicht so genau am Rande des hintern Leistenringes, sondern weiter nach innen von ihm entfernt liege: und, außer den bekannten Abweichungen, noch als die gefährlichste, welche der Verf. im Jahr 1816 beobachtete, die vorkömmt, wo die arteria epigastrica, obturatoria und circumflexa ilei mit einem gemeinschaftlichen Stamme aus der vordern Wand der arter. cruralis, nachdem diese schon unter dem Leistenbände durchgegangen ist, entspringt. Die obturatoria läuft dann längs dem innern Leistenbände über die innere Lücke für die Schenkelgefäße weg, schlägt sich um den horizontalen Ast des Schaambeins und ins Becken herab: die arteria epigastrica verlief wie gewöhnlich. der Verf. sah sie siebenmahl, und nur ein einzigemahl bey einer weiblichen Leiche, mithin wider die Angabe seines Vaters, der sie bey letztern häufiger vorkommend annimmt. V. Die sicherste Art des Bruchschnittes. Schreger's Verfahren, bey dem Schenkelbruche mehreremahl in Abständen das Leistenband mit einer Knopfschere einzuschneiden, stellt er entgegen 1. daß eine einmahl durchschnittene Sehnenfaser durch die folgenden Schnitte unmöglich mehr relaxirt werden könne; 2. auch durch diese linientiefen Einkerbungen Verletzungen der obturatoria in jener gefährlichern Art der Abweichung nicht vermieden werde. — Die sicherste Art, allen Verletzungen zu entgehen, bestehe demnach darin, den Ort der Einklemmung schichtenweise von außen nach innen zu durchschneiden, ein Verfahren, was auch sein Vater in zweifelhaften Fällen einzuschlagen rieth. — Nach Bestimmung der Vorbereitung und Lage des Kranken, der Art des Hautschnittes (wobey der Verf.

die Aufhebung in eine Quersalte vorzugsweise empfiehlt), will er den Bruchsack lagenweise auf einer in denselben eingedrängten Hohlsonde durchschnitten wissen und verwirft das Aufheben in eine Falte, deren Spitze man von der Seite her durchschneide, weil bey Anklebung eines Darmes dessen Verletzung nicht zu vermeiden sey, so sehr auch Lawrence gegen das erstere eifere. — Reposition der vorgefallenen Theile ohne Eröffnung des Bruchsacks (nach Paré, Petit, Monro, Hull) widerlegt dann der Verf., und nimmt nur einen Fall als zulässig an, wo Eröffnung des Bruchsacks wegen Verwachsung mit den vorgefallenen Theilen total unmöglich ist, in welchem man nur die Einklemmung heben, die Theile aber in ihre Lage lassen müsse. Zur Erweiterung des Ortes der Einklemmung bedient der Verf. sich eines stumpfspitzigen Messers, womit er eine Sehnenfaser nach der andern des untersten Randes vom obern Schenkel des vordern Leistenrings, die er mit einer Vincette aufhebt, bis auf die Entfernung zweyer bis dreyer Linien durchschneidet: dann geschieht dasselbe mit den untersten Fasern des schiefen innern Bauchmuskels: hierdurch wird das innere Leistenband bloßgelegt: man führt die Fingerspitze unter selbes, und kann man dieß, so ist die Reposition auch möglich; wo nicht, so wird dieß Band ohne Verzug bis zum Ende des ersten Schnittes, auf gleiche Weise durchtrennt. Durch Schneidung der epigastrica hält der Verf. hieby für eine reine Unmöglichkeit, und der einzige Nachtheil, der sich anführen lasse, sey längere Dauer der Operation. Diese Art der Erweiterung der Stricture gilt sowohl beym innern als dem äußern Kurzhalsigen Leistenbruch. Ist der Bruch letztere Natur, und lassen sich nach Einschneidung des obern Schenkels des äußern Leistenrings die Theile noch nicht reponiren, so soll man ohne weiteren Leisten canal seiner ganzen Länge nach durchschneiden, und die Muskelfasern des innern schie-

fen Bauchmuskels und das innere Leistenband so weit, als nöthig ist. Beym Schenkelbruch schneide man auf gleiche Art das äußere Leistenband und mit ihm das obere Horn der äußern Lücke für die Schenkelgefäße zwey Linien tief ein; und ist der Sitz der Einklemmung im innern Leistenbände, auch dieses, nachdem man sich vorher genau von dem Laufe der Schlagader überzeugt hat. — Zurückbringung der vorgefallenen Theile: Um sie schlüpfrig zu machen, und gegen äußere Luft zu schützen, überzieht Verf. sie mit erwärmtem Lein- oder Mandelöl, und empfiehlt sehr sorgfältige Entwicklung der Darmschlingen. Bey des Brandes verdächtigen Theilen, soll man sich durch gelindes Reiben derselben zwischen den Fingern überzeugen: gehen sie entzwey, so darf Reposition nicht geschehen. Dann unterscheidet er zwey Fälle: 1. der brandige Darm ist ringsum frey, nirgend mit dem Bruchsaack verwachsen: hier soll man das Todte mit der Scheere wegnehmen, und den Darm durch einen durchs Gekröse gezogenen Faden in der Nähe der Wunde halten. 2. Der Darm ist mit dem Bruchsaackhalse verklebt: hier Wegnahme des brandigen und Sorge, nicht ihn vom Bruchsaackhalse zu trennen. Brandiges Netz rath er in jedem Falle zurückzubringen, weil durch die natürlich warme Bähung in der Unterleibshöhle es gesunden könne. Unterbindung des Brandigen und Abschneiden verwirft er mit Recht, da man durch die Operation Einklemmung hebe, aber auch wieder eine neue und stärkere mache. Der Verf. schneidet daher das Brandige weg, stillt das Bluten mit Alcohol oder unterbindet das einzelne Gefäß, und reponirt nun den Theil. Ist Netz mit dem Bruchsaackhalse verwachsen, so läßt er es unangetastet liegen. Die Verwachsung der vorgefallenen Theile unter sich oder mit dem Bruchsaacke ist dreyfacher Art: 1. die schwammige: ausgeschwixte Lymphe verklebt sie: der leichteste

Grad, zu dessen Trennung schon der Zeigefinger, wo es fester ist, das Messer genügt; 2. die fadige oder häutige: Zwischenhäute und kürzere oder längere Fäden: nur bey ältern Brüchen, welche schon lange nicht oder nur theilweise reponirt werden konnten: hier Durchschneiden mittelst Scheere; 3. die fleischige oder tendinöse: die schlimmste Art, wo alles eine Masse bildet, gewöhnlich mit widernatürlich geschwollenem und verhärtetem Neg: hier nur Durchschneidung der Strictur, und dann lasse man den Bruch in seiner Lage. — Verband: der Verf. empfiehlt schnelle Vereinigung der Hautränder durch Heftpflaster, über diese ein Charpiebäuschchen, Compressen und Tbinde. — Einbringen von Wicken in den Leistenring, oder Anwendung einer weichen Pelotte auf selben und Ausstopfen der Wunde mit Charpie verwirft er dagegen. Bey brandigen Brüchen empfiehlt er jedoch Bedecken mit trockner oder in Olearum terebinthinae oder warmen Wein eingetauchten Charpie. — VI. Die Geschichte eines auf diese Art an einer 86jährigen Frau operirten äußern Leistenbruchs, worauf Tod am 26. Tage, ohne jedoch auf Rechnung der Operation kommen zu dürfen, erfolgte, beschließt diese lehrreiche Abhandlung, die der Beachtung eines jeden Wundarztes würdig ist.

Paris. Venedig.

Bisher ward die Armenische Grammatik, welche der Warburgische Professor Johann Joachim Schröder, mit Hilfe zweyer geborner Armenier gearbeitet hat (thesaurus linguae Armenae, antiquae et novae. Amst. 1711. 4.) für ein Meisterstück in ihrer Art gehalten. Ob die Grammar English and Armenian, by Father Paschal Aucher D. D. Member of the Armenian Academy of St. Lazarus. Venice printed at the Press of the Armenian Academy 1817. 181 ©. in 8. und a Grammar Armenian and English von Demselben, Venice

1819, 8., ihr den Rang streitig mache, muß wirklichen Kennern der Sprache zu beurtheilen überlassen werden. Sie handelt die grammatischen Materien in folgender Ordnung ab: Buchstaben (Vocalen und Consonanten), Sylben, Nennwörter, Artikel, Substantiva, Pronomina, Adjectiva, Verb (haben, seyn, lieben), irreguläre Verba, Adverbia, Präposition, Conjunction, Interjection, Redensarten, Interpunction, Abkürzungen in der Umgangssprache, Sammlung von den gewöhnlichsten Nenn- und Zeitwörtern, Umgangs-Gespräche, einige Stücke zur Uebung, Englisch und Armenisch, in gebundener und ungebundener Rede. Auch zu den bisherigen Wörterbüchern ist ein neues gekommen:

Dictionnaire abrégé françois - arménien par le P. Paschal Aucher, Docteur de l'Académie Arménienne de St. Lazare de Venise. Aux dépens de M. Garabied Duz. Tome premier. De l'imprimerie de la susdite Académie. 1812. 570 S. und Arménien - français. Tome second. 1817. 684 S. in 8.

In dem ersten Theil stehen die Conjugationen der regulären und irregulären Französischen Zeitwörter voran; hinter dem Französischen Wort steht jedesmahl seine Aussprache, nebst der Anzeige, ob es Nenn- oder Zeitwort, Adjectiv oder Substantiv, weiblich oder männlich sey, in Armenischer Cursivschrift (Nodurchir, Notarienschrift), und hinter derselben das Armenische Wort, das dem Französischen entspricht (oder ihrer mehrere, wenn mehrere vorhanden sind) in der im Druck gewöhnlichen runden Schrift (Poloverchir). Wo die Armenische Schriftsprache nicht hinreichte, den Begriff eines Französischen Wortes zu erschöpfen, ist auch wohl eines aus der Armenischen Bulgar- und Türkischen Sprache zu Hülfe genommen worden. Am Ende jedes Bandes sind die vorzüglichsten Eigennamen in einem abgesonderten Verzeichniß angehängt. Im zweiten Bande, wo das Armenische Wort voransteht, ist alles auf die in Wörterbüchern gewöhnliche Weise durch Französische Worte erklärt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 20. May 1820.

Braunschweig.

Bey Bierweg: Bemerkungen über die Englische Pferdezucht, mit Beziehung ihrer Grundsätze auf die Veredelung des Pferdegeschlechts im übrigen Europa, und besonders in Deutschland, von Röttger, Grafen von Beltheim, Erbherrn auf Harbke etc. 1820. 8. 224 S.

Mit dieser ausgezeichneten, dem König von Wirtemberg zugeeigneten Schrift beurkundet der Hr. Verf. sein Erbrecht auf die Ehrenstelle, welche sein verewigter Vater in dem Reich Deutscher Wissenschaft besaß. Die Schrift ist, wie die Geschäftsmänner sagen, durch und durch practisch; und das ist sie (wie es überhaupt nicht anders erreicht wird) durch die Anwendung großer und reicher Hülfsmittel geworden. Bücher, Reisen, eigene kostbare Versuche sind mit wissenschaftlichem Geist benützt, um die Frage, womit eine der hiesigen neuesten Preisfragen gewissermaßen in Wahlverwandtschaft steht, zu beantworten; wie und wodurch die Pferdezucht in Deutschland zu den verschiedenen Wirthschafts-

zwecken nachhaltig verbessert werden könne. Hr. Balthem enthält sich überall des Urtheils, wo der geringste Zweifel bleibt, er spricht natürlich und edel, zugleich auch so abgemessen, wie man sich gewöhnt, wenn die Worte mit dem Gelde gleichbedeutend sind, oder wenn das, was man sagt, sogleich auf eigene Kosten ausgeführt wird.

In der Einleitung wird ein geschichtlicher Abriss der Englischen Pferdezucht gegeben und nachgewiesen, daß die jetzigen Englischen Wettrenner rein morgenländischen Ursprungs sind. Das Wettrennen selbst hat aber dem altdeutschen Sinn des Grafen gar nicht zugesagt, "welches anfangs wohl durch eigentliche Pferdeliebhabe-
 rey (besonders von Carl II.) entstanden, späterhin aber in ein bloßes Hazardspiel übergegangen ist, und daher jetzt an und für sich weder als eine nützliche, noch sonst achtungswerthe Anstalt betrachtet werden kann. — Indes, ohne die Liebhabe-
 rey des Wettrennens, welche sich nur mit einem fortwährend rein erhaltenen Pferbestamme orientalischer Abkunft befriedigen läßt, würde man sicher niemahls Gelegenheit gehabt haben, durch eine hinreichende Anzahl ganz edler Beschäler den Landesracen (versteht sich mit Ausnahme des schwarzen Karrenpferdes) den zu ihren verschiedenen Zwecken erforderlichen Antheil edlen Blutes mitzutheilen, und da solcher sich, wie bey allen gemischten Racen, allmählich verloren haben würde, darin von Zeit zu Zeit zu erfrischen. Da es — in Deutschland — wohl nicht zu vermuthen seyn dürfte, daß darin das Wettrennspiel (über die gewinnsüchtige Treibhauszucht klagt der Verf. gleichfalls) sich ausbildete, so ist es (wenn anders der wünschenswerthe Zweck, das Pferdegeschlecht darin allmählich in seinen verschiedenen Abstufungen, wie in England, zu vervollkommenen, und sich dadurch von diesem Lande und dem

nächst auch, wie jenes gethan, vom Orient selbst, unabhängig zu machen, erreicht werden soll) durchaus nöthig, diese Absicht auf einem andern Wege zu erreichen. Dieser einzige Weg scheint mir nun der, daß die Regierungen größere oder kleinere Gestüte von unvermischter (von väterl. und mütterl. Seite) orientalischer Abkunft anlegen, und stets rein erhalten, um in diesen Pflanzschulen die erforderliche Anzahl von Landbeschälern zu erziehen. — Als Gestüte im obigen Sinn sind mir in Deutschland nur allein bekannt: das Preuß. Gestüt bey Neustadt a. d. Dosse in der Churmark; das Pr. Reitgestüt zu Trarbach in Lütthauen; das Oesterreichische zu Koptschan in Ungarn, aber hart an der Deutschen Grenze; das Württembergische in Scharnhausen unweit Stuttgart. — Uebrigens ist es keinesweges meine Meinung, daß in den Landgestüten nur allein ganz edle Beschäler aufgestellt werden sollen, welches ich vielmehr als zweckwidrig tadeln müßte, und sogar der Meinung bin, daß man bisher zu einseitig verfahren, und daher den uns ebenfalls unentbehrlichen Stamm starker Arbeitspferde unverhältnißmäßig vermindert hat. — In jedem Lande, worin sich Gegenden finden, wo noch ein großer, schwerer Schlag Stuten vorhanden ist, und ein fetter feuchter Boden die Aufzucht schwerer Arbeitspferde begünstigt, sollte ebenfalls eine Anzahl der größten und stärksten Niederländischen oder Englischen schwarzen Karrenhengste als Landbeschäler gehalten werden. — Um auch einen Stamm der schweren Pferde im Lande zu erhalten, bis sich solcher bey dem Landmann der dazu passenden Gegenden hinreichend consolidirt hätte, müßten allenfalls den darin belegenen landesherrlichen Domänen dergleichen schwere Stuten zugetheilt und zur Pflicht gemacht werden, solche zur Zucht die-

fer Race anzuwenden. Wie nützlich für den Landmann unter günstigen Localumständen die Haltung solcher schweren Hengste seyn würde, hat das K. Hannövr. Landgestüt zu Zelle bewiesen, wo stets unter vielen veredelten Beschälern, auch eine Anzahl schwerer, meist schwarzer Hengste sich befanden, durch welche der starke und höchst brauchbare, unter dem Namen Heidhengste bekannte Schlag Arbeitspferde, die alljährlich in bedeutender Anzahl auf dem großen Markte zu Uelzen verkauft werden, verbessert und erhalten werden."

In Betreff der Reinzucht wird wegen der Klage, "daß die morgenländischen Pferde zu den Gebrauchszwecken in Europa zu klein und zu feyn, und daher nur durch zweckmäßige Mischungen mit den Landesracen dazu anwendbar seyen" empfohlen, statt Arabischer oder Barbischer Zuchtpferde, Nubische und zwar aus der Gegend von Dongola zu wählen. Dieser Empfehlung sind nicht bloß die Gründe beygefügt, aus welchen andere morgenländische Pferde von größerem Schlage nicht zu wählen sind, sondern es sind auch die Wege und Weisen bezeichnet, auf welchen Nubische Pferde zu beziehen wären. In dem Anhange der Schrift wird bemerkt, daß nach der Beweisführung von Michaelis Aegypten schon zu einer Zeit Ueberfluß an Pferden hatte, als sie in Arabien und Judäa noch ganz unbekannt waren; wongch folglich nicht unwahrscheinlich sey, daß sie zuerst über Aegypten aus Africa nach Asien gekommen wären. Auch sagt Johannes v. Müller: Allg. Gesch. 2. 50: von der Meinung, daß Arabien das ursprüngliche Vaterland des Pferdes sey, bin ich gänzlich abgegangen, und halte vielmehr das Königreich Kufu, oder sonst eine im Süden (Nubien) oder Westen Aegyptens gelegene Africanische Gegend für das wahrschein-

liche Vaterland. Dieses sucht Pinkerton in der Tartarey, aber Lawrence erwiedert in seiner history of Racehorse: An unfortunate surmise, far beneath the standard, I hope, of his other antiquarian conjectures.

An den eben genannten Lawrence hat G. B. die beiden Schreiben gerichtet, welche den zweyten Bestandtheil seiner Schrift bilden, worin er als Augenzeuge die Englische Pferdezzucht, und mehrere dortige Stutereyen beschreibt, und beurtheilt, dann beklagt er die Verwahrlosung der Spanischen, einst berühmten Pferdezzucht, und ihm scheinen "die jetzt herrschenden wenig liberalen Grundsätze schwerlich aufmunternde Maßregeln für den Landwirth überhaupt und folglich auch für den Pferdezzüchter hoffen zu lassen." Hat der Graf hierin vielleicht nun schon Unrecht, so behält er doch das größte Recht. Die Franzosen richteten ihr Gestütswesen so ein, daß daraus etwas Vollkommnes werden kann, mit der Zeit nämlich, also wenn sie lange Frieden halten.

Der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet nicht weitläuftiger zu werden, und es darf bey dem Schluß dieser Inhaltsanzeige der eben so geistreichen als gründlichen Schrift unsern Lesern überlassen bleiben, sich zu sagen, in welchem Sinn der Anhang die Behauptungen des Pr. Schwab zu München aufgenommen hat, unter andern die, daß überhaupt das ursprünglich wilde Pferd dem Urbilde seiner Gattung am ähnlichsten, und nur allein noch in der Wüste Tobi von Hochasien zu suchen sey.

G ö t t i n g e n .

Drey Abhandlungen über wichtige Gegenstände der exegetischen und systematischen Theologie von

Dr. Ernst Sartorius, Repetent der theol. Facultät. (I. Ueber die Entstehung der drey ersten Evangelien. II. Ueber den Zweck, Jesu als Stifters eines Gottesreichs. III. Die Lehre von der Gnade und vom Glauben.) Bey Dieterich, 1820.

Es kann dem Verfasser dieser Abhandlungen nicht um den Ruhm neuer Meinungen zu thun gewesen seyn, da vieles was er behauptet, vereinzelt schon früher aufgestellt worden ist. Aber es ist vielleicht verdienstlicher in unsrer Zeit, wo in allen Fächern des Wissens die Meinungen fast wie Moden wechseln, nicht nach dem Ruhm der Neuheit zu streben, sondern nach scharfer Prüfung und Fixirung der aufzuklärenden Gegenstände bey einem neuen zu ihrer Aufklärung gemachten Versuche, sich an schon geäußerte Meinungen anzuschließen; um mit vereinter Hülfe endlich den rechten Weg der Wahrheit zu finden. So mußte es dem Verf., da er in der ersten Abhandlung nicht bloß zu erklären suchte, wie? sondern auch warum? die Evangelien so abhängige Schriften seyen, und die aus dieser Abhängigkeit hervorgehende hohe Autorität der evangelischen Quellen sich nur dadurch erklären konnte, daß bey ihrer Abfassung mehrere Apostel concurrirt hätten, sehr erwünscht seyn, in dieser letzteren Annahme mit Herder und Bertholdt übereinzutreffen. Da er aber, abgestoßen durch die Menge künstlicher Hülfs-hypothesen, welche die Annahme einer zusammenhängenden Urschrift nothwendig macht, und überhaupt wegen des Mangels an übereinstimmendem Zusammenhang der Begebenheiten in den Evangelien die Quelle derselben für keine zusammenhängende Schrift, sondern nur für einzelne Stücke und Sammlungen halten konnte, so mußte es ihn auch hier freuen,

sich an ähnliche Meinungen von Paulus, Schleiermacher u. a. anschließen zu können, wiewohl er in andern Hinsichten wieder ganz von ihnen abweichen mußte. Auch andre Vermuthungen und Behauptungen des Verfassers sind zum Theil schon früher geäußert. Dessenungeachtet wird der Leser fühlen, daß seine Erklärung der Entstehung der Evangelien keine bloße Zusammensetzung und Mischung aus schon vorhandenen Meinungen, sondern eine selbstständige, sich ganz aus sich selbst entwickelnde Darstellung ist, die uns auf beruhigende und erfreuliche Resultate führt.

Die zweyte Abhandlung dürfte, weil sie mehreren jetzt herrschenden Ueberzeugungen widerspricht, stärker angefochten werden, als die erste; aber hier thut auch der Verf. noch weit mehr auf den Ruhm der Neuheit Verzicht, und will nur schon vorhandene Meinungen als seine Ueberzeugung aussprechen, und hie und da stärker herausheben. Den allgemeinen von Reinhard im Plan Jesu am ausführlichsten vorgetragenen Gedanken, daß das Christenthum eine rein practische Anstalt zur Besserung und Beglückung des Menschengeschlechts sey, wollte er hauptsächlich dadurch begründen, daß er zeigte, wie dieser Zweck am trefflichsten durch, die im Christenthum grundwesentlich enthaltene Idee der Demüthigung des Hohen und Erhebung des Niedrigen realisirt werde. Aus dieser Idee drang sich ihm die Zweckmäßigkeit einer übernatürlichen Offenbarung auf, die er, ohne jedoch hier irgend etwas von den neueren Mystikern anzunehmen, mit Entschiedenheit behauptet, und dem Naturalismus direct und gleichmäßig entgegengesetzt hat, wodurch vielleicht der ganze Streit eine für den Supernaturalismus günstigere Wendung nehmen könnte. Daß die *Βασιλεία του Θεου* kein

bloß innerliches, sondern auch ein äußerliches Reich, mit einem Wort die christliche Kirche sey, kann von denen bestritten werden, die sich unter Kirche gleich eine bestimmte Kirchenverfassung denken, und weil diese nicht immer nothwendig mit der Lehre zusammenhängt, die Kirche überhaupt nur als ein zufälliges Accidens der Lehre betrachten. Genauer betrachtet aber ergibt es sich von selbst, daß eine Lehre und namentlich eine geoffenbarte Lehre nicht nur gar nicht ohne Kirche, ohne gesellschaftliche Verbindung ihrer Bekenner bestehen kann, sondern nothwendig aus und durch sich selbst eine äußere gesellschaftliche Verbindung begründet und constituiert, indem ja Religion ihrer Natur nach das allerstärkste Bindungs- und Vereinigungsmittel der Menschen ausmacht, zumahl wenn sie, wie das Christenthum keine Staats- sondern eine Weltreligion ist.

Die dritte rein dogmatische Abhandlung sucht durch Zurückführung des Christenthums auf ^{**} seine Grundidee der *Χρησις περιστασιν* Gottes, die Uebernatürlichkeit desselben, eben weil wir uns von dieser Gnade aus der Natur oder Vernunft unmöglich eine Ueberzeugung verschaffen können, aufs neue zu begründen. An die Gnade knüpft sich von selbst die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die der Verfasser aus dem Brief an die Römer, indem er sich dabei an Melancthons *loci theologici* anschließt, so entwickelt, daß sie in ihrer ganzen moralischen Fruchtbarkeit erscheint.

Sartorius.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 20. May 1820.

P a r i s,

Bey Brunot: Labbe 1819: Histoire des guerres de la Vendée et des Chouans, depuis l'année 1792 jusqu'au 1815, par P. V. T. de Bourniseaux (Des Deux - Sèvres). Avec une carte du Théâtre de la guerre. Tome I. 415, II. 433 und III. 469 Seiten.

Es gibt wenige Vorfälle in den gegen die Französische Revolution geführten Kriegen, über welche bereits so viele Nachrichten im Druck erschienen sind, als über die in der Vendée; wenige bieten auch in der That ein so allgemeines Interesse dar. Ein kaum im Auslande bekanntes Völklein, in einem Winkel von Frankreich wagt es, sich, aus eigenem Antriebe, ohne Hoffnung von Hülfe, gegen das Ungeheuer, das, nachdem es Frankreich unterjocht hatte, dem ganzen Europa Verderben brachte, aufzulehnen. Vom Kampfe ermüdet, macht es mehrmahls Waffenstillstand, ohne Überwinden zu seyn. Immer und immer tritt es auf dem Kampfplatze wieder auf, und die Des-

poten Frankreichs schätzen sich glücklich, augenblickliche Waffenstillstände zu erlangen. Was bewegt dieß Völklein zu einem so hartnäckigem Kampfe? Nur der Königlichen Familie aus dem Bourbon'schen Geblüte entsprossen, wollen die Einwohner der Vendée Gehorsam leisten; die seit Jahrhunderten über Frankreich herrschten; — und in der Religion wollen sie leben und sterben, die ihre Vorfahren bekannten.

Der Verf. war, so viel uns bekannt ist, der erste Geschichtschreiber der Thaten der Vendéer. Schon im Jahre 1800 erschien von ihm: *Précis de la guerre de la Vendée*. Er hat seitdem viele Nachfolger gehabt; unsere Blätter haben davon mehreres erwähnt. Die oben angezeigte *Histoire de la guerre* u. s. f. zeichnet sich aber vor diesen, in mehrerer Hinsicht vortheilhaft aus. Der Verf., ein Gelehrter, lebte während der gänzl. Periode dießs Krieges in der Vendée selbst. Seine Söhne und Freunde dienten unter den Vendéern. Schon gleich beim Anfange des Krieges faßte er den Entschluß, der Geschichtschreiber desselben zu werden, und seine Verhältnisse erleichterten es ihm, die erforderlichen Materialien zu sammeln. Wirklich enthält seine Geschichte Nachrichten von mehreren merkwürdigen Gefechten, deren in den übrigen Beschreibungen dießs Krieges keine Erwähnung geschehen ist. Sein Werk athmet den Geist eines eifrigen Royalisten, ohne jedoch den militärischen Verdiensten und selbst den einzelnen vortkommenden Zügen von Menschlichkeit, bey der entgegengesetzten Parthey, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der statistische, moralische und politische Theil dient dem militärischen zur Einleitung. Es war eine glückliche Idee, die Vendéer, ehe wir sie auf dem Kampfsplatze auftreten sehen, als Staatsbürger und Menschen zu zeichnen, wie nicht weniger die

besondere Beschaffenheit des Terrains, das zum Kriegstheater diente, kennen zu lehren: aus beyden geht der Schlüssel zu dem hervor, das sonst räthselhaft scheinen möchte. Der Verf. bezeichnet die Grenzen der Vendée nach folgenden Linien: von NW. nach NO. den Lauf der Loire; von NO. nach S., die Heerstraße von Saumur nach Mort, und den Lauf der Sèvre; von S. nach NO. das Meer. In diesem Landstriche nahmen die Landbewohner allgemein, von den Städten aber nur $\frac{1}{5}$ tel thätigen Antheil an dem Kriege; von letztern verhalten sich $\frac{1}{4}$ tel neutral, und der Rest derselben war auf Seiten der Republicaner. Indessen muß man bemerken, daß die an den großen Heerstraßen belegenen ganz offenen Städte, keiner Vertheidigung fähig waren; während das äußerst durchschnitene, und größtentheils während 8 Monathe im Jahr unpracticable Terrain, solche ungemein begünstigte. Im Innern der Vendée sind keine gute Wege, keine Canäle. Die Vendéer sind daher nur in geringer Verührung mit ihren Nachbarn; ohne Handel, ohne bedeutende Fabriken, besitzen sie kein Reichthum, und nähren sich dürftig von ihrer Herde und dem Ackerbau; allein diesen nachtheiligen Verhältnissen verdanken sie die Reinheit ihrer Sitten, die Aufrechthaltung ihrer religiösen Begriffe, die einen starken Anstrich von Schwärmerey haben. Selbst der Glaube an Zauberer herrscht hier noch. Der Raum verstattet uns nicht, dem Verf. in seiner ausführlichen Beschreibung der Vendée und ihrer Bewohner zu folgen. — Im XII. Kap. des 1. Th. entwirft der Verf. einen Plan der künftigen Einrichtung dieser Provinz, der er eine besondre militärische Einrichtung geben will. Er schrieb diesen Entwurf vor der Erscheinung der Charte, und räumt ein, daß nach Feststellung der constitutionellen

Monarchie in Frankreich es nicht rathsam seyn würde, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Im 1. Theil ist eine alphabetische Liste der Namen aller Generale und Officiere, die sowohl in der royalistischen und republicanischen Armee, während des Krieges in der Vendée gedient haben, so wie der National-Repräsentanten, die in dieser Periode daselbst angestellt waren, enthalten. Es wäre zu wünschen, daß dieß Register mehr als ein bloßes Namensverzeichnis wäre.

Der Geist des Aufstandes in der Vendée zeigte sich zuerst 1792 zu Chatillon. — Drey Ursachen veranlaßten die Vendéer zum Widerstande: 1. die schreckliche Tyranny der Jacobiner, 2. die Verfolgung der catholischen Priester, und 3. die befohlene Aushebung von 300,000 Recruten in Frankreich. Die Bauern widersehten sich zuerst unter Anführung des Peruckenmacher Gaston, der bald getödtet wird, und bald nachher unter der eines Bauern Cathelineau, aber ohne Zusammenhang und Plan, dann schloß sich der Landadel an sie an, und später erst die Christlichkeit; von nun an wird der Widerstand systematisch. Es bildeten sich zwey Hauptarmeen: die erste genannt *Armée de la haute Vendée*, oder die große Armee; bestand aus 6 Divisionen, die zusammen 39,000 Mann stark waren, und nach und nach von Cathelineau, d'Elbée, Larochejacquelin, Stofflet und d'Autichamp commandirt ward. Die *Armée de la Vendée inferieure*, oder du Centre bestand aus 10,000 Mann, die des Charette aus 20,000 Mann, die Division von Loroux aus 3000 Mann, wozu noch 1000 regelmäßige Soldaten kamen. Die ganze Macht betrug 73,000 Mann, worunter 4000 Cavallerie, welche während zwey Jahren 400,000 Republicanern Widerstand leisteten, und die unüberwindlich gewesen wären, wenn sie unter den Befehlen eines Chefs

gestanden und folglich gemeinschaftlich operirt hätten. So aber vereitelte die Eifersucht der verschiedenen Befehlshaber gegen einander, jede Uebereinstimmung. Der unglückliche Ausgang dieses ersten Vendée-Krieges muß insbesondere noch dem Umstande zugeschrieben werden, daß die große Armee nach der Niederlage bey Chollet, statt sich auf die Armee du Centre, oder auf Charette's Corps zurück zu ziehen, ihren Rückzug über die Loire nahm. Selbst die Alliirten trugen zu dem Untergange der Vendée bey, indem sie den zahlreichen Garnisons von Valenciennes und Mainz im Jahre 1793 freyen Abzug verstatteten, die einige Zeit nach ihrer Capitulation gegen die Vendée geführt wurden. — Im Anfange des Krieges fehlte es den Royalisten, außer einigen Jagdgewehren gänzlich an Feuergewehren, später eroberten sie sowohl diese als die nöthige Munition. Ihre Kleidung war nicht militärisch, und selbst die Officiere, wenn gleich größtentheils aus dem Adel genommen, nahmen, so wie ihre Frauen, die Tracht der Landleute an. Man konnte keine schlechter berittene und ausgerüstete Cavallerie sehen, als die der Vendéer, nur diejenigen unter ihnen, welche das Glück gehabt hatten, einen Gensd'armes gefangen zu nehmen, hatten einigermaßen das Ansehen eines Cavalleristen. Ihre Artillerie bestand lange Zeit nur aus 18 Canonen, die sie zu Châtillon eroberten. Nichts kann einfacher seyn, als ihre Fehart. Ein Chef, der allein den Angriffspunct wußte, versammelte im Stillen seine Anhänger an einem entlegenen Versammlungsort. Hier angekommen, hielt ein Priester Gottesdienst. Der Priester verlas die Messe, und ertheilte den Kriegern Absolution. Die Geistlichen begleiteten ihre Gemeinde zum Gefecht, wo man sie oft an der Spitze fand, zur Tapferkeit aufmunternd und für den Sieg betend. Auf dem zum Angriff aus-

ersehenen Punct angekommen, vertheilten sich die Vendéer in langen Tiralleur-Linien und umringten den Feind während ein geschlossener Haufe, gemeinlich mit dicken, mit Eisen beschlagenen Keulen bewaffnet, sich geradezu auf das feindliche Geschütz warf. Glücke dieser Angriff, so war der Sieg gleich entschieden, ward er aber abgeschlagen, so flohen die Vendéer in allen Richtungen, und sie wieder zu sammeln, war bey dem gänzlichen Mangel an Disciplin, unmöglich. Wurden die Republicaner geschlagen, so war ihr Rückzug sehr gefährlich. Nichts überstieg die Wuth, mit der die Vendéer den geschlagenen Feind verfolgten, und die übrigen Bewohner, die bis dahin ruhig geblieben waren, machten nun mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Ungestüm, wie der Vendéer angriff, so wenig war er außerdem zum Soldaten geeignet. Er konnte nicht zum Patrouilliren, nicht einmahl zum Schildwache stehen, gebraucht werden. Einem nächtlichen Angriff widerstand er niemahls. Er fürchtet sich vor Gespenstern, und ist so abergläubisch, daß er die Bomben lange Zeit für Erfindung der Zauberey hielt. Ein großer Nachtheil war noch, daß die Vendéer nur in ihrer Heimath, oder doch nur in bekannten Gegenden fechten wollten. Mit dem Angriffe von befestigten Orten wollten sie sich gar nicht befassen. Ihre Chefs konnten nur durch Ueberredung Einfluß haben. Das Wort Bestrafung, ja selbst nur Drohung, war unbekannt. Die Chefs wußten daher nicht, in wie fern sie auf ihre Untergebene rechnen könnten; sie sahen sich oftmahls plötzlich von ihnen verlassen. Anfangs erhielten weder Officier noch Soldat Besoldungen, noch Kleidung, oder Lebensmittel. In der Schlacht von Fontenay eroberten die Vendéer eine Cassé mit 900,000 Franken und Assignaten, die man mit der Inschrift: Bon au

nom du roi in Umlauf brachte, und dafür Lebensmittel anschaffte. — Darauf ließ man 150,000 Franken in Assignaten, mit des Königs Bildniß verfertigen, und außerdem 50,000 Franken Münze prägen. Stofflet und Charette ließen auch mehrere hundert tausend Franken in Assignaten prägen. Dieß war der ganze Schatz der Vendée, und man begreift leicht, daß von Besoldungen keine Rede seyn konnte. Die Krieger der Vendée hatten weder Commissariat noch Fuhrwesen. Das Gepäck belästigte sie nicht; doch errichteten sie an vier Orten Feldhospitäler, und an zwey andern Pulvermühlen. In diesem ersten Kriege in der Vendée bemerken wir unter den Generälen, die sich auf Seiten der Republicaner auszeichneten: 1. Kleber. Sein Rückzug von Torfou bezeichnete ihn schon damals, als einen Feldherrn erster Größe; 2. Westermann, mehr braver Soldat, als General, aber gerade aus dieser Ursache derjenige republicanische General, der den Vendéeern am gefährlichsten gewesen ist; 3. Hoche, Hinterlist und Verrätherey waren die Lieblingswaffen dieses Generals, die ihm den Namen eines Friedensgebers der Vendée verschafften; 4. Marceau, dem der Sieg bey Mans, einen Ruf gab, so wie 5. Canclaur, der solchen seiner Vertheidigung von Nantes verdankte; beide waren nur gemacht, regelmäßige Truppen anzuführen. Nicht minder ausgezeichnet waren die Chefs der Vendée. Charette und Cathelineau befehligten die größern Haufen. Der erstere, listiger, heftiger und befehlender, als der letztere, wußte sich gegen eine ihm sehr überlegene Macht, in seiner Provinz lange Zeit zu erhalten. Niemand verstand besser den Chicanenkrieg als er; er fiel durch Verrätherey. Man nannte ihn mit Recht den Jugurtha der Vendée, um sein militärisches Talent zu bezeichnen. Als Mensch stand er weit

Über diesem König von Numidien. Cathalineau erfocht Siege gleichsam wie durch Wunder; er verstand die Kunst seinen Feuergeist den Untergebenen einzulösen. Er war für die Vendée, was einst Judas Maccabäus für Judäa war. Die Vendée hatte in d'Elbée einen zweyten Agamemnon und in Bonchamp einen andern Diomedes. Vortreflich neue Pläne zu entwerfen, und unschätzbar bey Berathungen. Aber d'Elbée beharrte zu eigensinnig auf seiner Meinung, zu rauh als Befehlshaber. Lenksamer und nützlicher war Bonchamp. Zwey Freunde, Lescure und Larochejacquelin zeichneten sich vorzüglich aus. Der erste war nicht zum Kriegshandwerk geboren. Zwar war er immer an der Spitze der Colonnen, aber mehr um zum Kampf aufzumuntern, als selbst zu fechten. Er möchte kein Blut vergießen, und vielleicht mehr als 20,000 in Gefangenschaft gerathene Republicaner, verdanken ihm ihr Leben. Doch war er der Vendée eben so nützlich, als der glänzende Muth seines Freundes. Den ersten nannte man den Patroclus, den zweyten den Achilles der Vendéeer.

Nach unzähligen Gefechten, worunter mehrere den Character blutiger Schlachten hatten, und mit oft abwechselndem Glücke schloß Charette im Februar 1795 Frieden mit den Republicanern. Daß, unerachtet der großen Streitkräfte, welche die Republicaner gegen die Vendéeer in Thätigkeit gesetzt hatten, und der vielen erlittenen Unfälle der letztern, die Vendée nicht besiegt war, bezeugen die Friedensbedingungen, welche übrigens noch jetzt nicht ganz bekannt sind. Nach den Behauptungen der Vendéeer hatten die Republicaner die Wiederherstellung der Bourbons, so bald es nur möglich sey, versprochen, und Charette sey so unvorsichtig gewesen, diesen Zusicherungen Glauben bezumessen. Allein die wirklich

bekannt gewordenen Bedingungen waren vortheilhaft genug, um den General zu rechtfertigen, wenn jene geheime Clauseln auch wirklich nicht vorhanden gewesen wären. Diese waren nämlich: 1. die Vendéer sollten die Römisch-catholische Religion ungestört ausüben können; 2. ihre Provinz sollte von aller militärischen Besatzung (mit Ausnahme eines Corps eigener Truppen, die unter den Befehlen eines Generals der Vendéer stehen sollten) befreiet seyn; 3. sie sollten keine militärische Requisitionen leisten, und Freyheit von der Conscriptio genießen; 4. Entschädigungen für die zerstörten Güter und Zurückgabe der sequestrirten wurden bestimmt, und 5. eine allgemeine Amnestie zugesichert. Mehrere Chefs der Vendée erhielten für ihre Personen bedeutende Summen Geldes. Dieß sollte geheim gehalten werden, allein es ward bekannt, und erregte den Unwillen der Vendéer, welches nachher nachtheilige Folgen hatte. Die Chefs der Royalisten in andern Provinzen, und unter diesen der bedeutendste Stoflet, schlossen sich am 21. April 1795 diesem Frieden an.

Die Vortheile, welche für die Republik aus diesem Frieden, — dessen Bedingungen zu erfüllen, sie nie die Absicht hatte, — erwachsen, waren unermesslich, während er für die Royalisten höchst verderblich war. Charette und Stoflet blieben, ein jeder in seinem Districte, an der Spitze einer bewaffneten Macht, die aber im Solde der Republik stand. Die Soldaten sahen sich nicht mehr als royalistische, sondern als republicanische Krieger an, während ihre Chefs noch träumten, in ihren vorigen Verhältnissen zu stehen, und die Macht in Händen zu haben glaubten, die Republik zur Erfüllung der in Betreff der Wiederherstellung der Bourbons getroffenen geheimen Verbindlichkeiten zwingen zu können. — Der

erste Friede zwischen der Republik und der Vendée war von kurzer Dauer. Schon am ersten Junius 1795 erschien Charette mit 12,000 Mann wieder auf dem Kampfplatze, und der Sieg begleitete den Anfang seiner Unternehmungen. Eine blutige Rache übte er an seinen Gefangenen wegen der Niedermegung der von den Republicanern zu Quiberon gefangenen Emigranten aus. Allein viele Ursachen vereinigten sich zu seinem baldigen Untergange. Stofflet blieb ruhig, während Charette in voller Thätigkeit war. Die so bestimmt versprochene Englische Armee unter dem Lord Moira kam nicht. Zwar landete der Graf von Artois mit etwa 4000 Engländern und 900 Emigranten auf der Insel d'Yeu, aber, ohne weitere Unternehmungen zu wagen. Dieß Hülfscorps schiffte sich bald wieder ein. Die Republik machte Friede mit Spanien, und befand sich dadurch im Stande, in der Vendée ein Heer von 140,000 Mann unter Hoche aufzustellen, dem Charette nur 101,000 Mann entgegensetzen konnte, und doch machte er den Sieg noch eine geraume Zeit zweifelhaft. Endlich griff auch Stofflet zu den Waffen. Es war zu spät. Unerachtet der größten Anstrengungen konnte er keine bedeutende Macht zusammenbringen. Die Landleute waren des Kriegs überdrüssig, die Republicaner hatten sehr weislich, seit Abschließung des Friedens, ihren Gottesdienst und ihre Priester ungestört gelassen, sie hatten keine Conscriptirte ausgehoben. Auf der andern Seite erregten die vielen emigrierten Officiere, die in diesem zweyten Kriege nach der Vendée gekommen waren, durch ihren Stolz und übertriebene Ansprüche auf hohe Stellen in der Armee große Unruhen. Wer vor der Emigration in der ehemahligen Königl. Armee auch nur den Posten vom Unterlieutenant bekleidet hatte, glaubte wenigstens General-Lieu-

tenant werden zu müssen, und hielt es unter seiner Würde, unter Charette oder Stofflet; die ihre Stellen als commandirende Generale einer Reihe von erfochtenen Siegen verdankten, zu dienen. — Wenn der Verf. unter den Vorwürfen, die er der Englischen Regierung in Bezug auf die geringe Unterstützung, die sie der Vendée geleistet habe, im 2ten Theile macht, auch vorzüglich den Umstand heraushebt, daß sie die vielen in England befindlichen emigrirten Französischen Officiere verhinderte, nach der Vendée zu gehen, so rechtfertigt seine Schilderung der Nachtheile, die die Erscheinung derselben in diesem Lande in dem zweyten Kriege hatte, diese Maßregel der von ihm so getadelten Regierung, aufs vollkommenste. — Wenige Tage, nachdem Stofflet das Signal zum Aufstande gegeben hatte, fiel er, verlassen und verrathen von seiner Parthey, in die Hände der Republicaner. Ein gleiches Schicksal hatte sechs Wochen später Charette. Beide haben einen unsterblichen Namen hinterlassen; beide hätten sich retten können, wenn sie, als sie die ungünstige Stimmung der Vendée wahrnahmen, sich in Zeiten nach England geflüchtet hätten. Ihre Freunde, und selbst republicanische Generale forderten sie zu diesem Schritte auf; allein diese Helden glaubten, ohne ihre Ehre zu verletzen, einen Boden nicht verlassen zu dürfen, den zu befreien das einzige Ziel ihrer Wirksamkeit war.

Der dritte Krieg in der Vendée brach im J. 1799 aus. Zusammenrottirungen von Deserteurs von der Französischen Armee, und jungen Leuten, die sich der Conscription zu entziehen suchten, gaben die erste Veranlassung zu Feindseligkeiten zwischen den Royalisten und Republicanern. Dieser Krieg ward nicht mit der Lebhaftigkeit geführt, als der erste, auch umfaßte er keinen so

ausgedehnten Landstrich. In der Bretagne und in der Normandie warfen sich zehn verschiedene Chefs zu Anführern von kleinen Corps auf, mit denen sie den Republicanern bedeutenden Schaden zufügten. Diese Chefs waren: Lemoclan, de Rochecote, Georges Cadoudal, de Bourmont, de Chatillon; de la Prevalage, de Frotte, de Fougereux, la Chaudelier und der Graf de Ruags. In der Vendée erschienen drey neue Befehlshaber: 1. d'Autechamp; dieser erhielt das Commando der ehemahligen großen Armee. Er hatte sich bereits in dem ersten Vendée-Kriege ausgezeichnet. Um aber die Vendéer zu commandiren, war er zu methodisch, zu langsam und zu unentschlossen. 2. Suzanet, dieser ward der Nachfolger von Charette, aber ersetzte ihn nicht. 3. Grignon, welcher die ehemahlige Centre-Armee befehligte. Die gemäßigten Maßregeln, welche Bonaparte in der ersten Zeit nach seiner Belangung zu der Würde des ersten Consuls befolgte, trugen mehr als die Waffen zu der Unterwerfung der Vendée bey. Am 4. März 1800 schlossen die Chefs der Royalisten einen Friedensvergleich mit Bonaparte, womit sich der 2te Theil endigt.

Der 3te Theil enthält eine Beschreibung der Ereignisse des vierten Kriegs in der Vendée, im Jahre 1815, worüber durch die Streitschriften des Grafen d'Autechamp und des Gen. Lieut. Canuel, — wovon wir in diesen Blättern Anzeigen geliefert haben, — viele Details bekannt geworden sind. Dieser letztere Krieg, obwohl er nur zwey Monate dauerte, und nicht mit großer Lebhaftigkeit geführt ward, war doch für die allgemeine Sache von Wichtigkeit; er verhinderte Bonaparte, seine ganze Macht gegen die Allirten aufzubieten. Schmerzhaft wird es jetzt noch den Vendéern, und insbesondre ihren Chefs seyn, daß sie schon vor der Schlacht von Watera

100 ihren Frieden mit Bonaparte abgeschlossen hatten. — Auf die Geschichte des Feldzugs von 1815 folgt die des Kriegs der Chouans. Diese bildeten niemahls bedeutende Corps und von den vielen kleinen Gefechten, die sie den Republicanern lieferten, hat die Geschichte wenige Details aufbewahrt. Der merkwürdigste Theil in diesem Abschnitte des Werks ist die Erzählung von der für die Französischen Emigranten so unglücklich ausgefallenen Expedition von Quiberon. Der Verf. beklagt, daß man dem so bekannt gewordenen Puisaie, der den Plan zu dieser Unternehmung entworfen hatte, den Befehl über die gelandeten Truppen nahm, und solchen dem jüngern und unerfahrenen Combreuil übertrug, dessen Langsamkeit und Unentschlossenheit das Unglück herbey führte. Die methodische Art der Kriegsführung, welche alle Officiere von Metier, die Anstellung bey den Vendéern oder Chouans erhielten, befolgten, vertrug sich nicht mit den Eigenthümlichkeiten derselben; das System tödtete den Geist. Daher leisteten sie unter Anführern, gewählt aus ihres Gleichen, unter einem Stofflet, oder Cathelineau mehr, als unter erfahrenern Officiern vom Metier. Der Verf. behauptet ferner, daß Combreuil vor der Uebergabe seines Corps sowohl mit dem commandirenden General Hoche, als mit dem bey der Armee angestellten Vizepräsidenten Tallien eine mündliche Capitulation abgeschlossen habe, zufolge welcher den Emigrirten das Leben zugesichert war; eine Capitulation, welche die Republicaner auf eine schändliche Weise brachen. Dergleichen schändliche Handlungen gehörten damahls bey den Franzosen zur Tagesordnung. Der Fehler bey dieser Expedition scheint vorzüglich darin zu liegen, daß man auf falsche Nachrichten von der großen Macht der Chouans rechnend, statt die Hülfsstruppen zu

Charette, der 15,000 Mann unter seinem Befehl versammelt hatte, stoßen zu lassen, sie den ersten zuführte, die zu schwach und zu wenig organisiert waren, um wesentliche Hülfe zu leisten. Eine Sammlung von Anekdoten aus diesen Kriegen in der Vendée, machen den Beschluß dieses Werks. Sie können dazu dienen, sich ein lebhaftes Bild von den Schreckensscenen und Gräueln zu machen, welche diese Periode bezeichnen; eine Periode, die uns Zeitgenossen als ein schrecklicher Traum vorkommt, an welchen man mit Entsetzen denkt, und der Nachwelt fabelhaft erscheinen wird. Möchten alle diejenigen, welche auf Revolutionen so begierig sind, diese und ähnliche Schriften über die Französische mit Nachdenken lesen und mit Ernst beherzigen.

L o n d o n.

Transactions of the Society, instituted at London, for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce; with the Premiums offered in the Year 1818. Vol. XXXVI. By all Booksellers. MDCCLXIX. Auf XVI und XXXII und 177 S. ohne noch einen Anhang. Mit dem Bildnisse des jetzigen Herzogs von Northumberland und einer Menge anderer Kupf. in 8. In diesem neuen Bande der Verhandlungen der zur Beförderung der Künste, der Manufakturen und des Handels nun schon seit 1745, immer mit demselben Geiste und mit derselben Jugendkraft fortbestehenden Gesellschaft zeichnet sich der Character der großen, edlen Nation wieder auf das herrlichste aus. Das Wohl des Ganzen höher und höher zu bringen, und zugleich dem Einzelnen einen bessern Lebensgenuß zu verschaffen, ist und bleibt der Zweck; und diesen zu erreichen, darnach ringt der Herzog wie der gemeine Hand-

werker mit innig vereintem Sinne und mit der Aufopferung eines jeden besondern Vortheils.

Zu den 203 stehenden Preisauslobungen sind nun vier hinzugekommen, wodurch die speculative Industrie zum Besten der Brittischen Besizungen in Ostindien gereizt werden soll — 1. für die beste Mittheilung des Verfahrens, dessen man sich in Indien zur Bereitung des Papiers bedient, welches in England zu den Kupferblättern gebraucht wird, die goldene Schaumünze oder 50 Guin.; 2. für die Einführung der größten Quantität, wenigstens eine Tonne, Braugulpoover Baumwolle, wovon die nankinartigen Zeuge, die man nicht zu färben braucht, gemacht werden, die goldne Schaumünze; 3. für die Einführung der größten Quantität, nicht weniger als 500 Pf. Annatto aus einer der Brittischen Besizungen in Ostindien die goldne Schaumünze; 4. für die Einführung der größten Menge, nicht weniger als 300 Pfd. echter Cochenille aus einer der Brittischen Besizungen in Ostindien, die goldne Schaumünze. Auch die Brittischen Mar- morarten bestrebt sich die Gesellschaft mehr in den öffentlichen Gebrauch zu bringen; und hat zu dem Ende Tafelchen von allen Arten zur öffentlichen Ansicht mit hinlänglicher Belehrung in ihrem Hause auslegen lassen.

An Preisen hat die Gesellschaft vom November 1817 bis zum Junius 1818 58 ausgegeben, nämlich 6 in der Landwirthschaft, 1 in der Scheidekunst, 35 in den schönen Künsten, 16 in den Manufacturen und in der Mechanik. An Aufsätzen, wodurch sich die Verfasser zu Preisen legitimirt haben, sind hier 24 abgedruckt. Wenn man diese nicht alle vorzüglich findet, so muß man bedenken, daß die Preise für die Sachen, nicht für die Schriften gegeben werden. Wir erwähnen hier nur der 7 ersten. 1. Kob. Hal-

dan Bradshaw zu Worsleyhall bey Manchester erzählt, wie er 294 Acker Torfmoor urbar gemacht habe; 2. der Pred. Edmund Cartwright zu Hollandenhaus bey Tonbridge gibt von seinen Versuchen mit gebranntem Thon als Düngung Nachricht. Bey Rutabaga, Kartoffeln, Kohlrabi, Gerste und Herbst-Rüben hat sich der Thon allezeit wirksamer als Kux und Holzasche gezeigt. Um den Thon zu brennen, hat man nur einen Graben mit los zusammen gelegten Backsteinen überwölbt, und darauf den Thon geschüttet; in dem Graben aber ein leichtes Feuer von Wellen aus dem stachelichten Ginster unterhalten. Um über die Sache richtig urtheilen zu können, müßte man noch wissen, was der Thon für fremdartige Bestandtheile enthalten habe; 3. Sir Watkin Williams Wynn von Wynnstag Derbyshire zeigt an, daß er 845,500 Waldbäume (eine für einen Privatmann sehr große Zahl!) gepflanzt habe; 4. Ralph Creyke zu Dotterill hat 164,560 dergleichen angepflanzt; 5. John Common gibt die Beschreibung seiner neuen Säemaschine zu Rübsamen; 6. Isaac Espinasse, Equ. lehrt seine Behandlung der Bienen, die zwar nicht glänzend, aber sehr verständig ist; 7. Ambrose Bowden, Equ. macht seine Erfindung, das Schiffbauholz vor dem Schwämme zu sichern, bekannt. Sie besteht darin, daß das Holz etwa ein halbes Jahr in die See versenkt wird. Die 17 übrigen Aufsätze beschreiben Erfindungen, die weniger Interesse für unsere Leser haben. Nur eine davon ist zu auffallend, als daß wir sie ganz mit Stillschweigen übergehen könnten. Es ist nämlich die einer Maschine, vermittelst der auch Leute mit nur einer Hand Federn schneiden können, und ein Lineal für dergleichen Einhändige. Schwerlich würde ein Deutscher mit seiner Speculation so in das Besondere gegangen seyn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 22. May 1820.

L o n d o n.

— Shakspeare and his times; including the biography of the poet, criticisms on his genius and writings, a new chronology of his plays, etc. etc. by Nathan Drake M. D. 1817. Vol. I. 735 Seiten; Vol. II. 677 Seiten; in Quart.

Der Verfasser dieses neuen Werks über Shakspeare ist schon durch mehrere Schriften als ein eleganter Litterator bekannt. Seine Essays on periodical literature sind zu ihrer Zeit auch in unsern Blättern angezeigt worden. Die Anzahl der Schriften über Shakspeare, deren bis zum Uebermaße genug zu seyn scheinen, durch ein Werk von zwey ansehnlichen Quartbänden zu vermehren, wurde er durch den neuen Gedanken bestimmt, den außerordentlichen Mann, über den schon so viel Nöthiges und Unnöthiges geschrieben ist, zum Mittelpuncte seines Zeitalters zu machen, und seine Lebensgeschichte, verbunden mit mancherley litterarischen Notizen und critischen Bemerkungen, in ein historisches Gemähde

dieses ganzen Zeitalters zu verweben. Abgerechnet eine hier und da gar zu große Umständlichkeit, ist dem Verfasser die Ausführung seiner Idee sehr gut gelungen. Man lebt mit Shakespeare, wenn man dieses Buch liest. Alles, was den großen Dichter umgab und auf ihn einwirkte, wird uns gegenwärtig. Mehreres in seinen unvergänglichen Werken wird erst dadurch ganz verständlich, oder erscheint in einem helleren Lichte. Zuerst, nach der kurzen Vorrede und einer Inhaltsanzeige zum ersten Bande, fünf Facsimile von Shakespeare's Hand. Drey biographische Abtheilungen, Shakespeare in Stratford, Shakespeare in London, und Shakespeare, nachdem er sich von dem öffentlichen Leben zurückgezogen (in retirement), führen uns auf die natürlichste und zweckmäßigste Art von einer Lebensperiode des Dichters zu ändern. Vieles längst Bekannte muß man freylich bey dieser Gelegenheit wieder lesen, und mehrere biographische Kleinigkeiten werden mit einer Sorgfalt, als ob von den wichtigsten Dingen die Rede wäre, critisch erwogen. Die neuen Untersuchungen über die Orthographie des Namens Shakespeare gaben das Resultat, daß der Dichter selbst sich zuweilen so, zuweilen auch Shakspeare, aber nie anders, geschrieben. An die Geschichte der Erziehung des Dichters schließt sich nun sogleich eine der Partien an, in denen vorzüglich das Interessante dieses biographischen Werks liegt. Zustand der Erziehung auf dem Lande zu Shakespeare's Zeit. Bücher, die damals in den Englischen Schulen gebraucht wurden; darunter schon vier Lateinische Sprachlehren, und nicht weniger als sieben Wörterbücher. Das Studium der alten Litteratur, die damals bey Hofe so viel galt, kam durch ganz England in die Mode. Der Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, daß Shakespeare als Knabe es in der La-

tinität unzufähr so weit gebracht habe, mit Hülfe eines Lexicons die Worte in einem leichten Lateinischen Autor zusammen zu construiren. Mit der Französischen und Italiänischen Sprache habe er nach seinem Abgange von der Schule genauere Bekanntschaft gemacht, als man gewöhnlich glaubt. Aber, fragen wir, wo? und unter welchen Umständen? Der Verf. gibt uns nur im Allgemeinen die bloße Vermuthung. Nachgewiesen werden aus Shakspeare's Werken die Stellen, die sich auf seine erste Jugendperiode beziehen. Dazu, wie durch das ganze Buch, Anekdoten, deren Beglaubigung wir dem Verfasser überlassen. Shakspeare's Verheirathung und Aufenthalt auf dem Lande. Gemählde des Englischen Landlebens zu jener Zeit. Country-squire (jezt bekanntlich unzufähr so viel, wie bey uns Landjuncker, bedeutend) war damahls ein hoher Ehrenname. Man bauete schon ansehnliche Landsitze, die hier beschrieben werden. An Luxus im Essen und Trinken und an Festlichkeiten fehlte es auch nicht. Man gab sogar Maskeraden in den großen Landhäusern. Auch Jagdpartien durften nicht fehlen. Bey festlichen Gastmählern ging es besonders Abends nach Tische lustig her. Da ließen denn auch die herbeygerufenen armen Harfenspieler sich hören. Die Gastfreundschaft kannte fast keine Grenzen. Aber um Weihnachten begab sich schon damahls der Landadel häufig nach der Hauptstadt. Wie Shakspeare, unter solchen Umgebungen von jugendlicher Lebhaftigkeit hingerissen, ein Jagdliebhaber wurde. Mehrere ländliche Charactere aus jener Zeit, unter andern von Landgeistlichen, werden beschrieben. Man sieht nun, wie mit Augen, die moralische Welt in Shakspeare's Schauspielen entstehen. Auch die Beschreibung der damahligen Lebensart der untern Stände auf dem Lande ist nicht vergessen. Man-

des Jdyllische in Shakspeare's Schauspielen erhält dadurch eine Erläuterung. Die Fortsetzung des Gemähltes des Englischen Landlebens unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jacob's I. nimmt einen großen Theil des ersten Bandes ein. Sie ist anziehend und belehrend auch für Leser, denen an Shakspeare weniger gelegen ist. Die Beziehungen auf Stellen in Shakspeare's Schauspielen sind überall nachgewiesen. Aber der Raum gestattet uns keinen Auszug. Auch aus den Werken andrer Englischer Dichter jener Zeit sind eine Menge von Stellen zur Erläuterung beygebracht. Sehr zweckmäßig sind auch die Nachrichten über den Aberglauben des Englischen Volks, auf den so vieles bey Shakspeare sich bezieht, nicht vergessen. Dieser Aberglaube hatte seine besondern Fasttage, z. B. den St. Pauli-Tag; den Valentins-Tag. Ueber den Ursprung des Glaubens an Feerey in England, besonders an die eigne Art von Feerey, von welcher Shakspeare bey mehreren Veranlassungen einen so glücklichen Gebrauch gemacht hat, hätten wir bey dieser Gelegenheit genauer unterrichtet zu werden gewünscht. — Die zweyte Lebensperiode des Dichters, sein Aufenthalt zu London, wo er Schauspieler und dramatischer Dichter wurde, gibt dem Verfasser Veranlassung, eine Menge von Notizen über den damaligen Zustand der Schauspielkunst und der schönen Litteratur der Engländer zusammenzustellen. Das lebhafteste Interesse für Poesie und alles, was sich darauf bezieht, war unter allen höheren Classen der Nation verbreitet. Besonders merkwürdig und, unsers Erachtens, von entscheidendem Einflusse auf die frühe Bildung der Englischen Nationallitteratur war, daß man damals, als es selbst bey Hofe in London zum guten Tone gehörte, Latein, und allenfalls auch ein wenig

Griechisch zu verstehen, und mit den alten Classikern nicht unbekannt zu seyn, die aufblühende Litteratur in der Landessprache keinesweges zurücksetzte, und an allem, was zu ihrer Erweiterung und Vervollkommnung geschah, den lebhaftesten Antheil nahm. Wäre es doch uns Deutschen um jene Zeit auch so gut geworden! Nur um die philologische und grammatische Cultur der Englischen Sprache nach Grundsätzen bekümmerte man sich weniger. Aber bey dem glücklichen Zusammentreffen so vieler poetischen Bestrebungen, bey denen man immer nach den Werken der alten Classiker hinüberblickte, ohne sie sich ängstlich zum Muster zu nehmen, vervollkommnete auch die Englische Sprache sich von selbst. Kein Pedantismus und keine Affectation hemmten den freyen und natürlichen Gang ihrer Bildung. Die Englischen Uebersetzungen des Petrarck, Boccass und anderer Italiänischer Dichter waren so beliebt, daß die Theologen sich darüber beklagen zu müssen glaubten. Für historische Werke, besonders aus der alten classischen Litteratur, interessirte man sich eben so allgemein. Ein Stück von Tacitus war schon um das Jahr 1581 ins Englische übersezt von einem sehr gelehrten Philologen, Henry Swile, der nachher 1613 die Werke des Chrysostomus Griechisch herausgab. Mit der Critik in der Nationallitteratur wollte es freylich noch nicht recht vorwärts gehen, aber die Bahn wurde gebrochen. Gab doch sogar der König Jacob I., als er noch in Schottland und erst achtzehn Jahr alt war, eine Abhandlung On Scottis poësie heraus, worauf im Jahre 1585 seine Essays of a Prentice in the divine art of poësie folgten, ein Buch, das gar gelehrt vom Geiste und von den Formen der Poesie handelt, und auch eine Anleitung zur Metrik gibt. Mit Recht verweilt der Verfasser besonders bey dem Theile

der Litteratur, den die Engländer *Miscellaneous literature* nennen; denn diese Art von Schriften, die für den Gelehrten von geringem Werthe sind, und auch mit der eigentlich poetischen Litteratur nicht verwechselt werden müssen, sind doch immer diejenigen, durch welche die meiste geistige Bildung über eine ganze Nation verbreitet wird; Schriften, die das größere Publicum mannichfaltig unterhalten, und zugleich wie im Spiele moralisch belehren sollen, oder auch nur über Anzeigen des Tages Notizen und Meinungen in Umlauf bringen. Die Menge solcher Englischen Schriften aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth und Jacob's I. ist nach des Verfassers Versicherung so groß, daß er mit ihrer genauern Anzeige einen Quartband füllen würde. Besonders gehören dahin eine Menge von satyrischen Pamphlets. Thomas Nash war damals für England, was Peter der Aretiner für Italien. Gervase Markham, ein unermüdeter Vielschreiber des Zeitalters, unterrichtete seine Leser in der Haushaltungskunst, im Fischen und Jagen, in der Heraldik, und in der Poesie. Auch die nachher so weit ausgedehnte Zeitungs-Litteratur der Engländer fing unter der Regierung der K. Elisabeth an. Im April 1588, als die große Spanische Armada Englands Glück und Freiheit bedrohte, kam das erste Stück des *English Mercury* heraus. Unter Jacob I. war es schon Nationalbedürfniß, Zeitungen zu lesen. Eine andre Art von Schriften, die damals in die Mode kamen, waren Characterschilderungen, zum Theil auch in Versen. Doch das ganze Kapitel verdient nachgesehen zu werden. Dazu kamen nun schon eine solche Menge von Romanen und Novellen, daß allein das von dem Verf. (Vol. I. p. 519) aus einem Englischen Schriftsteller von 1575 angeführte Verzeichniß eine Quartseite einnimmt.

Daß Shakspeare besonders diesen Theil der National-Litteratur seiner Zeit nicht außer Acht gelassen hat, leidet wohl keinen Zweifel; und wer noch jetzt die Geschichte der Romane studiren will, darf die von Hrn. Drake bey dieser Gelegenheit zusammengestellten Notizen nicht übersehen. Von der eigentlich poetischen Litteratur der Engländer aus dieser Periode, die dramatische Poesie ausgenommen, von welcher nachher besonders die Rede ist, gibt der Verf. nur eine summarische Uebersicht, weil hier weniger Unbekanntes zu bemerken war. Dafür gibt er uns im zweyten Bande ein Gemählde der Sitten und Lebensweise der Engländer in der Hauptstadt unter den Regierungen der Elisabeth und Jacob's I.; ein Seitenstück zu der Beschreibung des Englischen Landlebens jener Zeit im ersten Bande; darunter doch schon mehr Bekannteres. Von Shakspeare's Jugendgedichten, besonders seinen Sonetten, hat der Verf. vorher gesprochen. Um den großen Dichter im Verhältnisse zur dramatischen Litteratur der Engländer seiner Zeit genauer kennen zu lernen, stellt ihn Hr. Drake sehr gut in die Mitte zwischen die dramatischen Dichter vor Shakspeare und die Zeitgenossen Shakspeare's, dessen eigne dramatische Werke chronologisch und critisch gemustert werden. Den Beschluß machen einige Anekdoten und andre Nachrichten, des Dichters letzte Lebensjahre betreffend. Ein Recensent, dem in das Einzelne einzugehen gestattet ist, findet in diesem zweyten Bande einen reichen Stoff zu nützlichen Auszügen und critischen Bemerkungen. Wie vieles würde dem Verf. dieser Anzeige, als er vor zwölf Jahren an seiner Geschichte der Englischen Poesie und Beredsamkeit arbeitete, leichter geworden und besser gelungen seyn, wenn er damahls schon dieses lehrreiche Werk hätte benutzen können! Aber es wird Hrn. Drake hoffentlich auch nicht an andern Lesern fehlen, die ihm dafür danken werden, daß er uns das größte aller dramatischen Genies der neueren Jahrhunderte so trefflich im Lichte seines Zeitalters gezeigt hat. Mit allen Fehlern, die man dem Geschmacke dieser Periode vor-

werfen mag, war sie doch ein so schönes Zeitalter der Kraft und Fülle, wie irgend eins, von dem ein denkender Litterator mit Liebe und Bewunderung reden kann.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Tabellarische Erklärung des Hannoversischen Landes-Catechismus als catechetisches Hülfsmittel zunächst für Schullehrer, nebst einer kurzen Anleitung zum Catechisiren als Zugabe von H. J. Sch ne h a g e, Pastor zu Westen 1818. 422 S. 8.

Der Verfasser war ehemahls Inspector des Königlich-Schullehrer-Seminariums zu Hannover und damit zugleich erster Lehrer der Seminaristen und der mit dieser Anstalt verknüpften Schule. Seine Dictate aus jener Periode sind nicht nur von den Seminaristen, die einst seine Schüler waren, sondern auch von andern Schullehrern fleißig benutzt worden, und es ist ihm von mehreren Seiten der Wunsch geäußert worden, daß er sie in den Druck geben möchte. Er hat aber, seitdem er Landprediger und Aufseher von Landschulen ist, sein Heft vielfach abgeändert und zu verbessern gestrebt und dazu eine besondre Veranlassung gefunden, als in den Zeiten der feindlichen Bedrückung, wo der Zutritt zum Seminarium in Hannover sehr erschwert war, sich an seinem jetzigen Wohnorte eine seminaristische Anstalt unter seiner Aufsicht bildete. So vorbereitet und geübt und aus besonderer Liebe für den Schullehrerstand und dessen Bildung gibt er diese tabellarische Erklärung des Landes-catechismus heraus. Er will damit theils eine Anleitung zur Disposition, welche zu jeder Catechisation erforderlich ist, theils aber Materialien zum catechetischen Unterrichte selbst liefern. Beides soll der kundigere, geübtere Schullehrer frey benutzen, dem ungeübteren aber sein Geschäft dadurch erleichtert werden. Auch Predigern kann diese sehr gelungene Arbeit sehr nützlich werden. Die Zugabe ist kurz, aber sehr inhaltsvoll, aus langer Uebung und Erfahrung geschöpft und enthält zugleich Winke zur Benutzung dieses Buchs.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 25. May 1820.

Tübingen.

Bey Chr. Fried. Osiander: Dr. Friedrich Benjamin Osianders, Hofr. und Prof. Handbuch der Entbindungskunst. Zweyten Bandes erste Abtheilung. XVI und 264 S. groß 8.

Diese erste Abtheilung des zweyten Bandes ist sowohl obstetricischen, als diätetischen Inhalts, und enthält nach des Verf. Eintheilung die Geburtslehre; im ersten Kapitel die Erklärung dieser Lehre; im zweyten die Eintheilung der Geburt, nach Verschiedenheit ihrer Benennung und ihres Hergangs. Im dritten Kapitel werden die Kräfte und Wirkungen der Natur zu Ausstößung der Frucht geschildert; der Verlauf der Geburt wird in fünf Zeiträume eingetheilt, und die Erscheinungen und Ereignisse in jedem derselben werden genau beschrieben. Im fünften Kapitel werden die diätetischen Regeln und Anordnungen in der Schwangerschaft, als Vorbereitung zu einer glücklichen Niederkunft angegeben. Im sechs-

ten Kapitel wird die Hülfe der Kunst bey der natürlichen Geburt, so weit solche ohne vorzuziehende Handgriffe beschrieben werden kann, genau geschildert, und immer besondere Rücksicht darauf genommen, was der Geburtshelfer zu thun und anzuordnen hat, dem die Besorgung und der Beystand bey einer Geburt, sie sey von welcher Beschaffenheit sie wolle, auf jeden Fall übertragen ist. Im siebenten Kapitel endlich ist die Diät und Pflege der Wöchnerinn und ihres neugeborenen Kindes enthalten, und überall aus der Fülle von Erfahrung des Verf. dasjenige gewählt, empfohlen und gelehrt, was er nach seiner Ueberzeugung für das beste und zweckmäßigste hielt. Mit der noch folgenden zweyten Abtheilung des zweyten Bandes wird das Handbuch vollendet werden. Eine Beschreibung des Geburtsstuhls des Verf., welchen dieser zu der Hülfe bey der Geburt für nothwendig hielt, wird nebst einer Abbildung bald nachfolgen. Die nicht zu rasche Folge der Abtheilungen auf einander mögen die Worte des Tacitus, welche der Verf. auf dem Titel, als Motto setzte: "Compositus cuncta, quam festinantius" entschuldigen.

D a s e l b s t.

Bey Christ. Fried. Osiander: Dr. Friedrich Benjamin Osianders, Hofr. und Prof. einfache Erzählung der Veranlassung zu seiner Reise nach Leipzig im December 1819, und der daselbst verrichteten chirurgischen Operationen. 142 S. 8.

Der Verf., der vor manchen andern Aerzten und Wundärzten seit etlich und zwanzig Jahren oft in den Fall kam, ins Ausland zu kranken Frauen berufen zu werden, ward im December vorigen Jahres nach Leipzig gerufen, wegen der Krankheit einer ihrem Ende schon nahen Frau-

noch seinen Rath zu ertheilen. Er fand nicht, was einige der dortigen Aerzte für ausgemacht hielten, nämlich scirrhos et carcinoma uteri, sondern Umbeugung der Urinblase nach der rechten, und der Gebärmutter nach der linken Seite, und dabey eine Salivation mit Mundgeschwüren im höchsten Grade. Da die umgeboene, von Urin immer angeschwollene Urinblase durch den Catheter nicht auszuleeren war, so rieth er dem Hausarzt zu Ausleerung derselben mit dem Troiscart von dem Muttergange aus. Aber dieser sowohl, als die Kranke selbst verlangten, daß solche Operation der H. D. verrichten möchte. Er unternahm sie aufs schnellste und glücklichste. Der Urin floß ohne alles Blut aus, und die Blase zog sich zusammen, die Gebärmutter richtete sich auf, der vermeinte Scirrhos war verschwunden, aber der tödtliche Speichelfluß konnte dadurch nicht gehoben werden. Die Frau starb. Bey der Leichenöffnung fand man keinen Krebs und keinen Scirrhos, und die Blase war so zusammengezogen, daß man auch den Einstich in dieselbe nicht mehr sehen konnte. Die Aerzte, welche die Krankheit zuvor für Krebs gehalten, und als solchen behandelt hatten, vergaßen das Errare humanum est, wollten recht behalten, und einer schrieb zwey Schriften zu seiner und seiner Mitgenossen Vertheidigung. H. D. gab darauf diese Erzählung der Veranlassung seiner Reise und Operation nebst einer andern, an einer armen Frau verrichteten, heraus. Unparteyische, sachverständige Leser werden wohl erkennen, auf welcher Seite Wahrheit und Recht ist.

W i e n.

Bey Carl Ferdinand Beck: Wilhelm Joseph Schmitts, Professor der Geburtshülfe. u. an d. K. K. med. chir. Josephs-Academie zu

Wien. Gesammelte obstetricische Schriften mit Zusätzen und einem Anhange: über den herrschenden Lehrbegriff von Einsackung des Mutterkuchens. 434 S. 8.

Die hier gesammelten Aufsätze sind bis auf einen schon aus andern medicinischen Journalen, wie aus von Siebolds *Lucina*, *Harles Arch. de Med. u. Chir.* und den *medic. Jahrbüch. des K. K. Oesterr. Staates* bekannt. Der erste "über den Werth der Zange. Ein Beytrag zur Bezeichnung einer der neuesten Tendenzen in der heutzugigen Geburtshülfe," ward durch Weidman's Beantwortung der Preisfrage der Gesellschaft der Aerzte zu Toulouse, ob die Zange nützlich oder schädlich sey, veranlaßt. Der Verf. ist sehr für den Gebrauch der Zange, wo sie nützlich seyn kann, und zeigt durch ein Beyspiel, daß das lange Ueberlassen einer Kreisenden der Hülfe der Natur manchmahl nicht nur auf die Frucht und Geschlechtstheile, sondern auf das Gehirn der Gebärenden so nachtheilig wirke, daß die Folgen der unter zu großer Anstrengung entstehenden Blutcongestion der Wöchnerinn tödtlich werde. Der zweyte Aufsatz: "De la Motte. Eine historisch-critische Revision" ist eine Vertheidigung dieses längst fast vergessenen Französischen Geburtshelfers gegen die Schilderung desselben in unscr. Hofr. Osianders Geschichte der Entbindungskunst. D. Schilderung de la Motte, als einen Mann ohne gelehrte Kenntnisse, aber von schlechtem Verstande und Herzen; der getreu und vernünftig seine Beobachtungen und Meinungen niedergeschrieben habe; aber eben deswegen sey es zu verwundern, wie dieser Mann, der mehrerley unglückliche Geburtsfälle selbst erzählt, (und, wie H. Schmitt selbst anführt, ein lebendes Kind perforirte) ohne Schamthe habe niederschreiben können: "So habe ich unter der unzähligen Zahl

der schweren und widernatürlichen Geburten nicht eine Einzige gefunden, die ich nicht glücklich geendigt hätte." Dieß sah H. C. für so ungerecht an, daß er als heftiger Vertheidiger des de la Motte auftritt, aber, wie man wohl abnehmen kann, nur um bey dieser Gelegenheit seinem Herzen Luft zu machen. Der Leser erfährt aber zugleich manches Interessante von de la Motte und seinem Vertheidiger, oder wie der Verf. sagt, Goldkörner von der Nachlese in de la M. Schriften. Der dritte Aufsatz: "Erfahrungsergebnisse über die Exploration bey dem Scirhus und Krebs und bey andern krankhaften Zuständen des Uterus" ist der lesenswerthe, und zeigt den Mann von Erfahrung und richtigem Beobachtungsgeist, und dieser Aufsatz hat mehr Werth, als alles, was Carl Wenzel über Induration und Mutterkrebs ohne Erfahrung geschrieben hat. Besonders mögen sich die, welche Kenntniß von Mutterkrebs zu haben vermeinen, das merken, was H. C. von S. 129 u. an schreibt, und unter anderem sagt: "Ich habe mehrmahls Andern nachexploriren müssen, wo ich gar nichts, oder etwas ganz Anders fand, als meine Vorgänger gefunden zu haben vorgaben." Wie oft fand Rec. in ähnlichen Fällen diese Wahrheit bestätigt, die H. C. durch mehrere Beispiele erweist, daß z. B. andere unheilbare Krebse witterten, und fühlen wollten, wo gar nichts Krankhaftes zu entdecken war, wie S. 132. Der vierte Aufsatz: "Ueber obstetricische Kunst und Künsteley" ist gegen Faustus Schrift: "Guter Rath an Frauen über das Gebären" gerichtet, und gegen Hufelands Vertheidigung dieser Schrift. "Es ist in der That auffallend, schreibt er S. 275 daß auch ein Hufeland von eisernen Zangen spricht. Gibt es andere Zangen, als von Eisen oder Stahl?" und erzählt bey dieser Gelegen-

heit: das Museum der Joseph. Academie besitze eine Smellische Zange von Horn. Rec. hat eine von Holz; aber es ist nur ein Modell. Die Zangenfeinde, welche mit Eisen die Gebärende abzuschrecken vermeinen, könnten sich ja ihre Zangen beym Zuckerbäcker machen lassen. Was der Verf. S. 281 schreibt, mögen die beherzigen, die jede Geburt so lange, wie möglich, der Hülfe der Natur zugeschoben wissen wollen. "Es orbit, schreibt er, einen Grenzpunkt in dem Gebiete der natürlichen Gebährung (Geburt), über welchen hinaus die Thätigkeit der Natur nur zerstörend wirkt, sie mag ihr Werk (die Geburt) vollenden oder nicht." — Sechster Aufsatz. "Ueber das Phänomen des blutigen Erbrechens und Stuhlabseßens neugeborner Kinder." Was Kinder von Blut ausbrechen oder durch den Stuhl von sich geben, ist oft Mutter- oder Ammen-Blut, was sie aus kranken Brüsten eingesogen haben. Ein eigener Abschnitt enthält Zusätze zu den angeführten Aufsätzen. S. 349. An der Stelle: "Ich habe durch den Mauriceauschen Evertuchen — die schwersten Verwundungen des Mittelfleisches zu Stande gebracht" ist gewiß das Wort: "Heilung der schwersten ic." hinein zu setzen. Der letzte und neue Aufsatz ist: Ueber den herrschenden Lehrbegriff von Einsackung des Mutterkuchens. Der Verf. macht dabey besonders auf die Erscheinung aufmerksam, daß sich die Gebärmutter manchmahl nach der Entleerung vom Kinde in die Höhe begibt, oder auf "das Aufsteigen der Gebärmutter in die höhere Revier des Bauchs," und setzt die Ursache "in dem entgegengesetzten Verhalten der Geburtsthätigkeit, in welchem sich das Wechselspiel des polarischen Gegensatzes mechanisch reflectire." Wir halten dieses Aeilische Wortspiel nicht für nothwendig zur Erklärung, wenn wir bedenken, mit

was die Gebärmutter zusammenhängt — mit dem Bauchfell. D.

Paris.

Voyage fait en 1813 et 1814 dans les pays entre Meuse et Rhin; suivi de notes, avec une carte géographique. 1818. 378 S. 8.

In einem ungetünstelten, klaren, ruhigen Vortrage, in die Briefform eingekleidet, berichtet der Verf. über die Geschichte und Alterthümer, Natur und Kunst, Ackerbau, Fabriken und Manufacturen der an allem diesen so reichen von ihm besuchten Gegenden; hie und da mit Vorschlägen nach möglichen Verbesserungen. Auch interessante Anekdoten und liebliche Dichtungen (z. B. die von dem auf einem von einem weißen Schwan gezogenen Bote angekommenen, mit der Beatrix vermählten, hernach verschwundenen Ritter ic. S. 185 ff.) mengt er gelegentlich ein, von allem gut unterrichtet, nach den Vergleichen, die Recens. anzustellen im Stande war. Er kennt und benützt auch Deutsche Schriftsteller. Die Briefe gehen bis S. 250; dann folgen die Noten bis 263, und ein alphabetisches Register. Da der Verf. nicht versäumte der Verbesserungen zu gedenken, die während der Französischen Revolution in den beschriebenen Bezirken theils zu Stande gekommen, theils im Werke waren: so schließt er im 32sten Briefe mit folgenden Worten: C'est au temps à décider, quelle administration lui aura été la plus favorable. J'ai hésité quelque temps à publier ces lettres; mais elles sont le souvenir du coeur. Si, d'ailleurs, elles offrent des vues d'amélioration au gouvernement prussien, je m'applaudirai de pouvoir, du fond de ma soli-

tude, être utile aux bons habitans du pays entre Rhin et Meuse. Diesen löblichen Ton der Mäßigung behält der Verf. überall. Er hat sich nicht genannt. Aber eine interessante Anekdote von ihm kommt S. 51 vor. Er habe der Prinzessin Pauline von Schwarzenberg, die 1810 auf dem unglücklichen Feste im Hause des Oesterreichischen Gesandten ihr Leben verlor, wenige Tage vorher es gerettet; da sie bey Feerlichkeiten auf dem Rathhause (hôtel de ville) erdrückt zu werden in Gefahr war. Da habe sie zu ihm gesagt: Je redoute ces grandes réunions; j'ai un pressentiment, qu'elles doivent abrèger ma vie, et je suis necessaire à mes enfans. Je vais repartir pour Vienne; l'ambassadeur me pardonnera de ne pas assister à sa fête. Von den an sich sehr schätzbaren Nachrichten von den bestehenden Gewerben Einzelnes hier auszuheben, scheint bey der Kenntniß, die viele unserer Leser davon haben, oder aus dieser und andern Quellen leicht erhalten können, nicht rathsam. Der 28ste Brief enthält eine gedrängte Wiederholung des Hauptsächlichsten. Doch Eines, was dem Rec. auffiel, mag zum Beschluß ein Plätzchen finden. In der Scheiblerischen Fabrik zu Montjoye (einem Städtchen von 3500 Einwohnern und 59 Fabriken, deren Producte fast in alle Welttheile gehen) sah der Verf. ausnehmend schönes Vicoigne-Tuch aus Löwenharen und den Seidenfäden der Steckmuschel (pinna — der Verf. nennt sie penne marine); freylich mehr Versuch aus Neugierde, als zum vortheilhaften Handel verfertiget.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 27. May 1820.

Cap Henry und Sanssouci auf Hayti.

Von dorthier sind uns einige Schriften zugegangen, deren Kenntniß wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen; mehrere derselben sind gewiß eben so interessant, wie das Haytische Gesetzbuch, von welchen wir im Jahrg. 1817. St. 48 einige Kunde gegeben haben; alle aber widerlegen das Vorurtheil, daß die Schwarzen ihren weißen Mitbrüdern an Fähigkeit der Geistescultur nachständen; wenn es überhaupt gegenwärtig noch einer solchen Widerlegung bedürfen könnte. Die uns eingesandten Schriften sind folgende:

I. Relation des glorieux événemens, qui ont porté leurs Majestés Royales sur le Trône d'Hayti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roy Henry Ier, et de la reine Marie Louise. Par le Comte de Limonade, Secrétaire du Roy. Au Cap Henry, chez P. Roux, imprimeur du Roy. 1811. L'an 8ème. 204 Seiten in Octav. 2. Almanach royal d'Hayti, pour l'année 1817; quatorzième de

£ (4)

l'indépendance, et la sixième du règne de Sa Majesté. Présenté au Roy, par P. Roux. Au Cap Henry, chez P. Roux. 119 C. in Octav. 3. Le Machiavelisme du Cabinet Français. Par le Comte de Limonade, Secrétaire d'Etat, Ministre des affaires étrangères; etc. 36 Seiten in Octav. 4. Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Hayti, faisant Suite aux "Reflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux français, concernant Hayti" Par M le Baron de Vastey, Chancelier du Roi, membre de son conseil privé etc. A Sans Souci, de l'imprimerie royale. 1819. An 16ème de l'Indépendance. XXIV und 403 Seiten, so wie 130 Seiten Beylagen, in Octav.

Die Französische Revolution war der erste Grund der Revolution in dem Französischen Antheil von San Domingo; die Weißen theilten sich auch dort in Royalisten und Republicaner. Beide Parteyen, zu denen sich auch die Farbigen schlugen, intriguirten gegen einander, beide hefteten die dritte Classe, die Neger, gegen einander auf. Bey diesen Streitigkeiten kamen die Neger immer zu kurz; denn beide Parteyen waren wenigstens darüber einverstanden, daß die Sclaverey fortbauern müsse. Die Neger wurden bald enttäuscht, Toussaint stellte sich an ihre Spitze. Die Weißen setzten nun die Farbigen den Negern entgegen, Rigaud und Petion, zwey Farbige, intriguirten gegen Toussaint. Durch Lecleres Ankunft wurde Toussaint gestürzt; man führte die Sclaverey wieder ein; aber die Neger erhoben sich von neuem. Petion verließ die Franzosen und ging zu den Haytern — so nannten sich jetzt Farbige und Neger — über; Dessalines vereinigete alle Parteyen, der Krieg wurde national, die Weißen und Franzosen wurden von der In-

sel vertrieben. Dessalines machte sich zum Kaiser des ganzen Staats (1804), unter ihm commandirten, neben andern Petion und Christophe. Durch Petions Ränke ward Dessalines ermordet; Christophe ward zu dessen Nachfolger von dem Volke ernannt. Petion, hierüber unzufrieden, sammelte seine Anhänger; zwischen ihm und Christophe kam es zum Kriege; der die Folge hatte, daß der Staat sich in zwey Theile absonderte. Der nordwestliche Theil derselben bildet nunmehr eine constitutionelle Monarchie, an deren Spitze, Christophe als Heinrich I., König von Hayti, steht; der südwestliche eine Republik, bey welcher die nordamericanische Verfassung zum Grunde liegt. Als Präsident auf Lebenszeit stand an deren Spitze Petion, und nach dessen Tode, steht jetzt an derselben Boyer. Königreich und Republik stehen einander feindselig gegenüber; alle Versuche Heinrichs, die Vereinigung der Republik mit seinem Königreiche herbeizuführen, wozu noch neuerlich die Absicht Frankreichs, wieder in den Besitz der Colonie zu gelangen, Veranlassung gab, sind gescheitert; zwischen beiden Staaten herrscht ein lebhafter Federkrieg, der jedoch noch nicht in wirkliche und offenbare Feindseligkeiten ausgebrochen ist. So viel mußte vorausgeschickt werden, um die oben angeführten Werke characterisiren zu können; diese Skizze selbst ist aus Nr. 4 entlehnt. Nr. 1 enthält die Geschichte der Thronbesteigung des Königs Heinrich (4. April 1811); so wie dessen, was derselbe zur Organisation seines Staats gethan hat. Außerdem schimmert auch schon hier der Zweck durch, die verschiedenen Parteyen auf Hayti zu gewinnen, und dieselbe aufzufordern, sich dem Scepter des Königs zu unterwerfen. Höchst schätzbar ist es wegen der vielen eingerückten Actenstücke, Gesetze und Königlichen Decrete, die die Grundlage des

neuen Reichs ausmachen. So findet man in denselben, die Acte constitutionel vom 4. April 1811, das Edict vom 5. April 1811, über die Creation eines Erbadel's; das Edict vom 7. April 1811, über die Stiftung eines Erzbischofs, mehrerer Bisthümer, und kirchlichen Stellen; das Edict vom 20. April 1811, über die Stiftung des Ordens des heil. Heinrichs, das Edict vom 6. May 1811, über die Organisation eines *Maison militaire de Sa Majesté*, das Edict vom 15. May 1811, über die Art der Ableistung des Huldigungseides, u. dergl. mehr. Nr. 2 ist ganz nach dem Muster des *Almanac impérial* von Testu eingerichtet, so wie denn auch die ganze Verfassung der Napoleonischen nachgebildet ist. Da die frühern Haytischen Staatscalender bereits durch andere literarische und critische Blätter bekannt genug geworden sind, so darf Ref. den Inhalt des vorliegenden mit Stillschweigen übergehen. Nr. 3 ist eine merkwürdige Flugschrift über die Machinationen des Französischen Cabinets, bey Gelegenheit der Mission des Daurion, Lavayssé, Medina und Dravermann, als Agenten, um einen Versuch zu machen, die Insel der Französischen Botmäßigkeit wiederum zu unterwerfen. Jener Versuch verunglückte bekanntlich, Medina ward verhaftet, und sämtliche Instructionen und Depeschen fielen in die Hände des Königs. Dieser ließ sie drucken, durch den Grafen Limonade commentiren, und mit Erläuterungen begleiten, die merkwürdig genug sind. Das Werkchen glüht von Franzosenhaß; es zeichnet sich aber eben so sehr durch eine edle feurige Beredsamkeit, als durch eine große Belesenheit in den classischen Schriftstellern des Völkerrechts aus. Die Haupttendenz von Nr. 4 ist, Schmähungen zu beantworten, die von den Haytischen Republicanern gegen die Verfassung des Königreichs, und

gegen die Person des Königs, in Folge des oben-erwähnten Federkriegs, ausgestoßen sind. Gezeigt wird, daß von Petions Ränken die Theilung des Staats ausgegangen sey, daß sich derselbe im Verlauf der ganzen Zeit eben so niedrig, als der König Heinrich sich edel betragen habe, und daß des letztern wiederholte Bemühungen, durch seine Aufforderung zur Vereinigung die Einheit des Staats wieder herzustellen, und durch die Ueberzeugung, daß diese Theilung die von Frankreich aus drohende Unterjochung verwirklichen werde, veranlaßt seyen. Ganz vorzüglich aber wird das zweydeutige Benehmen Petions, welcher den Daurion Lavayssé aufgenommen und mit ihm unterhandelt habe, gerügt, und gezeigt, daß wenn gleich Petion die Unterhandlung nachmahls abgebrochen, er dennoch die Absicht gehabt habe, Hayti an die Franzosen zu verrathen. Schätzbar ist dieses Werk durch die detaillirte Geschichte der Vorfälle auf Hayti, seit dem Ausbruch der Französischen Revolution, der bürgerlichen Kriege zwischen beiden gedachten Parteyen, und der Verhandlungen mit Frankreich in der neuesten Zeit; aber es wird gewiß noch schätzbarer in der Zukunft werden, falls es den Haytern gelingen sollte, als unabhängiger Staat demnächst in die Reihe der Europäischen Staaten einzutreten. Die Beylagen enthalten die Verhandlungen Petions mit Daurion Lavayssé, die Behörprotocolle über die Ausfagen des verhafteten Medina, die letzte Proclamation des Königs an die Bewohner der Republik, um sie zur Vereinigung mit ihm einzuladen, und die brusque Antwort der Republicaner. Da die Details von allem diesem die wenigsten unserer Leser interessiren werden, so erlaubt sich Ref. nur, die Characterschilderung des Königs Heinrich aus diesem Buche auszuheben,

da sie von allgemeiner Intéresse ist. "Henry (geb. 6. October 1767) est originaire de l'île de Grenade, bel homme, grande taille, bien proportionné, le port majestueux, le regard pénétrant; dans ses moeurs privées il est bon père, bon mari, époux délicat et attentionné; pendant vingt cinq ans d'union, la Reine, son auguste épouse, a toujours été l'objet de sa plus tendre affection, et il a pour ses enfans un attachement et une amitié vraiment paternelle. Comme homme public, magistrat, guerrier, citoyen, Henry a souvent donné des preuves de son génie, de son ardent patriotisme et de son rare courage; intrépide dans les combats, son sang a coulé plus d'une fois pour la cause de la liberté et de l'indépendance. Vif et impetueux, il a exposé sa personne dans les dangers; mais dans les affaires publiques et dans le commandement des armées, sa prudence ne l'abandonne jamais, et il ne donne rien au hasard. Henry dort peu, mange vite; il est actif et infatigable, consulte rarement les médecins, connaît son tempérament, et les remèdes, qui lui conviennent. Tel que les grands hommes, artisans de leurs propres fortunes, son caractère a des contrastes, ses habitudes et ses manières lui sont propres; grand admirateur de la vérité, ennemi du mensonge et de la flatterie, ses principes sur l'honneur et la probité sont invariables. Henry n'a pas reçu l'éducation de l'école, mais il possède au plus haut degré celle du monde; il s'est instruit par ses lectures, ses voyages (in Nordamerica) et ses grandes entreprises; sa longue expérience jointe au commerce fréquent des hommes éclairés, une mémoire prodigieuse, un discernement sain, un jugement soli-

de, lui ont acquis des connaissances générales et le rendent un homme vraiment extraordinaire." Der Stil des Buchs selbst ist ziemlich rein; der Verf. bemerkt S. 222 zu seiner Entschuldigung: "Mes lecteurs étrangers me pardonneront la méthode que j'ai adoptée et la manière de m' énoncer ; je me suis conformé à la connaissance que j'ai du génie, du caractère, des lumières de ma nation ; d'un peuple encore nouveau, qui n'a pas assez vécu dans la civilisation pour posséder la connaissance des lettres; je suis donc dans la nécessité, dans des écrits politiques faits pour éclairer le peuple, de me mettre à la portée de la masse de mes compatriotes, de me répéter, de me rendre clair et intelligible à leur entendement, et de donner, si je puis m'exprimer ainsi, à ma construction grammaticale, une tournure haytienne." Druck und Papier sind sehr gut.

Sp.

R a s t a t t.

Der siebenjährige Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814; besonders meine eigenen Erfahrungen in diesem Kriege, nebst Bemerkungen über das Spanische Volk und Land von Fr. Kav. Nigél, G. H. Badischen Hauptmann etc. Zweyter Theil mit 6 Kupfern. 1819. 8. 450 S.

Wir haben über den ersten Theil des gegenwärtigen Werks (G. G. A. 1819. St. 180.) schon unser Urtheil so ausführlich niedergelegt, daß wir uns darauf beziehen können, und hier nur nöthig haben, den Inhalt der Fortsetzung anzuzeigen. Auch dieser zweyte Theil entspricht dem Titel; indem er außer der Kriegsgeschichte

aus eigener Beobachtung geschöpfte Schilderungen des Landes und Volks enthält. Diefem ist sofort der ganze erste Abschnitt dieses Bandes S. 3 — 97 gewidmet: "Bemerkungen über einige Spanische Provinzen im Allgemeinen, und über Madrid insbesondere." Die hier geschilderten Provinzen sind Asturien, Leon, und die beiden Castilien. Ausführlich und genau ist besonders die Beschreibung der Hauptstadt und ihrer Bewohner; ihrer Sitten, Vergnügungen, Tänze; welches Alles auch nicht militärischen Lesern zugleich Belehrung und Unterhaltung gewähren wird. Die drey folgenden Abschnitte sind der Kriegsgeschichte gewidmet, die bis zu Ende des Feldzugs von 1809 hier fortgeführt ist. Die Beschreibung der Schlachten von Talavera und Almonacid, und der Belagerung von Gerona zeichnen sich hier vor Allem aus. Aber auch diesen militärischen Abschnitten sind Beschreibungen der Plätze und ihrer Merkwürdigkeiten eingewebt; und mehrere Ansichten von Gegenden und Alterthümern in den auf dem Titel erwähnten Kupferstichen beygefügt; wie eine Ansicht von Talavera, von Toledo, von den Ruinen des Hercules = Tempels zu Talavera u. a.

So steht dieser zweyte Theil gewiß an Mannichfaltigkeit des Interesse dem ersten nicht nach; und was wir zum Lobe desselben, auch in Beziehung der Deutlichkeit, Unparteylichkeit und Wahrheit der Kriegsvorfälle, (in so weit wir darüber ein Urtheil zu fällen im Stande sind) gesagt haben, gilt auch von diesem zweyten. Der dritte wird mit dem Feldzug von 1810 beginnen.

Hn.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 27. May 1820.

P a r i s.

Bei Treuttel und Würz 1819: Essai sur la vie, les écrits et les opinions de Mr. de Malesherbes, adressé à mes enfans; par le Comte de Boissy d'Anglas, Pair de France etc. Deux Volumes. I. 6 und 417. II. 344 S. gr. Octav.

Auch ohne das Monument, womit, wie man seit kurzem liest, die Nation sein Andenken ehren will, wird, so lange die Geschichte der Revolution in den Jahrbüchern Frankreichs ihren Platz behauptet, auch dem Edelmuthe Lamoignons des Malesherbes Rührung und Bewunderung nicht versagt werden. Unter den bisher nicht sparsam erschienenen Schriften scheint Dubois Notice historique etc. den meisten Beyfall gefunden zu haben, indem solche mehrere Auflagen erlebt hat. Der ihm ein neues Denkmahl errichtende Graf B. d'A. aber kann deßhalb auf Leser rechnen, weil er nicht nur den trefflichen Mann gleichfalls in der Nähe beobachtet, sondern als Volksdeputirter selbst auch die gefährvolle Laufbahn der

M (4)

Revolution, obgleich mit mehrerm Glücke, durch-
 schritten gehabt. Verfolgung, Verbannung und
 Drangsal aller Art war zwar sein Loos ebenfalls
 gewesen, desto günstiger die Entwicklung seines
 Schicksals; denn die seinen Namen jetzt beglei-
 tenden Ehrentitel hat der zwanzig Jahre früher
 noch wenig bekannte Parlaments-Advocat wohl
 schwerlich sich versprechen können! Daß nach kur-
 zer Erzählung, wie er zu M's Bekanntschaft
 gekommen und was er an ihm gefunden, sogleich
 zum Bericht übergegangen wird, was solcher zu
 Handhabung der Glaubensduldung in Frankreich
 beygetragen, läßt aus dem Umstande sich leicht
 erklären, daß Hr. B. d'A., als dem reformirten
 Glaubensbekenntnisse zugethan, am besten wissen
 mußte, wie vieles nach der berühmten Declara-
 tion von 1788, die den Bekennern desselben doch
 wiederum bürgerliche Rechte zugestand, noch ge-
 nauer zu bestimmen übrig geblieben. M—s
 selbst hatte sich Vorwürfe darüber gemacht, nicht
 während seiner ersten Ministerschaft schon die
 Sache aufs reinere gebracht zu haben, und er-
 setzte in der Folge diesen Verzug durch ein paar
 desto erschöpfendere Gutachten. Was Hr. B.
 d'A. von dem noch immer mißlich gebliebenen
 Zustande seiner Glaubensgenossen in Frankreich
 bis S. 44 erzählt, verdient um so mehr gelesen
 zu werden, da, obgleich eigentliche Verfolgungen
 schon früher aufgehört hatten, der catholische
 Clerus bis zum Ausbruch der Revolution doch
 immer noch fortfuhr, auf strengere Befolgung
 der von Ludwig XIV. und XV. erteilten Ordo-
 nanzen gegen die sogenannten Religionnaires aufs
 stärkste zu dringen, und von dieser Seite also
 christlichere Mäßigung nie zu hoffen war! Was
 vor ein paar Jahren erst im mittälischen Frank-
 reich hierüber vorgefallen, wird von dem Verf.
 zwar nicht erwähnt, ist aber keinesweges dazu

geeignet, von der Zukunft etwas Tröstlicheres erwarten zu lassen. Uebrigens versucht er beyläufig auch den seinen eignen Confessionsverwandten häufig gemachten Vorwurf zu entkräften, sogleich nämlich bey Beginn der Unruhen sich als entschiedne Gegner des Königthums gezeigt zu haben. Schwerlich läßt diese Abneigung sich gerade zu wegläugnen; denn unter der langen Regierung der zwey vorlehten Könige, war ihnen zu arg mitgespielt worden, als daß so etwas sich hätte vergessen lassen; und wenn in der Folge sie dennoch der Willkühr des nur Geld und Soldaten verlangenden Kaisers sich sehr geduldig fügten, so läßt dieß aus der Wahrscheinlichkeit sich erklären, daß wenigstens für ihre Glaubensfreiheit unter seinem Scepter nichts zu befürchten seyn würde.

Im Jahr 1750 ward Lamoignon, der Vater, bis dahin erster Präsident de la Cour des aides, eines in Frankreich von jeher sehr geschätzten Tribunals, zum Großkanzler ernannt, und trat nicht nur die Präsidentenstelle an seinen Sohn ab, sondern überließ diesem auch die von der Justizbehörde bisher verwaltete Direction des Buchhandels. Keinen mildern, und der Aufklärung günstigern Aufseher hätten Schriftsteller und Buchhändler sich wünschen können; der überdieß als Sohn eines an der Spitze der Justizpflege stehenden Staatsbeamten ihnen Dienste leisten konnte, die sie von andern Mittelspersonen nie erwarten durften. Sein Lobredner wird hierüber sehr umständlich, ohne viel noch Unbekanntes eben bezubringen; weßhalb man hier auf die Bemerkung sich einschränken will, daß der wackre M — s auch damit umging, der Presse völlige Freyheit zu verschaffen, und hierüber gleichfalls mehrere, an den Dauphin, Vater Ludwigs XVI., gerichtete Denkschriften hinterließ; aus de-

M (4)

nen Hr. B. d'A. denn nicht ermangelt, die Hervorragendsten Stellen mitzutheilen. Aus dem Ganzen ergibt sich, daß M—s den Gegenstand zwar von allen Seiten ins Auge gefaßt, am Ende aber doch nicht mit sich eins werden können, wie unbeschränkte Freyheit der Presse mit öffentlicher Sicherheit zu vereinbaren seyn möchte! Um Schriftsteller gegen Verfolgung zu schützen, schießen, wie die Sachen damals standen, besser organisirte Censuranstalten, und die daraus erwachsende Nichtverantwortlichkeit der Censoren selbst, ihm das einzige noch übrige Hülfsmittel zu bleiben. Hier meint sein Lobredner nun, daß wenn M—s nur noch wenige Jahre länger gelebt hätte, dieses so eifrig gesuchte Auskunftsmittel sich ihm von selbst würde dargeboten haben. Und dieses Specificum wäre? — Nichts anders, als das auch bey uns so laut besprochne Schwurgericht! Daß diese Vormauer gegen frevelhafte Willkühr den Engländern nicht fehle, wußte M—s so gut wie jeder Andre; eben so gut aber auch, daß solche noch immer daran zu bessern und zu flicken hatten, und daß so lange in Frankreich Parlament und Staatsrath in voller Autorität blieben, an eine Schutzwehr der Art, ohne unaufhörliche Reibungen zu veranlassen, sich nicht denken ließe. Da nun, wie Hr. B. d'A. versichert, und größtentheils auch wahr ist, diese Hindernisse jetzt glücklich beseitigt, und bey andern Tribunälen dergleichen Schwurgerichte wirklich schon in vollem Gange wären, stände nichts mehr im Wege, auch den Schriftstellern und ihren etwanigen Verirrungen eben diese Wohlthat angedeihen zu lassen. Bis zur Ungebühr wird er hierüber redselig; desto kürzer und ungenügender, wenn an Organisation eines solchen Gerichts und Feststellung seiner Befugnisse die Reihe kommt. Daß die jetzige Beschaffenheit der Jury's noch

viel zu wünschen übrig lasse, gesteht er sogleich; zweifelt aber gar nicht, daß man dieser Mängeln abzuhelpen wissen werde. Bekanntlich ist die Deputirtenkammer zeither mit den für die Presse ihr vorgelegten Gesezen beschäftigt gewesen, so manches darin dermaßen verwickelt geblieben, daß List und Gegenlist ihr altes Spiel werden treiben können, und die Aufgabe Pressfreyheit mit Gerechtigkeit und Staatsklugheit zu verschwistern vermuthlich noch lange unaufgelöst bleiben wird! Noch immer strebt man, den sogenannten Corrections-Tribunalen ihren Wirkungskreis möglichst zu erweitern, und was vollends die Jury's für Schriftsteller und deren Verbesserung anlangt, so war an letzre in der vorjährigen Sitzung gar nicht einmahl zu denken.

Auch in andern Fällen scheute M — s keine Nachtsprüche des Hofes, wenn es die persönliche Freyheit seiner Mitbürger galt. Als Präsident de la Cour des aides hatte er häufig gegen die Habsucht der damahls beynah allmächtigen Generals-Pächter zu kämpfen; und was hier davon erzählt wird, sind zwar längst bekannte Dürge; die noch immer aber mit Theilnahme sich lesen lassen, und mit noch wärmerer, die aus M — s äußerst kräftigen Gegenvorstellungen hier mitgetheilten Auszüge. Bey Auflösung der Parlamente unter Ludwig XV. nahm er zwar die Partey derselben, nicht aber weil ihre Gebrechen ihm unbekannt geblieben wären, sondern weil die Zusammensetzung der neuen Justizhöfe ihm noch weit weniger gegen Willkühr und Ungerechtigkeiten aller Art Gewähr zu leisten schien. Da gedachte Cour des aides sehr bald eben das Schicksal wie die Parlamente erfuhr, so verlor auch M — s seine Präsidentenstelle; nicht aber ohne vorher die wahre Lage des Reichs seinem Könige in einer Denkschrift vorgelegt zu haben, die

noch jezt von Jedem gelesen zu werden verdient, der bestimmt wissen will, wie es kurz vor Ludwig XV. Tode mit Frankreichs Staatsverwaltung ausgesehen. Vier Jahre währte seine Verbannung, und daß nach Wiederherstellung der alten Gerichtshöfe sein Eifer fürs allgemeine Beste keinesweges erkaltet war, bewies er aufs thätigste durch eine neue an den jungen König gerichtete Denkschrift, die für eine der durchdachtesten Arbeiten M—s gelten kann. Da die daraus gezogenen Stellen und vom Herausgeber beygefügtten Erläuterungen mehr als 100 Seiten betragen, muß an diesen Bestandtheil des Werkes selbst verwiesen werden. Den Rest des Bandes füllen von S. 372—417 ein halbes Hundert, zum Theil nicht kurzer, Anmerkungen; worunter viele belehrender als der Text sind, und billig hätten in ihn sollen verschmolzen werden. Sehr oft lassen unsre Nachbarn sich entfallen, daß wenn dem Ausländer es auch an Geist und Sachkenntniß nicht fehle; doch ein Franzos nur sich darauf verstände, anziehende und zugleich festhaltende Bücher zu schreiben; was jedoch in vorliegendem wenigstens so schlecht beurkundet worden, daß ohne Beyhülfe der aus M—s Papieren gezogenen so zahlreichen Stellen, des Verf. eigne Landsleute die Leserey oft ermüdend genug finden dürften.

Der zweyte Band hebt mit der 1775 erfolgten Aufnahme M—s in die Académie Française an, womit es die für ihn so schmeichelhafte Bewandniß hatte, daß er durch eine Art von Acclamation ihr Mitglied ward; denn alle die übrigen Bewerber, worunter sehr geschätzte Namen, traten sogleich ab, als sie den seinigen erfuhren. Daß die dabey von ihm gehaltene, vorzüglich vom Fortschritt der Wissenschaften handelnde Rede großen Beyfall fand; verkehrt sich unermindert; nicht so, daß Hr. B. d. A. die Gelegenheit so

Ansich benutzen würde, diese eben so oft verunglimpft als gepriesene Janung von Sprachwarsdeins sich zum voraus generat zu machen. Nicht nur erhebt er die Verdienste derselben, um Geschmack und Sprache himmelhoch, sondern auch mit solchen Farben und Schmeicheleyen, daß seine Lüsternheit nach einem Sitz in ihrer Mitte jedem Leser ins Auge fallen muß. Belehrungen, wie viel z. B. das zu bedeuten habe: *devant l'élite de la nation la plus spirituelle de l'univers* sich hören zu lassen, oder *en présence de l'Europe attentive* die köstlichsten Wahrheiten verkündigen zu dürfen, bekommt man im Vorbegehen auch noch mit auf den Weg. — Bald nach dieser Ehrenbezeugung im Kleinen, genoß M—s die ungleich wichtigere, von seinem Monarchen zu einer Staatsverwaltung gerufen zu werden, die man jetzt Ministerium des Innern nennt. Hier, wie bekannt, fing er sogleich damit an, dem mit sogenannten *Lettres de cachet* ins Unglaubliche getriebenen Mißbrauch ein Ende zu machen, ihm für die Zukunft vorzubeugen; und was unstreitig am allerbesten war, Er selbst ließ während seiner Ministerschaft dergleichen *Lettres de cachet* gar nicht mehr ausfertigen! Wie arg dieser Unfug gewesen, erhellet hinreichend aus dem Schicksale des unglücklichen *Lattude*, der solches in der Folge selber beschrieben; von dessen Existenz jedoch nicht das mindeste zu M—s Kenntniß gekommen war, so sorgfältig dieser auch die Schlachtopfer der Ministerwillkühr in allen Winkeln des Reichs hatte aufsuchen und in Freiheit setzen lassen! — Nur in der Hoffnung, daß der Gerechtigkeit und Sparsamkeit versprechende junge König ihn unterstützen, und sein Freund, der den Finanzen vorstehende Turgot, nicht weniger patriotisch zu Werke gehen würde, hatte M—s das schwere Amt übernom-

men; als aber sehr bald sich fand, daß die Hofpartey, den leichtsinnigen Maurepas an ihrer Spitze, nichts von Einschränkung und durchgreifenden Gegenmitteln hören wollte, und Turgot selbst, auf den er hauptsächlich gerechnet, ohne weiteres entlassen ward, nahm auch er seinen Abschied, und zog in seine ländliche Einsamkeit sich wieder zurück. Nur zu geschwind stieg die Verwirrung der Staatsangelegenheiten immer höher, so daß er als guter Bürger einem abermahligem Ruf ins Conseil sich fügen mußte, ohne jedoch ein bestimmtes Departement anzunehmen. Hier that er was er konnte, und entwickelte unter andern seine Vorschläge in einem mehr als 200 Folioseiten langem Gutachten, das im geheimen Rathe aber wenig beachtet wurde, und erst im Tempelgefängniß bekam der unglückliche König eine Abschrift davon zu lesen, was denn nicht ohne die tiefste Mühnung geschehen seyn soll. Bis jetzt ist diese Denkschrift nicht wieder zum Vorschein gekommen; Herr Dubois hat aber in der oben erwähnten Notice historique sie noch benutzen können, und beträchtliche Stücke daraus, theils mittelst umständlicher Analysen, theils mit den eignen Worten der Urschrift beygebracht; und Hr. B. d'A. nicht ermangelt, diese Auszüge wieder mit Aufschlüssen aller Art zu versehen; bey welchem Anlasse er sich denn auch angelegen seyn läßt, den Eadel und die Verunglimpfungen zu entkräften, die M—s, wie jeder andre Sterbliche, sich hatte müssen gefallen lassen. Am Ende dürfte sich vielleicht ergeben, daß er ein viel zu gerader, rechtlicher und gemüthlicher Staatsmann gewesen, um in Intriguen sich einzulassen, in verzweifelten Fällen die Rolle des sogenannten Staatsmannes zu übernehmen, und wenn z. B. es darauf ankam, einen Maurepas von der Person des Königs um jeden Preis zu entfernen,

auch nach solchen Mitteln zu greifen, die ein Zartgefühl wie das seinige nicht hätte billigen können. Wie entschlossen und edelmüthig, obgleich schon 72 Jahr alt, er hingegen sich benahm, als die Vertheidigung des von Allen verlassenen Königs gegen den vatermörderischen Nationalconvent von ihm versucht wurde, obgleich die Folgen dieses Schritts für sich selbst leicht vorauszusehen waren, ist noch in so frischem Andenken, daß auch sein Lobredner, ganz gegen seine Gewohnheit, nur ziemlich kurz darüber sich äußert, und in Betreff der letzten Lebenstage des Widemanns auf die Geschichtschreiber jener heillosen Zeiten zurückwirft.

Wie dem ersten Bande, fehlt es auch dem zweyten nicht an Notizen unter und hinter dem Text. Unter letztern kostet gleich die erste nicht weniger als 22 engbedruckte Seiten, und verbreitet sich über die ersten Rednerversuche in der vielbelobten Académie Française. Zwar liest dieser recht eigentliche Abstecker sich nicht übel, wer aber wird in einem Essai über M—s Leben und Schriften ihn suchen? Von S. 207 folgen noch einige Briefe von M—s, nebst einer umständlichen Erörterung über die Verantwortlichkeit der Minister, deren Schwierigkeit er sehr wohl einsah, und womit, selbst diesen Augenblick noch, man in Frankreich keinesweges auf dem Reinen ist. Sodann ein halbes Duzend bald längerer bald kürzerer Notizen, berühmte Zeitgenossen betreffend; worunter der von Neck er, und das mit großer Mäßigung, handelnde mehr als 50 Seiten einnimmt. Von dem Vorwurfe, durch Verdoppelung des der Aristokratie und hohen Clerisey so verhaßten dritten Standes bey den Etats généraux alles nachherige Unglück verursacht zu haben, spricht er z. B. ihn gänzlich frey; nicht nur weil der überwiegende Theil

der Nation solches laut genug verlangt; sondern weil auch früher schon einzelne Provinzen, z. B. das Dauphiné, bey Wiederherstellung ihrer Landstände eben diese Maßregel ergriffen, und der Hof sie genehmigt gehabt. Als unverzeihliche Unvorsichtigkeit aber wird ihm angerechnet, die versammelten Stände ohne gleichzeitige Vorlesung irgend einer neuen Constitution eröffnet zu haben; als welches, wie die Sachen damahls noch standen, wäre die angebotene Verfassung auch noch so unvollständig gewesen, das auf eine neue mit Ungestüm dringende Volk fürs erste zuverlässig würde beruhigt haben. Ueber Neckers Vortrag und Schreibart wird ihr Beurtheiler weitläufiger als nöthig war; und aus Schonung veyrmuthlich erwähnt er des Umstandes gar nicht, daß der sprachgewandte Suard der Tiro seiner Schriften gewesen, und dieser, wie billig, einen ansehnlichen Gehalt dafür soll bezogen haben. — Was weiterhin von Montgoisier, Dupont de Nemours Lebensbeschreiber Targot's, und Servan uns erzählt wird, sind theils längst bekannte Dinge, theils nur Belege einer auch nach ihrem Tode noch dankbar gebliebenen Erinnerung. Den General-Advocaten Servan hat auch Schreiber dieses sehr wohl gekannt, und läßt den Verdiensten desselben um Frankreichs ehemahlige Criminal-Justiz gern alle Gerechtigkeit widerfahren, kann aber doch nicht bergen, auch ungemein viel Eigensucht und eine dem Geiz sehr nahe Kargheit bey ihm wahrgenommen zu haben. — Der im Jahr 1795 von Hrn. B. d'A. zum Besten der durch Confiscation um das ihrige gekommenen im Nationalconvent gehaltenen und hier gleichfalls abgedruckten Rede wird schon deßhalb Niemand ihren Platz misgönnen, weil sie von gutem Erfolge gewesen, und wenigstens dem Verkaufe eingezogener Güter sogleich Einhalt

geschah. Den gänzlichen Beschluß macht eine zwar nur supplémentaire, doch aber eilf volle Seiten verlangende Note, wo ihr Verf. auf sein Lieblingsthema, die Schwurgerichte nämlich abermahls zurückkommt, ihre jezige Unvollkommenheit in Sachen der Pressfreyheit wiederum eingesteht, auch die bisher erhobenen Zweifel über die Thunlichkeit einer solchen Verbesserung bestreitet, noch immer aber nicht bestimmt und ausführbar anzugeben weiß, wer diese Geschwornen wählen soll, wie sie zu wählen, aus was für Mitbürgern ein so viel Ein- und Umsicht nöthig habendes Tribunal zu bilden u. s. w. — Daß vorliegendem, so vielerley enthaltendem Werke auch Inhaltsanzeigen, Register, Marginalien, mit einem Wort Ruhepunkte fehlen, macht die Benutzung desselben noch beschwerlicher.

M a i l a n d.

1819, in der Königl. Buchdrucker. Equejade, Monumento antico di Bronzo del Museo Nazionale Ungherese considerato ne'suoi rapporti coll' Antichità figurata da Gaetano Cattaneo, Direttore dell' J. R. Gabinetto Numismatico etc. XXIV und 128 S. mit 4 Kupfertafeln. gr. 4. nebst einer Zueignung an Se. K. K. Hoheit Joseph Palatin von Ungarn.

Was Kraft und patriotische Liebe, in der die Großen der Erde als Muster vorangehen, vermögen, das zeigt das Ungarische National-Museum, welches erst seit diesem Jahrhundert seinen Anfang genommen, und sich nunmehr schon zu einer colossalischen Größe erhoben hat. Unstreitig hat die Liebe des Palatin den größten Einfluß dabey gehabt; denn es ist unbegreiflich, daß man in einem Königreiche, welches so reich an allem ist wie Ungarn, und wo unter den Großen

so viel Liebe für Künste und Wissenschaften herrscht, erst im 19ten. Jahrhundert für ein solches Institut gesorgt habe und nicht früher. Der erste, der sich als ein wahrer Patriot zeigte, war der Graf Franz Széchényi. Er schenkte im J. 1803 seine Bibliothek von 12,000 gedruckten Bänden nebst 1100 Mscr. und einer sehr kostbaren Sammlung von Ungarischen Medaillen und Münzen. Seine Freygebigkeit ehrte auch der Nationalbank im Jahre 1807 in der Versammlung der Landstände, im 24sten Art. De Bibliotheca Hungarica Széchényiano - Regnicolari. Sein Beyspiel ermunterte andere Erben des Reichs zu ähnlichen Donationen, die sich nicht alle aufzählen lassen. Das Museum theilt sich 1. in die Bibliothek, wo schon die Mscr. zu 2478 gestiegen sind, wie man aus dem Catalog erschen kann, welcher zu Oedenburg 1814 in 3 Vol. 8. erschienen ist; 2. in ein Numismatisches Siegel- und 3. Archäologisches Cabinet; 4. eine Waffensammlung oder Zeughaus; 5. in ein Naturhistorisches und 6. Technologisches Cabinet; 7. in einen Porzicus, bestimmt zu Inscriptionen, und 8. ein Pantheon. Der gelehrte Verf. trat seine Reise nach Ungarn im J. 1812 an. Im dortigen Museum zu Pesth bekam er eine kleine Bronze zu sehen, welche die Veranlassung zu dieser Schrift wurde. Unter den *Diis minorum gentium* der Griechen und Römer war eine Göttinn, welche die Verforgung der Pferde hatte, von der man mehrere Inschriften und Altäre findet. Aber ihre Gestalt, ihre effigies, war uns bisher unbekannt. Sie ist nun in dieser Bronze entdeckt, die bey den Ruinen des alten Sirmium, gegenwärtig Mitrovicz, im Jahre 1807 gefunden worden, hoch 12 und breit 6 Zoll, an Gewicht 25 Wiener Pfund, wahrscheinlich von einem Römischen Künstler aus der dortigen Colonie, und zwar um die Zeit des

Unterganges der Kunst. Hr. Haliczky, Aufseher der Antiken, der über diese Bronze schon eine *Commentatiuncula* geschrieben, die aber dem Verf. nicht Genüge that, ist geneigt dieselbe für ein Werk aus den Zeiten des Alex. Severus zu halten. Sie stellt eine halbe weibliche Figur dar, die auf dem Kopf eine Haube, oder Casquet hat, wo noch oben der Ueberbleibsel von einem zerbrochenen Ring sichtbar ist. Vorn ein halber Mond, wo beide Hörner zerbrochen sind, mitten vor der Stirne ein Zeichen, welches einige Ähnlichkeit mit einem Griechischen cursiven *w* hat. Die Arme gehen nur bis an die Elbogen. Die Tunica ist mit zwey Agraffen auf der Schulter befestigt, endlich der runde Fuß, in dessen Breite man *EQUEIAS* liest. Vor der Entdeckung dieses Monuments war diese Göttinn unter dem Namen von Hippona und Epona bekannt. Sie wurde von den Fuhrmännern, Karrenführern, Mauleseltreibern 2c. verehrt. Da sie bey dem Juvenal Sat. VIII. v. 157 vorkömmt, so hat der Verf. alle Codices der Ambrosiana zu Mailand verglichen. Die Varianten sind Hippona, Ypona, Ypoma. Ipomiana, Hippomana und Iponenes. Man verehrte ihr Bild vorzüglich in den Ställen; wo es mit frischen Rosenzweigen bekränzt wurde. Von S. 27 — 36 sind mehrere alte Inschriften angeführt, die auf sie Bezug haben. Sie gehört unter die *Dei rustici* und *plebei*. Ihr Ursprung wird bloß bey dem Plutarch *Parall. minor. c. 29* erzählt. Was die Attribute betrifft, so vermuthet der Verf., da das Monument von Pesth kaum eine halbe Fig. ist (s. Tab. I) mit fehlenden Armen, daß die Tunica mit einem breiten Gürtel zugebunden war, ganz wie man es bey dem *Muriga* findet. Auch der Kopfsuß hat mit jenem viel ähnliches. Es folgt von S. 47 — 54 eine genaue Beschrei-

bung der verschiedenen Sachen zu der Aufpuzung eines Pferdes. Ebenfalls werden sehr gelehrte Untersuchungen angestellt, die Zeichen betreffend, die die Figur auf der Stirne und dem Kopf trägt. S. 72 Muthmaßung, zu was für einem Gebrauch diese Bronze gedient habe. Hier kann Rec. sich nicht enthalten, zu bedauern, daß eine so ausgebreitete Gelehrsamkeit, so viele mühsame Nachforschung, so viel Pracht in Druck, Kupfertafel u. s. w. nicht auf ein Hauptwerk der Kunst gewendet worden, sondern nach aller Untersuchung die Sache zu weiter nichts gedient habe, als zu dem Gewicht einer Statera, Schnellwage. Und zwar hat das Ganze eine Aehnlichkeit mit den tintinnabula, Klocken oder Schellen, womit Pferde geziert werden. Es werden mehrere Beispiele von dergleichen Gewichten beygefügt. Es folgen nun mehrere gelehrte Untersuchungen über die verschiedene Bedienungen bey den Römern, betreffend die Ernährung und Zureitung der Pferde, mit mehreren Denkschriften, die darauf Bezug haben. Unter einigen andern Monumenten, die man von dieser Göttinn besitzt, ist wohl das merkwürdigste ein altes Gemälde, das noch im Circus des Caracalla zu sehen ist, und durch L. Bianconi, aber falsch erklärt worden, wovon eine Wiederholung hier Tab. III. sich befindet. Es stellt eine sitzende Frauensperson in einem großen Sessel vor. Auf ihrem Schoße ein Bund Heu und von vier Mauleseln umgeben. Der Verf. scheint geneigt zu seyn, einen Unterschied zu machen zwischen Epona oder Ippona "Mentre preposta alla tutela dei cavalli non solo, "sed et asinorum et mulorum atque agasonum," ed allorquando non presedeva che ai soli cavalli è probabile che assumasse il nome di Equejade." Schon Hederich sagt zwar in einem andern Sinne: "Es könnten aber Epona und Ippona wohl

zwey besondere Göttinnen seyn, wovon die erste den Eseln, die andre aber den Pferden vorgestanden." Unfehlbar hat das mythologische Studium durch dieses gelehrte Werk einen Zuwachs bekommen, und der Vf. verdient den allgemeinen Dank. § — o.

L e i p z i g.

Wey Gerh. Fleischer: Τρυφιοδώρου ἄλωσις Ἰλίου. Cum Jac. Merrickii et Godofr. Henr. Schaefer, annotatt. integris, aliorum selectis, suisque maximam partem criticis et grammaticis edidit Frid. Aug. Wernicke. 1819. S. 546. In Octav.

Der geschickte Bearbeiter dieses Gedichts, in Breslau am 28. März 1794 geb., und am 1. März 1819 zu Berlin gest., übertrug die Vollenbung und Besorgung dieser Ausgabe kurz vor seinem Tode seinem Freunde, dem Hrn. Prof. Zumpt, dessen geschmackvolle Zueignungsschrift, die auch die Stelle der Vorrede vertritt, gerichtet an den H. Hofr. Jacobs zu Gotha, dem Leser eine angenehme und befriedigende Nachricht über den sel. Wernicke und seine Verdienste um den Tryphiodor ertheilet. Da dieser Dichter des sechsten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung selbst nach Nic. Frischlins, Vor. Rhodomanns, Merricks, Northmores und Schäfers Bemühungen doch noch viel zu wünschen übrig ließ, so beschloß W., dessen H. Bekker im J. 1816 in der Vorrede zur Ausgabe des Koluthus, und hier und da in den Noten rühmlich gedacht, eine Ausgabe zu besorgen, die critisch und grammatisch zugleich wäre. An einer solchen hatte es uns gefehlt. Neue Handschriften konnte W. nicht benutzen, aber die Vergleichung der beiden medicaischen, von Bandini seiner Ausg. beygefügt, obgleich von Northmore nicht übersehen, bot ihm eine reiche Quelle zu Verbesserungen und Bemerkungen an, die so gut getathen sind, daß wir Ursache haben, mit H. Prof. Zumpt und seinen Freunden den Verlust des jungen so viel versprechenden Gelehrten zu beklagen. Es war ein Glück, daß H. Prof. Zumpt die Vollenbung übernahm, da sie nicht leicht in

bessere Hände kommen konnte, der zugleich einen Beweis der Freundschaft gegen den sel. W. und der Liebe zu der Litteratur gab, und deßhalb eine Zeit lang alle eigne litterarische Arbeiten bey Seite setzte. Was zu den letzten sechzig Versen commentirt war, unterzog der Herausg. besonders einer Revision, übersezte das von W. Deutsch geschriebene ins Lateinische, und suchte sehr mühsam das in den Papieren des Verstorbenen zerstreute zusammen, ordnete es, und fügte drey Register hinzu, welche sehr schätzbar sind. Tryphiodorus bildete sich nach Nonnus, der unter den Nachfolgern und Nachahmern des Kallimachus und seiner Schule sich so sehr auszeichnete, daß er das Muster wurde, nach dem sich seine Zeitgenossen sowohl als manche spätere gleich gebildet und gerichtet haben. Unter diesen verdient bey allen Fehlern Tryphiodorus einen vorzüglichen Rang. Er beschreibt die Einnahme Troja's in 691 Versen, nach Lesches u. a. Vorgange. Die Mühe, die sich W. um ihn gab, ist also nicht ohne Verdienst. Man sieht, daß W. eine große Bekanntschaft mit den spätern Poeten, zu denen T. gehört, gehabt habe, und diese überall gern zeige, nicht selten in einer Leppigkeit, die man gern beschränkt wüßte, da sie oft entweder ganz oder zum Theil überflüssig, und dem Leser, der nicht ungelehrt seyn darf, lästig wird: wessen Geschmack nicht schon durch das Studium der frühern classischen Dichter die rechte Richtung angenommen hat, dem ist ja Tryphiodor nicht zu empfehlen, doch als Einleitung in die Schriftsteller und vorzüglich die Proben, die sich nach Kallimachus und Nonnus gebildet, ist diese Behandlung solchen, denen die gehörige Bekanntschaft mit ihnen mangelt, wohl anzurathen, da der Verf. bey der Erläuterung der Sprache gern gelehrt verweilet, das metrische nicht verläumt und auf die übrigen Dichter jener Epoche, die er nicht selten verbessert, sehr oft sein Augenmerk richtet. Manches was er am Schneiderschen Lexicon tadelt, ist in der dritten Auflage bereits verbessert worden. Da der Commentar jene Absicht erreichen soll, so kann man ihm die Ausführlichkeit, die wir oben in gewisser Hinsicht tadelnswerth fanden, als ein Lob anrechnen, und die ganze Arbeit zu diesem Behufe empfehlen.

 Kpf.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 29. May 1820.

Berlin.

Versuch einer Darstellung unserer Zeit. 1819. 2 Bände. 8. von 398 und 462 S. Durch Zusammenstellung einer unzähligen Menge von Gegenständen, aus der sichtbaren und unsichtbaren Natur, Vergangenheit und Gegenwart, dem Zustande der Religion, der Staatsverfassungen, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, der Erziehung, kurz allem dem, was die zeitigen Sprecher und Schriftsteller am lebhaftesten beschäftigt, sucht der Verf. Lehren für die richtige Beurtheilung und Weise Benutzung des Vergangenen und Gegenwärtigen zu begründen. Der Hauptinhalt der beabsichtigten Lehre könnte, im Allgemeinen etwa so zusammen gefaßt werden. Es mußte natürlich alles so kommen, wie es gekommen ist. Spaltungen und Kampf aller Art sind nöthig, um die Kräfte mannichfaltig zu reizen und zu stärken. Da jene aus einseitigen, sey es durch Begriffe und Ideen, sey es durch Erfahrung erzeugten Eindrücken und Gemüthsbewegungen entste-

N (4)

hen; so kann nur Gutes und Böses durch, neben und nach einander erfolgen, in allerley Gestaltung; bis die Richtung auf das Höhere, Himmlische, das Weise und Heilsame in den abgeforderten, entgegenstehenden An- und Absichten, somit die Strebungen, einander näher bringt, mehr oder weniger vereinigt. Wobey denn auch die Ansprüche des Verstandes, der alles nach seinen Begriffen formen, der Vernunft, die Alles ergründen will, und des im Innern liegenden Gefühls, des Gemüthes, der Phantasie (II. 228. 290 f.) sich vereinigen müssen. Aber so lange dieß noch nicht erreicht ist — und es ist lange noch nicht erreicht, es liegt im Unendlichen — werden auch Spaltungen, Gegensatz und Kampf nicht aufhören, immer von neuem, obgleich in andern Formen und Richtungen, zu entstehen; immer, den Meisten unbemerkt, vorbereitet, nicht wie man meint, von den dabey hervorragenden Schriftstellern oder sonstigen Volksführern plötzlich geschaffen. Im Unwillen über das Heilige, durch Ueberspannung und Ungefüg verursacht, Uebel, das Alte zurück wünschen und zurückbringen wollen ist vergebens; eine solche Rückkehr streitet gegen das in der Natur liegende Grundgesetz, Fortbildung. Aber Lehre kann und soll aus dem Vergangenen genommen werden zur weiseren, bedachtsamern Beurtheilung und Behandlung der Gegenwart; in gleicher Entfernung von Erschlaffung und Ueberspannung, Trägheit und Uebereilung. Hauptsache dabey bleibt Unterordnung des Besonderen unter das Eine, Allgemeine, Ewige, Himmlische. Die christliche Religion zeigt eben auch darinnen ihren höhern göttlichen Ursprung, daß sie, ihrem Wesen unbeschadet, den besondern Formen und Fortschritten der Völker und Zeiten sich aneignet. „Die Lehre Jesu erschien, wie nie etwas der Art

auf Erden erschienen ist. — Daher ist sie auch höchst bildsamer Art. — Man könnte von ihr sagen, sie sey nie erschienen, was sie wahrhaft ist, und sie stehe in ihrer reinen ursprünglichen Gestalt als Ziel des Strebens für alle Zukunft" I. 78. Diese allgemeine Lehre wird durch folgende Abtheilungen bestimmter ausgeführt; "die Zeit, die Zeitalter, die christliche Vorzeit, das letzte Jahrhundert, die Gegenwart, der Glaube, der Staat, die Völker, geselliges Verhältniß, Kunst, Wissenschaft, die Zukunft." Niemand wird einen aus Geschichte und Nachdenken genommenen Reichthum von Einsichten, tiefe und scharfe Blicke, bey dieser Ausführung verkennen. Aber je mehr die Schrift darauf angelegt ist, so viel Verschiedenes, Weitabstehendes, Aeußeres und Inneres, unter einen Gesichtspunct und ein allgemeines Gesetz zu vereinigen; desto mehr muß schon dadurch Einkleidung, Ausdruck, beziehend, metaphorisch werden. Der Verf. ist aber außerdem sehr Freund bildlicher, oft ganz eigentlicher poetischer Einkleidung. Vielfältig folgt Bild auf Bild, Gleichniß auf Gleichniß auch bey demselben Gegenstande. Wie nun hiedurch die Gedanken an Glanz und Eindruck gewinnen, so werden sie aber auch eben dadurch bisweilen verdunkelt; so daß man zwar bey dem was man liest, etwas Gutes zu denken veranlasset, aber nicht gewiß wird, was der Verf. eigentlich abgenommen wissen wollte. Auf alle einzelne Stellen in völlige Uebereinstimmung mit einander zu bringen, dürfte wohl eben deswegen, wie dem Rec., nicht leicht seyn. Aber der Verf. sagt selbst II. 302: "Nicht alles soll ein Werk, und in allen Beziehungen sagen, wenn es sich selbst von dem Character eines Kunstwerkes nicht gänzlich entfernen will; sondern anregen, und auf den Betrachter, anstatt ihn ewig zu belehren, schöpferisch einwir-

ken." Auch kann er, bey einem so viel befassenden und mit den regsten Leidenschaften in genauer Verbindung stehenden Inhalte, allgemeine Zustimmung nicht erwarten; und erwartet sie nicht I. 38, II. 129, 191. Da er für Mäßigung und allseitige Billigkeit ist: so werden beide äußerste Parteyen mit ihm nicht zufrieden seyn; am wenigsten die ohne gehörige Prüfung und Einsicht mit ungestümer Ungeduld Einrichtungen nach ihren Begriffen fordernde; welcher an mancher Stelle z. B. II. 101 ff. die Wahrheit derbe gesagt wird. Die Mäßigung und Billigkeit in Anerkennung des Guten, wenigstens in den Absichten, neben dem Fehlerhaften, beweiset der Verf. auch bey Beurtheilung einzelner Männer; z. B. der berühmten Deutschen Philosophen, Kant, Fichte, Schelling, Jacobi I. 196 ff. Der Recens. hält es für unnöthig, Stellen anzuzeigen, wo seine Ansichten mit denen des Verf. nicht ganz zusammentreffen. In den meisten und wichtigsten Punkten ist er mit ihm einverstanden; und hätte ihm besonders bey II. 418 ff. bis S. 425 die Hand herzlich bieten mögen. Er erlaubt sich nicht die Vermuthung die aus einer frühern Schrift vom J. 1811 ihm in Ansehung des Namens und Standes des ungenannten Verf. entstanden ist, hier kund zu thun. Etliche die Denk- und Schreibart desselben bezeichnende Stellen sollen diese Anzeige beschließen, II. 41. "Ihr habt geschmäht auf Privilegien, auf Adel und Prießterthum; und es ist auch gelungen, die Stände ihres Glanzes und ihrer Rechte zu berauben; wachsen diese aber nicht wiederum in der Welt des Handels empor? Gibt es denn auch keinen Fabrikzwang? keine Zehnten Herren unter den Kaufleuten? Ja seid ihr am Ende nicht Alle jenem großen Handelsmann jenseits des Meeres pflichtig? und fürchtet ihr nichts

von der entfernteren Zukunft, wenn nicht bald ein ritterlicher, fromm begeisterter, das Irdische verschmähender Sinn unter euch aufsteht? Könntet ihr nicht erhaben seyn über alle jene Mäkler und jenen Krämersinn, ja alles dieser Zeit Verderben Drohende, wenn ihr jenen edlen und adeligen Geist euch aneignet, den ihr in so trefflichen Vorfahren und Zeitgenossen verschmähet?" II. 155. "Wir können es behaupten, alles Streben in den Völkern nach sittlicher Freyheit, nach Unabhängigkeit des Geistes ist Germanischer Natur; (der Verf. stellt diese überall der Fränkischen, Französischen, gegenüber;) es beruht auf einem so tiefen als zarten Gefühl unverletzbarer Würde, welches im Fall harter Berührung durch eine unendliche (ein oft vorkommendes Beywort) Wehmuth sich kund gibt. Denn Trotz und Ungehorsam ist dem echt-germanischen Wesen so fremd, als Liebe zu der Freyheit, die sich von Niemand will gebieten lassen; und dieß schon aus dem Grunde, weil keines Landes Geschichte mehr Fürsten aufzuweisen hat, die, nach Verhältniß ihrer Zeit, mehr Gemüth in ihr Regiment brachten und die sittliche Freyheit begünstigten, im wahren Sinn liebevoller waren, als die der Deutschen. So sehen wir in ihr auch noch am meisten den echtchristlichen Sinn walten; die andern Länder aber oft die schändeste Bedrückung mit stumpfer Ergebung oder leichtfertiger Laune ertragen?" (Von guten, weisen und kräftigen Fürsten, deren Erziehung also auch von größter Wichtigkeit ist, scheint der Verf. überhaupt das meiste Heil zu erwarten; vergl. S. 381. 441; schließt aber dabey, da jene nicht immer sich vorsetzen lassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit guter, wie er es bisweilen ausdrückt, "wechselseitige Durchdringung der Regenten und

der Regierer" bewirkenden Verfassungen nicht aus; die sich nur nicht so geschwinde und so nach einem Zuschnitte machen lassen als unsere lebhaftesten Köpfe sich einbilden.) Wer das Zeitalter und eine der Hauptquellen der darinnen vorherrschenden Uebel kennt, wird gewiß auch die in dem Buche oft vorkommende Empfehlung der Demuth angemessen finden. Eine nachdrückliche Stelle ist S. 396. "Die Demuth ist eine sehr erhabene Tugend, die unserer Zeit so fremd geworden, wie die Phantasie oder sonst eine Kunst oder verborgene Fertigkeit; so daß wir sie nur durch die ehrwürdigen Bilder unserer Vorfahren uns anschaulich machen können. Sie ist aber unendlich männhaft und kräftig, begeistert und zu allem Großen und Guten geneigt; denn sie ist die Größe und Güte selbst, "nur unter der Bedingung der Frömmigkeit und der Furcht vor Gott;" sie ist eine durchaus ritterliche Tugend, sie ist dem Manne das höchste Ziel des Strebens, und ihm ganz dasselbe, was Unschuld und innige Liebe dem Weibe. — Wir müssen uns nicht mit der allgemeinen, aber doch inhaltvollen Behauptung begnügen, daß unser Zeitalter unstreitig mit den herrlichsten Gaben bedacht sey, und daß es in vielen ehrenvollen und nützlichen Dingen vor allen seinen Vorgängern hervorleuchte, ja daß wir nicht Worte finden könnten es zu bewundern; wenn nicht ein Einziges fehlte, dessen Mangel all' unser Lob mit plötzlicher Gewalt zurück schreckt — die Demuth." Wir wünschen dem Buche viele aufmerksame, und nicht an der Bekrittelung einzelner Ausdrücke und Wendungen klebende Leser; denn, als ein geniales Erzeugniß, verträgt es diese nicht; und zu einem flüchtigen Durchblättern ist es gar nicht gesignet.

R o m.

Lettre sur une inscription phénicienne trouvée à Athenes par M. Akerblad, ancien chargé d'affaires de S. M. Suédoise en France; membre de l'acad. Royale des belles lettres, histoire et antiquités de Stockholm; corresp. de l'ac. R. des inscr. et belles lettres de Paris; de la Societé Royale de Gottingue etc. 1817. 23 S. gr. 4. mit einem Kupfer. Diese kleine Schrift ist ein Glückwünschungsschreiben des nun verstorbenen Verf. an den H. Ritter Italinsky bey dessen Ernennung zum außerord. Gesandten S. Russ. Kais. W. am Römischen Hofe, und erläutert eine vom Ritter Sell dem B. mitgetheilte Phöniciſche Grabſchrift. Der in der Nähe von Athen gefundene Grabstein, jetzt im Besiß des H. Fauvel, hat große Aehnlichkeit mit dem von dem B. in den hiesigen Commentationen (Vol. XIV. 225) erläuterten, nur daß hier das Griechische: *Νουμηνιος Κιριεος* unten steht. Das Phöniciſche besteht aus zwey sehr deutlichen Zeilen:

לבן חדש בן עבר מרבת

בן עבר שמש בן הגנצא מכתי

“Dem Benchodesch, Sohn des Abed Mindebeth, Sohns des Abedschemesch, Sohns des Thagniza, aus Citium.” Aus den gelehrten Erläuterungen führen wir nur folgendes an. Den Namen Abed Mindebeth, der Form *מבלצת*, erklärt er: *servus liberalitatis*, oder *Liberæ*, Thagniza, von *תגנצ*, *תגנצ*, Krone, Tiara, und *נצץ*, *couronne de fleurs*, oder *fleurie*, wdhbey die sinnreiche Vermuthung aufgestellt wird, daß der Name Thogarmah *תג גרמא* auszusprechen sey, wo er dann, wie schon Josephus meinte, die Phrygier,

von ihren hohen Mützen benannt, bezeichnen würde. In den angehängten Noten S. 21 fg. berichtet der V. seine Erklärung der in den hiesigen Commentt. mitgetheilten Inschrift dahin, daß לעברתאנת Abedtanat müsse gelesen werden. Diese Tanat sey die *ἄσποδιτή ταναίς, ταναίτις*, deren Dienst Artaxerxes in Persien einführte, die Persische Artemis, welche andre *αυαίτις* nennen. Noch folgen einige sinnreiche Erklärungen von Inschriften Phöniciſcher Münzen, die bedauern lassen, daß das Schicksal dem V. nicht vergönnte, diesen Gegenstand, mit welchem er sich lange beschäftigt hatte, ausführlicher zu behandeln. Gewandheit unrichtiger Tact bewahrten ihn vor dem gezwungenen und auffallenden, das man in den bisherigen Erklärungsversuchen noch oft antrifft.

L i n g e n .

G. W. Mohr hat hier gedruckt: *Oratio quam munus conrectoris suscepturns in Gymnasio Lingensi a. d. XIX Aprilis c1819ccccxx habuit Aug. Fred. Wolper, Philos. D. Disseruntur nonnulla de utilitate et necessitate studii literarum Graecarum et Roman.* S. 11. In Quart.

Der Verf., schon rühmlich bekannt durch eine Lateinisch geschriebene Abhandlung de Eurip. Medea, wodurch er sich vor einigen Jahren hieselbst habilitirte, ist dem Rufe ins Conrectorat an den von der Königl. Regierung organisirten gelehrten Schule zu Lingen gefolgt, und hat bey seiner Einführung diese Rede gehalten, welche in einem guten Vortrage den Gegenstand so gut ausführt als die Kürze der Zeit erlauben wollte.

Kpf.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 1. Junius 1820.

London.

Bey Murray: The works of the right honourable Lord Byron. Vol. V. 1817. 192 Seiten. Vol. VI. 1818. 192 Seiten. Vol. VII. 1819. 273 Seiten. Octav.

Die vier ersten Bände der poetischen Werke des edeln Lords, der unter den jetzt lebenden Dichtern, und mit Recht, einer der berühmtesten ist, wurden in diesen Blättern vor drey Jahren (Jahrgang 1817, S. 831) nur kurz angezeigt, weil in einer vorzüglich den Fortschritten der Wissenschaften gewidmeten Zeitung wenig Raum zur Beurtheilung poetischer Geisteserzeugnisse ist. Dieses Wahl aber glauben wir uns eine Ausnahme von der Regel erlauben zu dürfen. Der Ruhm des Dichters, von dem wir reden, ist seitdem noch gestiegen; und das Gift, das diese schönen Blumen aushauchen, macht sie eben so sehr zu einem Gegenstande der moralischen, als der ästhetischen Critik. Die Absicht des Recensenten, der mit dem Dichter in keinem Art von Verbindung steht, ist aber keinesweges,

D (4)

ihn, oder seine Leser und Bewunderer, an eine Moral zu erinnern, die keiner neuen Auseinandersetzung bedarf. Der Zusammenhang des Moralischen oder, wenn man lieber will, Unmoralischen, mit dem Aesthetischen in diesen Gedichten ist vielmehr von so eigner Art, daß die Psychologie sowohl, als die Kunstcritik, unsers Erachtens, bey ihnen ein neues Licht anzünden kann, um die natürlichen Wirkungen der Poesie nach den Gesetzen des menschlichen Geistes zu beleuchten. Denn aus dem Streben nach innerer Harmonie in der Nachahmung der Natur und dem Wettstreit des Geistes mit der Natur geht doch dasjenige hervor, was eine Kunst zu schöner Kunst macht. Ausföhnen, nicht entzweyen will die wahre Poesie den Menschen mit sich selbst und der Natur; und wenn sie auch auf das wirkliche Leben die dunkelsten Schatten wirft, und alles, was die menschliche Natur zu einem Gegenstande des Mitleids und des Spottes machen kann, in treffenden Zügen zur Schau ausstellt, wird doch jedes Gedicht, das nicht als schönes Kunstwerk sich selbst zerstören soll, im Ganzen keinen Eindruck machen dürfen, durch den der Mensch sich selbst verächtlich wird. Einen solchen Eindruck müssen aber die Gedichte des Lord Byron, im Ganzen betrachtet, auf jedes Gemüth machen, mit dem es nicht auch schon dahin gekommen ist, daß es in einer convulsivischen Ueberspannung und einem leidenschaftlichen Troste, der die Miene einer philosophischen Seelengröße annimmt, sich selbst gefällt. Die Melancholie, die auf diesen Gedichten ruht, ist antipoetisch. Mit sich selbst nicht weniger, als mit der Welt, entzweyet, von Genüssen erschöpft, wenn gleich nicht ermattet, voll bitterer Menschenverachtung, ohne Glauben an irgend einen moralischen, oder reli-

gößen Haltungspunct der ungezügeltten Gedanken, kann dieser Dichter zwar das Innerste des Gemüths erregen und durch eben so zarte, als kräftige und erschütternde Natur- und Seelengemälde die Phantasie so bezaubern, daß man auf die Fehler, deren seine Poesie im Einzelnen sich schuldig macht, kaum achtet; aber den Lorber zu erringen, der dem wahrhaft großen Dichtern gebührt, vermag er nicht, weil das Zurückstoßende, das für einen unverdorbenen Geschmack in dem Ganzen seiner Poesie liegt, die anziehende Kraft der bewundernswürdigen Schönheit so vieles Einzelnen überwiegt. Darin liegt aber auch das Verderbliche dieser Poesie, daß sie durch den zarten, innigen und hinreißenden Ausdruck so vieler wahrhaft schönen und edeln Gefühle, und durch unübertreffliche Mahlercy der Glut der Leidenschaften ohne Verletzung der Gesetze der äußern Anständigkeit, den Bewunderer, der noch nicht auf festen Füßen steht, also besonders den jugendlichen, in den Strudel dieser moralischen Verstimmung hineinzieht, und ihn verführt, sich selbst in einer ähnlichen Verwilderung zu gefallen. Wie wir hören, fängt der edle Lord auch schon an, ein Lieblingsdichter der Damen zu werden. Der Himmel sey diesen Damen gnädig! Den Psychologen erklärt sich indessen aus dem Character dieser Poesie sehr leicht die Zärtlichkeit des Dichters für den großen Gefangenen auf St. Helena, mit dem er ungerne sympathisirt, und für die Jacobiner und Radicals, zu deren Grundsätzen er, Freyheit der Völker predigend, sich freymüthig bekennt.

Unser Urtheil über die poetischen Werke des edeln Lords würde anders lauten, wenn nichts von ihnen bekannt wäre außer mehreren kleinen lyrischen Stücken, die zu den schönsten in der Englischen Sprache gehören. Dergleichen finden

sich auch einige in dem vor uns liegenden fünften Bande. Aber die Celebrität des Dichters ist bekanntlich mehr von seinen romantischen Erzählungen und von dem in seiner Art einzigen Gedichte Childe Harold's pilgrimage ausgegangen. Auch die Erzählungen im fünften Bande haben, wie die in den vorigen Bänden, das warme und lebendige Colorit, das nur aus wirklichen Eindrücken, die der Dichter empfangen hat, hervorgehen kann. Wie in den vorigen Bänden das, was er auf seinen Reisen in Griechenland und andern Gegenden der Türkei sah und hörte, den Stoff zu einigen der vorzüglichsten seiner poetischen Gemälde hergegeben hat, so ist nun Italien, wohin ihn seine Reiselust führte, das Land, das in der Erzählung Parisina sich spiegelt. Doch vorher versetzt uns dieser Band noch einmahl nach Griechenland durch das Gedicht: "Die Belagerung von Corinth," nach einer wirklichen Begebenheit aus dem letzten Kriege der Venezianer mit den Türken im Jahre 1715. Die Mischung des Schauderhaften mit dem Sanften und Lieblichen in beiden Gedichten würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn man nicht sähe, wie der Dichter recht mit Liebe ausmählt und hervorhebt, was das Mitgefühl empört; damit auch hier die trostlose Ansicht, die er selbst vom menschlichen Leben hat, ins Auge falle. Unter den lyrischen Stücken, die dieser Band enthält, sind denn auch einige Jacobinische und Napoleonische mit dem Beyfalle aus dem Französischen; unter andern Napoleon's Lebwohl. — Im sechsten Bande finden wir den reisenden Dichter in der Schweiz, besonders in der Gegend des Genfersees. Der Ton ist der vorige. Ein dramatisches Gedicht, Manfred, dessen Stoff in diese Alpenregionen verlegt ist, übertrifft an romanti-

schem Zauberapparat beynahe das Abenteuerlichste, was unsre Deutschen Romantiker noch in diesem Geschmacke erfunden haben. Beyläufig ist auch die ganze Hölle darin zu schauen, wie in den alten dramatischen Mysterien aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der Held des Stücks ist ein Geistesvetter von Göthe's Faust, und vielleicht diesem nachgeahmt. Aber hier ist keine Abwechslung des rein Menschlichen, mit dem Ueber- und Unmenschlichen. Die convulsivische Ueberspannung dauert von einem Ende des Stücks bis zum andern. Ohne Bewunderung kann man es nicht lesen. Mehreres Einzelne ist meisterhaft. Aber der Eindruck, den das Ganze macht, ist widrig. Bittere Ausfälle gegen die Besieger des Mannes von St. Helena sind auch eingewebt. — Mit dem siebenten Bande kommt der viel besprochene Childe Harold wieder zum Vorschein, um sich uns zum Abschiede im vollen Glanze seiner unerfreulichen Eigenthümlichkeit zu zeigen. Mit dem dritten und vierten Gesange, die diesen Band einnehmen, schließt das Gedicht, wenn es nämlich geschlossen seyn soll; denn es hängt nur von dem Dichter ab, den Faden jeden Augenblick wieder aufzunehmen, sobald ihm beliebt wird, seine Reisen und mit ihnen das Gedicht fortzusetzen, das ein Gemälde der Empfindungen ist, die durch Erinnerungen und neue Eindrücke auf seinem Wege zu Wasser und zu Lande in ihm erregt wurden. Wie weit dabey die Persönlichkeit des Dichters in Betracht kommt, in so fern, als von dem reisenden Harold die Rede ist, kümmert uns hier wenig. Bekanntlich hat das Publicum längst entschieden, daß der bedauernswürdige Harold, dem das Leben zum Ekel geworden ist, und der nun seine ganze Phantasie aufbietet, der traurigen Wirklichkeit doch noch einen melancholisch = schönen Genuß seines Daseyns abzugewinnen, mit dem Dichter selbst

eine und dieselbe Person sey. Obgleich der edle Lord dieß nie zugestanden hat, bemerkt er doch selbst in der Zueignung des vierten Gesanges an seinen Freund Hrn. Hobhouse, der auch aus den politischen Zeitungen bekannt ist, daß er der Arbeit überdrüssig geworden sey, zwischen sich und seinem Helden eine Scheidungslinie zu ziehen, die doch niemand wahrnehmen zu wollen scheine. In eben der Zueignung erklärt er dieses ganze Gedicht für sein gedankenreichstes und am meisten umfassendes (the most thoughtful and comprehensive). Wir stimmen diesem Urtheile bey. Aber was wir eben von der Poesie des Verfassers im Ganzen Nachtheiliges sagen mußten, trifft auch vorzüglich dieses merkwürdige Abbild eines in allen seinen moralischen Elementen zerrütteten Gemüths, das man um so mehr bedauern muß, weil des Liebenswürdigen und Edeln, das aus dieser Zerrüttung und Ueberspannung sich ausspricht, doch noch so viel ist. Die Reise geht durch die Niederlande, die Rheingegenden hinauf nach der Schweiz, und von da nach Italien. Das Schlachtfeld bey Waterloo gibt dem Dichter Veranlassung zu trefflichen poetischen Gemälden, aber auch zu neuen menschenfeindlichen Reflexionen, die um so menschenfreundlicher seyn sollen, weil sie den Völkern zureufen, sich nicht von den Fürsten in schmäbliche Fesseln schlagen zu lassen, als die Napoleonischen waren. Zu dem Schönsten, was der Verf. geschrieben hat, gehört ein Theil seiner poetischen Beschreibung des Rheinganges, und die Beschreibung eines Gewitters in der Schweiz. Aber auch der letzte Gesang, ganz von Italien voll, enthält nicht wenig, was des größten Dichters würdig ist; und in den melancholisch-eyerlichen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Italien kann man freylich viel Wahres und Erschütterndes finden,

ohne den politischen Grundsätzen des Dichters im Ganzen zugethan zu seyn. Der poetische Styl dieser beiden letzten Gesänge des Childe Harold würde noch vortrefflicher seyn, wenn die Ueberspannung, in welcher der Dichter lebt und webt, nicht hier und da auch eccentriche und raffinirte Bilder und Wendungen zur Folge hätte. Lehrreich und interessant sind die beygefügtten historischen, antiquarischen, und litterarischen Anmerkungen, deren Redaction Hr. Hobhouse besorgt hat. Eine Nachschrift kündigt besonders zu liefernde Nachträge zu diesen Anmerkungen an; erstens eine kurze Abhandlung über die Italienische Litteratur; dann eine ausführlichere Geschichte der Revolutionen Italiens seit dem Jahre 1796.

Paris.

Aus der Libraire-grecque - latine - alleman-de: Observations sur la langue et la littérature provençales, par A. W. de Schlegel. 1818. 122 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift, die sich ganz angenehm liest, hat sich über ihren eigentlichen Zweck nicht besonders erklärt. An das Französische Publicum ist sie doch wohl vorzüglich gerichtet, da sie von einem Deutschen Französisch geschrieben ist. Dem Französischen Publicum also empfiehlt er mit verdientem Lobe das große Verdienst, das Hr. Raynouard, von dessen Bemühungen um die provençalische Sprache und Litteratur auch in unsern Blättern mehrere Mal, noch im vorigen Jahre Seite 1649, die Rede gewesen ist, sich in diesem bisher nicht einmahl nothdürftig bearbeiteten Felde erworben hat. Wir glaubten, das treffliche Werk des Hrn. Raynouard lobte sich selbst in einem solchen Grade, daß man es nur zu kennen braucht, um

es nach seinem ganzen Werthe zu schätzen. Oder denkt man in Frankreich anders darüber, als bey uns? Und sollte das Gutachten eines Deutschen, der der Französischen Litteratur so viel Uebles nachgesagt hat, in Frankreich von besonderm Gewichte seyn, um das dortige Publicum umzustimmen? Eine neue Notiz haben wir in dem, was der Verfasser bey dieser Gelegenheit über die Poesie der Troubadours sagt, nicht gefunden; auch kein Urtheil, das man sich nicht leicht aus Hrn. Raynouard's Werke selbst abstrahiren könnte. Den Franzosen wird einiges die ältere Deutsche Litteratur betreffendes, namentlich über unsre Minnesinger, vorher auch schon über Alfons, gesagt, was ihnen aber gar keine Anleitung geben kann, die Sprache und die Dichter unsrer Vorfahren aus jenen Zeiten näher kennen zu lernen. Von sich selbst meldet der Verf., daß er schon seit mehreren Jahren Materialien zu einem historischen Versuche über die Bildung der Französischen Sprache gesammelt habe; daß Hr. Raynouard ihm in gewisser Hinsicht nun zwar zugekommen sey; daß er aber den Gegenstand in einem viel größern Umfange zu behandeln, und eine so viel als möglich vollständige Geschichte aller Sprachen, die zu gleicher Zeit, oder bald nach einander, zwischen dem Rheine und den Pyrenäen geredet worden, zu liefern willens sey. Wir wünschen ihm zu diesem gewiß nicht leichten grammaticalischen Unternehmen das beste Glück, ob gleich nicht ganz klar ist, warum die Ankündigung hier mitten im Texte einer Abhandlung über die provenzalische Sprache und Litteratur erscheint. Der Grammatik des Verf. liegt die von seinem Bruder aufgestellte Unterscheidung zwischen *analytischen* und *synthetischen* Sprachen zum Grunde. Mehrere in das Einzelne eingehende Bemerkungen über die Bildung der romanischen Sprachen beweisen, daß der Verf. seinen Gegenstand durchdacht hat.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89 Stück.

Den 3. Junius 1820.

B a l t i m o r e.

By Edward Coole: A memoir on contagium more especialy as it respects the yellow fever, read in convention of the medical and chirurgical faculty of Maryland. By Nathaniel Potter, M. D. Member of the faculty etc. 1818. S. 117.

Ebendasselbst. Published by the Autor: Observations on the epidemic of 1819 as it prevailed in a part of the city of Baltimore comprising an accurate history of its origin, progress and effects to which are affixed by way of appendix some remarks on the medical treatment of the disease, by David M. Reese, M. D. 1819. S. 114.

Das im vorigen Jahre in Nordamerika, vorzüglich in Baltimore und Newyork wieder herrschend gewesene gelbe Fieber, welches alljährig in den westindischen Inseln wüthet, und so viele junge Europäer, welche in Handelsgeschäften dahin gehen, hinweggerafft, ist schon oft rücksichtlich seiner ansteckenden und nicht ansteckenden Natur der Gew.

genstand der Untersuchung und der Discussionen unter den Aerzten gewesen, und es ist nicht zu läugnen, daß hiebey Völker und Regierungen gleichmäßig interessirt sind. Denn ist es erwiesen, daß dasselbe zu den wirklich durch ein eigenes in dem Körper der daran Erkrankten erzeugtes und sich durch Berührung der Kranken oder der von ihnen berührten Umgebungen fortpflanzendes Contagium hervorgebrachten Krankheiten gehöre, so können keine Opfer zu schwer und keine Maßregeln zu strenge seyn, um diesen gefährlichen Feind von unsern Grenzen abzuhalten. Läßt sich aber durch Beobachtung und Erfahrung nachweisen, daß es nie oder nicht mehr als andre epidemische oder endemische Krankheiten einen wahren contagiösen Character annehmen könne, so muß die große Furcht davor verschwinden, und die einen großen Kostenaufwand erfordernden und den Handel so wie den freyen Umtrieb unter den Völkern so sehr störenden Sperrungsanstalten können ganz wegfallen oder doch so gemäßigt werden, daß sie ihr Drückendes und Nachtheiliges verlieren. Schon Langerman suchte in seiner 1805 herausgekommenen Abhandlung aus der Geschichte und den Beobachtungen dieser Krankheit darzuthun, daß man sie mit Unrecht für contagiös halte und in eine Classe mit der Pest, den Blattern, Masern und Scharlachfieber setzte; allein seine Schrift schien wenig Eindruck zu machen, und man bediente sich nach wie vor gegen die Einbringung derselben eben derselben strengen Mittel, wie gegen die orientalische Pest. Unter den Englischen und Americanischen Aerzten ist öfters über diesen Punct gestritten worden, doch neigte sich die Mehrheit derselben zu der Meinung, das gelbe Fieber sey nicht contagiös. Ganz entschieden konnte dieser Streit aber nur durch reine Beobachtung und Erfah-

rung derjenigen Aerzte werden, welche Gelegen-
 heit gehabt hatten, von dem ersten Ursprunge
 und Fortgange desselben, von den äußern Ver-
 anlassungen und den in die Augen springenden
 Gelegenheitsursachen die nöthige Kunde zu er-
 halten. Dieses war nun wirklich der Fall bey
 der letzten Erscheinung desselben in Baltimore.
 Die daselbst erscheinende Zeitung American and
 commercial daily Advertiser vom 4. Februar
 1820 enthält die Correspondenz des Präsidenten
 der medical society of Maryland Dr. Ashton
 Alexander und des Hrn. David Burke, Mit-
 gliedes des Gesundheitsraths zu Baltimore über
 das gelbe Fieber, welches daselbst im Sommer
 1819 herrschte. Folgendes war der Hauptinhalt
 der Antworten, welche die medicinische Gesell-
 schaft von Maryland auf die an sie ergangene
 Fragen ertheilte. Das gelbe Fieber ist einzig
 und allein in Folge der Zersetzung von in Fäul-
 niß übergegangenen vegetabilischen Substanzen
 entstanden. Diese Meinung wird dadurch bestä-
 tigt, daß die beiden Gegenden der Stadt Bal-
 timore, wo sich dasselbe zeigte, mit faulenden
 vegetabilischen Substanzen überfüllt waren, wie
 bey der übergroßen Hitze des Sommers noch
 schneller und stärker in Fäulniß übergingen. Die
 vorhergehenden Sommer waren mäßig warm ge-
 wesen, daher konnte die Zersetzung jener Sub-
 stanzen nicht so schnell und so ungemein stark
 vor sich gehen, wie dieses im letzten Jahre der
 Fall war. In den vorigen Sommern kam je-
 doch das gelbe Fieber einzeln auch in diesen
 Puncten der Stadt vor, zum Beweise, daß nur
 die daselbst aufgehäuften Schädlichkeiten dassel-
 be erzeugten: im Sommer 1819 griff das Ue-
 bel deshalb mehr um sich, weil diese Schädlich-
 keit allgemeiner und heftiger wirkte. Die Rich-
 tigkeit dieser Bemerkungen ergibt sich daraus,

daß an den Puncten der Stadt, wo die Krankheit zuerst ausbrach, die meisten Kranken waren; während an andern Stellen, die gefunder gelegen waren, sich wenige oder gar keine Kranke fanden. Was die Importation dieses Fiebers anbetriefft, so ist die Gesellschaft der Meinung, daß solches einzig und allein nur dann geschehen könne, wenn etwa ein Schiff mit in Fäulniß übergegangenen vegetabilischen Substanzen einlaufen sollte. Daß faulende thierische Körper die Krankheit erzeugen sollten, bezweifelt die Gesellschaft; auch sind die meisten Americanischen Aerzte jetzt der Meinung, daß sie sich durch kein Contagium weiter verbreite; wie dieses bey manchen andern Krankheiten, z. B. den Blattern, der Fall ist. Nach den allgemeinen Bemerkungen über die Natur und das Wesen des gelben Fiebers, macht die Gesellschaft mehrere Vorschläge, um den Wiederausbruch desselben zu verhüten. Zu diesen gehört z. B., daß man auf die Gegenden der Stadt, auf die Docks und Schiffswerfte, in deren Nähe die Krankheit zuerst erschien, ein vorzügliches Augenmerk in Hinsicht auf die Reinlichkeit derselben haben sollte. Die niedrigen ungepflasterten Straßen solle man pflastern und acht geben, daß sich das Wasser nicht auf denselben ansammle. Was die Quarantaine-Anstalten angeht, so wünscht sie, daß diese ihre Aufmerksamkeit nur auf solche Schiffe richte, die mit verdorbenen oder in Fäulniß übergegangenen Waaren beladen sind; und sie solche nicht eben einlaufen lasse, bis in dieser Hinsicht die nöthigen Maßregeln getroffen und die Schiffe gehörig gereinigt sind. Man solle dem Schiffsvolke und den Passagiren nicht den freyen Zutritt zum Lande verhindern, denn gerade durch diese Verhinderung könne sich aus solchen Schiffen, wenn dieselben eine lange beschwerliche

Reise gemacht und das Volk eng bewacht in einer verdorbenen Luft auf demselben noch lange bleiben muß, eine bössartige ansteckende Krankheit erzeugen. Diese wichtigen kurz angegebenen Bemerkungen und Beobachtungen einer alle Achtung und alles Vertrauen verdienenden ärztlichen Gesellschaft sind vorzüglich für unsre nördlichen mit America durch den Handel in genauerer Verbindung stehende Gegenden von großer Wichtigkeit, und verdienen alle Aufmerksamkeit. Die beiden jetzt anzuzeigenden Schriften bestätigen die Wahrheit derselben und geben eine solche Menge Thatsachen zum Beweise derselben an, daß man alle historische Wahrheiten in Zweifel ziehen müßte, wenn man die Stimme derselben nicht achten wollte. Nr. 1. ist die ausführlichste dieser Schriften, worin der Verf. es sich vorzüglich angelegen seyn läßt, aus der ältern und neuern Geschichte der Medicin die epidemische Natur des gelben Fiebers darzuthun und es von dem Verdachte einer contagösen Krankheit zu befreyen. Er beginnt seine Arbeit mit der Behauptung, daß das gelbe Fieber eine den tropischen und allen warmen Ländern eigne Krankheit sey, und von einem durch die Atmosphäre verbreiteten und aus Fäulniß seinen Ursprung nehmenden Miasma entstehe. Die von Hippocrates beschriebenen, in Griechenland einheimischen und mit den verschiedenen Namen von *causus*, *typhus*, *phrenitis*, *icterus* belegten Krankheiten tragen das nämliche Gepräge derjenigen, welche von Chisholm, Ruff und andern mit der Benennung gelbes Fieber bezeichnet sind, und der Altvater der Aerzte nennt schon das schwarze Erbrechen in denselben sehr gefährlich, und siehet sie als epidemisch und in der Folge der großen Hitze entstanden an. Lanoisius in seiner Beschreibung des pestilentialischen gallichten Fiebers, welches

in Rom 1695 herrschte, sagt schon, daß es in niedrigen, feuchten Gegenden geherrscht habe, und die höher liegenden davon befreyt geblieben seyen, und schreibt die Entstehung desselben den feuchten Ausdünstungen bey starker Hitze zu. Baglio behauptet etwas Aehnliches, und Bartholin liefert die Geschichte eines dem gelben Fieber ganz ähnlichen epidemischen Fiebers, welches 1652 zu Kopenhagen herrschte, und die ganze Stadt in Schrecken setzte, welches er bloß aus faulen Ausdünstungen während der Hitze herleitete, und das sich bey dem Eintritte der kältern Witterung von selbst verlor. Forestus sah in Delft ein bösarziges gallisches Fieber, das seinen Ursprung aus stehenden Wassern bey starker und anhaltender Hitze genommen hatte. De la Boe Sylvius bemerkte das nämliche bey einer 1669 in Leiden herrschenden ähnlichen Fieber. Die Beobachtungen Cleghorn's bey einem Fieber derselben Art und Pringle's stimmen ganz mit diesen überein, und das von Dr. Blane beschriebene tödliche Fieber, welches auf Walchern 1809 herrschte, scheint das nämliche nur dem Grade nach verschieden gewesen zu seyn. Die Geschichtschreiber America's bemerken fast einstimmig das Jahr 1607 als dasjenige, in welchem sich das gelbe Fieber zuerst gezeigt hat. Belknap in der Lebensbeschreibung Fernando Georges bemerkt eine Thatsache, die den epidemischen Character des gelben Fiebers günstig, dem contagiösen aber ungünstig ist, daß nämlich ein gewisser Richard Bines und seine Gefährten während der ganzen Zeit einer unter den Einwohnern des Landes herrschenden Epidemie des gelben Fiebers ganz frey davon geblieben seyen; weil, wie der Verf. glaubt, sie an eine inficirte Atmosphäre gewöhnt waren. Alle Schriftsteller aus dieser Zeit beschreiben das herrschende

Fieber mit den nämlichen Characteren, als das jetzt bekannte gelbe besitzt, und geben ihm alle einen climatischen oder endemischen Ursprung. Purchas bezeichnet allenthalben den traurigen Zustand, worin die ersten Colonisten durch dasselbe versetzt wurden, und fügt hinzu, daß die außerordentliche Beschaffenheit der Atmosphäre, besonders die faule Luft von Jamestown daran Schuld gewesen sey. In Smithe's Geschichte von Virginien, Neuengland und den Sommerinseln von 1548. bis 1626 finden sich große Klagen über die Schädlichkeit des dortigen Clima's und die dadurch erzeugten verheerenden Fieber. Hutchinsohn sagt, daß 30,000 Indianer vom Massachusets-Stamme bis auf 300 heruntergebracht wären, und Purchas bemerkt, daß von 4170 in den Jahren 1619, 20, 21 Eingewanderten 1624 nur noch 1800 übrig gewesen wären; und schreibt diese Sterblichkeit allein der schlechten Luft zu. Daß in diesem Striche vom 41. bis 44sten Grade bey einem Stande des Thermometers von 85 Graden F. bey einem Ueberflusse von Feuchtigkeit und Nässe, die leicht faulen, ein bösartiges Fieber entstehen konnte, ist wohl nicht zu bezweifeln. Von außen, besonders den westindischen Inseln, wo es einheimisch ist, konnte es nicht hergebracht seyn, da mit diesen keine Verbindung statt hatte, und auch noch keine derselben außer Hispaniola, und diese selbst nur wenig bevölkert waren; so mußte es also von örtlichen Ursachen entstanden seyn. In der ganzen folgenden Zeitperiode, in welcher die Geschichte keiner herrschenden Epidemie desselben erwähnt, bis 1741, kam es sporadisch in Massachusetts, Newyork, Pensylvanien, Maryland und Südcarolina vor, allein man konnte kein Beispiel, weder von Importation, noch daß es sich von Gesunden auf Kranke fortgepflanzt hätte, finden: Dr. Mitchell, dem man eine vortreffliche Beschreibung dieses Fiebers, wie es 1741 so verheerend in Virginien hauste, zu verdanken hat, leitet dasselbe von der tro-

pischen Witterung, bey welcher es entwickelt worden
 sey, her. In allen Theilen der vereinigten Staaten
 entsteht es gelegentlich von örtlichen Ursachen entwe-
 der sporadisch oder epidemisch und selbst zwischen den
 gewöhnlichen remittirenden Gallenfiebern trifft man
 es oft in einem mehr inveterirten Grade an. Volney
 fand es im Innern des Landes aller Orten; Ellicott
 sah es in Gallipolis am Ohio bey den ringewandern-
 ten Franzosen verheerend herrschen, und er konnte es
 von nichts anderm, als von der Unreinlichkeit der
 Menschen, dem Ueberflusse faulender Substanzen und
 den nahe liegenden Sümpfen herleiten, da es von
 außen nicht hätte herbeygeführt werden können, in-
 dem keine Verbindung mit andern Gegenden da gewes-
 sen war. Major Prior, der es 1796 beobachtete, be-
 schreibt den Ursprung desselben und seine Verbrei-
 tung so umständlich, daß dadurch manches Licht ver-
 breitet wird. Er leitet es von der Nähe eines See's
 oder Morastes her, seine Soldaten waren so lange ge-
 sund, als der Wind die von dort herkommende Luft
 von ihnen entfernt hielt, erkrankten aber gleich, als
 er aus dieser Gegend zu ihnen kam, und die Krankheit
 verlor sich wieder, sobald er den See hätte abgraben
 und mit Erde bedecken lassen. Dr. Watkins beobach-
 tete sie 1797 im Sommer und Herbst in einem Dorfe
 nicht weit vom Mississippi, und es war erwiesen, daß
 in der Zeit eines ganzen Jahres Niemand aus der um-
 liegenden Gegend dahin gekommen sey. 1799 war sie
 in Bald Eagle Valley in Pensylvanien 200 Meilen
 Nord und West von Philadelphia in einer niedrigen
 Gegend mit vielem stehendem Wasser, in dessen Nähe
 es am ärgsten wüthete. 1793 hatte der Verf. selbst Ge-
 legenheit, dem Ursprunge derselben nachzuspüren, in-
 dem sie sich in einer Familie zeigte, bey welcher er Arzt
 war, mehrere Individuen starben daran, ohne daß
 man ihre Ursache errathen konnte, bis sie endlich in ei-
 nem Keller gefunden wurde, in welchem sich stehendes
 und in Faulniß übergegangenes Wasser befand; sobald
 dieses hinweggeräumt war, hörte auch das Fieber auf.

(Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 3. Junius. 1820.

B a l t i m o r e .

Fortsetzung der Anzeige der Schriften über das gelbe Fieber von Potter und Keese.

1794, 1797, 1800 herrschte das gelbe Fieber in Baltimore bloß in den niedern Gegenden der Stadt. 1797 ward es bloß bis im September in diesen Puncten beschränkt, bis ein Süd-Ost-Wind es überall in den nordwestlichen Theil der Stadt brachte. 1800 war dieser Einfluß des Windes allgemein dort bekannt, es kam nie in den westlichen Theil des Orts und breitete sich nie durch Ansteckung aus. Als Baltimore 1807 blockirt war, und keine Schiffe ankommen konnten, fing es im August an und hörte nur erst mit dem Eintritte der kalten Witterung auf. Der Gedanke, daß es durch Contagium erzeugt werde, hat größtentheils seinen Ursprung darin, daß es oft auf Schiffen entsteht. Hier wirken aber sehr viele locale Ursachen zu seiner Entwicklung, als: der eingeschlossene Raum, in welchem sich die Mannschaft befindet, so wie die Gegen-

wart mancher in Verderbniß übergegangener Waaren, womit das Schiff beladen ist, und mehrere andre Ursachen der Entstehung fauler und schädlicher Ausflüsse. Das angeführte Beispiel des Americanischen Schiffes, die vereinigten Staaten, bestätigt diese Meinung; die Krankheit brach in demselben aus und tödtete fast die ganze Mannschaft, ob es gleich aus einem ganz gesunden Haven ausgelaufen, und nirgends gelandet war; man fand dasselbe leer, allen Mundvorrath verdorben, die Luft in demselben so verändert, daß kein Licht darin brennen konnte, und die verderblichen Artikel der Ladung in einem faulen Zustande. Bey der Rückkehr dieses Schiffes wurde die noch übrige franke Mannschaft mit ihren Kleidern ans Land gelassen und in das Hospital aufgenommen; aber weder die Einwohner der Havenstadt Newport noch die Umgebungen der Kranken in dem Hospitale wurden angesteckt. Aus ähnlichen Quellen kann dasselbe bey seinem Erscheinen auf Schiffen immer hergeleitet werden, aber die Furcht, daß es von da aufs Land verbreitet werde, und wie eine contagöse Krankheit sich weiter von einem Individuum auf das andere fortpflanze, ist ungegründet. Es ist kein Beispiel einer solchen Verpflanzung von Schiffen auf das Land vorhanden, und alle Beobachtungen lehren, daß es entweder allein auf den letztern geblieben, und der Stoff desselben allmählich unwirksam geworden sey, oder, wenn auch die Luft am Lande anfangs eine Vergiftung durch die inficirte Luft des Schiffes erhalten habe, diese Veränderung doch bald wieder unschädlich geworden sey. Daß aber dadurch eine allgemein herrschende Krankheit entstehen könne, sey unmöglich, da die wenigen Cubikfuß verdorbener Schiffsluft nicht im Stande seyen, die ganze Atmosphäre zu vergiften. Die Art und Weise,

wie das gelbe Fieber epidemisch wird, ist, wie der Verf. meint, schon ein starker Beweis, daß es seinen Ursprung von keinem Contagium nimmt. Die ersten Wirkungen der Ursache, sind, so lange dieselbe noch schwach ist, leichte Grade von Unpäßlichkeit, die den hernach kommenden schlimmern Krankheitszufällen vorangehen. Entstände es vom Contagium, so würden sich die gefährlichen Zufälle so gut in der Anfangs- als Fortgangsperiode entwickeln, da es die Natur eines jeden Contagiums sey, seine Wirkung in der ganzen Zeit seines Daseyns gleichförmig hervorzubringen? Die zerstreuten Fälle, welche von ihm vorkommen, machen es unmöglich, daß es durch ein Contagium fortgepflanzt sey; vielmehr erhellet daraus sein atmosphärischer Ursprung, da bey diesem die Krankheit an verschiedenen Punkten entsteht, die keine weitere Verbindung mit einander haben. Bey contagiösen Krankheiten im Gegentheil verhält sich die Anzahl der Fälle wie die Menge der Körper, an welchen das Contagium haften kann, und ihrem Gange kann ganz genau nachgespürt werden. Das gelbe Fieber hat keinen Focus, woraus es sich verbreitet, und kann sich nicht fortpflanzen, wie die contagiösen Krankheiten, die nicht-eher ihre ansteckende Kraft verlieren, als bis kein Körper mehr angetroffen wird, der für ihren Stoff Empfänglichkeit hat. Das Aufhören des gelben Fiebers bey dem eintretenden Froste zeigt genugsam, daß die Ursache desselben in der Atmosphäre sey, da im Gegentheile alle contagiöse Fieber in der Kälte häufiger sind. Wärme scheint den Stoff der letztern mehr zu zerstreuen und unschädlicher zu machen, zur Entwicklung und Vermehrung des gelben Fiebers aber eine Hauptbedingung zu seyn. Der Verf. findet es lächerlich und gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß eine gasförmige Aus-

dünstung aus einem kranken Körper an Schiffsegel, Tauen und andern Theilen desselben anzufliegen und in dem Augenblicke seiner Ankunft in einem Hafen Krankheit und Tod solle hervorbringen können, da doch alle Erfahrung lehre, daß es sich nicht zwey Fuß weit in den Hospitälern fortzupflanzen vermöge. Die Wandelbarkeit des gelben Fiebers in eine gelinde Gattung der miasmatischen Krankheiten beweise die gemeinschaftliche Quelle beider. Es geht zuweilen in ein gelindes remittirendes Fieber, ja wohl gar in ein intermittirendes Fieber, zuweilen auch in Dysenterie über, so wie es im Gegentheil auch oft unter den erwähnten gelindern Formen anfängt und erst späterhin den gefährlichen Character annimmt. Diese Erscheinungen sind aber mit einem eignen Contagium unverträglich, da dieses immer die nämliche Krankheit hervorbringt und denselben einen ganz bestimmten Character aufdrückt, der, die Krankheit mag mild oder heftig seyn, doch immer derselbe bleibt. Die Art und Weise, wie Ankömmlinge in den tropischen Ländern von dem gelben Fieber angesteckt werden, ist merkwürdig, und in Rücksicht des Streitpuncts lehrreich. Subjecte aus gewissen Gegenden, besonders aus warmen Ländern, wie Frankreich, bleiben eine Zeitlang von dieser Krankheit verschont, weil sie an die Hitze mehr gewöhnt sind. Nach der Zeit, wenn sie eine andre Stimmung durch die oft in America herrschende Kälte erhalten haben, werden sie so gut wie die Eingebornen angesteckt. Die aus kältern Gegenden kommenden sind demselben gleich Anfangs unterworfen, leiden mehr und heftiger daran. Wäre die Krankheit contagios, so würde kein Unterschied in der Entstehung bey den Völkern aus verschiedenen Climates statt haben, da das Contagium den Südländer so gut wie den Nordlän-

der ergreift, wenn sie sich demselben aussetzen. Um dem Einwurf zu begegnen, daß das von Dr. Chisholm unter dem Namen Boulam-Fieber beschriebene Fieber eine von dem Westindischen nicht contagiosen gelben Fieber verschiedene Krankheit und contagios sey, erzählt der Verf. die Geschichte des Schiffs Hanky, auf welchem dasselbe ausbrach, und macht es wahrscheinlich, daß dasselbe von dem Verweilen der Mannschaft auf dem Schiffe, von schlechter Nahrung und der großen Hitze an der Africanischen Küste seinen Ursprung genommen habe. Der Verf. unterscheidet das gelbe Fieber vom Typhus, und behauptet, daß sie in einander übergehen können, ohne einerley Natur zu seyn, oder von derselben Ursache zu entstehen; gleiche Veranlassungen können wohl zu beiden beitragen, und es hängt vielleicht nur von der höhern oder niedern Lufttemperatur ab, ob gelbes Fieber oder Typhus erscheint. Thierische und Pflanzenkörper können durch Fäulniß die Veranlassung zu beiderley Fiebern geben, aber hiebey findet sich keine Secretion eines eignen ansteckenden Giftes in dem Körper des Kranken. Es ist eine neue, aber noch erst mehrere Bestätigung verdienende Behauptung des Verf., daß thierische, besonders menschliche Ausflüsse giftig und betäubend aufs Nervensystem wirken und ihre Reactionsfähigkeit schwächen, faule Pflanzenausflüsse aber mehr die Empfindlichkeit der Nerven erhöhen, erstere das Gallensystem nicht afficiren, letztere aber vorzüglich nachtheilig auf dasselbe wirken. Die Krankheitsursache von thierischen Stoffen wird durch die Wärme weniger schädlich und zuletzt unwirksamer, da die von Pflanzen dadurch in ihrer Kraft und Wirksamkeit verstärkt wird. Nach den bisher vom Verf. aus der Geschichte, den Beobachtungen und Erfahrungen angeführten Thatsachen, die die nicht

contagibse Natur des gelben Fiebers beweisen sollen, geht er nun zur Auseinandersetzung der Begriffe von lues, pestis, contagium und infection über, und zeigt, welche Ideen die Alten mit diesen Benennungen verbunden haben; die wichtigsten unter diesen sind ihm contagium und infectio. Ersteres aus den Worten con und tango zusammengesetzt, definirt er als eine Absonderung einer Krankheitsmaterie, die mit den Nerven durch Einimpfung in Berührung gebracht wird, oder eine krankmachende Secretion, die von einem Kranken auf einen Gesunden übergeht und von den Lungen aufgenommen, zur Erzeugung ihres Gleichen, ohne die Mitwirkung einer andern Ursache, die Veranlassung in einem andern vorher gesunden Körper gibt. Unter infectio versteht er die Veränderung, die ein Körper von einem andern Stoffe in Rücksicht seiner Vollkommenheit, Reinheit und guten Beschaffenheit erhält, und die in der Atmosphäre von faulenden Körpern leicht und allgemein hervor gebracht wird. Rücksichtlich der Idee des Verf. von der specifischen Verschiedenheit der Wirkungen vegetabilischer und thierischer faulichter Ausflüsse will er erstre mit dem Namen phytoseptick, die andere aber sarcoseptick benannt wissen, und legt dem im Körper erzeugten contagium die Benennung toxicopoetick bey. In wie fern sowohl seine Definition des Contagiums das begreife, was sie sagen soll, und diese neuen Benennungen zur genauen Bestimmung der Begriffe beitragen oder nicht, muß der Rec. dahin gestellt seyn lassen, da die Ausdehnung, zu welcher diese Anzeige schon gediehen ist, es ihm nicht erlaubt, sich in nähere Untersuchungen einzulassen. Nach dem Verf. verdienen nur wenige Krankheiten den Namen der contagibsen im genauesten Sinne des Wortes; selbst Scharlachfieber

ber und Masern sind nach ihm mehr Folgekrankheiten einer atmosphärischen Veränderung, und es hat ihm nie gelingen wollen, die letztere durch Inoculation fortzupflanzen, weßwegen er auch an der Richtigkeit der Homöischen Versuche zweifelt. Eben so wenig hält er die epidemische Augenentzündung und brandichte Bräune für contagios. Ueber die contagiose Natur der Pest wagt er nicht zu entscheiden. Aber dem Typhus so wie dessen verschiedenen Formen als Hospital-, Schiffs-, Kerker-, Fieber spricht er den contagiosen Character ab. Nicht ein eigenes im Körper erzeugtes Gift ist die Ursache seiner Verbreitung, sondern Unreinigkeit, durch menschliche Ausflüsse verdorbene Luft, Mangel und ähnliche Schädlichkeiten bringen dasselbe hervor. Die Beschaffenheit der Luft in Räumen, wo viele Menschen bey einander sind, und keine freye Circulation derselben statt hat, die Ausflüsse und Ausdünstungen dieser Menschen selbst, sind oft von der Art, daß dadurch andre, die sich diesen Orten oder Menschen nähern, mit einem typhösen Fieber angesteckt werden, obgleich die Bewohner dieser Orten selbst von jeder Krankheit frey sind und bleiben, wie die Geschichten des Criminalgerichts zu Oxford 1577 und in London 1750 zeigen, wo die aus der verdorbenen Gefängnißluft kommenden schmutzigen Gefangenen, die selbst gesund waren, den meisten der Richter und Anwesenden und zwar vorzüglich denjenigen, auf welche der Zug der Luft von den Gefangenen treffen konnte, eine in wenigen Tagen tödlich werdende Krankheit mittheilten. Daß hier von keinem eignen in den Körpern der Gefangenen erzeugten Contagium die Rede seyn kann, ist wohl zu denken; denn ein solches konnte ja nicht in gesunden Körpern erzeugt werden, sondern ist immer die Folge der

ausgebildeten Krankheit, deren Gleiches es hervorbringen kann. Wäre bey diesen Arten von Typhus ein ähnliches Contagium wie z. B. bey dem Matternz; so würde es unerklärbar seyn, wie dieselben aufhören können, sobald die infectirten Räume sowohl als auch die darin gewesenen Menschen sorgfältig gereinigt sind; und, daß es so seyn, lehrt eine häufige Erfahrung von Schiffen, Gefängnissen und ähnlichen Orten; wäre ein Contagium, das sich von einem Individuum auf das andre fortpflanzen könnte, vorhanden, so würde alle Reinigung unnütz und außer Stande seyn, dieses Contagium zu tilgen. Der Verf. hat viele Versuche mit dem Schweiß und andern Materien des Körpers typhöser Kranken gemacht, und sie Gesunden auf verschiedne Weise mitzutheilen gesucht, aber nie die Krankheit darnach entstehen sehen. Eben so gieng es ihm mit dem gelben Fieber; ist ein Contagium bey demselben, so muß es in einer der Absonderungen seinen Sitz haben, man sein Gedanke, und in diesem stellte er nur seine Versuche an. In der ausgehauchten Luft konnte es seinen Sitz nicht haben; denn die Krankheit war nie in den Hospitälern einem Gesunden von einem Kranken mitgetheilt; die Ausdünstungsmaterie enthielt es auch nicht; denn sowohl der Verfa. als andre, banden die Tücher, womit der stinkende Schweiß Kranker und Sterbender abgewischt war, um den Kopf und andre Theile, ohne davon eine ansehnliche Unbequemlichkeit, als einen von dem Gesunden derselben hervorgebrachten Ekel zu empfinden. Der Verf. impfte sich mit der Ausdünstungsmaterie der Kranken ein, dergleichen mit dem Eiter der Buhonen; die bey einigen erschienen; ein Freund von ihm verschluckte von der Materie, die bey dem schwarzen Erbrechen ausgeleert war, aber alles ohne nachtheilige Wirkung.

Die letzte Beobachtung, welche der Verf. zu Gunsten seiner Meinung von dem nicht contagiösen, sondern atmosphärischen Ursprunge des gelben Fiebers anführt, ist die, daß das Blut aller derjenigen Gesunden, die in der nämlichen Gegend und unter dem nämlichen Einflusse der Atmosphäre lebten, in welcher das gelbe Fieber herrschte, eben dieselbe Beschaffenheit hatte, als dasjenige, was von den an dem Fieber Erkrankten genommen war, nämlich eine gelbe oft orangefarbene des Serums mit einem Niederschlage eines Theils der rothen Blutkugeln. Bey denen, die außerhalb der krankmachenden Atmosphäre lebten, war die Beschaffenheit des Bluts natürlich, erhielt aber die erwähnte Abweichung, sobald sie eine Zeit lang in derselben zugebracht hatten. Ferner bemerkte er, daß mehrere Menschen nur ganz einzelne Symptome der Krankheit erhielten, und übrigens gesund blieben, welches mit der Natur contagiöser Krankheiten streitet, die sich, wenn auch noch so gelinde, immer doch noch ihren ganzen Character ausbilden, zum wenigsten mit den wesentlichsten Zufällen auftraten. Zuletzt führt er noch an, daß das gelbe Fieber zwey und mehrere Male einen Menschen befallen könne, wie er selbst erfahren habe, da er drey mahl davon heimgesucht sey, welches wiederum gegen den Character einer contagiösen Krankheit streite, wofür der Körper nur ein mahl im Leben Empfänglichkeit besitze; denn das zweymahlige Erscheinen derselben in einem Individuum gehöre zu den sehr seltenen Ausnahmen, die hier nichts gelten könnten, da das mehrmahlige Erscheinen des gelben Fiebers bey einem Subjecte mehr zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört. Nach dieser ausführlichen Darstellung aller möglichen Gründe, welche für die nicht contagiöse Natur des gelben Fiebers

angeführt werden können, wendet sich der Verf. zu den Quarantaine-Anstalten und sucht das Härte, Grausame, Unzweckmäßige und Schädliche derselben mit lebendigen Farben zu zeichnen, und endigt endlich sein Werk mit Bekanntmachung der vornehmsten Quarantaine-Verordnungen, welche von den Americanischen Regierungen gegeben worden sind, welche ihrer Weitläufigkeit wegen eine große Seitenzahl desselben ausfüllen.

Nr. 2. Bey der Anzeige dieses Werckens kann sich Rec. kurz fassen, da es die nämliche Tendenz hat, wie das vorige, nämlich die nicht contagiöse Natur des gelben Fiebers darzuthun. Der Verf. beschränkt sich bloß auf die letzte Epidemie desselben in Baltimore, woselbst es seit 1800 nicht geherrscht hatte, und 1819 in seiner ganzen Bösartigkeit wieder erschien. Er geht von dem Satz aus, daß faulende vegetabilische Körper, stehende Wasser und große Hitze, die daselbst erzeugenden Schädlichkeiten seyen, und um den Ursprung desselben in Baltimore zu zeigen, liefert er eine Beschreibung der Docks und Schiffswerfte, vorzüglich von Fell's Point und Smith's Dock, worin das Wasser fast immer stehend ist, und in welches Vegetabilien in großer Menge geworfen, zur Entstehung eines Miasma's mit den wahrlichsten Ausdünstungen bey großer Hitze wirksam sind. An diesen Punkten der Stadt herrscht das gelbe Fieber fast alle Jahre sporadisch und bey näherer Untersuchung derselben fand es sich, daß außer den erwähnten Schädlichkeiten noch eine nähere Ursache der Krankheiten in dem Boden derselben lag, denn dieser bestand in den nächsten Straßen aus verfaultem Holze und Spähnen, wodurch eine Art von Morast gebildet würde; aus welchem eine stinkende Luft bey der geringsten Bes-

wegung in Blasen hervorbrang, wozu noch kam, daß in der ganzen Gegend von Fells Point bis zum Fort Mac Henry, wo die Krankheit mit am ehesten ausbrach und am stärksten wüthete, viele kleine Seen mit stehendem Wasser waren, die beständig schädliche Dünste lieferten, welche mit den Ausflüssen faulender Pflanzenkörper ange schwängert waren. Aus diesen Ursachen entstand die Krankheit, und wurde durch einen südlichen Wind in diejenigen Gegenden verbreitet, wo sie nachher wüthete, deren Grenzen sie aber auch nicht überschritt. Die ersten Krankheitsfälle erschienen im Julius in Smiths Dock, und vermehrten sich bald so sehr, daß der Gesundheits-Rath die Straßen mit Kalk bewerfen und in denselben Leer abbrennen ließ, welches, da auch die Menschen sich aus dieser Gegend zu entfernen suchten, die Wirkung hatte, daß die Krankheit daselbst bald nachließ. Im August zeigte sie sich aber eine Meile von dort bey Fell's Point und machte solche Fortschritte, daß die Diegierung genöthigt wurde, ernsthafteste policeyliche Maßregeln zu ergreifen, denn nach den officiellen Berichten der Aerzte waren in kurzer Zeit 1016 neue Fälle beobachtet, die außer 12 alle von Fell's Point hergeleitet werden konnten, wobey es merkwürdig war, daß fast alle, die zur Nachtzeit diese Gegend besuchten, angesteckt wurden, die aber bey Tage dahin kamen, frey blieben; welches sich bis auf die Aerzte erstreckte, die bey ihren Tagesvisiten nichts litten, ihre nächtlichen Besuche aber mit dem Ergriffenwerden von der Krankheit büßen mußten. Die Zahl aller Kranken stieg, so viel man erfahren konnte, auf 1200, wovon 300 starben. Die Krankheit dauerte bis Ende Septembers, als der Wind, welcher bisher in südöstlicher Richtung die inficirte Luft über die Stadt geführt hatte, nordwest

wurde, und mit dieser Veränderung eine Beschränkung des Fortschreitens der Krankheit statt hatte. Nach einer Verordnung der Regierung mußten die erwähnten Punkte der Stadt, wo die Krankheit ausgebrochen war, von den Bewohnern verlassen werden, die entweder Wohnungen in andern Theilen der Stadt bezogen, oder in eigne dazu eingerichtete Baracken aufgenommen und versorgt wurden. Ein großer Theil der Kranken kam ins Hospital. Nach dieser geschichtlichen Darstellung bemühet sich der Verf., die schwankenden Begriffe von Contagium, die unter seinen Landsleuten zu herrschen scheinen, zu berichtigen, und geht dann zu der Behauptung über, daß das gelbe Fieber allein in denen Districten herrsche, wo gallichte, remittirende und intermittirende Fieber einheimisch seyen, und nicht über den 50° der Breite hinausgehe, obgleich, wenn es contagiös wäre, genug Gelegenheit zur Weiterverbreitung vorhanden sey, und daß es ferner ein Product der nämlichen Ursache sey, wodurch gallichte, remittirende und intermittirende Fieber entstehen. Die Gründe des Verf. für die nicht contagiöse Natur desselben sind folgende. Es entsteht oft in ganz bevölkerten Städten ganz einzeln ohne sich fortzupflanzen, es ist von der nämlichen Natur wie die Gallen- und remittirende Fieber, die Ruhr, die Cholera und ähnliche, es entsteht an einzelnen abgelegenen Orten, die außer Verbindung mit andern sind, wird durch keine aus dem Körper ausgeschiedene Materie fortgepflanzt, die aus inficirten Orten nach gesunden Gegenden transportirten Kranken theilen es keinem andern Individuum mit. Es gehört zu denen Krankheiten, die aus einer inficirten Atmosphäre ihren Ursprung nehmen. In wie fern diese Gründe allgemeine Gültigkeit haben, wagt Rec. nicht zu bestimmen; so viel ist

aber gewiß, daß sie, wenn auch Manches gegen sie eingewandt werden kann, doch alle Aufmerksamkeit verdienen. Daß der Verf. die Quarantaine-Anstalten nicht mit Stillschweigen übergehen werde, ist leicht zu denken; er spricht gegen sie mit dem nämlichen Eifer, wie der Verf. der ersten Schrift. Indessen verwirft er sie bey dem gelben Fieber nicht ganz, sondern bringt nur eine vernünftige und zweckmäßige Modification derselben in Vorschlag. Er will, daß ein Schiff, welches von einem Orte kömmt, an welchem das gelbe Fieber bey seiner Abfahrt herrschend war, von den Gesundheitsbeamten untersucht, und nachdem die Kranken von ihm genommen sind, gereinigt werden soll; wonach es seiner Bestimmung nachgehen könne. Dieses Alles ließe sich in 48 Stunden thun und veranlasse keinen langen Aufenthalt. Sollte aber das Schiff Pflanzenkörper in einem Zustande von Fäulniß enthalten, oder eine oder mehrere Personen wären, nachdem dasselbe schon in See gewesen, krank geworden oder gestorben, so müsse man den Gesunden erlauben, das Schiff zu verlassen, und zu dem Orte ihrer Bestimmung zu gehen, dieses aber von seinen schädlichen Stoffen befreien und reinigen. Nach diesem Allen gibt er noch in einem Anhange Bericht von den Heilmitteln, deren man sich bey der Epidemie in Baltimore mit Nutzen bedient hat, nachdem vorher eine kleine Skizze von den charakteristischen Zufällen dieser Krankheit entworfen ist. Die vorzüglichsten in Gebrauch gezogenen Mittel waren Aderlässe, Calomel, Brech- und Abführungsmittel, Blasenpflaster; der Bäder und kalten Uebergießungen geschieht zur Verwunderung des Rec. keine Erwähnung. Das Resultat, welches aus beiden Schriften, die der Rec. mit mehr als gewöhn-

licher Ausführlichkeit der vielen darin gelieferten Thatsachen wegen angezeigt hat, hervorgeht, scheint die nicht contagiöse Natur des gelben Fiebers außer Zweifel zu setzen, und stimmt hierin mit Gros und Gerardin, die dasselbe 1817 in Neuorleans beobachteten, überein, so wie sie ganz gegen die Meinungen von Pim, Gilpin und Hosack streiten. Ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, auf welcher Seite das Recht sey, würde bey einer uns so fremden Krankheit schwer und anmaßend seyn. Gegen Thatsachen läßt sich nicht streiten, und diese haben beide Parteyen zu ihren Gunsten anzuführen. So viel scheint wohl gewiß zu seyn, daß dieses Fieber ursprünglich endemisch sey, und von Localursachen bey einem begünstigenden Zustande der Witterung entstehe, mit der Zeit aber epidemisch werden, und ganze Districte einnehmen könne; wozu die Winde eine leichte Veranlassung geben. Zu den contagiösen Krankheiten mit einem eignen, einen bestimmten Character gebenden und durch einen eigenthümlichen Secretionsact hervorgebrachten Gifte, welches durch Berührung oder Einimpfung seines Gleichen in gesunden Körpern fortzupflanzen im Stande ist, wie die Pest und die Masern gehört es wohl nicht. Aber ob nicht beym Fortschreiten der Krankheit und größerer Bösartigkeit derselben, Lungen- und Hautausdünstung, so wie andre Excrete des Körpers so verändert werden können, daß sie wirklich eine contagiöse Eigenschaft erhalten, ist eine Frage, die wohl nicht ganz verneint werden kann, wenn wir aus Analogie mit andern endemischen und epidemischen Krankheiten zu schließen berechtigt sind. Diese Ausartung scheint aber doch mehr zu den Seltenheiten zu gehören, fordert indessen doch die

Aufmerksamkeit der Sanitätsbehörden. Aus Allem, was die neuern Beobachtungen liefern, erhellet wohl so viel, daß diese Krankheit in den nördlichen Climates nicht leicht zu fürchten sey, in der Regel zu den endemischen und epidemischen Fiebern der wärmeren Erdstriche gehörr, und nicht leicht durch Contagium verpflanzt werde. Bey dieser Ansicht läßt sich also nicht erwarten, daß sie durch Schiffe an unsre Ufer gebracht werden könne, und Abweisung derjenigen Schiffe, welche aus den Geburtsgegenden desselben kommen, scheint unnöthig, den Handel störend, nachtheilig und grausam zu seyn. Hiebey wird aber vorausgesetzt, daß diese Schiffe keine in Fäulniß übergegangene Artikel an Bord haben, und die darauf befindliche Mannschaft auf ihrer Reise weder an diesem Fieber Verstorbene gehabt noch daran Kranke jetzt habe. Wozu sollte in diesem Falle ein langer Aufenthalt nützen, und auf wie manche Weise könnte er schädlich werden, wenn Menschen, die vielleicht eine lange und beschwerliche Reise gehabt haben und an Erfrischungen Mangel leiden, noch lange zusammengehäuft bleiben, und die drückendsten Entbehrungen erdulden müssen? Wenn in diesem Falle Krankheit auf dem Schiffe ausbräche, so wäre es wohl kein Wunder. Finden sich aber auf dem Schiffe verdorbene Waaren, besonders aus dem Pflanzenreiche, hätte es Kranke am Bord, so würde der Aufenthalt oder gar das Abweisen von dem Haven noch nachtheiliger und grausamer seyn. Denn durch diese Maßregeln würde die ganze Mannschaft aufgeopfert werden, oder, da der Mensch alles für sein Leben wagt, würde ihr zu verdenken seyn, wenn sie sich heimlich an irgend einem Punkte der Küste ans Land schliche, und hievon könne

ten eben die Folgen sehr verderblich werden. Denn bey dem langen Aufenthalte in der verpesteten Luft des Schiffes und in der Umgebung schlechter, hülfloser, an Pflege, Reinlichkeit und Nahrung, Mangel leidender Kranken, wodurch leicht etwas Contagioses erzeugt werden könnte, würden sie große Gefahr für die Landbewohner bringen, zu denen sie sich zu flüchten gezwungen wären.

Man höre aber die Stimme der Menschlichkeit und verbinde damit die Maßregeln, welche die Klugheit und Erfahrung angeben, und alles Grausame und den Verkehr Störende der Sicherheitsanstalten wird wegfallen. Eine Entfernung der Kranken vom Schiffe, und Versorgung derselben in abgelegenen Wohnungen, Waschen der Gesunden sowohl als ihrer Kleidungen, allenfalls mit Beyhülfe der oxygenisirt: salzsauren Räucherungen, Erlaubniß, daß dieselben das Schiff verlassen, und ans Land gehen können; Entladungen des Schiffes von allen verdorbenen Waaren und Vertilgung derselben, Waschungen, Reinigungen, Durchräucherungen und Durchlüftungen desselben, dieses sind die leichtesten, am geschwindesten anzuwendenden und sichersten Maßregeln, bey deren Anwendung weder Schiff noch Mannschaft leiden oder von ihrer Bestimmung abgehalten werden. — Die strengen Sperrungen und Sicherheitsanstalten, welche bey der Pest. angewendet werden, scheinen bey dem gelben Fieber unnöthig und zweckwidrig, so wie für den Handel und Umtrieb sehr nachtheilig zu seyn.

Von noch einer seit der Abfassung dieser Anzeige erschienenen neuen Schrift über das gelbe Fieber geben wir nächstens Nachricht.

Heineken.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 5. Junius 1820.

Göttingen.

Der neue Reichenbachsche Meridiankreis, welchen unsere Sternwarte im vorigen Jahre erhalten hat, ist zwar schon seit geraumer Zeit aufgestellt, und im Gebrauch: wir haben aber, ehe wir von demselben eine öffentliche Nachricht gäben, erst eine beträchtliche Reihe von Erfahrungen abwarten zu müssen geglaubt, um nach diesen desto sicherer über das, was dieses Instrument, von einer bisher noch nicht angewandten Einrichtung, leistet, urtheilen zu können.

Das Instrument ist zugleich Mittagsfernrohr und Höhenmesser. Alle zu der erstern Bestimmung gehörigen Einrichtungen hat es mit den vollkommensten einfachen Mittagsfernrohren gemein, und bedürfen daher jene keiner ausführlichen Beschreibung. Das Fernrohr hat 5 Pariser Fuß Brennweite, und 4 Pariser Zoll Oeffnung. Die vier Oculareinsätze vergrößern 68, 86, 120 und 170 mahl: Hr. Hofrath Gauß bedient sich fast ausschließlich der stärksten. Das Fadennetz mußte, weil einige der Fäden schlaff

R (4)

geworden wären, hier erneuert werden. Es besteht jetzt aus sieben verticalen und zwey horizontalen Spinnenfäden: die Zwischenräume zwischen jenen werden von Sternen im Aequator in 14 Secunden durchlaufen; die horizontalen sind nur 7" 6 von einander entfernt.

Die Axe von 33 Pariser Zoll Länge trägt auf der einen Seite zwey concentrische Kreise, deren vom Fernrohr abgekehrte Flächen fast in Einer Ebene liegen. Der äußere Kreis, welcher auf der Axe fest ist, und sich also mit dem Fernrohr zugleich dreht, hat die Theilung, die unmittelbar von 3 zu 3 Minuten geht. Der innere Kreis (Alhidaden-Kreis) würde sich ohne eine an dem Pfeiler angebrachte Hemmung um die Axe drehen lassen: diese aber verstatet ihm nur eine kleine feine Bewegung, um die an ihm feste Wasserwäge einzustellen. Auf diesem Alhidadenkreise sind die vier Indices, je 45° von der Verticallinie entfernt, mit ihren Verniers, welche die Haupttheile wieder in 90 Theile, also von 2 zu 2 Secunden abtheilen; kleinere Theile lassen sich noch schätzen. Der Durchmesser der Kreise bey der Ableseung ist 35 Pariser Zoll. Daß beide Kreise, ohne einander zu berühren, doch nur durch einen kaum merklichen Zwischenraum getrennt, und daß deswegen die Ableseungsmicroscope absichtlich etwas schief gestellt sind, indem die Fläche des getheilten Kreises etwas, obwohl nur äußerst wenig, über die Fläche des Alhidadenkreises hervortragt, sind Einrichtungen, die dieses Instrument mit andern Reichenbach'schen gemein hat. Drey Balancirungen, für das ganze Instrument, für den Alhidadenkreis und für das Fernrohr, haben zum Zweck, den Druck der Zapfen auf die Pfannen und des Alhidadenkreises auf die Axe, so wie die Biegung des Rohrs aufzuheben. An der Hänglibelle, womit

die Axe nivellirt wird, beträgt ein Ausschlag von einem Pariser Zoll 22", an der Hauptlibelle 17" 6. Letztere dient, den Alhidadentkreis immer in unverrückter Lage zu erhalten, oder sehr kleine Verrückungen zu messen und in Rechnung zu bringen. (Hr. Hofr. Gauß pflegt die Corrections-schraube nur dann zu berühren, wenn die Verstellung über 2" beträgt, welches selten der Fall ist).

Die Umlegung des Instruments, die vermittelt einer sehr zweckmäßig eingerichteten Maschine leicht und sicher ausgeführt wird, dient demnächst, in Beziehung auf das Höhenmessen, den Collimationsfehler auszumitteln, und die gemessenen Zenithdistanzen in absolute zu verwandeln. Inzwischen kann es bedenklich scheinen, den Collimationsfehler auf längere Zeit und bey beträchtlichem Temperaturwechsel als ganz unveränderlich anzusehen, und daher wird es, falls man nicht das Instrument sehr oft umlegt, vortheilhafter seyn, die Beobachtungen auf den Pol, als sie auf das Zenith zu beziehen. Den Ort des Pols auf dem Kreise kann man durch Circumpolarsterne um so leichter bestimmen, da die optische Kraft des Fernrohrs bewundernswürdig groß ist. Dieses steht darin dem Fernrohr am Reichenbachschen Passage-Instrument (s. unsre Anz. 1819 St. 167) kaum nach, obgleich letzteres bey einer größern Brennweite auch eine etwas größere Oeffnung hat, und der etwa noch vorhandene kleine Unterschied wird dadurch aufgewogen, daß man den Meridiankreis vorher auf das genaueste einstellen kann, und so allemahl seine ganze Aufmerksamkeit nur auf einen sehr kleinen Theil des Gesichtsfeldes zu richten braucht. Unter den von Hrn. Hofrath Gauß bey Tage beobachteten Sternen finden sich eine Menge von der vierten Größe; I Draconis Hevelii

und α Cephei Hevelii, welche auch bey Tage und in der Nähe des Mittags beobachtet wurden, sind sogar nur von der fünften. Die Einrichtung des Fadennehes bringt es aber mit sich, daß die Tagsbeobachtungen so feiner Pünctchen, sobald sie nur überhaupt sichtbar sind, dieselbe Zuverlässigkeit haben, wie die der größern Sterne.

Wir setzen hier als eine Probe der herrlichen mit diesem Instrument zu erreichenden Uebereinstimmung die Resultate aller von Eröffnung des Tagebuches bis zur ersten Umlegung gemachten Bestimmungen des Orts des Pols auf dem Instrumente, aus allen unmittelbar nach einander beobachteten entgegengesetzten Culminationen von Circumpolarsternen her. Die Harmonie der Resultate aus einem und demselben Sterne beweiset die Feinheit, womit sich die Beobachtungen anstellen lassen, und die während jener Zeit bewahrte Unveränderlichkeit des Collimationsfehlers: die eben so große Uebereinstimmung der Resultate aus verschiedenen Sternen hingegen beweiset die Vortrefflichkeit der Reichenbachschen Theilung, die um so mehr Bewunderung verdient, wenn man die mäßige Größe des Kreises in Betrachtung zieht.

1820	Namen der Sterne	Größe	Ort des Pols
Februar 26	α Cephei	3	$321^{\circ} 29' 32'' 14$
	β Cephei	3	31, 89
	δ Draconis	3	32, 29
	η Cephei	3. 4	32, 24
	α Cephei	3	31, 16
	β Cephei	3	31, 65
27	δ Draconis	3	31, 39
	η Cephei	3. 4	31, 90
	δ Draconis	3	31, 54
	η Cephei	3. 4	31, 63

1820	Namen der Sterne	Größe	Ort des Pols	
Febr. 28	γ Cephei	3	$321^{\circ} 29' 31'' 54$	
	τ Cephei	4	32, 74	
	δ Cephei	4	31, 12	
März 9	δ Draconis	3	31, 18	
	β Cephei	3	32, 18	
	τ Cephei	4	31, 42	
	ϵ Cephei	4	31, 52	
	10	β Cephei	3	32, 05
	11	1 Dracon. Hev.	5	31, 97
	18	1 Dracon. Hev.	5	32, 04
3 Lacertae		4	32, 32	
α Ursae maj.		2	31, 62	
19	α Ursae min.	2	32, 81	

Das Mittel ist $321^{\circ} 29' 31'' 84$, von welchem auch nicht eine einzige dieser 23 Bestimmungen eine volle Secunde abweicht.

In so fern die Beobachtungen an diesem Instrument nicht auf das Zenith, sondern auf den Pol bezogen werden, ist im Grunde die genaueste Kenntniß der Polhöhe etwas untergeordnetes, und da man, wo es die einzelne Secunde oder gar Theile von Secunden gilt, die größte Behutsamkeit anzuwenden hat, und eine so große Unveränderlichkeit des Collimationsfehlers wie die obige Uebersicht zeigt, doch nicht auf immer zu erwarten ist, so wird es für die schärfste Bestimmung der Polhöhe zweckmäßig seyn, nur solche Beobachtungen zu verbinden, die dem Umlegen zunächst vorhergingen und zunächst darauf folgten. Hr. Hofr. Gauß wagt daher nicht, seine bisherigen Beobachtungen zu dieser Bestimmung anzuwenden, da nach dem ersten Umlegen ziemlich lange anhaltendes ungünstiges Wetter eintrat, und bey dem zweyten am 13. April ein zufälligerweise vorgekommenes kleines Derangement des Fadennetzes die völlige Gleichheit des Collimationsfehlers etwas zweifelhaft machte, obwohl übrigens die Resultate

aus jenen Beobachtungen sehr nahe unter sich und mit einem auf einem andern Wege erhaltenen, welches wir sogleich anführen wollen, übereinstimmen. Die Verbindung des Orts des Pols im ersten Zeitraum, mit dem im zweyten ($38^{\circ} 25' 53'' 54$) gibt nämlich die Polhöhe $51^{\circ} 31' 49'' 15$; und die Verbindung von 13 Circumpolarsternbeobachtungen unmittelbar vor dem zweyten Umlegen mit den unmittelbar nach dem Umlegen beobachteten entgegengesetzten Culminationen derselben Sterne gibt $51^{\circ} 31' 47'' 86$.

Bekanntlich hat seit einigen Jahren ein Umstand in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen, der, wenn gleich es dabey nur ein paar Secunden gilt, doch für die Beobachtungskunst sowohl als für die mannichfaltigen astronomischen Resultate von höchster Wichtigkeit ist. Wir meinen die kleinen Unterschiede, welche sich in Bestimmung von Stern-Declinationen, Schiefe der Ekliptik und Polhöhen bey Anwendung verschiedener, wenn gleich übrigens höchst vortrefflicher, Instrumente gezeigt haben. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Unterschiede von der Einwirkung der Schwerkraft auf die verschiedenen Theile jedes Instruments herrühren, wenn man gleich bis jetzt weder die Art der Einwirkung vollständig und mit Gewißheit nachweisen, noch bestimmt urtheilen kann, welches Instrument das richtige und welches das unrichtige Resultat gegeben habe. Ueber das Quantitative der Biegung der Metalle wissen wir im Grunde noch sehr wenig, und es scheint uns zu gewagt, bey irgend einem Instrumente, es sey gebauet wie es wolle, die Möglichkeit eines merklichen Einflusses der Schwere auf die Theile desselben und dadurch auf die Beobachtungen abzuläugnen, ohne eine solche Behauptung durch hinlängliche anderweitige Beweise zu begründen. Bey dem hiesigen Meridiankreise hat zwar der große Künstler alles gethan, um die Biegung des Fernrohrs durch eine sinnreiche Balancirung auf-

zuheben. Inzwischen könnte man doch immer noch zweifeln, ob dadurch alle Flexion weggeschafft, oder in ihren Wirkungen vollkommen unmerklich gemacht sey. Das einzige directe Mittel, dieses zu prüfen, scheint die Verbindung unmittelbarer Beobachtungen eines Himmelskörpers mit solchen zu seyn, die an dem aus einem künstlichen Horizont gesehenen Bilde desselben gemacht werden, wobey sich von selbst versteht, daß dergleichen Beobachtungen oftmahls wiederholt werden müssen, um diesen delicaten Gegenstand ins Klare zu bringen. Einen Anfang mit solchen Beobachtungen hat Hr. Hofr. Gauß bereits gemacht, indem er den Nordstern aus einem Wasser Spiegel beobachtete: den glänzendsten Beweis von der erstaunlichen optischen Kraft des Fernrohrs gibt wohl der Umstand, daß auch die bey Tage einfallende obere Culmination auf diese Weise recht gut beobachtet werden konnte. Das Resultat der ersten vollständigen Beobachtung dieser Art war folgendes:

Zenithdistanz des Nordsterns (frey von Strahlenbrechung, aber einschließlich des Collimationsfehlers) 1820 May 13.

Untere Culmination, direct	319° 50' 20'' 73
Untere Culmination, reflectirt	220 5 3,94
Obere Culmination, direct	323 8 41,51
Obere Culmination, reflectirt	216 46 44,31

Hieraus folgt die wahre Zenithdistanz
 in der untern Culmination 40 7 21,60
 in der obern Culmination 36 49 1,40
 und hieraus, indem die 12stündige Aenderung der Declination — 0'' 10 ist, die Polhöhe für den Platz des Wassergefäßes 51° 31' 48'' 45, oder für den Mittelpunkt des Kreises 51° 31' 48'' 40.

Da diese Bestimmung fast mitten zwischen die zwey oben angeführten fällt, so wird es hiedurch bereits sehr wahrscheinlich, daß die Wirkung der Schwere auf die Beobachtungen mit diesem Instrument ent-

weder völlig unmerklich, oder doch äußerst gering seyn muß. Die Declination des Nordsterns aus obigen Beobachtungen ist $0''42$ kleiner als aus Bessels Tafeln (Die sämtlichen bisherigen Beobachtungen des Hrn. Hofr. Gauß geben diese Correction = $-0''67$).

Um auch noch eine Probe von dem, was das Instrument als Mittagsfernrohr leistet, zu geben, setzen wir hier noch einige Beobachtungen des Mars her, welche Hr. Hofr. Gauß um die Zeit der Quadratur dieses Planeten gemacht hat.

1820	M. Z.	Ger. Aufst. des 1. Randes	Abw. d. Mittelsp.
März	29 7 ^u 10' 16'' 3	114° 57' 49'' 3	24 ^p 16' 47'' 3 N.
	30 7 7 40, 7	114 57 57, 7	24 12 7, 1
	31 7 5 6, 8	115 18 30, 1	24 7 18, 1
April	5 6 52 37, 3	117 6 19, 9	23 42 5, 4
	10 6 40 40, 4	119 2 17, 5	23 14 30, 6
	11 6 38 20, 3	119 26 18, 3	23 8 41, 0
	12 6 36 1, 6	119 50 41, 5	23 2 48, 0
	13 6 33 43, 7	120 15 15, 0	22 56 44, 8
	26 6 5 16, 8	125 56 10, 0	21 29 12, 8

Die Vergleichung dieser Beobachtungen mit den Merstafeln des Hrn. von Lindenau wurde durch Hrn. von Staude gemacht, welcher sich gegenwärtig bey uns mit ausgezeichnetem Eifer und Erfolg dem Studium der mathematischen und astronomischen Wissenschaften widmet. Es ergaben sich folgende

Unterschiede

	Gerad. Aufst.	Abweich.
März 29	—, 0' 7	+ 5' 1
30	— 0, 5	+ 3, 9
31	— 2, 1	+ 6, 1
April 5	— 1, 3	+ 3, 9
10	— 4, 9	+ 2, 9
11	— 1, 9	+ 3, 6
12	— 4, 8	+ 1, 9
13	— 1, 8	+ 4, 2
26	— 1, 5	+ 1, 5

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 8. Junius 1820.

M a d r i d.

Fuero Juzgo en Latin y Castellano, coté-
jado con los mas antiguos y preciosos Cod-
ces por la Real Academia Española. 1815. Fol.

Wir erhalten in diesem Werke eine neue sehr
schätzbare Ausgabe der Lex Wisigothorum,
sowohl des Lateinischen Originaltextes als der
unter dem Namen Fuero Juzgo bekannten Ue-
bersehung in das Castilianische des 13ten Jahr-
hunderts. Der Lateinische Text war bisher in
allen Ausgaben bloßer Abdruck der editio prin-
ceps von Pithou, zu der man einige wenig be-
deutende Varianten aus Handschriften ohne son-
derlichen Werth gesammelt hatte; von der in
Deutschland sehr seltenen Uebersetzung hatte man
eine einzige von Alonso de Villadiego (Madrid
1600) besorgte Ausgabe, die 1792 wieder ge-
druckt und nach dem Urtheil der jetzigen Her-
ausgeber sehr fehlerhaft war. Die Könialiche
Academia beschloß 1784 eine neue critische Aus-
gabe des Originaltextes und der Uebersetzung zu

veranstalten, wobey aber bey dem Castilianischen Text mehr der Gesichtspunct war eines der wichtigsten Monumente der Sprache zugänglicher zu machen, als aus verschiedenen Handschriften einen Text zusammenzustellen, der das Original am treuesten wiedergabe. Auf Königl. Befehl wurden der Academie (wie die Vorrede auf 6 Blättern ohne Seitenzahlen besagt) von den Königl. Bibliotheken zu Madrid und im Escorial, von den Universitäten und von anderen Instituten die vorhandenen Lateinischen und Spanischen Handschriften zur Benützung überlassen; mehrere erhielt sie auch von Privatpersonen. Aus diesem Apparat wählten die mit der Bearbeitung beauftragten Mitglieder der Academie, für den Lateinischen Text, der in dieser Ausgabe 162 Seiten füllt, und den sie möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt geben wollten, neun Handschriften aus, von welchen zwey (der Cod. Vigilano und Emilianense) in das letzte Viertel des zehnten Jahrhunderts gehören: diese wurden mit dem Pithouschen Text nach Lindenbrogs Ausgabe verglichen, und die Lesarten, welche nach dem Zusammenhange die echten zu seyn schienen (adoptándose la leccion que segun reglas de buen discurso se juzgaba mas autorizada y fidedigna) in den Text aufgenommen, andere in die Noten verwiesen, ganze Stellen aber die nur in einzelnen Handschriften standen, und in den übrigen fehlten, ebenfalls in den Noten beigebracht. Wenn man gleich an dieser Art zu verfahren, wodurch eine ziemlich willkürliche Recension des Textes entstehen mußte, mancherley auszufehen haben möchte, so sind doch die Hülfsmittel, die für jenen in den Handschriften lagen, vollständig genug benützt, und diese neue Ausgabe von großem Werth für jeden, der sich mit den alten Germanischen Volksrechten er-

tisch beschäftigt. Die Recension des Castilianischen Textes (auf 205 C.) fand nach anderen Grundsätzen statt. Die 17 verschiedenen Handschriften, welche über diesen verglichen wurden, rührten aus sehr verschiedener Zeit her, und waren in verschiedenen Gegenden von Spanien geschrieben; die Verschiedenheit des Ausdrucks und die verschiedene Gestaltung der Worte oder auch nur die abweichende Orthographie konnten daher als sehr wichtig^e Thatfachen für die Geschichte der Spanischen Sprache betrachtet werden, aus welchen hervorgeht, wie sie sich allmählich bis zum 16ten Jahrhundert gebildet hat. Hier wurde daher eine Handschrift aus dem Archiv der Stadt Murcia, die älteste unter den vorhandenen, bald nach der ersten Abfassung der Uebersetzung geschrieben, und wahrscheinlich ein Geschenk K. Alphons des Weisen an jene, zum Grunde gelegt, und nur einige verloren gegangene Blätter und eine am Ende des 12ten Buchs auch in anderen Handschriften fehlende Stelle, aus denjenigen ergänzt, welche die ältesten und correctesten schienen; die abweichenden für die Geschichte der Sprache wichtigen Lesarten sind hier bloß in die Noten aufgenommen. Dem Lateinischen und Spanischen Text ist eine sehr lehrreiche Abhandlung über die Entstehung der Lex Wisigothorum und der Uebersetzung (pag. I bis XLV) vorgedruckt, welche Don Manuel de Lardizabal y Uribe, eines der Mitglieder der Academie, welchen die Bearbeitung der neuen Ausgabe aufgetragen war, zum Verfasser hat. Daß König Eurich († 483) die erste Aufzeichnung der Westgothischen Rechte veranstaltet habe, wird auch hier angenommen, doch seyen dieß nicht bloß Gewohnheiten, sondern auch wirkliche, nur ungeschriebene Gesetze gewesen; Leovigild († 586) habe diese Sammlung ergänzt, aber

auch manches daraus weggelassen, eine Annahme die auf dem unverwerflichen Zeugniß Isidors beruht. Die jetzige Sammlung ist durch eine viermahlige Umarbeitung jener früheren, unter R. Chindaswind († 652), Recceswind († 672), Ervig († 696) und Egica († 701) entstanden, und zwar so, daß unsere Lex Wisigothorum keineswegs eine unter den beiden erstgenannten Königen verfaßte Compilation ist, zu der nachher nur noch ein paar Zusätze gekommen sind, sondern erst unter dem letztgenannten König ihre jetzige Gestalt erhalten hat. Diese Meinung, für welche sich auch Rec. schon früher erklärt hat, wird durch den Umstand sehr unterstützt, daß die Quellen, aus welchen die einzelnen Stellen unserer jetzigen Sammlung genommen sind, in den Spanischen Handschriften so äußerst verschieden angegeben werden, ungeachtet die Anordnung des Ganzen in allen die nehmliche ist. Stellen, wo einige Handschriften einen bestimmten König angeben, dessen Gesetzgebung sie angehören sollen, führen in anderen einen anderen Namen oder die Ueberschrift *antiqua* oder *noviter emendata* oder auch gar keine Ueberschrift, und eben so umgekehrt; und dies trifft namentlich auch die Verordnungen von Chindaswind und Recceswind. Aus welchem Grunde könnte dies wohl natürlicher erklärt werden, als aus dem Umstande, daß auch die Sammlungen, die Chindaswind und Recceswind zum Urheber hatten, einer so durchgreifenden Revolution unterworfen wurden, daß vieles im neuen Text eben so gut *antiqua* oder *noviter emendata* heißen konnte, als was man aus den ältesten Sammlungen beybehalten hatte, während andere Handschriften noch die alte Ueberschrift beybehielten. Auch wird es nach den Untersuchungen, welche Dag. M. de L. über die Entstehung einzelner Stellen unserer L. Wisig.

angestellt hat, sehr zweifelhaft, daß aus den ältesten Gesetzen von Ervig und Leovigild vieles unmittelbar und wörtlich in jene übergegangen ist; denn die Stellen, welche Antiqua überschrieben sind, oder gar keine Ueberschrift haben, und die man gewöhnlich hierauf bezogen hat, sind zum Theil erst durch Gesetzgebung des 7ten Jahrhunderts entstanden, wie z. B. C. XII u. f. von mehreren nachgewiesen ist. Weniger ausführlich verbreitet sich Don M. de L. über die Entstehung der Uebersetzung ins Castilianische. Er erklärt zuerst schon nach dem Ausspruch von Aldrate in seinem Werk über den Ursprung der Castilianischen Sprache, die von Alonso de Bilibiadeo aufgestellte Meinung, daß die unter dem Namen Fuero Juzgo bekannte Uebersetzung gleichzeitig mit dem (von den Spaniern und in den Handschriften auch immer Forum judicum genannten) Lateinischen Original sey, für notorisch unhaltbar; selbst ohne Rücksicht auf die seitdem bekannt gewordene Urkunde K. Ferdinand III., oder des Heiligen, von Castilien, vom J. 1241 für Cordova, durch welche, nachdem dieses den Mauren entrisen worden, der Liber judicum hier als "forum de Corduba" eingeführt und dessen Uebersetzung "in vulgarem" erst befohlen wurde. Noch unter Ferdinand III. oder unter seinem Sohn Alphons dem Weisen, in jedem Fall um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, ist sie folglich zuerst verfaßt; genauer läßt sich die Zeit nicht bestimmen. Don M. de L. findet es, zwar nicht unwahrscheinlich, daß, wie Buziel annimmt, eine erste Uebersetzung unter Ferdinand und eine andere verbesserte unter Alphons veranstaltet worden sey und auch hieraus manche Abweichungen der Handschriften erklärt werden können; doch rühren die letzteren mehr von Uebersetzung und von den Veränderungen des Rechts durch spätere Gesetze und Gewohnheiten

her, die man in den Text aufgenommen hat. Ueber die außerhalb Spanien herrschende Meinung, daß der Fuero Juzgo freylich keine alte gothische Uebersetzung sey, es aber eine solche doch gegeben habe; wie aus L. Wisig. L. II. Tit. I. Cap. 10 (Kap. 9 in dieser Ausg.) erhelle, erklärt sich die Academie nirgends, ungeachtet eine solche gerade das wichtigste Monument für die Entstehung der Spanischen Sprache seyn müßte; es scheint also, daß es an allen sicheren Spuren des Daseyns einer solchen Uebersetzung fehlt. In der That ist auch jene Stelle nicht so entscheidend für dieses, als man bisher angenommen hat. Die Worte *nullus — praeter hunc librum qui nuper est editus atque secundum seriem hujus amodo translatum, librum alium legum — judici offerre pertinet*, brauchen nicht nothwendig gerade auf eine Uebersetzung zu gehen, sondern können auch dahin gedeutet werden, daß die älteren nicht nach ihrem ganzen Inhalt aufgehoben, sondern bloß revidirten Compilationen, gar nicht mehr gebraucht werden sollen, und das Gesetzbuch, das Autorität in den Gerichten genießen solle, von nun an eine wörtliche Abschrift der neuesten Compilation seyn müsse. Die Worte der Uebersetzung: *“otro libro de leyes si non este nuestro, o otro translado segun este”* können noch bequemer so verstanden werden, da gerade *trasladar* im Spanischen noch bestimmter als *transferre* die Bedeutung auch von Abschreiben hat. Uebrigens gehört diese Stelle zu denjenigen, die wahrscheinlich durch alle Compilationen durchgegangen und für jede im Gegensatz der früheren sanctionirt worden sind. In einigen Handschriften hat sie gar keine Ueberschrift, in anderen heißt sie *antiqua*, Flavius Chindasvindus, in anderen *noviter emendata*, in anderen wird sie *Necesario* zugeschrieben.

Interpolation, erst seit dem 13ten Jahrhundert eingeschoben, ist sie übrigens nicht, denn es wird nicht bemerkt, daß die angeführten Worte in den Handschriften des 10ten Jahrhunderts, welche die Academie verglichen hat, fehlen. — Zur Erklärung der im Lateinischen sowohl als Castilianischen Texte vorkommenden schwerer verständlichen Worte, hat die Academie ein Lateinisches und Spanisches Glossarium S. 205—231 beygefügt.

R. F. E.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Pharmacopoea Hannoverana. 1819. 396 S. gr. 8.

Eine eigene Pharmacopoe war längst ein Bedürfnis für die Hannöverschen Staaten. Es wurde aber dieses Bedürfnis um so fühlbarer und dringender, da mit der Erhebung des Churfürstenthums zu einem Königreich und dem Zuwachs mehrerer Ländertheile bey dem Gebrauch so vielerley Pharmacopöen in denselben die staatsarzneylische Aufsicht über Apotheken und arzneuerordnende Aerzte immer schwieriger werden mußte. Nach und nach war an manchen Orten eine Willkührlichkeit eingerissen, welche den größten Nachtheil für das Publicum haben mußte, und es selbst Aerzten und Apothekern schwer machte, was jene bey ihren Verordnungen erwarten durften, und womit sich diese zu versehen hatten. Diesem Bedürfnis ist jetzt auf eine sehr zweckmäßige Weise abgeholfen, indem glücklicher Weise die Besorgung in die Hände von Männern kam, die alles in sich vereinigen, was zur Ausarbeitung einer guten, zweckmäßigen Pharmacopoe erforderlich ist; überdies ist diese Pharmacopoe in solch einfach schönes Lateinisches Gewand gekleidet, daß jeder leicht und unzweydeutig den Inhalt verstehen kann. Das Ganze hält das rechte Maß und Ziel. Das: "ne quid nimis!" welches heutiges Tages von einer guten Apotheke gefordert wird, ist weislich berücksichtigt, überall das Erprobtere, Bessere dem minder Erprobten vorge-

zogen, und das alte Gute beybehalten, doch zuweilen mit Verminderung der Ingredienzen, wie bey dem *Electuarium Theriaca*. Diejenigen Arzneymittel, welche durchaus jede Hannoverische Apotheke enthalten soll, sind mit einem * bezeichnet; die übrigen minder nothwendigen Dinge, welche in kleinen Landapotheken nicht durchaus nothwendig sind, und manchemahl nicht eigentlich zum Arzneyvorrath gehören, sind unbezeichnet.

Der erste Theil enthält die einfachen Arzneymittel. Ein neuer chemischer Name wird immer dem älteren vorgefetzt, aber nur einer, um Verwirrung zu vermeiden, was wir sehr billigen. Den Pflanzen sind oft neben den pharmaceutischen und Linné'schen die neuesten botanischen beygefetzt; unter den Deutschen, ist die hierzu Lande gewöhnlichste Benennung gewählt. Unter jedem Mittel ist die *Vis* und der *Usus* nebst der *Dosis* für Erwachsene kurz angegeben. Bey Giften auch das *Antidotum*, jedoch nicht bey allen. So finden wir S. 4 bey *Aerugo: Saccharum? Kalina, Albumen*; bey *Arsenicum album* S. 7 u. 8 kein *Antidotum*. Auch nicht bey den Pflanzengiften, was bey einigen wohl eine Erwähnung verdient hätte, wie bey der *Aqua laurocerasi*, gegen deren giftige Wirkung die schnelle Wirksamkeit des *Liquoris ammonii* so allgemein bekannt noch nicht ist. Im zweyten Theil sind die *Composita* enthalten, überall mit einer kurzen Beschreibung ihrer Bereitungsart, der Wirkung und des Gebrauches. Neuere *Composita* sind hie und da aufgenommen, wie das *Ung. tartari stibiati* und *oxygenatum*. Die dritte Abtheilung begreift einen *Catalogus reagentium*. Hätten wir noch einen Wunsch hinzuzufügen, so wäre es der, daß auch ein *Catalog* von nahen und entfernten Mineralwassern, welche aus den Hannoverschen Apotheken verlangt werden, oder deren Verschaffen durch Apotheker von Aerzten und Kranken öfters begehrt wird, nebst ihren Hauptbestandtheilen und davon gerühmten Wirkungen beygefugt worden wäre. D.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 10. Junius 1820.

Paris.

Um nicht andere wichtige Werke zu lange zurücklegen zu müssen, sind wir eine Zeit lang mit der Fortsetzung der Anzeige der *Description de l'Égypte* zurückgeblieben. Wir fassen nun den Rest der anzuzeigenden Abhandlungen von der dritten Lieferung (S. 1819. S. 369. 889. 1201) zusammen. Zu den *Antiquités*, der Abtheilung *Mémoires* holen wir zuerst noch einige Abhandlungen nach (vergl. 1819. S. 369). I. *Mémoire sur le Nilomètre de l'Isle d'Elephantine, et les mesures égyptiennes par M. P. S. Girard*. In diesem *Mémoire* ertheilt der Verf. zuerst Nachricht von den Bemühungen, durch welche es ihm gelungen ist, unter den noch vorhandenen Ruinen der ehemahligen Stadt Elephantine (auf der im Nil gelegenen Insel gleichen Namens) das bereits von Strabo angeführte Nilometer aufzufinden, welches in dieser Gegend des Nils angelegt war, um daselbst den jährlichen höchsten Stand dieses Stromes auf eine bequeme Weise messen und aufzeichnen zu können. Nach Strabo's Bericht wäre es ein mit Quadersteinen erbauter Brunnen gewesen, dessen Boden durch einen Canal mit dem Nile in Verbindung gestanden, und in welchem folglich das Wasser immer so hoch als in dem Nile selbst gestanden haben müsse. Untersucht man aber den ganzen Raum, wo dieser

Brunnen nach den Angaben sich hätte befinden müssen, so ergibt sich deutlich, daß man von der engeren Bedeutung eines Brunnens abgehen, und einen treppenförmig angelegten bedeckten Gang oder Galerie, welche sich hier vorfindet, und durch einen gemauerten Aquäduct mit dem Nile in Verbindung steht, für jenes Nilometer zu nehmen habe. Denn an den zum Theil gut erhaltenen Quaderwänden dieser Galerie finden sich Abtheilungen oder Maße, welche keinen andern Zweck haben konnten, als die Höhe des Nilwassers, so wie es durch den Aquäduct in die Galerie gestiegen war, daran messen zu können. Es sey nicht wahrscheinlich, daß außer dieser Vorrichtung noch eine andere zu eben dem Zwecke an diesem Orte angelegt gewesen seyn können, und man müsse daher diese treppenförmige Galerie, für das wahre Nilometre nehmen, wovon Strabo nur eine mangelhafte Beschreibung gegeben habe. Untersuche man nun die an den Wänden dieser Galerie noch übrig gebliebenen Maße, so bemerke man bald, daß sie sich auf Aegyptische Ellen (Coudées, cubitus) beziehen, und zwar auf solche, welche nach der ältesten Einrichtung aus 7 gleichen Theilen oder Palmen bestanden, deren jede wieder in 4 kleinere Intervalle oder digitos abgetheilt wurde. Nach einem Mittel aus mehreren Messungen fand der Verf. diese Elle 527 Millimetern gleich. Die Griechischen Zahlen, welche man neben den Abtheilungen vorfindet, beweisen jedoch, daß dieß Nilometer erst von den Griechen, welche Aegypten erobert hatten, müsse angelegt worden seyn. Daß man dennoch nicht die Griechischen Maße selbst an dem Nilometer vorfinde, scheine zu beweisen, daß es die Griechen aus mehreren Gründen nicht für nöthig und rathsam möchten gehalten haben, das in Aegypten seit undenklichen Zeiten eingeführt gewesene, und dadurch gleichsam geheiligte Maßsystem, so wie überhaupt auch andere Einrichtungen, denen das Volk mit religiöser Anhänglichkeit ergeben war, abzuändern: die Art, wie der Verf. sich die Entstehung jene Coudées sept-

naires bey den ältesten Völkern in Aegypten vorstellt, müssen wir als eine Hypothese auf sich beruhen lassen. Ihre Abtheilung in 4. 7 oder 28 Theile, war für den meisten Gebrauch unbequem. Man ließ daher in der Folge eine Palme weg, und bediente sich auch Ellen zu 6 Palmen oder 24 Dig., wo die Zahl 24 als aus mehr Factoren bestehend, für die Ausübung bequemer ward. So sey demnach in Aegypten eine *Coudée sacrée* zu 7 Palmen (Handbreiten zwischen den 4 ausgestreckten Fingern) und eine *Coudée naturelle* zu 6 Palmen gebräuchlich gewesen, und desselben Maßsystems hätten sich auch die Hebräer bedient, parce que les juifs pendant leur captivité adoptèrent les usages des Egyptiens et les transportèrent dans la Palestine. Nun rechtfertigt der Verf. die Richtigkeit jenes Ellenmaßes am Nilometer auch durch die Abmessungen, welche andere Monumente, und selbst die Gradmessung des Erzthostenes, nach gehöriger Critik derselben, darbieten; beschäftigt sich noch mit der Discussion verschiedener anderer Längenmaße, welche bey den Aegyptern zur Zeit der Ptolemäer, gebräuchlich gewesen, und stellt sie zuletzt in einer Vergleichungstabelle zur Uebersicht dar. Gelegentlich wird in dieser Abhandlung auch von der jährlichen Erhöhung des Nilbettes, gesprochen, welche der Verf. auf 132 Millimeter innerhalb 100 Jahren ansetzen zu dürfen sich für berechtigt hält, und worüber das nähere Detail in der Abhandlung selbst nachgesehen werden muß.

VI. *Mémoire sur le Zodiaque nominal et primitif des anciens Egyptiens* par M. Remi Raige. Es besteht diese Abhandlung eigentlich in einem Commentar über die Bedeutung der Monatsnamen in dem Aegyptischen Calender. Der Verf. findet, daß diese Namen, der Ordnung nach, sich auf die zwölf himmlischen Zeichen beziehen, und daher einen wirklichen Thierkreis bezeichnen, nur mit dem Unterschiede von denen zu Esne und Denderah, daß die Jahreszeiten, welche mit dem Eintritte der Sonne in dieses oder jene Zeichen in dem Clima von Aegypten,

zu der Zeit als diese Monatsnamen eingeführt wurden, vermöge der Vorrückung der Nachtgleichen ganz anders waren, als zu der Zeit da jene Thierkreise von Esne und Denderah gezeichnet wurden, welche bey weitem nicht so sehr in das Alterthum hinausreichen. Der Verf. glaubt aus seinen Discussionen schließen zu dürfen, daß die Entstehung jener Monatsnamen, und ihrer Beziehung auf Jahreszeiten, wie sie damals mit dem Eintritte der Sonne in dieses oder jene Zeichen müssen statt gefunden haben "selon les differentes manières dont les grecs orthographioient les noms des mois Egyptiens, in die Zeit zu setzen sey, wo das Sommer-solstitium in das Zeichen des Steinbocks fiel, welches denn freylich ein sehr hohes Alterthum der wissenschaftlichen Cultur in Aegypten beweisen würde.

Musik. 1. In dem Artikel über die Musik der alten Aegyptier findet sich eine Beschreibung der musikalischen Tonwerkzeuge dieses Volks, die die Gestalt, den Gebrauch, besonders aber den Namen dieser Instrumente zum Gegenstande hat. Der Verf. theilt sie in Saiten-, Blase-, Lärm- und Schlag-Instrumente. Bei den Saiteninstrumenten wird die Hypothese aufgestellt, daß man die Erfindung derselben dem Bogen der alten Krieger zuzuschreiben habe, indem die darauf angespannte Sehne durch die Vibration einen Ton von sich gegeben und auf diese Weise ein musikalisches Saiteninstrument veranlaßt habe, dessen erste Form der eines Bogens sehr ähnlich gewesen sey. Um verschiedene Töne zu bekommen, habe man mehrere kleinere und größere Bogen mit einer Saite bespannt (Monochord), späterhin mehrere Saiten auf einem Bogen vereinigt, bis dann ein vollkommenes Instrument entstanden sey, welches die Aegyptier Tibuni, die Hebräer Psalterion nannten, und einer Harfe gleich gesehen habe. So wie nun die Alten durch die Vibration des Bogens auf die Saiteninstrumente geleitet worden wären, so sey das Pfeifen des Windes in einen hohlen Körper die Veranlassung zu den Blase-

feinstrumenten geworden. Die Tonwerkzeuge dieser Art wären bey den Aegyptiern Flöten gewesen, die aus dem Lotus verfertigt theils eine gerade, theils eine gebogene Form gehabt hätten. Erstere sollen Djonouei genannt worden seyn, die letztern aber keinen besondern Namen gehabt haben, obgleich einige Gelehrte sie für die Trompeten der alten Aegyptier gehalten wissen wollen. Von den Lärm- und Schlag-Instrumenten erwähnt der Verf. das Sistrum und die Pauke. Auch will er noch ein drittes Lärminstrument abgebildet gesehen haben, welches dem Discus an Gestalt ähnlich gewesen sey, wofür er aber keinen Namen finden kann. Die Stelle, wo der Verf. von dem Sistrum redet, ist besonders der Etymologie wegen merkwürdig. S. 199 soll dieses Wort aus dem Aegyptischen Cencen abgeleitet werden. Obschon beide Wörter nicht einen einzigen Buchstaben mit einander gemein haben, so sollen sie doch von einander abstammen und nur durch die Wanderung durch die Aethiopier, Chaldäer, Hebräer und Griechen diese Verunstaltung auf folgende Weise bekommen haben. Cencen, Tzenacel, Cenacel, Celcel, Tzeltzelei, Tziltzelei, Tziltzelon, Sistelon, Sisteron, Sistron, Seistron, Sistrum. Man sollte kaum glauben, daß es möglich wäre!!! Viel mehr, als was uns schon die Schriftsteller der Griechen und Römer über die Tonwerkzeuge der alten Aegyptier erzählt haben, erfahren wir in dieser Abhandlung nicht, und das Wenige was zur Berichtigung der ältern Autoren hier niedergeschrieben ist, beruht auf höchst unsichern Hypothesen und Conjecturen. Ueber den Gebrauch und die Gestalt der Instrumente ist äußerst wenig gesagt, desto mehr aber von ihren vermeintlichen Namen. Was kann man auch von der Beschreibung der Instrumente der alten Aegyptier erwarten, die sich auf weiter nichts als auf höchst unvollkommene Abbildungen gründet, die man an den Ueberresten zerstörter Tempel fand; auf Abbildungen, von welchen, wenn auch die Hand

der Zeit nichts daran verdorben hätte, der Verf. S. 203 selbst sagt: L'ignorance des anciens à l'égard de la perspective n'ayant pas permis aux sculpteurs de les présenter autrement que de face, on n'en peut apercevoir l'épaisseur. Ueber den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung dürfte wohl nichts Bestimmtes ausgemittelt werden; gesetzt aber auch, daß dieß möglich wäre, so könnte doch der Nutzen, der für uns daraus erwachsen würde, nur äußerst unbedeutend seyn. Wenn die Beschreibung der Tonwerkzeuge der alten Aegyptier nur unvollkommen seyn konnte, so muß 2. die Abhandlung über die alte Musik dieser Nation noch unvollkommener ausfallen. Bey jener Beschreibung der Instrumente konnte man dem Auge einigermaßen folgen, so mangelhaft die Abbildungen der Tibnei, Flöten, Sifter und Pauken an den Wänden zerstörter Tempel waren, bey dieser Abhandlung aber tritt das Ohr doch größtentheils als Kunstrichter auf, kann jedoch keinen richtigen Ausspruch thun, indem die Töne der uralten Sänger Mizraims längst verhallt sind. Dieß räumt auch Hr. Villoteau S. 359 selbst ein, wo er sagt, daß die Untersuchung in Ansehung der Musik vielweniger ergibig sey als diejenige in Hinsicht anderer Kunstgegenstände gewesen wäre; nur meint er, müsse bey einem Volke, das so viel Kunstfinn in andern Dingen gezeigt habe, auch die Musik sehr cultivirt und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gehoben worden seyn. Dieser Schluß scheint indessen nicht richtig. Jede Nation zeigt zu der einen Kunst und Wissenschaft mehr Talent als zu einer andern und es wäre auch nicht gut, wenn alle gebildete Nationen der Erde in allen Künsten und Wissenschaften gleich groß wären. England steht in technischer Hinsicht weit über Deutschland, schwerlich aber in der Tonkunst. Auch kann man von keiner Nation sagen, daß sie in der Musik auf einer sehr bedeutenden Stufe der Cultur gestanden habe, sobald man noch Klappern (Sifter) unter den Toninstrumenten bemerkt, wie dieß bey den Aegyptiern der Fall war. Wäre

frenlich das Orchester, welches Bethovens Symphonie: die Schlacht bey Vittoria, aufführte, in Stein gehauen und der Nachwelt wie Aegyptens Tempelreste aufbewahrt worden, dann würde der Kunstreisende gewiß behaupten, daß Deutsche und Aegyptier auf einer gleichen Stufe musikalischer Vollkommenheit gestanden hätten, weil sich in jener hochzerühmten Symphonie ebenfalls Klappern oder Sifier finden, um das Gewehrfeuer auszudrücken. Dieß stößt aber jene aufgestellten Satz nicht um, daß die Musik den Character der Rohheit an sich trage, sobald Instrumente im Orchester erscheinen, die in die Erbsen oder Kirschenbäume gehören, um die Sperlinge zu verschrecken. Aegyptens Tonkunst kann nicht sehr vollkommen gewesen seyn, und wenn sie auch Plato über die Griechische Musik erhebt, dafür spricht die Unvollkommenheit und die Mangelhaftigkeit aller ihrer wirklich musikalischen Instrumente. — Die Abhandlung des Hrn. W. zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit der uralten Musik der Aegyptier von Art. 2 bis 5, die zweyte im 5. Art. mit der neuern Musik dieses Volks, nachdem diese Kunst durch das Eindringen fremder Nationen einen andern Character angenommen hatte. Art. 2. S. 368 wird die Erfindung der Tonkunst einem gewissen Maneros zugeschrieben und critisch untersucht, ob dieser Maneros nicht der Linus der Griechen gewesen sey. S. 370 sagt der W., daß die Musik die höchste, selbst göttliche Verehrung genossen hatte; und S. 371 vergleicht er diese uralte Musik mit der neuern modernen. Ob man sich nun gleich keinen deutlichen Begriff von jener machen kann, so ist doch ihre erhabene Simplicität nicht abzuläugnen, welche sie vor der modernen neuern hat, deren größtes Verdienst in nichts sagenden Verzierungen und überhäuftten Schwierigkeiten besteht, die weder zum Herzen noch zum Verstande sprechen. In jener bewunderte man die Kraft der Kunst, in dieser staunt man bloß die Fertigkeit des Künstlers an. Art. 3 beschäftigt sich mit dem Gesange der Alten. S. 372 heißt Singen: dem Gefühle, welches jedes Wort in der Rede haben soll,

die angemessenste Beugung der Stimme geben. Darum ließen die Declamatoren sich mit einem Instrumente Tonation, dergleichen auch mit der Lyra bealeiten, die nur drey Saiten hatte, deren Töne von einander im Quartens-Intervalle lagen. Der Gesang war in den alten Zeiten gleichsam die Schreibkunst, wodurch alle Merkwürdigkeiten der Nachwelt überliefert wurden. Dieser Gedanke veranlaßt den Verf. S. 379 zu Digressionen in Betreff der Schreibkunst und der Hieroglyphen, die aber für die Kenntniß des alten Gesanges keine weitere Ausbeute darbieten. Das Merkwürdigere im 4. Art. ist etwa dieses, daß die Aegyptier nach S. 393 zwey Haupttonarten gehabt hätten, erstens eine sanfte, besonnene und ruhige, zweytens eine heftige und bewegte; jene hätten die Griechen die Dorische und diese die Phrygische Tonart genannt. S. 394 wird angeführt, daß die Aegyptier die Musik mit der Astronomie verbunden und ihre sieben Töne nach den sieben Planeten genannt haben. Die drey Saiten der Lyra als Haupttöne entsprachen den drey Jahreszeiten Frühling, Sommer und Winter. Astronomie und Musik waren bey den Aegyptiern verschwisterte Wissenschaften und der Unterricht in denselben war ausschließlich den Priestern vorbehalten. Die Eigenschaft des Sängers erhob zu der ersten Priesterwürde. Ueberhaupt genoß die Tonkunst in Aegypten die größte Achtung, und ihr Erfinder wurde göttlich verehrt. Der 5te Art. enthält den zweyten Theil der Abhandlung nämlich den Verfall der Musik in Aegypten. Dieser sey dem Eindringen fremder Nationen zuzuschreiben. Zu den Zeiten Sesostris waren nur viererley Instrumente bekannt gewesen, nämlich die dreysaitige Lyra, die Trommel, das Horn und die Trompete; die Perfer aber hätten, nachdem dieß Land durch sie erobert worden wäre, neue Instrumente eingeführt, die Kunstentheilig und den Geschmack verdorben. — Die ganze Abhandlung des Hrn. V. hätte über diesen Gegenstand wohl aufeinige Bogen beschränkt werden können, indem das Meiste darin unnöthige Digressionen, gedehnte Reasonemens und ermüdende Wiederholungen sind, welche letztere durch eine bessere logische Ordnung wohl hätten vermieden werden können. Ueber diejenigen Punkte, worauf es eigentlich ankommt, und die jeder Wißbegierige wohl recht gern erfahren möchte, ist mit Französischer Leichtigkeit wegggegangen. Wie kann es auch anders seyn! Ueber Musik der alten Aegyptier und deren Nachbarn schreiben heißt über einen Gegenstand Untersuchungen anstellen, für den die unentbehrlichsten Quellen und Hülfsmittel fehlen. (Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 10. Junius 1820.

Paris.

Wir gehen zu den geographischen Abhandlungen des *Etat moderne de la Description de l'Égypte* fort Mémoire sur la Communication de la Mer des Indes à la Méditerranée par la Mer Rouge et l'Isthme de Soueys; par M. J. M. Le Père (S. 21 – 185).

In drei Sectionen werden hier die umständlichsten Nachrichten über alle diejenigen Untersuchungen mitgetheilt, welche während der Französischen Expedition zur beabsichtigten Wiederherstellung der Wassercommunication des rothen mit dem mittelländischen Meere eingeleitet wurden; kam diese gleich nicht zu Stande, so ist doch gegenwärtiger Bericht als eine wichtige Bereicherung der Wissenschaft anzusehen, sowohl zur Kenntniß der Erdoberfläche als auch für Geschichte und Wasserbaukunde im weitesten Umfang. In der Einleitung wird der Gedanke der uralten Verbindung des Indischen mit den Küsten des mittelländischen Meeres angeführt, und die Geschichte dieser Handelswege, deren Direction sehr

U (4)

vielen Wecheln unterworfen war, von den Zeiten der Phönizier bis auf die der Portugiesen kurz skizzirt, Aegypten dann als ein Land gepriesen, dessen Lage besonders begünstigt sey für eine Europäische Colonie, vermöge seiner Superiorität in physikalisch-geographischer Hinsicht, welche durch die Wiederherstellung des alten Nilcanals mit dem Arabischen Meerbusen den Gipfel der Vollendung erreichen würde. Die Herren dieser Colonie würden dann im Besiß des Welthandels seyn. Dies trieb Bonaparte unmittelbar nach seiner Landung an Aegyptens Küste in die Wüste, wo er selbst zuerst die Spuren des alten Canals entdeckte (1798), und eine Commission zur Untersuchung niederlegte, deren Arbeiten in diesem Memoire niedergelegt sind. Ihr Bericht fiel günstig aus, das Urtheil ging dahin, daß es nicht schwer seyn würde, den alten Canal wieder zu eröffnen, worauf die Antwort erging: *Eh bien, la chose est grande! publiez un Mémoire, et forcez le Turc à trouver, dans l'exécution de ce projet, et son intérêt et sa gloire.* In drey Sectionen ist, in der ersten, vom Canal aus dem rothen Meere in den Nil die Rede, vom Hafen Soueys, und von der Schifffahrt im rothen Meere; in der zweyten von der Schifffahrt auf den verschiedenen Nilarmen, welche, in Beziehung auf die Communication von Suez bis Alexandria in Betrachtung zu ziehen ist, von den Armen von Mouens, Faravanyeh und Rosette. Die dritte Section beschreibt den Canal von Alexandria, gibt die Mittel seiner Wiederherstellung an und endet mit der Nachricht vom Hafen Alexandrias. In dem Anhange sind die Mittel angegeben, durch welche die Canalverbindung ins Werk gestellt werden würde, ein Ueberschlag über die erforderlichen Zeit so wie der notwendigen Ausgaben, ein historisch-critischer Versuch über die Geographie des Isthmus von Suez, ein Auszug aus dem Journal der Operationen des großen Nivellements zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere,

bis Cairo und zu den Pyramiden, und das ganze beschließt die Uebersetzung der auf diesen Gegenstand Bezug habenden Stellen aus den ältern und neuern zumahl orientalischen Autoren. Die wichtigsten Resultate dieser mühevollen Untersuchungen sind schon seit dem J. 1803 bekannt geworden, aber ihre wissenschaftliche Begründung ist hier in meisterhafter Form mit größter Präcision und Klarheit dargelegt. In der Nähe von Suez wurden die ersten Spuren des alten, mit Sand überschütteten Canals wieder aufgefunden, verfolgt bis zu den Bitterseen (Lac amers), in West derselben bis zum Wadi Tumulat, in einer Breite von 18 bis 20 Toisen, und einer Tiefe von 4 bis 8 Metres. Darauf zeigte die Nivellirung des Terrains zwischen Suez, Pelusium und Cairo, welche 25 Tage Arbeit kostete, mit den Umständen und Hindernissen mancherley Art und sechsmahl wiederholten Reisen aber 100 Tage Zeit wegnahm, auf das bestimmteste die Differenz der Niveaus von beiden Meeren. Eine hohe Nilschwelle im darauf folgenden Jahre 1800 gab die bestätigenden Beweise a posteriori, wie weit die Communication der Canäbetten noch gegenwärtig bestehe; das Nilwasser dringt bey gewöhnlichen Nilschwellen nur 8 bis 9 Lieues in Nordost von Balbays vor; aber der gegen das Jahr 1799 nur um 2 Ellen erhöhte Wasserstand von 1800 machte die Nilschwellen schon im Osten bis zum Wadi Tumulat in die Nähe der Ruinen des Serapeums vordringen, und bis auf eine Nähe von nur 12 Lieues bey Suez also am rothen Meere. Dagegen näherte sich dieselbe Wasserüberschwemmung so sehr dem See von Menzaleh in Norden am mittelländischen Meere, daß dessen Abstand nur noch 4 Lieues betrug. Zur Erläuterung dieses verwickelten hydrographischen Phänomens, auf welchem die ganze Anlage des Canalwesens in Unterägypten beruht, dienen

viele Messungen und Tafeln, wie z. B. über die Fluthwellen nach täglichen Beobachtungen während drey Jahren, über die Ebben und Fluthen in den benachbarten Meeren, über die Niveauus der verschiedenen Theile des Isthmus, des Deltas u. s. w. Eine genaue Beschreibung des alten Canals (fossa Regum) führt im zweyten Kapitel in die Geographie und Physik der Landenge Suez ein, welcher die Nachrichten über die Küsten des rothen Meeres folgen, dessen Beschiffung in einer eigenen Tabelle, als Wasserstraße nach Indien, verglichen wird mit dem größten oceanischen Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem letztern Wege würden von Frankreich aus 4,700 Lieues Wegdistanz in 130 Tagfahrten zurückgelegt werden können mit 150 Rasttagen bis Pondichery, indesß auf jenem kürzern Wege über das mittelländische und rothe Meer nur 2,400 Lieues in 95 Tagfahrten jedoch mit 105 Rasttagen gebraucht würden, eine Differenz von 2,300 Lieues und 35 Tagfahrten, und 45 Tagen Rast. Die Tabelle, welche den Kostenanschlag zur Ausführung der Canalverbindung beider Meere enthält gibt die dazu erforderliche Summe auf 30 Millionen Franken an.

2. Mémoire sur les anciennes limites de la Mer Rouge; par M. Du Bois Aymé (S. 187 bis 192). Diese Abhandlung untersucht das äußerste Nordende des Meerbusens von Suez, welcher gegenwärtig noch 6 bis 7000 Metres nördlich von diesem Orte mit Wasser gefüllt ist. Jenseit liegt aber ein großes trocken gelegtes Meerbecken, das an 60,000 Metres im Norden von Suez endet und 12 bis 15,000 Metres Breite hat. Dieses ist gegenwärtig zum Theil mit Salzkrusten bedeckt, unter denen, in einer Tiefe von 4 bis 5 Metres, Wasser sich vorfindet, das

Meeresgeschmack hat, an andern Orten aber mehr schlammig und merastig ist. Da aber wo das Bassin mit Sande gefüllt ist, zeigt sich unter der Thon- und Schlammsschicht bey 12 bis 15 Decimetres Tiefe ebenfalls Salzwasser. Das ganze Terrain ist mit Muscheln bedeckt, und liegt wohl 12 bis 15 Metres an mehrern Stellen tiefer als das Niveau des rothen Meeres, welches nur durch eine Düne von 4 — 5000 Metres Breite von jenem tiefem Bassin geschieden ist, und auch diese ist fast nirgends mehr als 1 Metre über die Meeresfläche erhoben. Diese Untersuchung geht dann weiter zu den historischen Belegen fort, welche sich an diese Configuration des Terrains anschließen, und die Ruinen aller Monumente findet der Verf. insgesammt nicht innerhalb dieses Bassins, sondern an dessen Rande umher, insgesammt höher als das Niveau der höchsten Fluth des Arabischen Golfs, womit einige Einwürfe zu vergleichen sind, die Rozière in Descr. Antiq. T. I. p. 142 gegen diese Bemerkungen gemacht hat.

3. Mémoire sur la ville de Qoçeyr et ses environs et sur les Peuples Nomades qui habitent cette partie de l'ancienne Troglodyti, que par M. Du Bois-Aymé. (S. 193 — 202). Die erste Nachricht über diese seitdem bekannter gewordene Gegend, welche schon früher in den Mémoires sur l'Egypte T. III. bekannt gemacht war.

4. Mémoire sur le Lac Menzaleh, d'après la reconnoissance faite en Vendémiaire an VII par M. le Général Andréossy, ebenfalls schon früher aus der Décade Egyptienne bekannt, welche in Cairo erschien, aber von dem höchsten bleibenden Interesse; (S. 261 — 278.) Im September und October 1799 wurde der alte Tanitische Arm des Nils zuerst wieder aufgefunden, indem Andreossy durch häufiges Condi-

ren zwey tiefere Canäle im See Menzaleh verfolgte, deren einer, wahrscheinlich der alte Nilarm, sich bey Omm-Farag in das Meer einmündet. Dieß veranlaßte zu einer genauern Untersuchung der hydraulischen Verhältnisse des Menzaleh Sees, welche zu dem Resultate führte, daß er kein maritimer See sey, sondern, obwohl an der Meeresküste, ein Landsee mit Nilschlammboden, dessen Inseln eigentlich nur erhöheten, mit Ruinen alter Städte bedeckte Reste des Deltabodens sind, welcher zu irgend einer Zeit trocken lag, nun aber vom Menzaleh See bedeckt ist. Das Nivellement des Nilwassers in den Canälen bey Damiette stand am 7. October um 35 Metres höher als das Niveau des Menzaleh Sees; dieß gab den Schlüssel zum ganzen Irrigationssystem der Umgebung. Der See, ein Werk des Nils und nicht des Meeres, konnte nur aus einer Aufhebung des Gleichgewichtes zwischen den Meereswässern und denen des Tanitischen und Mendesischen Nilarmes entstehen, und diese wurde durch die Grabung des künstlichen Armes von Damiette herbeigeführt. Wahrscheinlich vergrößerte sich das Wasservolumen dieses letztern auf Kosten der Pelusischen, Tanitischen, Mendesischen Arme, so, daß diese beiden letztern ganz verarmend dem Meerwasser nicht länger das Gleichgewicht zu halten im Stande waren, dieses nun eindrang und den See bildete. Durch Vergleichen mit ähnlichen Bildungen anderer Erdstriche an der Naab, am Po u. a. S. klärt der Verf. verwandte Naturverhältnisse näher auf, gibt Nachricht von der fast unbeachteten Küstenströmung am Delta Aegyptens, von der dortigen Dünenbildung, bezeichnet die Ortschaften um den See Menzaleh näher, zumahl die Lage von Tenny, Tounah, Samnah (das alte Tanis) und Pelusium, und gibt die unge-

fähre Zahl der Küstenanwohner des Sees und seiner Ortschaften auf 32,560 Seelen an.

5. Mémoire sur la Vallée des Lacs de Natroun et celle du Fleuve sans eau, d'après la reconnaissance faite au VII Pluviose par Andréossy (S. 279—293). In zwey Hauptabschnitten werden die Resultate einer Reise von vier Tagen im Januar 1799 mitgetheilt, welche Berthollet, Fourier, Redouté der jüngere unter dem Schutze des Generals Andréossy zu dem bis dahin fast unbekanntem Thal der Natron-Seen machten. Der Topographie dieses Thales, das über den Ort Terrâneh nur 14 Stunden vom Niltale abliegt, folgt die physicalische Geographie, aus welcher hervorgeht, daß der Thalboden mit einer Reihe von Seen gefüllt ist, an deren Ostseite überall süße Wasserbrunnen hervortreten, die an deren Westseite fehlen, daher eben diese vermuthlich durch das Phänomen des Seitendrucks aus dem Niltale bis dahin vordringen, eine kühne Hypothese, die aber durch das Factum sehr merkwürdig wird, daß auch diese weitabgelegenen Natron-Seen ein Steigen und Fallen der Wasser haben, welches ganz regelmäßig der Epoche der Nilüberschwemmung entsprechend ist. Dieß ist unstreitig die merkwürdigste Nachricht von diesem Thale, dessen Fauna, Flora und dessen Benutzung weiter beschrieben wird. Die zweyte Section behandelt auf ähnliche Weise den Bahar-belà-mà, dessen Direction als eine wahrscheinliche Fortsetzung des Thales am Mbrissee angegeben wird, im Parallelismus mit dem Thal der Natron-Seen, und endend in Maryout, dem alten Mareotis, bey Alexandria. Die genauere Erforschung dieser Erbbildung sieht Andréossy mit Recht als den Schlüssel der physicalischen Geographie von ganz Aegypten an, und gründet darauf die Hypothese, daß einst ein großes Volumen des Nil-

wassers seinen Ablauf nach Westen durch die Libyschen Wüsten genommen. Einige Bemerkungen über das Fortschreiten des Flugsandes, über drey Ursachen, welche das Gebiet Aegyptens von jeher verengert haben, über die Koptischen Klöster und über die Geouâbn, Araber, wie über Beduinen beschließen diese reiche Abhandlung.

Seconde et Troisième Livraison. Diese enthält nur den Tome II, Etat Moderne, in welchem sich, außer den in den Götting. G. Anz. 1815 S. 855 u. f. angeführten Abhandlungen, folgende geographische befinden:

1. Voyage dans l'intérieur du Delta, contenant des Recherches géographiques sur quelques villes anciennes, et des Observations sur les moeurs et les usages des Egyptiens modernes, par MM. Du Bois-Aymé et Jollois. (S. 91—120) Nach einer kurzen Uebersicht über das Delta Aegyptens erzählt der Verf. seine Reise von Cairo, Sept. 1799, den Nil abwärts, über Menuf, Câ-el-Hagar, das alte Saïs, bis zum Burlos-See, dem alten Butos. Es sollten militärische Routen im Delta angelegt, Nivellements zur Wiederherstellung des Canalsystems gemacht und eine telegraphische Linie von Cairo bis zur Küste eingerichtet werden; es kam also auf die genaueste Untersuchung der Ortsverhältnisse an. Die Schiffahrt von Bulak ging bis zum Abend an die Stromscheidung des Nils, welche bey den Eingebornen Batn-el-Bagarah, Kuhbauch, heißt, dann durch einen Seitencanal nach Menuf, am Canal Farâouneh vorüber, der noch Spuren der alten Benennung Pharaos enthält. Er fängt im Ostarm des Nils, dem von Damiette an, bey dem gleichnamigen Dorfe, durchsetzt quer das Delta, mündet in den Nilarm von Rosette in der Nähe des Dorfes Radir ein, und hat bey einer Länge von 37250

Metres etwas über 3 Metres Gefälle, von Ost nach West. Dieses Factum und mehrere andere Erscheinungen zeigen, daß gegenwärtig das ganze Delta eine Inclination von O. nach W., gegen den Arm von Rosette hat. Früher und dann wieder seit der großen Nilschwelle vom J. 1800 durchströmt das Nilwasser diesen Canal mit Gewalt, stagnirt in dessen Umgegend nur weniger Zeit als anderwärts, wodurch eben diese Gegend weit gesünder als die übrigen des Deltas ist, und seltner als die übrigen von der Pest leidet. Menuf, an der Stelle des alten Nicii, ist die Hauptstadt der Provinz, hat jetzt nur 4000 Einwohner, ist sonst unbedeutend, hat aber unter den Alterthümern vorzüglich eine Inscription in Mumienchrift und Griechischer Schrift, nach dem Verf., welche größer als die von Rosette, aber sehr verderbt ist. Von Menuf ging die Fahrt durch den Canal von Karinein, welcher der Sebennytische Arm bey Strabo seyn soll, raschen Lauf und 150 bis 200 Metres Breite hat. Er führt an dem Ruinenhügel von Atarbechis b. Herod. (Atar, Venus, Baki, Stadt). Aphroditespolis b. Strabo, vorüber, dann an dem Schutthausen des alten Byblos bey dem Dorfe Melyg, dann nach Busyr, dem alten Busiris, welches aus dem Coptischen Bè-oucirî, d. i. Grab des Osiris hergeleitet wird, dem alle Menschen, die dem Typhon gleichen, wegen ihres rothen Haares geopfert wurden nach Diodor. Von hier führte das Schiff nach Semennoud, das alte Sebennytis, noch jetzt die bedeutendste Stadt von Cairo bis Damiette, voll volkreicher Märkte, umgeben mit vielen schiffbaren Canälen. Die wichtigsten hier gefundenen Trümmer waren ein Torso aus Basalt und zwey Inscripten auf Granitblöcken, deren Schriftart eine hieroglyphische Cursivschrift genannt wird, verschieden von der

Monumentenschrift, aus der sie allmählich durch Umänderung in die Buchstabenschrift der Papyrusrollen übergegangen seyn möchte, worüber noch einige Aeußerungen beygefügt werden. Im Norden von Semennoud entdeckte der Verf. die Ruinen des alten Anysis bey dem Orte Bahbeyt, wo keine Reste aus Kalkstein, aber wohl aus dem Syenitgebirge Oberägyptens sich vorfanden. Von hier wurde das Delta nach West hin durchzogen, über die beiden Hauptstädte des mittlern Deltas Mehallet-el-Kebyr und Tanta, beide im reichsten Lande der Ackerkultur, wo aber durchaus keine freywilligwachsende Pflanze gefunden ward, sondern nur durchaus mit Menschenhand besäetes Land. Tanta, noch jetzt ein wichtiger Wallfahrtsort im Frühlingsäquinox und im Sommersolstiz hat 10,000 Einw. von da nach Sa-el-Hagar, dem alten Sais, das im Coptischen gleichfalls mit Tanis ist, und dann zum Burlos-See, welcher jetzt die halbe Basis des Delta von Ost nach West einnimmt, dessen schmale Communication mit dem Meere die alte Sebennytische Mündung des Nils ist, und in seiner Mitte die Inseln Chemmis und Helbo trägt. Wie wichtig diese Vereisung ganz unbekannt gewordener Districte für das Alterthum geworden, ergibt sich auch aus des Verf. in T. I. Antiqu. livr. 3, S. 276 mitgetheilten Abhandlung über die alten Nilarme und ihre Mündungen.

2: Mémoire sur le Canal d'Alexandrie, par MM. Lancret et Chabrol (S. 185—194). Bey Rahmângeh theilt sich der westliche Nilarm in zwey Zweige, und bildet auf 15 bis 18,000 Metres weit eine Reihe von Inseln. Der östliche Zweig ist der stärkste und bleibt schiffbar bis Rosette; der westliche Zweig war früher schiffbar, ist aber seit zwölf Jahren so zugefüllt, daß er 8 bis 9 Monath im Jahre trocken bleibt.

Aus diesem (dem alten Canopischen) Arme tritt 1200 Metres unter Rahmânneh der Canal von Alexandria hervor. Anfangs ist dieser nur sehr schmal, dann wird er breiter, bey Damanhour scheint er noch antik zu seyn, es zeigen sich halbkreisförmige Hafensstellen von 80 Metres Breite, so daß man hier einluge, lebhaftere Schifffahrt voraussetzen muß. Bey Damanhour lag das alte Hermopolis parva. Dann tritt bey Gebyl der Canal in ein ganz von dem bisherigen so angebauten in Ost liegenden Lande verschiedenes völlig unbebauts Gebiet, das trauriger ist als Wüsteney, weil es verödete. Vier Stunden lang geht der Canal in der gleichförmigen Plaine hin, die ihn umgibt, und sich allmählich senkt, indest der Canal selbst in seinem Niveau bleibt, an verschiedenen Stellen erhabener liegt als die Plaine, und eine halbe Stunde vor Alexandria erst wieder unter deren Oberfläche sich hinabtieft. So läuft er nur in verschiedenen Breiten, bis Abukir in den See. Das Wasser dieses Canals füllt die mehrere hundert Cisternen dieser Seestadt und dann auch der umliegenden Dorfschaften. Doch nur bey hohen Nilwellen geschieht dieß, weil seine Ausgrabung nachlässig gemacht scheint, daher das anliegende Gebiet verfallen mußte; wenn bey dem Eintritt des Nilwassers in diesen Canal die Höhe sich auf 4 Metres beläuft, so beträgt sie im Canal nur 1½. Die Nilchwelle wird jährlich bey Rahmânneh fühlbar vom 10. bis 20sten Jul., Ende August gelangen die Wasser dann in den Canal von Alexandria, und brauchen einen vollen Monat, ihn zu durchlaufen, obwohl er es nur auf 15 Lieues Distanz führt, jedoch in Krümmungen von 20 Lieues. Da jedoch die Abnahme der Nilchwelle zu Rahmânneh schon den 5ten October beginnt: so folgt daß die Schiffbarkeit des Canals nur etwa 20 bis 25 Tage dauern kann. Dieß war der bisherige Zustand des Canals, der bekanntlich seit kurzem

von neuem eine vortheilhafte Veränderung erlitten hat, welche schon S. 191 in diesem Memoire gewünscht ward: so daß gewissermaßen gegenwärtig die Frucht jener Forschungen erst gereift ist. Von S. 192 an geschehen die Vorschläge zu seiner Schiffbarmachung, zu welcher 260,000 Franken nöthig seyn würden, um ihn auf drey Monat alljährlich schiffbar zu erhalten, indeß die vierfache Summe erforderlich wäre, um ihn für das ganze Jahr hindurch schiffbar zu erhalten. Einige Bemerkungen über den alten Zustand dieses Canals und über seine Wichtigkeit für den Handel haben wir hier übergangen.

3. Description hydrographique des Provinces Beny-Soueyf et du Fayoum; par P. D. Martin. (S. 195—228.) Die Provinzen Beny-Soueyf und Fayoum liegen in der alten Heptanomis, jetzt Oueskany genannt, d. i. Mittelägypten. Die Beschreibungen beider Provinzen bey den Alten sind so verschieden von denen der Autoren bis in das achtzehnte Jahrhundert, daß man in viele Irthümer fallen mußte, indem man beide zu vereinen suchte. Sehr wichtig waren daher Zomard und Girards Entdeckungen, da jener die Identität des Möris-Sees und seiner Beschreibungen bey Herodot, Diodor, Strabo darzuthun und bis zur Evidenz zu beweisen suchte; daß diese Autoren den jetzigen Birket-Querou, d. i. See Karun im Auge hatten, indeß Girard die Provinz Fayoume nach ihrem gegenwärtigen Zustande in Beziehung auf Anbau und Handel untersuchte, ohne auf die alte Geographie Rücksicht zu nehmen. Alle frühere Unsicherheit über die Lage des Möris-Sees, über das Labyrinth und Arsinoë war dadurch gehoben, und D'Anvilles und Siberts Irthümer wurden berichtigt; doch war der Birket el Karun noch nicht an seinem nördlichen Ufer untersucht worden, und es blieb die Bestimmung über seinen wahren Umfang in alter und neuer Zeit noch übrig. Erst

nach der Schlacht von Heliopolis und nach der Wiedereroberung von Cairo 1800, als Ruhe in Aegypten zurückkehrte, und die neuen Entdeckungsreisen von den Franzosen nach dem Sinai, in das Thal der Berirung, zum Araber Thurm in Westen von Alexandria, in die Oasen und nach Abyssinien theils beschlossen theils wirklich ausgeführt wurden, erhielten auch die Hydrotechniker der Expedition neue Aufträge zur Erforschung des Wassersystems des Nilstroms, und unter diesen der Ingenieur Martin, zu seiner Provinz, die Gebiete von Behneseh und Fayoum zur Untersuchung. Mitte Julius 1800 begann daher seine Reise mit einer trigonometrischen Aufnahme eines großen Triangels zu Beny-Soueyf und zu Boueh, dessen dritter Punct mit einem Gipfel des Mokattam auf dem Ostufer des Nils und mit der Pyramide, die am Eingange von Fayoume steht, in Verbindung gesetzt wurde. Hierauf fand sich, daß der Nil wie in Ober- so auch in Mittel-Aegypten dicht an der Araber Bergkette hinzieht, und nur an seiner Westseite die Provinz Beny-Soueyf zur Cultur übrig läßt, in zweyerley Strichen mit doppeltem Niveau, so daß der eine, zunächst dem Nilufer das höhere, der andere zunächst der libyschen Bergkette das niedere Niveau hat, etwa um zwey Metres niedriger als jener. Schon Girard hatte dieß bey der Erklärung der verschiedenen Erscheinungen der Nilüberschwemmungen berücksichtigt; hier wird der Einfluß dieser Configuration des Terrains auf das kunstreiche System der Canäle dieser Provinz angegeben, zumahl auf den Josephscanal, Bahr-Doufey oder Bahr-Bathen, auf die Parallekanäle mit dem Nil, und die dieselben quer durchziehenden Seitencanäle, deren Construction von zweyerley völlig verschiedner Art ist, weiter ausgeführt, und die im Ganzen sehr einfache und gleichartige Bewässerungs-Methode Aegyptens beschrieben. Die ganze Darlegung der Pro-

vinz Beny Soueyf in hydrotechnischer Hinsicht gibt das Resultat, daß in ihr kein Platz zur Existenz eines Mbris-Sees vorhanden gewesen seyn könne. In dem zweiten Abschnitte gibt der Verf. Nachricht von der Reise, die er mit seinem Begleiter Mr. Caristie im Dec. u. Jan. 1800, durch das isolirt liegende Fayoum glücklich um den ganzen Birket-el-Karun vollendete. Von Beny-Soueyf kamen sie am Abend zum großen Flecken Hâouârah el Kebor am linken Ufer des Bahr-Yousef, am Eingange der Schlucht, in welche dieser sein Nilwasser sendet; gegenüber liegt das Dorf El Lahoun, und beide Ortschaften communicirten durch eine Steinbrücke aus drey Bögen, welche Reservoirs enthalten, die zur Regularisirung des Wasservolumens dienen, das der Provinz Fayoum zukommen soll. Nach einer dort einheimischen Tradition soll diese ganze Provinz vor Joseph, Jacobs Sohn, ein großer See gewesen seyn, der sein Wasser vom Nil erhielt, bis Joseph durch einen Dammbau daselbe von dem Einflusse in diese Provinz abhielt. Das Wasser von Fayoum floss nun in das Meer ab, wodurch alsbald eine große Landschaft trocken geleet ward, indeß der zurückbleibende Ueberschuß der Wasser in die kleinern Seeen Karun und Sarah zusammenfloß, welche nun immer mehr schwinden, je mehr die Sonne ihre Wasser verdunstete. So weit die Sage, welche der V. für keine neue Erfindung hält, sondern in ihr vielmehr den Schlüssel zur Erklärung von dem großen Perimeter findet, den die Alten dem See Mbris gaben, und den Aufschluß über dessen Bestimmung, indem er im Alterthum zugleich als Recipient wie als Vorrathsbassin zum Einnehmen und Austheilen des Ueberflusses für die Ägypter gedient haben soll. Wie dieser Ansicht trafen nun alle Beobachtungen des Reisenden an Ort und Stelle überein. Die Ebene von Fayoum zeigte beim Eintritt bis Medine nicht einerley, sondern ein doppeltes Gefälle, zweyerley sanft nach Norden und nach Süden geneigte Rivaus, auf deren Wasserscheidelinie ein Canal angelegt ist vor

Saouârah bis Medine, wo er sich in neun kleinere Ar-
 me theilt, h ö h e r liegt als die ganze Plaine und sein
 Bette, was sehr merkwürdig ist, bey Durchsehung der
 Berghöhen, auf nacktem Felsen liegen hat, 6000 Me-
 tres in West von der Brücke von Saouârah el Kebyr
 aber einen künstlichen Wasserfall von 7 Metres Höhe
 bildet, dessen Wasser durch einen breiten Graben nach
 Tamyeh und da in den Birket: Karun fließen. Am
 Dorf El Lahoun steht eine erste Pyramide aus Kalk-
 stein mit Backsteinen überdeckt; 8000 Metres weiter
 eine zweite Pyramide, welche mit Steinhügeln und
 Trümmern umgeben die Lage des alten Labyrinthes
 bezeichnet, das nach den Alten nahe lag am Möris
 See, der also damahls bis hieher reichen mußte, und
 nicht weit von Crocodilopolis. Die Alterthümer dieser
 Gegend sind von Andern beschrieben worden; die 2te
 Pyramide steht von der ersten ab, um 8116 Met. ist auf
 jeder Seite 110 Metres lang. Von Medine aus, das
 29° 28' 48" N. Br. und 28° 41' 9" Westl. L. bestimmt
 ward, wurden die Trümmer von Crocodilopolis, Arsi-
 noe zur Zeit der Ptolemäer, besucht. Dessen Entfer-
 nung von der zweyten Pyramide am Labyrinth fand
 der Verf. nach einer Messung 8702 Met. 98' wenn er
 1250 Metres als die Hälfte vom Umfang der Ruinen
 annahm, woraus sich ergab, daß diese Messung mit
 den 100 Stadien zusammenfällt, welche Strabo als
 Entfernung der Pyramide von Arsinoe angibt. Von
 Medina wurde mit Hülfe der Araber vom Stamm
 Sammalou der Plan zur Umreifung des großen Sees
 entworfen und ausgeführt; es waren dazu von hier
 rund um bis zum Garah See 3 Tage hinreichend, und
 am vierzten kehrte der V. über Sennoures nach Me-
 dine zurück. Zuerst wurde der Weg am Bahr: belâ: mâ
 vorüber eingeschlagen, und am Nordufer des Sees
 der Weg am Medinet Nemroud vorüber genommen,
 zertrümmerte Constructions auf einem steilen Ufers-
 rande, an dessen Saume hin sich sehr viele Hügel hin-
 ziehen, welche trocken gelegte Inselkuppen zu seyn
 scheinen. Auf der zweyten Tagereise zeigte sich das
 Nordufer des Sees überall mit fruchtbarer Erde be-

deckt ein Zeichen seiner Culturbarkeit. Am Südweste des Sees war keine Unterbrechung des Bergzuges, kein landeinwärtsgehendes Thal zu erblicken, also keine Verbindung mit einem Vahr-belâ mâ vorhanden, und sowohl der Augenschein wie die Aussage der Araber lehrte, daß der Bergzug in unabsehbare Weite nach Südwest fortsetzte. Von hier begann ein sehr beschwerlicher Küstenweg bis zum Kasr-Kerun, dessen Beschreibung von Zomard umständlich mitgetheilt ist. Mehrere Gemäuer zeigten sich auf den Anhöhen am Südufer des Sees unter dem allgemeinen Namen Kasr-Benât von den Arabern bezeichnet. Am Ende der zweyten Tagreise zeigte sich seit 48 Stunden Wegs durch ödes Sandrevier in Todeseinöde, wiederum das erste grüne Gefilde bey dem Dorfe Nazleh. Am dritten Tage Mittags ward durch abwechselnde Einöde und bebauten Boden auf dem Wege der auch zur kleinen Dasis führt der See Garah erreicht, mit nahe dabey liegenden Ruinen Medynat-Mady; das Dorf Gharaq liegt zwey Stunden davon nördlich. Die ganze Rundreise bestätigte die oben angegebene Vorstellung von dem alten Zustande dieses Gebietes, nur war die Zeit zu Messungen zu kurz, und die Wiederholung der Unternehmung ward im Jahr 1801 durch die Engländer vereitelt. Das allgemeine Resultat blieb jedoch feststehen, daß der gegenwärtigeirket-el-Karun nur der letzte Ueberrest des alten Mörisey, an derjenigen Stelle, wo sein tiefster Grund war, das ganze Fayoum aber trocken gelegter Seeboden ist, welchen jetzt der große künstliche Canal, eine Fortsetzung des Josephscanals durchschneidet. Dieser findet sein Wasser bey der Brücke Haouârah-el-Kebyr in Fayoum auf dem Felsbette des ausgehauenen Canals ein, dessen Niveau also keine Aenderung erlitten hat; dieses Niveau dominirt aber die ganze Pläne von Fayoume; derselbe Canal konnte also, wenn er Einlaß war, nicht auch zugleich Auslaß für die Wasser des Mörisee seyn. Ein andrer Auslaß mußte also vorhanden seyn, und diesen sieht der B. in einer Thalöffnung gegen Norden, welche mit Ghzeh und Unterägypten in Verbindung stand.

Der Beschluß im folgenden Stück.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 12. Junius 1820.

Paris.

Die letzten geographischen Abhandlungen des Etat moderne der Description de l'Egypte sind: 3. Nomenclature des Tribus d'Arabes qui campent entre l'Egypte et la Palestine etc. par Soubert. (S. 249—276.) Nachdem die Sitten und Gebräuche der Araber seit den alten bis in die neuesten Zeiten hinlänglich beschrieben und geschildert worden, bleibt besonders die genauere geographische Kenntniß der Standlager der verschiedenen Arabischen Stämme und der Namen, wie ihrer Anzahl und unterscheidenden Eigenthümlichkeiten zu wissen übrig, wozu hier eine so viel als möglich vollständige tabellarische Uebersicht gegeben wird. Im ersten Abschnitt werden in Aegypten zwanzig verschiedene Araberstämme als nomadisirend bezeichnet, im zweiten Abschnitt dann dreyundvierzig verschiedene in Palästina, im dritten, achtzehn in Syrien. Im Supplement werden außerdem noch vier in Ober-, vierundzwanzig in Mittel- und zwey in Unter-Aegypten; fünf in der Nähe von Alexandria

namhaft gemacht, woraus allein schon die Bedeutung dieses Gegenstandes für das allgemeine und besondre hervorgeht.

4. Observations sur la Topographie de la Presqu'île de Sinai etc. par J. M. J. Coutelle. (S. 277—304.) Dankenswerthe, obwohl nicht sehr bedeutende Nachrichten von einer Reise der Herren Coutelle und Rozière, welche sie mit der Carawane der Araber von Tor, nach dem Sinai machten. Unter dem Schutze der Araber von Tor, welche aus ihrem armen Lande Holzkohlen von Samarinden und Indische Waaren aus Suez nach Cairo transportirt hatten, gelangten sie nach fünf Tagereisen vom Nil zu den Mosesbrunnen, zwey Tage später zur Bai Corondel, und am dreizehnten Tage des Carawanenzugs zum Hafentele Tor, Bender-Tor, am Meerbusen unter $28^{\circ} 12' N.$ Br. und $31^{\circ} 20' E.$ Der Hafen zum Theil mit Corallenbänken ummauert ist vor N. und Nord-Ostwinden geschützt durch die Gebirge des Sinai, vor Ostwinden durch Dattelpflanzungen und ein altes Castell; nur gegen Südwest ist er der Einfahrt offen. Wenn die Fluth in Suez auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Metres steigt: so erhebt sie sich in Tor nicht über $\frac{3}{4}$ Metre bey den stärksten Fluthen, bey den gewöhnlichen nur bis auf $\frac{1}{3}$ oder 10 bis 12 Zoll. In den Hütten, welche gegenwärtig das alte verödete Tor bilden, wohnen 25 bis 30 Christen, und 10 bis 12 Mohamedanische Araberfamilien; die ganze Bevölkerung der Gegend mit den benachbarten Fischern der Küste beträgt nicht über 130 Individuen. Die Christen werden hier unterstützt vom Catharinenkloster auf dem Sinai, und erhalten die Provisionen, die von Cairo aus mit der Tor-Carawane kommen, die sie dann nebst Fischen zum Kloster weiter transportiren. Die Unsicherheit des Hafens, die Unredlichkeit der Strandbewoh-

ner, die Armuth der Einwohner, die Verödung der Landschaft gibt ein trauriges Bild; die Franzosen, welche sich waffenlos in ihren Schutz begaben, wurden von ihnen treu und redlich bedient. Von Tor ging die Reise zwei Tage weiter nach Räs Mohammed, durch Bergzüge, die bis zu den Spitzen aus Conglomeraten von Kolliefeseln bestanden, dann zum Hafentort Charm, $31^{\circ} 58' 10''$ L. v. Par und $27^{\circ} 56' 10''$ N. Br. der noch 6 bis 8 Seemeilen vom Ostarm abliegt, und durch eine schwer zu durchreisende Wüste von dem Hafen Agabah geschieden ist, den diese Reisenden so wenig wie einst Seezegen zu erreichen vermochten. Sie kehrten auf der bekannteren Straße zum Sinai in das Catharinenkloster ein, am Fuß des Berges Horeb (Khouryb), der im Norden des Klosters liegt. Nach einem achttägigen Aufenthalte, der außer einem heftigen Gewitter auf diesem erhabenen Standpunkte, wenig bedeutendes darbot, kehrte die Reisegesellschaft nach Suez zurück; die wichtigsten Notizen, welche sie gesammelt hatten, waren die genauesten Wegdistanzen für einen künftigen Heeresmarsch. Von Cairo bis an das Ende der Halbinsel auf dem Küstenwege über die Brunnenorte und auf dem Rückwege durch die Gebirge war eine Zeit von 236 Stunden zum Wege gebraucht, so daß diese Route auf 472 Milles oder 236 Franz. Lieues zu berechnen ist. Nach einer trigonometrischen Operation ergab sich die Entfernung Cairo's von Suez auf 28 Lieues, oder 63896 Toisen; zu welcher Wegdistanz regelmäßig 32 Stunden Zeit, nur wenige Minuten mehr oder weniger Unterschied, verbraucht werden, so daß hienach die genauere Routenberechnung des ganzen Carawanenwegs sich leicht ergibt, wenn auch noch keine Karte von der Halbinsel des Sinai aufgenommen werden konnte. Eine Nachricht

über die Araber von Tor ist dem Berichte beygefügt, und die Gesamtzahl der Bewohner von Tor und seiner Nachbarorte durch Araberstämme auf 961 Seelen angegeben.

5. Extrait d'un Mémoire sur l'état ancien et moderne des Provinces Orientales de la Basse Egypte; par feu M. Malus. (S. 305 bis 310.) Malus und Févre hatten die Untersuchung des östlichen Delta's erhalten, sie theilen hier ihre Entdeckung über den östlichen Tanitischen Nilarm mit. Zwischen dem Tanitischen Arme und dem Isthmus von Suez bestand der Pelusische Nilarm, welcher noch zu Alexander d. G. Zeit beschifft wurde, durch welchen seine Flotte in Aegypten Eingang fand; heute ist sie mit Wüsten sand gefüllt, und nur die Mündung besteht noch; doch ist sie viermahl weiter von Pelusum entfernt als sie es zu Strabo's Zeiten war. Sie liegt am Ende der Ebene, welche die Araber *Syneh* (i. e. *πηλός*) Schlamm, nennen. Der Tanitische Arm war der zweyte von Osten her; entfernter von der Wüste mußte er sich besser erhalten, und um ihn aufzufinden, gingen die Untersucher vom Ursprung des Arms von Damiette aus. Nach drey Tagemärschen trafen sie auf den Ort *Atryb*, an einem Ruinenhügel, dem Ueberrest des alten *Athribis*. Eine Stunde von hier nordwärts beginnt der Canal *Moueys*, welcher vom Dorfe gleiches Namens seine Benennung hat. Hier war drey Monate nach der Uberschwemmung den Nilarm von Damiette 300, der Canal aber auch noch 150 Metres breit. Gleich beym ersten Anblick erkannte der Verf. diesen letztern nicht für ein Kunstwerk, sondern für den alten Tanitischen Nilarm, auf dessen Erforschung er ausging. Alle folgenden Beobachtungen bestätigten dieß nur. Er fährt an den sehr bedeutenden Trümmern von *Tell-Basta* vorüber, welche als das alte *Bubaste* erkannt wurde. Die Ruinen erheben sich auf großen Unterlagen und Hügeln von ungebrannten Backsteinmauern, welche alle

großen alten Städte Aegyptens über das Uberschwemmungsniveau erhoben und von Malus für das Werk der Israeliten während ihres Aufenthalts in Aegypten erkannt wird. Deren Ausdehnungen betragen bey Bubaste nach allen Seiten hin 12 bis 1400 Metres. Tiefer hinab am Canal Moueys, bey Denyet, Hehneh, Qourb zeigte sich die beste Aërcultur, bis zum reichen Dorfe Kasr Fournygeh, von wo an die Landschaft für eine Wildniß gilt. Keine Barke wagte es weiter hinab zu schiffen, und dieß letzte Dorf macht eine so bestimmte Scheidelinie, daß selbst der sogenannte Canal von da an den Namen verändert und Canal von Cän genannt wird. Eben dieser ist aber nichts anders als der Sanitische oder Saitische Flußarm. Von da an sind seine Ufer schlecht bewohnt, aber voll alter Gebäude, alter ummauerten Thürme, und von da an gehen die Anwohner nur bewaffnet, selbst bey der Feldarbeit. In geringerer Breite von nur 60 Metres aber immer gleicher Tiefe zieht der Canal bis zum Menzaleh-See. Zwey Stunden vor der Einmündung in denselben erheben sich aber die Ruinen von Cän, das ist das alte Tanis, der Pharaonen Residenz, von welcher eben dieser Arm einst seinen Namen trug. Noch heute beweisen die dortigen Granitmonumente, die umgeworfenen Obeliskten, die Terra Cottas, die Fragmente von Glas, Schmelz u. s. w. ihre Wichtigkeit im hohen Alterthum. Auch im See Menzaleh, welchen der Canal nun durchsezt, behält er immer seine Tiefe, und also im ganzen Laufe von der Bifluenz an der Deltaspize bis zum Meere seine Schiffbarkeit; dieß, die zahlreichen Trümmer seine Ufer entlang und alle andere Umstände vereinten sich zu dem wichtigen Resultate, daß in diesem Canale der alte Sanitische Nilarm wieder aufgefunden war, und hierauf der Plan zu einer neuen Communication des Meeres mit Cairo zur bequemern Schiffahrt im Delta gearündet. Diese wichtige Abhandlung macht mit den Mortalitätstabellen Cairos von den Jahren

1798 bis 1801 von Desgenettes den Beschluß der dritten Lieferung dieses reichhaltigen Werkes. — Von den Kupfern, die zu den Antiquités gehören, ist schon die nöthige Nachricht 1819 S. 889 ertheilt. Zu den naturhistorischen und botanischen Abhandlungen (1819 S. 1201) gehören 64 Kupfertafeln; zu dem Egypte moderne 50, die zum Theil erst ihre Erklärung und Bestimmung in der Fortsetzung dieses Prachtwerkes erwarten. Die Vortrefflichkeit des Grabstichels ist schon sonst von uns gerühmt worden.

Göttingen.

Wir haben noch die beiden letzten schon im vorigen Herbst 1819 herausgekommenen Bände, den eilften und zwölften, der Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit von unserm Hofrath Bouterwek anzuzeigen. Der eilfte, mit welchem die Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen sich schließt, beträgt XXII und 533 Seiten, der zwölfte, der zwey Register, ein systematisches Sachregister und ein vollständiges Namenregister, enthält, VI und 174 Seiten in Octav, verlegt von Röwer.

Mit diesen beiden Bänden ist endlich, nach zwanzig Jahren, eine Arbeit, die während dieser Zeit sehr oft andern Geschäften des Verfassers weichen mußte, so weit durchgeführt, als der Verf. sie fortsetzen konnte und wollte; und auf diese Art ist wieder ein Fach der "allgemeinen Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben" unter mehreren andern, entweder noch ganz leer gebliebenen, oder nur noch unvollendete Werke enthaltenden Fächern der vielumfassenden Sammlung, zu der diese Geschichte der schönen Litteratur oder, wie sie auf dem allgemeinen Titel benannt ist, Geschichte der schönen Wissenschaften, gehört, einigermaßen ausgefüllt. In der Vorrede erklärt sich der Verf. darüber,

warum er auf die Bearbeitung der Niederländischen, Dänischen und Schwedischen Litteratur Verzicht thun mußte. Seine Kenntniß der Niederländischen und der Scandinavisch. Sprachen ist zu beschränkt; und ihn riefen andre Geschäfte, die ihm die wichtigeren geworden sind. Ueber die Litteratur der Ungarn und der Slavischen Nationen mitzureden, mußte er überdieß ganz und gar Andern überlassen, die der Sprachen dieser Nationen kundig sind. Er wünscht, daß es nicht an Litteratoren fehlen möge, die den Faden da wieder aufnehmen, wo er ihn fallen lassen mußte. Aber bedauern wird er nie, so viele Zeit an eine Arbeit gewandt zu haben, durch die ihm selbst so vieles in der Geschichte des menschlichen Geistes klarer geworden ist, und die, wie es öfter in menschlichen Dingen geht, vielleicht einen länger dauernden Einfluß auf die Geistesbildung in Deutschland haben wird, als andre seiner Schriften, die ihm selbst, mit allen ihren Mängeln, wenigstens ihrem Geiste und Zwecke nach, nicht geringfügiger scheinen. Wo es diesem Werke fehlt, weiß er selbst recht gut. Als er auf freundliches Zureden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich entschloß, zu versuchen, wie ihm ein solches Unternehmen gelingen könne, war er nicht nur nicht genug vorbereitet; denn zum Litterator im eigentlichen Sinne hatte er sich nie gebildet; es war ihm auch von Andern noch nicht so vorgearbeitet, wie um die Zeit, als er zu den fünfletzten Bänden vorrückte. Was seitdem besonders zur Erweiterung unserer Kenntnisse der romantischen Litteratur des Mittelalters geleistet ist, um die er sich vorher wenig bekümmert hatte, würde sogleich, wenn es schon im vorigen Jahrhunderte vorhanden gewesen wäre, in seiner Ansicht der älteren Italiänischen Litteratur vieles geändert haben. Seine Bearbeitung der Französischen Litteratur fiel gerade in die unglückliche Zeit, da einem rechtlichen Deutschen wohl zu verzeihen war, wenn er auch gegen das Gute und Schöne, das den Franzosen und ihrer Litteratur zugestanden werden muß, nicht ganz gerecht

blieb, und in der Geschichte der Franz. Poesie und Beredsamkeit auf vieles nur flüchtig achtete, was einer ernstern und genauern Nachforschung und Nachweisung nicht unwerth ist. Doch die Mängel und Fehler des Werks, von dem wir hier zu guter Letzt noch einmal reden, aufzudecken und bekannt zu machen, werden ja schon Andre sich angelegen seyn lassen. Hat doch vor einiger Zeit ein Geschmacksrichter, von dem der Verf. keine so große Meinung haben kann, als er von sich selbst, über das ganze Werk das schmeichelhafte Urtheil gefällt, es sey als Compilation ganz n u ß b a r ! Wie dem nun auch sey; mit dieser Classe der neuesten Deutschen Critiker, die man auch Romantiker nennt, hatte der Verf. für das Wahl, als er diese Arbeit zu Ende zu bringen suchte, nichts zu verhandeln. Er hätte sich aber mit ihnen in ein Gefecht einlassen müssen, wenn er nicht die neueste Geschichte der Deutschen Litteratur nur summarisch zusammengezogen hätte. Zu diesem Verfahren bestimmten ihn aber auch andre Gründe. In einem critischen Werke, das keine Herausforderung zu Feuden enthalten soll, kann man von der Mitwelt nicht reden, wie von der Bormwelt. Die schwache Seite noch lebender Schriftsteller zur Schau auszustellen, war nicht der Ort in einem Buche, dessen ruhiger Gang durch nichts gestört, und das durch Einmischung in die Geschäfte der Litteraturzeitungen und Schriften über die Angelegenheiten des Tages auch nicht den Schein einer Abweichung von der Unbefangenheit sich zuziehen mußte, die es in der Darstellung der litterarischen Ereignisse, die schon ganz als vergangene behandelt werden konnten, zu behaupten gesucht. — Die beiden Register, die als Anhang den zwölften Band, aber doch nur auf zwölf Bogen, einnehmen, sind von einer andern Hand verfaßt, aber vom Verf. des Buchs durchgesehen und, wo es nöthig war, berichtigt. Sie gehören zur Brauchbarkeit des Werks. Ueber den Plan, der dem systematischen Sachregister zum Grunde liegt, gibt die Vorrede die nöthige Auskunft.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 15. Junius 1820.

Göttingen.

Se. Majestät, unser allergnädigster König, haben huldreichst geruhet, dem Herrn Professor Wessenecke den Hofraths-Character beizulegen.

In der Sitzung der K. Societät am 18ten März wurden derselben durch Hrn. Hofr. Herreren zwey Mittheilungen gemacht. Die erste war litterarischer Art; und betraf unsern alten Deutschen Fabeldichter Boner oder Bonerius; dessen Dichtungen zwar lange bekannt sind, von dessen Person man aber nichts Zuverlässiges wußte. Wir verdanken die Aufklärungen darüber S. E. dem Hrn. Grafen von Mülinen, regierenden Schultheiß von Bern, Besizer einer der größten Urkundensammlungen der Schweiz. Die vor 4 Jahren durch unsern Hrn. Hofr. Wessenecke besorgte neue Ausgabe des Dichters (S. g. N. 1816. S. 689) veranlaßte den Hrn. Grafen zu weitern Nachforschungen; da er in den Fabeln sogleich den alten Berner Dialect erkannte. Wie unsern Lesern aus dem, was wir bereits oben S. 717 gelegentlich erwähnten, vielleicht noch erinnerlich ist, so war der Junker Johann von Ringgenberg, dem Boner seine Fabeln widmete, ohne Zweifel derselbe, der auch in der Manessischen Samm-

lung der Minnesinger vorkommt. Er war schon im Jahr 1291 mit einer Tochter des Freyherrn von Wadishwyl zu Mülinen verheyrathet, und starb 1340 als Ritter im hohen Alter. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der schon 1334 vor dem Vater starb. Einer dieser beiden muß der Sönnner des Bonerus gewesen seyn; das ihm beygelegte Prädicat ehrwürdig, deutet auf den Vater. Daß letzterer in der Manessischen Sammlung nicht Herr genannt wird, beweiset nur, daß er seine Gedichte in seiner Jugend gemacht haben muß, ehe er den Ritterschlag erhalten hatte; der auch selbst Dynasten allein zu dem Titel Herr berechnigte. Gleichzeitig mit diesem Ringgenberg lebte nun in Bern ein Predigermönch Ulrich Boner, aus einem von Alters her in Bern verbürgerten Geschlecht; der von 1324 bis 1349 häufig in Urkunden genannt wird; weil er als welterfahrner Mann in vielen Geschäften gebraucht ward. Daß unser Boner ein Geistlicher war, hatte auch schon Hr. Hofr. Benecke in seiner Vorrede als entschieden angenommen; und so kommt also Alles zusammen, um es zu bestätigen, daß der Fabeldichter Boner kein anderer als der Predigermönch Ulrich Boner ist; was auch Hr. Hofr. Benecke, nach diesen Mittheilungen, nicht mehr bezweifelt. Das Geschlecht der Boner ist erst im 16ten Jahrhundert ausgestorben; der Mannstamm der Ringgenberge bereits mit Johannis Enkel, Petermann, 1396. Die Erbtöchter brachte den größten Theil der Güter in das große Geschlecht der Eubenberge; die selbst 100 Jahre später in dem Geschlecht der Mülinen ausgestorben sind.

Die andre Mittheilung betraf ein Persisches Monument. Hr. Hofrath D. Dorov in Wisbaden besitzt in seiner Sammlung von

Alterthümern einen Jaspis in Cylinderform mit Figuren und einer Inschrift in Keilbuchstaben; wovon Hr. Hofrath Heeren der K. Societät einen Schwefelabguß nebst einer Denkschrift: "Die Assyrische Keilschrift, erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon;" und den genauen Abdruck einer alten Tibetanischen Handschrift ic. herausgegeben von Dorov; mit drey Steindrucktafeln; Wiesbaden 1820. S. 625. vorlegte. Das Denkmahl selbst ist eines der schönsten, vielleicht das schönste der bisher bekannten dieser Art. Es ist 1 Zoll $10\frac{1}{2}$ Linien hoch; und hat $10\frac{1}{4}$ Linien im Durchmesser. Der Stein selbst, hellröthlich und halbdurchsichtig, ist von außerordentlicher Härte. Die Arbeit darauf ist vortrefflich, und höchst vollendet. Eine männliche Figur mit vier Flügeln, in langem Gewande, steht zwischen zwey Straußen, die sie um den Hals gefaßt hat, und zu erwürgen scheint. Daneben die Inschrift, völlig deutlich. Hätte das Denkmahl auch keinen weitem Werth, so zeigte es doch wenigstens die Stufe bis zu welcher die Steinschneidekunst in dem innern Asien gebracht ward. Der Stein ist der Länge nach durchbohrt; und diente höchst wahrscheinlich, an einem durchgezogenen Faden getragen, als Amulet. Die beygefügte Denkschrift ist sehr reich ausgestattet. Sie enthält, außer dem eignen Aufsatz des Besitzers, worin die Beschreibung und die Geschichte des Stückes gegeben wird, (es kam über Constantinopel in die Sammlung des dortigen Oesterreichischen Gesandten Grafen von Schwachheim; und aus dieser in die des jetzigen Besitzers;) die Briefe und Bemerkungen mehrerer Gelehrten, der H. Braun in Mainz, Heeren, Kreuzer, C. de Sacy, Sandberger in Wiesbaden; vor-

zöglich aber einen Aufsatz des Hrn. Prof. Grotefend. Wir können nur die Hauptresultate aus diesem leßtern anführen. Die Hauptfigur ist Serosch, nach dem Zendavesta der mächtigste der Zeds, dessen Amt es war die Menschen zu bewachen, und sie gegen die Angriffe Arimans und seiner Genossen zu vertheidigen. Das Zeichen auf dem Gürtel sind die Anfangsbuchstaben seines Namens. Der Strauß ist das Symbol des Eschem, des Erzeugten Arimans, des Hauptfeindes von Serosch, den dieser besiegt. Die Inschrift ist nach Hr. G. in der einfachen Babylonischen Schriftart abgefaßt; und höchst wahrscheinlich eine Gebetsformel oder Anrufung an Serosch; die Sprache aber Zend; da die Gebetsformeln immer in dieser Sprache gesprochen werden mußten, wenn sie Kraft haben sollten. Hr. G. ist durch dieß Denkmahl noch zu mehrereu Aufschlüssen über diese Schriftart gelangt, die wir bitten müssen in dem Aufsatz selbst nachzulesen. Auch hat er noch die Abbildung eines zweyten Cylinders aus grünem Jaspis, den er durch die Güte des Hrn. D. John Hine in Bagdad erhielt, mit zusammengefügter Assyrischer Keilschrift, beygefügt. Diese Kunstwerke sind also nicht eigentlich Persisch, sondern Babylonisch oder Assyrisch. Wie sehr aber die Babylonier in der Steinschneidekunst excellirten, ist schon aus Herodot I, 195 bekannt. — Den Freunden der Orientalischen Sprachkunde hat Hr. Dorov bey dieser Gelegenheit noch ein andres angenehmes Geschenk gemacht, dessen oben der Titel erwähnte, indem er eine große Tibetische Inschrift in Utschen Characteren (ihrer heiligen Schrift) durch den Steindruck bekannt gemacht hat; wie denn auch die beiden Tafeln die Cylinder darstellend, Steindruck sind. Der Titel auf dem

Umschlage: "Morgenländische Alterthümer" herausgegeben von D. Dorov; Erstes Heft; berechtigt zu der angenehmen Erwartung, daß die Alterthumskunde des Orients noch weitere Bereicherungen durch ihn sich versprechen darf.

Hn.

M i l a n o.

Aventure e osservazioni di Filippo Pannanti sopra le coste di Barberia. Seconda edizione riveduta dall' Autore. 1817, 3 Voll. von 196. 267. 211 S. 12. Im ersten Theile erzählt der Verf. zuvörderst, wie er durch falsche, eigennützige Landsleute, die wie er, in der Zeit des Druckes, aus den Neapolit. Staaten sich nach England geflüchtet hatten, nachdem sie ihm Geld abgeborgt, das sie nicht gesonnen waren, zu erstatten, zur Ausführung des in ihm entstandenen Gedankens, einen Besuch in Sicilien zu machen aufgemuntert, und einem, wenn nicht boshaften, wenigstens unverständigen und unvorsichtigen Schiffscapitän übergeben, einem Algierischen Räuber in die Hände gefallen; und nach einer kurzen Sclaverey vom Englischen Consul daraus befreyt worden sey (S. 1—151). Gelegenheitlich Schilderung der Europäischen und Africanischen Küsten, vor denen er vorbehey gekommen; und des Zustandes der christlichen Sclaven in den Raubstaaten, insbesondere in Algier. Alles dieses mit so vielen Histörchen und Stellen aus Italiänischen, Englischen, Französischen, Lateinischen Dichtern durchmengt, daß den Recensenten die Geduld fast verlassen hätte. In seinem langen Leben ist ihm kein Buch zu Gesicht gekommen mit dergleichen Verzierungen so gewaltig überladen. Liebhaber können daraus allein eine stattliche Sammlung von Anekdoten, wenn man solche Histörchen, bekannte

und unbekannte, so betiteln will, oder ein *Wade Mecum* für lustige Leute sich verfertigen. Denn auch an *Wiß* fehlt es nicht, echt-Italiänischem *Wiß*; was zu der, wie es scheint, günstigen Aufnahme in Italien mag beygetragen haben. Doch das Buch ist bey allem dem, besonders vom zweyten Theile an, unterrichtend; in welchem, wie auch noch im dritten gründliche Berichte über den physischen, moralischen, religiösen und politischen Zustand des nordwestlichen Africa mitgetheilt werden. Bey seinem kurzen Aufenthalte in Algier konnte zwar begreiflich der Verf. nicht vieles aus eigener Beobachtung geben — wiewohl er doch nicht gar wenig so vorträgt; aber auch zum voraus seinen *Wiß* sagen läßt, daß bey seinem Aufenthalt unter Räubern, ein wenig Hang zur schriftstellerischen Räuherey ihn angewandelt habe; 185. — Das Beste ist, daß er aus guten Quellen geschöpft hat; und obgleich auch in diesen beiden Theilen noch viel zu viele Histörchen eingemischt sind, II, 185 vier unmittelbar hinter einander, so darf *Recens.* doch das Buch denen, die nicht schon mit den beachteten Gegenständen hinreichend bekannt sind, als lehrreich empfehlen. Der Verf. lernte in London den unglücklichen *Röntgen* kennen II. 82, und führt sein Unglück kurz an; ist aber ungewiß, ob sein Name *Kedeken*, *Ketchen*, *Kenghen* oder *Kunigen* sey S. 84. Eine Verbesserung der Kuchen, die er die Beduinen lehrte, habe von ihm den Namen *panatelle* erhalten; ed io per le panatelle sarò famoso in Africa: l'aver dato il nome a questa graziosa pasta mi metterà accanto al Fiorentino sì celebre che dette il nome all'America. I benefizi che facciamo agli uomini sono pagati dal loro amore. L'incenso nutrisce la fiamma che lo discioglie, e la fiam-

ma sviluppa l'incenso che profuma l'aria. II. 115 s. Dieß als Probe der Manier des Verf. Den Beschluß macht eine Ermunterung zur Ausrottung der Raubstaaten; die, bey allen dabey zu beachtenden Schwierigkeiten, die der Verf. nicht unangezeigt läßt I. 179 ss., dennoch gelingen müsse, wenn die christlichen Mächte es einstimmig und ernstlich wollten. Wer kann dieß, unter der Bedingung, bezweifeln? Aber eine Schwierigkeit, vielleicht die größte, hat der Verf. nicht in Erwägung genommen; für welche der Europäischen Mächte daselbst eine Herrschaft gegründet werden sollte, hinreichend dauerhafte Sicherheit zu gewähren?

L e i p z i g.

Von Verh. Fleischer: ΑΡΚΑΔΙΟΥ ΠΕΡΙ ΤΟΝΩΝ. E codicibus parisinis primus edit Edm. Henr. Barkerus. Addita est editoris epistola critica ad Jo. Frid. Boissonade. 1820. G. VI und 358. In Octav.

Wir verdanken dieß Werk der Bemühung des Hrn. Barker, der es durch H. G. G. Zalyk in Paris im J. 1816 aus dem Mscr. der Königl. Bibl. N. 2102 vergl. mit N. 2603 abschreiben ließ, und darauf dem Hrn. Prof. Schäfer nach Leipzig schickte, der es mit Hrn. Barkers epistola critica an den Hrn. Prof. Boissonade herausgab, indem er die Franz. Noten des Hrn. Zalyk ins Lateinische übersezte, und in einer kleinen Vorrede meldete, was so eben angeführt ist, und daß der Text so incorrect als er ihn gebe ihm zugekommen sey. Auch sind die von Hrn. C. R. Meyner besorgten sehr vollständigen Register hinzugefügt. Ueber den Arcadius und seines Werkes Werth, das

hier 197 Seiten einnimmt, erfährt der Leser nichts. Billoison hat in seinen Weimarischen Briefen desselben gedacht, und Inhaltsanzeigen geliefert, wie Zalyt S. 3. 6. 7 bemerkt; auch Salmasius hat das Werk *περι τόνων* gekannt und als Mscr. angeführt, wie auch Fabricius nicht vergißt zu bemerken, wohl aber Jöcher, denn dieser sagt, daß dieß Werk *περι τόνων* verloren gegangen sey. Nach Suidas war A. aus Antiochien gebürtig: sein Zeitalter ist nicht bekannt. Es ist ein Auszug aus Herodianus Accentenlehre, die in der Mitte des zweyten Jahrhunderts nach Chr. Geb. erschien und stets in großem Ansehen stand. Die Vergleichung der bekannten Fragmente aus demselben mit diesem Auszuge ist anzurathen. Die *epistola critica* liefert Untersuchungen und Ansichten einige seltene Wörter betreffend, wozu Salmasius in seinen Bemerkungen über *colosseros* etc. Anlaß gibt. Der Fleiß und die Belesenheit des Hrn. Barker sind nicht zu verkennen, und verdienen Achtung: aber die Bemerkungen würden noch mehr Werth erhalten haben, wenn H. P. Schäfer mit seinen Beurtheilungen und Anmerkungen hätte zu Hülfe kommen wollen; denn um die hier gelieferten Resultate unbesorgt als unterschiedene Thatsachen benutzen zu können, wird doch nicht selten eine Critik vorhergehen müssen, wie gleich mit dem *Colosseros*, *ὁ κολοσσέρας* der Fall seyn möchte, das als echtes Griechisches Wort, bloß auf Salmasius Verbürgung, ohne irgend sich auf eine gehörige Nachweisung einzulassen, angenommen und aufgeführt wird.

Kpf.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 17. Junius 1820.

Paris.

Aus Bobée's Druckerey 1818: Noticia biografica de D. Juan Antonio Llorente, o Memorias para la historia de su vida escritas por el mismo. XXIV und 240 S. fl. 8. Mit seinem von Blanchard zu Paris gestochenen Bildnisse.

Schwerlich wird man errathen was zu dieser Selbstbiographie den ersten Anstoß gegeben! Nichts anders als ein aus unserm Deutschen Vaterlande an ihren Verfasser deshalb ergangener Ausruf. Bekanntlich arbeiten hier mehrere Federn an ganzen Sammlungen von Biographien durch ihre Schriften oder sonst wodurch berühmt gewordener Leute, und eine noch weit umfassendere haben wir von dem Verein zu erwarten, der mit Uebertragung, und, wo es nöthig, mit Berichtigung der in Frankreich so viel Beyfall findenden Biographie universelle seit einiger Zeit sich beschäftigt. Irgend eine dieser Gesellschaften wird es also gewesen seyn, deren Vorsteher ihm den Wunsch mitgetheilt, auch mit seiner Lebensbe-

schreibung ihr Werk zu bereichern; und hierzu konnte sie schon der Umstand allein veranlassen, daß man diesem Manne die, in Hinsicht aufs Wesentliche, so lehrreiche Geschichte des Spanischen Inquisitions-Gerichts zu danken hat: eine in der That so verdrießliche Arbeit, daß er einen großen Theil der vierzehn Motive, die es verzeihlich machen, sein eigener Biograph zu werden, ganz füglich in dem sehr umständlichen Vorberichte sich hätte ersparen können! Da, wie so eben erwähnt, seine Lebensgeschichte auch in einem Deutsch geschriebenen Werke bald ausführlicher zu lesen seyn wird, begnügen unsre Anzeigen sich mit den äußersten Umrissen derselben. — Der thätige Mann ist unweit Calahorra im Jahr 1756 geboren, stammt aus altem aber verarmten Adel her, verlor seine Aeltern sehr früh, und widmete sich der Kirche, weniger vielleicht aus Neigung, als wegen mehrerer Aussicht auf Patrimonial-Pfründen. Ein mütterlicher Oheim, auch Geistlicher, sorgte väterlich für die erste Erziehung des Knaben; in der Folge nahm ihn ein Freund und Landsmann des Oheims, Canonicus zu Tarazona, dem die Munterkeit und Wißbegier des Jünglings gefiel, mit sich dahin, und ließ sodann zu Saragoza ihn beide Rechte studieren. Wie es mit Erziehungsanstalten damahls in Spanien noch ausgesehn, kann man sich vorstellen; auch verschweigt er das theils abgeschmackte, theils offenbar lächerliche derselben keinesweges. Was für Stufen der Hierarchie er durchlaufen müssen, um, 25 Jahr alt, sich endlich als Presbyter der Kirche und Doctor des canonischen Rechts begrüßt zu sehen, und was für Hindernisse, auch wohl kleine Abenteuer, ihm hierbey aufgestoßen, will bey ihm selber nachgelesen seyn. Im Jahr 1781 versuchte er sein Glück in der Hauptstadt Madrid selbst, um

als Advocat bey dem hohen Gerichtshofe von Castilien zu practiciren. Bald aber rief sein Bischof zu Calahorra ihn zurück, indem er ihn zum General-Vicar und Fiscal des Stiftes ernannte. Wie thätig er seinen Aemtern Genüge geleistet, leidet keinen Auszug; wohl aber muß beygebracht werden, daß er um 1784 in seinem finstern Calahorra die Bekanntschaft eines auswärtigen, aus guten Gründen aber von ihm nicht genannten Literators gemacht, der sein Uebergewicht so stark fühlen ließ, daß die bisherigen ultramontanen Grundsätze des Hrn. L. im Fache der Rechtsgelehrtheit, und, in Hinsicht auf Theologie, Philosophie und Geschmack, seine Scholastik die Segel streichen mußten. Die hierbey gewonnene Aufklärung muß er indeß geschickt zu verbergen gewußt haben, weil ein Jahr später das Inquisitionstribunal von Logroño ihn doch zu seinem Commissär ernannte. Ob er als solcher viel zu thun gehabt, wird nicht erwähnt; wohl aber, daß er um diese Zeit auch fleißig von der Kanzel sich hören lassen. Im Jahr 1788 gerieth er wieder nach Madrid; wohin eine Dame ersten Ranges ihn zu ihrem Geschäftsführer, und bald darauf zum Vollstrecker ihres letzten Willens, auch Mitvormund des noch sehr jungen Erben gewünscht hatte. — Wie natürlich halfen Geschäfte dieser Art ihm bald zu Bekanntschaft mit den ersten Häusern der Hauptstadt; wo er denn auch dem Königspaaire vorgestellt, und 1789 zum Secretair der Hof-Inquisition (Inquisicion de la Corte) ernannt wurde. Nur zwey Jahre indeß stand er diesem Posten vor; weil wegen allerhand Verdrießlichkeiten er nach seinem ruhigeren Canonicat in Calahorra sich zurücksehnte; von wo aus neue Einladungen ihn 1793 dennoch wieder nach Madrid führten. Hier fand der neue Großinquisitor mehrere der zu Verbesse-

rung des gerichtlichen Verfahrens von dem Secretair eingereicht gewesene Vorschläge so sehr nach seinem Geschmack, daß eine umständlichere Bearbeitung derselben ihm aufgetragen wurde, und er deßhalb nach seinem stillen E. sich wieder zurückbegab. Zum Unglück fiel dieser sanftere Großinquisitor durch Hofintriguen bald in Ungnade, und obgleich sein Nachfolger, so wie mehrere Staatsbeamte, noch immer Hrn. L. aufforderten, seine Arbeit fortzusetzen, er deßhalb auch nach Madrid zurückberufen wurde, zeigte am Ende sich doch, daß die heilige Hermandad ein Noli me tangere war und blieb; denn der Reformator wurde 1801 festgenommen, seiner Aemter beym Inquisitionsgericht entsetzt, mußte nach Auslieferung aller Papiere auf 4 Wochen in ein Franciscaner Kloster wandern, und 50 Ducaten Strafgeld erlegen! Daß diese kleine Demüthigung, worüber sein Buch selber nachzulesen, ihm jedoch weder zu Calahorra, wohin, wie zu erachten, er sogleich wieder flüchtete, noch selbst in Madrid sonderlich geschadet, erhellet schon daraus, weil sein Bischof ihn nach wie vor zu den wichtigsten Geschäften brauchte, und schon 1805 Königliche Befehle ihn nach der Residenzstadt zurückberiefen, wo seine, auch im Finanzfache, geleisteten Dienste so angenehm waren, daß man ihm ein Canonicat an der reichen Primatialkirche zu Toledo ertheilte, und kurz darauf noch die Aufnahme in den Ritterorden Carls III. hinzufügte. Allein, nemo ante obitum beatus! Denn, wie bekannt, brachen ein paar Jahre später politische Stürme auch über das unglückliche Spanien los; die Geschichte dieses Ausbruchs läßt der Autobiograph ganz unberührt, und erzählt nur, daß nach wiederholtem und noch strengerm Befehl auch er unter den Notabeln sich befunden, die zu Bildung einer neuen Reichsver-

fassung im Jahr 1808 nach Bayonne sich auf den Weg machen müssen. Eben so unerwartet sey ihm die Ernennung zum Staatsrath des neuen Königs gewesen, wovon bey seiner Rückkunft nach Madrid die öffentliche Zeitung ihn zuerst unterrichtet gehabt, und die, weil er einmahl im Lande geblieben, auf keine Weise sich habe ausschlagen lassen; sein Vaterland aber habe er nicht verlassen zu dürfen geglaubt, so lange noch einige Hoffnung blieb, solchem nützlich zu werden. Daß von den nunmehrigen Machthabern ein so thätiger, mit der Verfassung Spaniens so vertrauter Mann sogleich benützt wurde, kann man sich vorstellen, und da die alte Regierung sämtliche Beamte mit Eid und Pflicht an die neue verwiesen gehabt, that er was irgend in seiner Gewalt stand seinen Mitbürgern die Last zu erleichtern. Wie er sich dabey genommen, ist abermahls keines Auszugs fähig. Als Wellingtons Siege den aufgedrungenen König endlich wieder davon jagten, mußte auch er das Schicksal desselben mit ihm theilen, und sich nach Frankreich retten; denn nicht so kühl und gemäßigt, wie anderwärts ging es dabey in Spanien her; sondern Jeder, der nur im geringsten den Franzosen Dienste geleistet, gleichviel ob gern oder ungern, lief hier Gefahr, von dem wüthenden Pöbel ohne Schonung niedergestossen zu werden. Daß Herr L. nach einem kurzen Abstecher nach England, dessen Klima ihm nicht behagen wollte, noch immer sich zu Paris aufhält, ist aus öffentlichen Blättern und seiner fortdauernden schriftstellerischen Betriebsamkeit bekannt. — Nur als Geschäftsmann ist solcher in vorstehenden Zeilen berücksichtigt worden, seine Thätigkeit aber im Felde der Literatur war nicht geringer. Außer einer Menge kleinerer von ihm in Druck gegebener Schriften, die kirchliche An-

gelegenheiten, Localalterthümer, genealogische Untersuchungen, Rechtsstreitigkeiten u. s. w. zum Gegenstand haben, sind auch Werke größern Umfangs von ihm zu Stande gebracht, und zum Theil wirklich abgedruckt worden; wobey er dann jedesmahl anzeigt; wann, wo, und unter welchen Verhältnissen er solche bearbeitet hat. Ein und andres davon, das auch die Neugier des Ausländers reizen kann, glauben wir in der Kürze doch angeben zu müssen. So erschien von ihm im Jahr 1790 eine mit historischen und Spracherläuterungen versehene, und weit correctere Ausgabe der uralten Castilianischen Uebersetzung der von den Gothischen Königen in Spanien ertheilten, zum Theil noch üblichen Gesetze, die für Manchen unsrer Landsleute, der nur im grauen Alterthum Trost und Heil sucht, anlockend genug seyn dürften. — Fünf, von 1800 bis 1807 abgedruckte Quartbände über die gewiß merkwürdige Rechtsgeschichte und Verfassung der sogenannten Baskischen Provinzen; noch zwey Bände sollten nachfolgen; das Unglück der Zeit aber verhinderte ihre Erscheinung. — Daß nach, wie oben erwähnt, gewonnener Aufklärung, auch die Rechte der Kirche und Krone gegen die Anmaßungen der Römischen Curie bey jeder Gelegenheit — selbst in Druckschriften — tapfer von ihm vertheidigt worden, versteht sich unerinnert. Ob dieser Patriotismus aber seine Zurückberufung, denn noch immer wird er als Verbannter behandelt, beschleunigen werde, ist sehr zu zweifeln. Noch weniger dürften die mancherley Flugschriften, worin er gegen die Selbstsucht seiner, wie er meint, an England verkauften Landsleute zu Cadix sich ereifert gehabt, hiezu beytragen. — Da, wie bekannt, es auch in Spanien an Gelehrtenvereinen nicht fehlte, und diese sich beeilten, einen so guten Kopf in ihrer

rer Mitte zu wissen, so konnte auch hier seine uner-
müdlige Thätigkeit durch Beyträge aller Art sich
äußern.

In Paris scheinen die unter dem Anagramm D.
Juan Mellerto 1814 in 3 Octavbänden abgedruckten
Memorias para la historia de la revolucion de Es-
pana eine seiner ersten Arbeiten gewesen zu seyn.
Nicht etwa die Quintessenz davon — was wegen zu
großer Umständlichkeit der Urschrift sich vielleicht noch
hatte rechtefertigen lassen — sondern wohl vier Fünftel
des Ganzen trug der schreiblustige Ex-Erzbischof de
Pradt in seine Mémoires gleichen Inhalts über, und
dies ohne des wahren Verfassers mit einer Eulbe zu
gedenken; worüber dieser denn nicht mit Unrecht sich
bitter beschwert, Hr. de P. aber als einer der größten
Plagiare sich selber brandmarkt. Eine Sitzung der
Landesdeputirten im J. 1817 zu Paris, wo ein Mit-
glied derselben der Spanischen Inquisition als eines
von seiner ehemahligen Strenge sehr zurückgekommenen
Tribunals erwähnt gehabt, gab Hrn. L. bekanntlich
den ersten Anlaß zu Bekanntmachung seines berühmten
Werkes über die Geschichte dieses noch immer unchristlich
bleibenden Glaubensgerichts; wozu von ihm schon lange
vorher die Materialien waren gesammelt worden, und das
man auch bereits in mehrere Sprachen übersetzt hat. Au-
ßer einem auf seinen Reisen in Spanien und andermwärts
geführten, gewiß curiosen Tagebuche, enthält sein Schreib-
pult noch eine Menge andrer, mehr oder weniger zu Ende
gebrachter Erzeugnisse seiner rastlosen Feder. Das vor-
züglichste darunter scheint ihm sein Diccionario topogra-
fico de Espana antigua y moderna, das von einem mit so
genauer Localkenntniß ausgerüsteten und in der Verfäs-
sungsgeschichte des Vaterlandes wohl bewanderten Ver-
f. auch diesseits der Pyrenäen willkommen seyn mußte. Nicht
weniger eine beynah zum Abdruck fertig liegende und aus
bisher unbenutzten Quellen geschöpfte Geschichte des durch
seine Schicksale so merkwürdig gebliebenen Antonio Perez,
ersten Staatssecretärs Philipps II. Ferner, eine auch untre
Literatoren und Aesthetiker gewiß anlockende Geschichte
der Spanischen Romane; mithin ihrer Entstehung so-
wohl, als ihrer Vielfältigung, und des Zustandes,
worin sich solche befanden, als Le Sage und Andre sie zu
plündern anfangen. Seine Papiere scheint er also doch
größtentheils gerettet zu haben; nicht so eine mehr als
achttausend Bände zählende, wie er versichert mit gro-

ßen Kosten ausgesuchte, auch mit Handschriften von Wichtigkeit und Druckseltenheiten versehene Bibliothek; mit der keine andre Privatsammlung in Madrid sich messen können; denn diese ist durch Confiscation dem guten Manne auf immer geraubt worden! — Auch im dramatischen Fache hatte solcher sich versucht, und theilt unter andern den Entwurf eines zur Gothenzeit spielenden, NB. politisirenden Schauspiels mit, das die so zahlreich gewordenen Verehrer der Spanischen Bühne aber wohl unbeachtet lassen dürften!

Wir eilen zur Anzeige, daß Herr L. seiner Lebensbeschreibung noch den Abdruck von acht Bittschriften an den König selbst und an das Domcapitel zu Toledo beygefügt hat; so wie ein Zeugniß der Französischen Generalität, daß er 16 zum Tode verurtheilten Spaniern durch seine Vorbitte das Leben gerettet, auch noch andre sehr wesentliche Dienste seinen Landsleuten geleistet habe. Was die Bittschriften an den König u. s. w. betrifft, kann man leicht denken, daß alle Hülfsmittel, die bürgerliches, canonisches und Völkerrecht ihm darböten, darin benützt werden, die Unbilligkeit des gegen ihn so hartnäckig fortgesetzten Verfahrens darzuthun. Triftig weiß er unter andern zu erhärten, daß, nach seit undenklicher Zeit beym Stift zu Toledo befolgten Herkommen, selbst im schlimmsten Falle, den der Verbannung nicht ausgenommen, doch das Drittel seiner Canonicats-Einkünfte dem Angeklagten und Verurtheilten, was bey ihm jedoch nicht statt gehabt, ins Ausland sogar, verabfolgt werden müsse; worauf er von seinem Capitel aber nichts anders zum Bescheid erhält, als daß sein Name auf Königlichem Befehl ein für allemahl gestrichen und für ihn nichts weiter zu hoffen sey! Im Cabinette des Königs, oder bey andern Justizbehörden blieben seine Eingaben ganz unbeachtet, und mithin auch unbeantwortet. — Wenn sein voranstehendes in Kupfer gestochenes Bildniß auch von Seiten der Kunst kein sonderliches Verdienst hat, bleibt ihm doch das nicht zu verachtende eine joviale, und keineswegs geistleere Physiognomie darzustellen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98 Stück.

Den 17. Junius 1820.

L e i p z i g.

1819, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung: Unterricht Friedrichs II. für die Generale seiner Armee, nebst den von dem Könige späterhin gegebenen Instructionen. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen in Bezug auf die neuesten Veränderungen der Kriegführung versehen von einigen Deutschen Officieren. Erster Theil 291 und zweyter Thl. 300 Seiten.

Der Unterricht Friedrichs II. für seine Generale, heißt es in der Vorrede, zeichnet sich dadurch wesentlich von fast allen neueren Schriften über die Kriegskunst aus, daß die darin entwickelten Grundsätze aus eigenen practischen Erfahrungen hergeleitet und deßhalb der bey weitem größere Theil derselben für alle Zeiten anwendbar bleiben wird. Wir sind nun zwar der Meinung, daß das bloße Studium aus Büchern, keinen Feldherrn bildet, wenn die Natur ihn nicht dazu stempelte, und Erfahrungen, vorzüglich aber glückliche Verhältnisse nicht zu Hülfe kommen; wir verkennen aber keinesweges den

Nutzen eines Lehrbuchs in der schwersten Wissenschaft von allen, den wir aber vorzüglich in der daraus zu lernenden Kenntniß der Einrichtung eines Heers in allen seinen Theilen, des Materiellen und des ganzen Mechanismus desselben setzen. Und in dieser Hinsicht ist das Werk des R. v. Pr. schon aus der Ursache wichtiger, als die Schriften eines Montecuculi oder Marschalls von Sachsen, weil es unsern Zeiten näher ist. Die letzte Ausgabe von Friedrichs Unterricht kam, mit Anmerkungen von dem Gen. Scharnhorst begleitet, 1794 heraus. Die Herausgeber hatten die Absicht bey dieser neuen Ausgabe, vorzüglich die seitdem in den Kriegen der neuern Zeit gemachten Erfahrungen in besondern Anmerkungen zu berücksichtigen, wodurch selbige allerdings ein höheres Interesse, als die vorhergehende erhalten hat. Wir werden uns bey unsrer Anzeige nur auf diese neuen Zusätze beschränken.

Zusatz zum ersten Kap. von den Preussischen Truppen, ihren Mängeln und Vortheilen. In Scharnhorsts Bemerkung (die hier gleichfalls abgedruckt ist) wird er die Aufrechthaltung des unbedingten Gehorsams sowohl in Friedens- als Kriegszeiten, nach den militärischen Grundsätzen vor der Revolution empfohlen; in dem Zusätze der neuern Herausgeber hält man zwar auch Disciplin nothwendig; sucht sie aber vorzüglich in der Brauchbarkeit der Officiere, die, wenn sie nur unterrichtet sind, die Disciplin bewirken können. Wir müssen aber hinzusetzen, daß nach unserer Uebersetzung, auch die geschicktesten Officiere die Disciplin nicht aufrecht erhalten können, wenn die Gesetze ihnen nicht die Macht dazu geben. Die militärischen Gesetze müssen aber nothwendig von einer andern Beschaffenheit seyn, als die bürgerlichen; eine Wahrheit, die in unsrer Zeit verkannt ist. Es wird im Verfolge dieses Zusazes

eine Tabelle aufgestellt zu zeigen, wie die verschiedenen Mächte, indem sie zu ungewöhnlichen Organisationsmitteln schritten, ihre Heere bildeten, nämlich:

1. Frankreich im Jahre	1792
2. Oesterreich — —	1809
3. Marschall Wellington	1809
4. Rußland	1812
5. Bonaparte	1813
6. Preußen	1813

Nr. 1. 2. 4. 5. 6 fragten zuerst, wer sich freiwillig stellen wollte, ordneten zugleich aber auch Zwangsaushebungen an, und zwar 2, 4, 5, 6 nach schon bestehenden, und 1. nach neu gegebenen Gesetzen; 1, 2, 4, 6 hatten weder Material noch Geld, sondern die Bezirke mußten die ausgehobenen Mannschaften ausrüsten; Nr. 1 ließ die Officiere aus ihrer Mitte; Nr. 2, 4 und 6 größtentheils aus der Population, welche sie gestellt, wählen. Die so organisirte Masse Nr. 1 lief 1793 gänzlich auseinander; Nr. 2 hatte nach der Schlacht von Regensburg ein gleiches Schicksal. Von Nr. 4, oder der Russischen Landwehr waren am Niemen-Fluß nur noch schwache Reste übrig. Nr. 6, die Preussische Landwehr, schlug sich tapfer; die Listen ergaben aber, daß ihr Abgang doppelt so stark war, als der der Linientruppen. Die neuen Truppen Bonapartes Nr. 5 fochten 1814 gleich den alten. Die Ursache war, weil er ihnen gute Officiere gab. Und das Resultat dieser Darstellung: nur die höchste Noth und gänzlicher Mangel an Officieren kann eine Organisation wie 1, 2, 4, 6 entschuldigen. Wir sind bis dahin ganz dem Raisonnement unster Verf. gefolgt, erlauben uns nun aber folgende Berichtigung. Gute Officiere können vieles leisten; allein diese Ursache ist nicht allein entscheidend; es sind noch andere Dinge erforderlich.

Wir nehmen z. B. Nr. 3, wovon die Verf. wenig, und bey dem Wenigen, noch dazu viel unrichtiges anführen. Beyläufig bemerken wir, wie wir nicht einsehen, warum die Herausgeber bey Nr. 3 statt England, den Marschall Wellington setzen. Dieser Feldherr hatte an der Organisation der Portugiesen gar keinen Antheil; diese war schon nach der Instruction des Herzogs von York in vollem Gange, noch ehe der erstere das Commando erhielt, und selbst ehe er in Portugal landete. Die Aushebung der Portugiesischen Armee geschah ganz nach dem Systeme, das der berühmte Graf von der Lippe Bückerburg im siebenjährigen Kriege eingeführt hatte, und also nach schon bestehenden Gesetzen. Man wählte die Officiere so weit es möglich war, aus den noch vorhandenen, und in Ermangelung aus den Individuen, die am tauglichsten dazu schienen, endlich aber bald die unbrauchbaren, und beförderte die bessern, ohne sich an Anciennetät zu binden. Beynahe jedem Regimente ward ein Englischer Officier zugegeben, um ihnen die Englischen Exercitien zu lehren, und einige Bataillons erhielten Englische Commandeurs. Anfangs stellte man die neuen Portugiesischen Regimente in die zweite Linie, um sie an das Feuer zu gewöhnen, nachher vertheilte man sie aber in die Englischen Brigaden, und setzte sie unter Englische Brigadiere. Das Portugiesische Officier-Corps war anfangs so schlecht als die Oesterreichische und Rüssische Landwehr sie mögen gehabt haben. Nach einigen Feldzügen bildeten sie sich aber in der That, daß ihnen sogar das Commando von Englischen Truppen anvertrauet wurde. Das Geheimniß des Gelingens der Organisation der Portugiesen, lag aber in folgenden Ursachen: 1. man formirte sie gleich als Linien-Truppen; 2. man kleidete und verpflegte sie gut,

und zahlte ihnen regelmäßig einen guten Sold; 3. man unterwarf sie der strengen Englischen Disciplin in voller Mafse, und Wellingtons großes Verdienst lag darin, daß er seine Armee, obwohl aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, immer in dieser Disciplin erhielt. Und gerade weil die Spanier sich dieser nicht unterwerfen wollten, standen die regulären Spanischen Truppin den Portugiesischen so sehr nach. Diese Widerseßlichkeit der Spanier den Befehlen Wellingtons in dieser Hinsicht Folge zu leisten, veranlaßte den merkwürdigen Streit zwischen diesem Feldherrn, und dem in diesen Tagen oft aenannten Spanischen General Ballasteros.

Zusatz zum 2. Kap. von der Subsistance. Wir sehen mit Verwunderung, daß die Herausgeber dem durch Bonaparte eingeführten Requisitions-System, der ohne Berücksichtigung des Eigenthumsrechts sowohl in feindlichen als freundlichen Ländern, alles nimmt, was zur Nahrung, Kleidung und Kriegführung gehört, nicht nur das Wort reden, sondern als einen in der Folge bleibenden Theil der Kriegführung aufstellen. Jedoch wollen sie einige Rücksicht auf die Bevölkerung und Cultur des Landes nehmen, und rechnen bescheiden genug, daß die stärkste Armee in einem Raume von zehn Quadratmeilen zehn Tage ohne die mindeste Zufuhr und Magazine subsistiren könne. Die Sache ist freylich bequem; man spart die Hälfte der Kriegskosten, und den größten Theil der Bagage. Aber unter welchen Verhältnissen war dieß System ausführbar? Dann, wenn die eine Armee, wie z. B. die Französische, bis 1813 eine solche Ueberlegenheit in jeder Hinsicht hatte, daß der Widerstand als unbedeutend angesehen werden mußte; wenn Bonaparte durch die erste gewonnene Hauptschlacht gleich im Besiß ganzer Provinzen und

selbst Königreiche kam. Ist dieß System auch dann anwendbar, wenn unter beiden gegen einander kämpfenden Heeren ein Gleichgewicht der Kräfte statt findet, und man sich Jahre lang auf einem eingeschränkten Theater herumtreibt? Dann wena man sich durch schon ausgeplünderte Gegenden zurückziehen muß, oder zum zweytenmahl in den Provinzen auftritt, wo man selbst oder der Feind schon kurz vorher das Requisitions-System ausgeübt hat? Wie gefährlich ein System zur Basis der Kriegsführung zu legen, das nur als Ausnahme und selbst dann nicht ohne großen Nachtheil für den moralischen Character der Armee angewandt werden kann, und in jedem Falle mit dem Ruin der zum Kriegstheater dienenden Lande verbunden ist. — Erster Zusatz zum 8. Kap. von den verschiedenen Lägern. Die isolirten Positionen, auf welche Friedrich noch einen so großen Werth legte, haben durch den Gebrauch der Infanterie in Bataillons-Colonnen und der Escalleurs positiv genommen, eben so sehr verloren, als ihr relativer Nutzen bey Vertheidigung eines Landes durch die Einführung des Requisitionssystems sehr in Nachtheil gestellt worden ist. Diese beiden Grundsätze sind von den Herausgebern sehr umständlich und deutlich auseinander gesetzt, und mit Beyspielen belegt. Bonaparte, sagen sie, glaubte allein in dem Zusammenhalten und der schnellen Bewegung der Masse das Unterpfand des Sieges zu haben, und vergaß dabey, daß in einem Lande ohne Lebensmittel die Masse nicht lange subsistiren könne. Jomini will nach diesem und dem Beispiele Friedrichs dasselbe. Es wäre aber gut, wenn er zugleich dabey gezeigt hätte, wie man denn nuh bey dieser Regel den Krieg gegen den Feind zu führen habe, der uns in der offenen Feldschlacht überlegen ist. Das Wesen

und der Zweck des Kriegs ist nichts anders als Vernichtung der feindlichen Streitmittel mit Erhaltung der unsrigen, in so weit sie uns zur Erhaltung der errungenen Vortheile noch nöthig sind. Der Offensivkrieg hat hiernach zum vorherrschenden Zweck: Vernichtung der feindlichen Streitmittel; der Defensivkrieg, Erhaltung der eigenen. Wie dieß letztere zu bewirken sey, stellen die Herausgeber im zweyten Zusätze zum achten Kap. Betrachtungen über die bisher gemachten Versuche, das Gleichgewicht zwischen Angriff und Vertheidigung wieder herzustellen, an, und schlagen einige Mittel vor, die dazu dienen sollen. Der Hauptgrundsatz der Defensivse muß seyn: Vermeidung der Wirkung überlegener Kraft, bis Zeit und Umstände das verlorne Gleichgewicht wieder hergestellt haben; und dazu dienen folgende Maßregeln: 1. entweder der Feind muß durch Erschwerung der Verpflegung und Vermehrung der Befestigungshindernisse, oder vielmehr deren erhöhte Bedeutsamkeit, so lange aufgehalten werden, bis der schwächere Theil Ergänzungsmittel aus dem Lande erhoben, zu brauchbaren Streitmitteln umgeschaffen, und dadurch das verlorne Gleichgewicht wieder hergestellt hat, oder 2. es muß eine Organisation der Ergänzungsmittel erfunden werden, welche sie fähig macht, so schnell nach Aufhebung des Gleichgewichts in der Qualität brauchbarer Streitmittel zu erscheinen, daß man dem überlegenen Feind augenblicklich wieder die Spitze bieten, und dessen schnelles Vordringen verhindern kann, welches uns die Ergänzungsmittel entziehend, sie dem Gegner zuwenden würde. — Die Idee, die Lebensmittel bey dem Eindringen des Feindes zurückzuführen, oder zu zerstören, kann nur in wenig kultivirten Gegenden, als z. B. Schweden, Rußland, und auch dann nur höchst unvollkommen

ausgeführt werden; eben so chimärisch ist der Vertheidigungsplan vermittelst vieler kleinen Verschanzungen, die mit Landsturm besetzt werden sollen (Preußen 1814) und die Landsturms- oder Insurrections-Einrichtung selbst, muß in den meisten Fällen als eben so zweckwidrig angesehen werden. Da, wo nicht die Beschaffenheit des Landes und der Kriegsübung gleiche Friedensbeschäftigung der Einwohner, deren freiwilligen Widerstand in der Insurrection unterstützen, würde diese, aus Mangel an Disciplin und Führung, den Ueberlegenen niemahls abhalten, durch schnelles Vordringen in Benutzung des Requisitions-Systems dem Schwächern die Ergänzungsmittel zu rauben, wodurch allein das Gleichgewicht wieder hergestellt werden kann. Die gewöhnlichen Festungen, die höchstens mit 6- oder 8000 Mann besetzt werden können, vertheidigen einen Staat wenig. — Das einzige, was für den schwächern Theil ein Rettungsmittel darbietet, sind unangreifbar stark verschanzte Lager, welche man durch regelmäßig organisirte Landwehr besetzt. (So wie die Preußen deren bey Glogau, Meise, Schweidnitz, Colberg u. a. m. anlegen können). Diese Lager müssen aber unangreifbar seyn. Auf jeder Gränze des Landes soll ein solches verschanztes Lager eingerichtet werden, so ausgedehnt, daß es eine Besatzung von 50,000 Mann aufnehmen kann. Der Kostenaufwand solcher großen verschanzten Lager ist nicht bedeutender, als wenn man viele kleine Festungen unterhält. Um als Garnisontruppen zu dienen; bedarf die Landwehr keiner großen Fertigkeit in den Waffen; sie wird sich während der Belagerung formiren. Das Requisitions-System wird die nöthigen Lebensmittel zum Unterhalt der Garnison herbeschaffen. — Wir sind völlig mit dem Satz einverstanden, daß nur große

verschanzte Lager auf zweckmäßigen Puncten angelegt, wahre Vertheidigungsmittel an die Hand geben. Wir müssen aber erinnern: 1. daß die Natur nur in seltenen Fällen ein so günstiges Terrain darbietet, daß man ohne einen großen Aufwand von Kunst, solchen ausgedehnten Lagern eine große Stärke geben kann. Sollen sie diese aber durch die Kunst allein erlangen, so erfordern sie einen Aufwand von Kräften, der, wenn ihrer mehrere seyn sollen, die Mittel aller jetzigen Staaten übersteigt. (Ein Lager, so wie der Vf. sich es denkt, ist vielleicht die Befestigung von Coblenz und Ehrenbreitstein, womit die Preußen jetzt beschäftigt sind.) Denken wir uns z. B. Preußen wollte fünf solcher festen Lager erbauen, (weniger dürfen wir nach der Theorie der Verfechtung nicht annehmen), wie viele Millionen würden diese nicht kosten, und wie groß müßte der Aufwand an Geschütz u. s. f. seyn, der zur Ausrüstung derselben erforderlich wäre? Unter der Voraussetzung der Unmöglichkeit diese Kosten aufzubringen, wäre es dann nicht 2. rathamer, im Herzen des Staats, gleichsam im Mittelpuncte, ein einziges recht starkes und ausgedehntes Lager anzulegen? Eignete sich die Hauptstadt dazu, so wäre dieß um so besser. Vor einer Festung, die unmittelbar an der feindlichen Grenze lieat, erscheint der Feind mit ungeschwächter Kraft, und hat seine Hülfsmittel gleich bey der Hand. Je weiter er vorrückt, um so mehr vermindern sich diese. 3. Infanterie allein leistet in großen ausgedehnten Positionen keine große Dienste, weil sie nicht offensiv agiren kann. Die Landwehreinrichtung muß sich auch auf Cavallerie erstrecken. Das Haupterforderniß ist aber eine zahlreiche und geübte Artillerie, und wie will man diese beiden Waffen, wenn diese ihrer Bestimmung auch nur nöthdürftig entsprechen sollen, vermöge der Land-

wehre Einrichtung erhalten? 4. Ueber den Punct der Verpflegung von einer 50,000 Mann starken Besatzung gehen die Herausgeber etwas leicht hinweg. Ohne andere Verpflegungseinrichtungen, als die bisher üblichen, wird Hunger und Mangel bald die Uebergabe herbeiführen. Diese vier Bemerkungen scheinen uns um so wichtiger, weil sie durch die Erfahrungen der neuern Zeit bestätigt sind. Wir beschränken uns jedoch hier nur auf Beispiele zur Unterstützung des ersten Puncts, weil die übrigen drey keiner Belege bedürfen. Man wollte 1805 nach den theoretischen Sätzen der Herausgeber agiren. Ulm sollte eine solche verschanzte Position an der Grenze seyn. Der Erfolg ist bekannt: Der Russische General von Phull ließ im J. 1812 bey Driesen ein stark verschanztes Lager anlegen; es ward ohne Vertheidigung verlassen. Massena bey Genua, und Wellington bey Lissabon besetzten im voraus verschanzte Lager fast an der entlegensten Seite des Kriegstheaters mit Erfolg. Coblenz, das weit von der Russischen Grenze lag, leistete durch sein verschanztes Lager im siebenjährigen Kriege zweymahl gute Dienste. Wären Wien und Paris in unsern Zeiten bedeutende feste Puncte gewesen, so würden sie mehr zur wahren Vertheidigung von Oesterreich und Frankreich beygetragen haben, als alle übrigen Oesterreichischen und Französischen Festungen. Wir sehen in diesem Systeme die verschanzte Hauptstadt, als eigentliche Festung, und die vorliegenden Festungen nur als Außenwerke an. Bey einem Staate, der vermöge seiner Vertheidigungsmittel in der Defensive sich befindet, statt nach dem Baubanschen Systeme auf der Grenze drey Reihen von Festungen anzulegen, würden wir diese ganz unbesetzt lassen. Anders ist das Verhältniß, wenn der Staat gegen seine Nachbarn eine entschei-

dende Ueberlegenheit hat; dann sind Festungen an der Grenze von großer Wichtigkeit. In dem Zusätze zum 10. Kap. vom Detaschiren, tadeln die Herausgeber mit Recht die Art wie die Alliirten in den ersten Feldzügen des Revolutionskriegs verfahren. Sie setzen das schädliche Cordon-System auf Rechnung der auch im Frieden bleibenden General-Quartiermeister-Staabe, eine Einrichtung, von der wir im Allgemeinen auch der Meinung sind, daß sie dem von ihr erwarteten Nutzen nicht ganz entspricht. Der Ursprung dieser General-Quartiermeister-Staabe datirt sich von dem Oesterreichischen Lacy her. Jenes Cordon-System hatte sich aber unstreitig aus dem letzten Kriege der Oesterreicher mit den Türken übertragen. Ueber das bekannte Bülow'sche Werk findet sich in einer Note eine etwas strenge Critik. Bülow wollte die Feldherrnwissenschaft mathematisch lehren, und eben dieß mathematische Gewand verschaffte ihm so viele Anhänger. Die Herausgeber messen auch die Unglücksfälle des Erzherzogs Carl's bey Regensburg im Jahre 1809 der ängstlichen Befolgung der künstlichen strategischen Regeln bey. Hätten die Oesterreicher bey Regensburg statt zu detaschiren, ihre Macht zusammengehalten, so würden sie hinreichend stark gewesen seyn, sich den Sieg zu verschaffen. Allein sich in viele Colonnen aufstellen, und ausgedehnte Stellungen einnehmen, war in allen Kriegen gegen die Revolution das Characteristische der Oesterreichischen Operationen, und ist als die vorzüglichste Ursache ihrer Niederlagen anzusehen. Der Erzherzog Carl siegte bey Amberg, weil er jene strategische Regeln, die ihm 1809 verderblich wurden, nicht befolgte. Zusatz zum 15. Kap. von den Märschen. Friedrich zog mit Heeren von 80,000 Mann und darüber, und mit einem ungeheuern

Geschütz und Wagentrain, in Schlachtordnung durch jedes Terrain. Längstens in einer halben Stunde mußte die Bewegungsmasse in Treffen abgetheilt, von einem Flügel zum andern mauerdicht geschlossenen Linien stehen. In neuern Zeiten marschirte ein Heer oft in 20 kleinen Colonnen, 40 Deutsche Meilen, an einem Tage zu einem Zwecke, um vielleicht etwa so viele kleine Posten anzugreifen. Aus den unendlichen Combinationen, welche diese Disposition der Streitkräfte nothwendig macht, erschuf endlich die Pedanterey die Wissenschaft, welche man Strategie nennt. Die Grundregel für den Marsch eines Heers besteht darin, daß sich alle Theile desselben in der Bewegung, wie in der darauf folgenden Ruhe beständig so nahe bleiben müssen, daß jeder Theil beym Angriffe feindlicher Uebermacht von dem Ganzen thätig und mit Vortheil unterstützt werden kann, ehe ihn jener über den Haufen zu werfen vermag. Die Herausgeber erklären sich gegen die Eintheilung der Armee in Armee-Corps, wodurch jede Colonne ein Heer im Kleinen bildet. Bey der Wellingtonschen Armee fand solche nicht statt, sondern die Infanterie war in Divisionen und diese wieder in Brigaden getheilt; an der Spitze der ganzen Cavallerie stand aber Ein General. Das große Lob der Marschordnungen Bonapartes gründet sich mehr auf den Erfolg, als auf Nachdenken. (Und dieser Erfolg entstand wohl vorzüglich aus der Unthätigkeit seiner Gegner.) Der Russische Gen. Benningsen verdankte seine Rettung bey Pr. Eylau, daß er concentrirte agirte. — Zusatz zum 22. Kap. von dem Treffen. Die Stellung der Bataillone in drey Glieder und die ununterbrochene zusammenhängende Schlachtlinie, welche aus solchen Bataillons gebildet wurde, hatte die Folge, daß der Widerstand im Verhältniß zu den dazu verwendeten Kräften nur von sehr kurzer

Dauer seyn konnte. Die Widerstandsfähigkeit war auf die weit ausgedehnte Fronte beschränkt, und die Flanken waren ohne Vertheidigung. Es kam alles darauf an, irgend einen Theil der feindlichen Linie schnell in Unordnung zu bringen, und solche dann durch Cavallerie-Angriffe zu benutzen. Eine mehrtägige Dauer einer Schlacht findet sich in Friedrichs Feldzügen nicht. — In dem Revolutionskriege nahm gleich anfangs durch den Gebrauch der Tiralleurs die Dauer des Gefechts bedeutend zu. Späterhin concentrirte Bonaparte und der Erzherzog Carl in seiner schönsten Zeit die Heere wieder mehr zum Gefecht. In der Ebene von Aspern wagte der Letztere es zuerst von der bisherigen Infanterie-Stellung ganz abzuweichen, und das sämtliche Fußvolk in sogenannte Bataillonmassen formirt dem Feinde entgegen zu stellen. Seit jenem Tage haben fast alle Europäische Heere diese Stellungsform angenommen ausgenommen die Englische; bey Waterloo stellte Wellington den größten Theil seiner Infanterie in Bataillons-Quarrees). In der That hat diese Stellung, nämlich die in Bataillonmassen, große Vorzüge; und scheint eine der vorzüglichsten Erfindungen der hentigen Zeit zu seyn. Der Punct, der uns aber noch im Dunkeln zu liegen scheint, ist die Verbindung der leichten mit den schweren Waffen. Soll jedes Bataillon ein eignes ihm attachedtes Corps von Tiralleurs haben? Oder soll das ganze Bataillon geübt werden, nöthiger, falls als solche zu agiren? Friedrich schloß seinen Unterricht mit den Worten: "Bey meiner wenigen Kriegserperiensz habe ich gelernt, daß die Kunst nicht auszulernen ist, und daß, wenn man sich im Ernst darauf legt, man beständig neue Sachen entdecken kann."

E i n z.

Bey Cajetan Haslinger: 1. Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. von Franz Kurz reg. Eborhern und Pfarrer zu St. Florian. 1816. Th. I. S. XIV. 327 Th. II S. X. 275; 2. Oesterreich unter Friedrich dem Schönen von F. Kurz u. s. w. 1818. S. XIV. 611; 3. Oesterreich unter Herzog Al.

brecht dem Lahmen von F. Kurz u. s. w. 1819. S. 379. In Octav.

Wir können die Anzeige der vorliegenden drey Werke eines eben so gründlichen als fleißigen Geschichtsforschers füglich zusammenfassen, da sich dieselben in der Art der Bearbeitung beynahе vollkommen gleich sind, und ihnen in den meisten Rücksichten gleiches Lob gebührt, dagegen aber auch freylich was vielleicht zu tadeln seyn möchte, alle drey ebenmäßig zu treffen scheint. Es ist unstreitig eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß seit einiger Zeit das Studium der Deutschen Particulargeschichte mit neuem Eifer betrieben wird, wozu unser Verf. gleichfalls einen neuen bedeutenden Beytrag geliefert hat. Erst dann, wenn wir von den einzelnen Ländern unsers Vaterlandes genaue urkundliche Geschichten aufzuweisen haben, dürfen wir hoffen, eine jede Anforderung entsprechende Geschichte der gesammten Deutschen Nation zu erhalten. Was nun die vorliegenden Schriften, die einen bedeutenden Zeitraum der Geschichte von Oesterreich von dem Jahre 1251 bis 1358, umfassen, insbesondere betrifft, so verdient der Verf. das vornehmste Lob eines Geschichtsforschers der Treue, der Gründlichkeit und der Wahrheitsliebe unstreitig in vollem Umfange. Die Geschichtserzählung ist von ihm durchaus nach den Quellen bearbeitet, die ihm in reichem Maße zu Gebote standen, indem ihm von mehreren Seiten, namentlich auch durch die höchst liberale Unterstützung des Erzherzogs Johann, der Gebrauch von Archiven und Bibliotheken mit der größten Bereitwilligkeit gestattet wird. Sind daher auch die bereits gedruckten Bearbeitungen dieser Periode nicht unbenutzt geblieben, so hat dennoch der Verf. hauptsächlich aus bisher ungedruckten Urkunden geschöpft, wozu beynahе auf jeder Seite sich Belege finden; die wichtigsten Actenstücke sind hinter jedem Bande als Beylagen ausführlich abgedruckt. Auffallend ist es, auch von dem Verf. wiederholt die Klage zu hören, daß gerade in der neuern Zeit, seit der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, rückfichtlich der Urkunden und geschichtlichen Docu-

mente des Mittelalters ein wahrer Vandalismus geherrscht, wie sich aus der großen Menge solcher Urkunden, deren frühere Existenz keinem Zweifel unterliegt, die aber gegenwärtig gänzlich verschwunden sind, ergibt. Die Darstellung des Verf. ist übrigens freymüthig und unparteyisch, was wir vorzüglich in der Geschichte Friedrichs des Schönen, so oft über dessen Nebenbuhler Ludwig den Baier, so wie auch über die Streitigkeiten desselben mit den Päbsten und über die Anmaßungen der letztern ein Urtheil gefällt wird, zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Außerdem hat er sich keinesweges auf eine magere Kriegs- und Regentengeschichte beschränkt, sondern zugleich jedesmahl eine Uebersicht des Culturzustandes zu geben versucht und überhaupt auf das Innere, so weit die Quellen, die hier freylich ungleich weniger ergibig waren, ihn nicht verließen, getreulich Rücksicht genommen. Dagegen aber können wir mit dem Urtheil des Verf. über die von ihm erzählten Begebenheiten, mit seiner ganzen Ansicht des von ihm beschriebenen Zeitraums keinesweges immer einverstanden seyn. Wiewohl er selbst wiederholt im Verlaufe der Geschichte die sehr richtige Meinung aufstellt, daß das Mittelalter durchaus nicht nach unsern Ansichten und Begriffen, sondern aus seinem eignen Gesichtspuncte, nach den in ihm herrschenden Sitten und Grundsätzen, nach dem ganzen Zustande seiner Cultur beurtheilt werden müsse, vergißt er dennoch gar häufig diese einzig richtige Ansicht und überhäuft dasselbe, das freylich mit unsern Zeiten verglichen, oft wild und rauh erscheint, mit Vorwürfen, die aber nur dann wirklich als solche gelten können, wenn der Maßstab eines verfeinerten Jahrhunderts an jene Zeiten gelegt wird. Daß er nicht in die übertriebenen Lobpreisungen derer einstimmt, die unbedingt alles bewundern, was den Namen des Mittelalters an der Stirn trägt, darin stimmen wir mit ihm vollkommen überein, unmöglich aber können wir es billigen, wenn derselbe in das andere Extrem verfällt und jene Zeit nach unsern Begriffen und Ansichten oft hart und ungerecht beurtheilt. Eine Vergleichung zwischen zwey so durchaus von einander

verschiedenen Zeiträumen anzustellen, ist überhaupt immer ein sehr gewagtes Unternehmen, indem der Beurtheiler beynabe unvermeidlich mit den Begriffen und den Ansichten seiner Zeit zu der Vergleichung schreiten wird, wo durch dieselbe nicht anders als einseitig ausfallen kann. Jede Zeit hat ihre Vorzüge, jede ihre Fehler und Gebrechen, sehr schwer ist es hier unbedingt zu loben oder zu tadeln. Manches was das Mittelalter plump und ohne Scheu einge-
stand, ist auch in unsern Zeiten der Sache nach noch daselbe geblieben, nur versteckt und verhüllt, was vorzüglich bey den diplomatischen Unterhandlungen seine Anwendung findet. — Uebrigens ist die Sprache des Verf. im Ganzen rein und ungekünstelt; selten stößt man auf Provinzialismen; nur fällt der häufig wiederkehrende Gebrauch des Perfectum, statt des Imperfectum oder Plusquamperfectum in der Erzählung unangenehm auf. Die wesentlichste Bereicherung scheint die Geschichte überhaupt, durch die Geschichte Friedrich's des Schönen gewonnen zu haben; der gerühmte Edelmutb der beiden Kaiserlichen Freunde und Nebenbuhler verschwindet bey genauerer Beleuchtung gar sehr, doch steht Friedrich noch immer hoch über Ludwig dem Baier, der nur dann edelmützig zu handeln weiß, wenn die Umstände ihm dieß zur gebieterischen Pflicht machen, der zwar seinen Nebenbuhler förmlich als Mitregenten anerkennt, so lange dessen gefürchteter Bruder der Herzog Leopold lebt, der aber alles zurücknimmt, so bald der Held gestorben und seinem alten Freunde endlich selbst den Kaiserlichen Titel misgönnt. Ueberhaupt bietet Ludwig's Geschichte nur ein fortlaufendes Gemählde einer beynabe unbegreiflichen Characterchwäche dar; im Glücke übermützig und trohig, im Unglücke verzagt und seiner Würde vergessend, vermag er schwerlich sich unsere Achtung gewinnen. Ungleich erfreulicher ist dagegen das Bild Herzogs Albrecht's des Lahmen, des Bruders Friedrich's des Schönen, der, obwohl an Händen und Füßen gelähmt, dennoch wäh-
rend seiner 30jährigen Regierung, trotz jener fehdelustigen Zeit und trotz der vielen inneren Unruhen, die damals Deutschland verwirrten, nicht nur einen beynabe ununterbrochenen Frieden seinem Lande zu erhalten wußte, sondern auch wiederholt von andern Fürsten in ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter, ausersehen und selbst von dem päpstlichen Stuhle, wiewohl er so lange Ludwig der Baier lebte, demselben nie wie so viele andere Deutsche Fürsten, die Treue brach, mit besonderer Achtung behandelt wurde. — Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Verf. gefallen möge, auch die folgenden Abschnitte der Oesterreichischen Geschichte auf gleich gründliche Weise zu behandeln.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 19. Junius 1820.

Göttingen.

Am 4ten Junius ging die feyerliche Preisaus-
theilung an die hier Studirenden über die von
den vier Facultäten bekannt gemachten Preisauf-
gaben (s. G. A. vor. J. S. 1074) vor sich. Der
Eifer unserer Studirenden entsprach ganz dem
Zweck der Königlichen Stiftung, Aemulation und
eigne Thätigkeit zu erwecken; es waren über die
theologische Aufgabe viere, über das Thema der
Predigt, sieben; über die juristische Preisfrage
achte, über die medicinische, drey Aufsätze, und
über die philosophische einer eingelaufen; und
unter diesen so viel gute, daß mehrern das Ac-
cessit zuerkannt werden mußte.

Ueber die theologische Preisaufgabe erhielt
den Preis Hr. Friedrich August Ludwig
Adolph Grotefend von Clausthal, Mitglied
des Königl. philologischen und homiletischen Se-
minars, das erste Accessit Hr. Christoph
Heinrich Friedrich Biallobloky, aus
dem Hannövrischen; der Name des zweyten
Accessisten ist noch nicht bekannt. Den Predi-

B (5)

ger: Preis erhielt Hr. Johann Jacob Harm-
sen von Clausthal, Mitglied des Königl. homi-
letischen Seminars.

Ueber die juristische erhielt den Preis Hr.
Philipp Eduard Huschke aus Münden im
Hannöverischen; und von zwey Accessit das eine
Hr. Johann Ernst Heinrich Rauch, aus
dem Bremischen.

Den medicinischen Preis erhielt Hr. Frie-
drich August Ammon, aus Göttingen.

Den philosophischen Herr Wilhelm
Gottlieb Salzmann von Schnepfenthal im
Gothaischen, vormahls Mitglied des philol. Se-
minars.

Die neuen Aufgaben für das folgende Jahr
sind:

Von der theologischen Facultät:

Ut ex variis Christi et Apostolorum de le-
gis Mosaicae auctoritate iudiciis, sedulo col-
ligendis, exponendis et invicem conciliandis
demonstretur: quam cautione et prudentia
adhibita sententiam illam de lege Mosaica,
religionis christianae doctrina abrogata, sen-
sim informaverint, quo sensu et ambitu haec
abrogatio intelligenda ac tuenda, et quibus-
nam argumentis firmanda et a dubitationi-
bus vindicanda sit?

und als Thema zur Preis-Predigt über
Matthäi VI. 24—34.

Von der juristischen Facultät:

Historia et ratio odii, quo foenus habi-
tum est.

Von der medicinischen Facultät:

Quum, quae olim praestantissimis contra
internos aequae ac externos morbos auxiliis
adnumerata sit, et frequentissime adhibita,

venaesectione ita hodie inter plures medicos venerit in neglectum adeoque contemptum, ut quovis fere casu ei praeferatur hirudinum adplicatio; quum porro inter alios, venaesectionem anteferentes medicos ac chirurgos in morem venerit, inflammatorios praesertim morbos largissimis, atque adeo immoderatis, adgredi venaesectionibus: desiderat Ordo medicus accuratam venaesectionis et hirudinum adplicationis perlibrationem atque aestimationem; definiendo simul, quo in casu venaesectione non solum sit anteponenda hirudinibus, sed et absolute necessaria, et quibus in morbis oporteat larga vel parca, saepius vero reiterata uti venaesectione?

Von der philosophischen Facultät
eine doppelte Aufgabe für zwey Preise:

I. Quos maxime auctores et libros veteres sequutus sit Livius in conscribenda historia Romana antiquiore, h. in prima operis decade, et quomodo iis usus sit?

II. Quum ab antiquissimis temporibus multum disputatum sit inter naturae philosophos, quāenam sit causa physica fluiditatis et firmitatis corporum, desideratur historia critica variarum opinionum, quae circa hanc corporum formam fluidam seu firmam huc usque in lucem prodire.

Die Entscheidungsgründe über obige Preis-Abhandlungen sind in einem Programm von drey Bogen vom Hofr. Mitscherlich enthalten; in welchem auch am Ende die Concurrenz-Bedingungen von neuem eingeschärft sind.

Bath und London.

An Experimental Inquiry into the nature, cause, and Varieties of Arterial Pulse; and into certain other Properties of the larger Arteries in animals with warm Blood; illustrated by Engravings. By Caleb Hillier Parry, M. D. F. R. S. Physician to the Bath general Hospital etc. 1816. 180 Seiten in 8.

Ohne alle Vorrede oder Einleitung beginnt der Verf. gleich mit einer Synthetical View of the chief Experiments on which the following analysis is founded, das ist mit dem Tagebuche über seine mit H. G. Norman, Coombs und andern angestellte Versuche an Thieren, nämlich Widbern, Schafen, Lämmern, Kaninchen, Hunden und Pferden. Sehr genau wurden die Carotiden oder andere Arterien, sowohl in den noch lebendigen als getödteten Thieren ausgemessen, und ihre etwaige Bewegung, ihre allenfallsige Erweiterung oder Verengung sowohl im freyen als unterbundenen Zustande beobachtet. On the structure of Arteries. Der Verf. nimmt die drey bekannten Häute an. Nach Berzelius und Dr. Young zeigt doch die sogenannte Muskelhaut nichts von Faserstoff (fibrine). On the Powers of Arteries. Bichat's Contractilité par défaut d'extension nennt der Verf. Tonicity, welche nur während des Lebens statt findet, mit dem Tode erlischt, und die Gegenwirkung gewisser Kräfte erfährt. Der Ausdruck selbst solle aber so wie ein jeder abstracter terminus keine Ursache, sondern bloß das Zusammentreten von Erscheinungen (assemblage of phaenomena) andeuten. Der Verf. macht, gestützt auf wiederholte Versuche, einige sehr gegründete Erinnerungen gegen Hunter's Versuche mit den Arterien des Nabelstranges, welche be-

weisen sollten, daß die Blutgefäße des Nabelstranges die Kraft der Zusammenziehung noch zwey Tage lang nach der Trennung vom Körper behielten, denn er fand, daß die Zusammenziehung der Arterien vollständig eine kurze Zeit lang war, allein mit vierundzwanzig Stunden aufhörte. Wahrscheinlich variire gar sehr das Verhältniß zwischen der Tonicität und der Elasticität nicht nur in verschiednen Arterien und verschiedenen Thieren, sondern selbst in ein und demselben Thiere zu verschiedenen Zeiten. Seine Versuche beweisen, daß während der Gesundheit, die größern Arterien eines lebendigen Thieres, sowohl bey der diastole als systole der linken Herzkammer sich in einem Zustande von Ausdehnung befinden, zu welchem sie durch das in ihnen enthaltene Blut gegen die mechanische Kraft ihrer Elasticität gewaltsam gebracht werden. Der Umfang der rechten a. carotis eines Schafes, welcher $\frac{2}{3}$ eines Solles war, gewann $\frac{1}{10}$ nach der Unterbindung der linken carotis innerhalb zwölf Minuten. Die unmittelbare Ursache, warum entblöhte Arterien sich so schnell zusammenziehen, könne er nicht angeben, Kälte allein ist wenigstens nicht jederzeit Schuld daran, so auch wohl nicht die mechanische Kraft der Elasticität. Die sogenannten Muskelfasern der Arterien schienen sich gänzlich leidend zu verhalten. Man müsse den größeren Arterien eine größere Kraft und Summe von Tonicität zuschreiben, als Hunter und Bichat statuirten und da sie sich im Leben bis zu einer undurchgänglichen Saite zusammenziehen könnten, so müsse man annehmen, daß die Tonicität gar sehr die Elasticität übersteige. Die menschliche Aorta scheine einen ansehnlichen Grad von tonischer Kraft zu besitzen. Zu unsers H. v. Haller Beobachtungen über den Kreislauf an kaltblütigen Thieren macht der Verf. verschiedene Bemerkungen, z. B. daß die Arterien in diesen Thieren doch nicht zu klein

seyn möchten um mit Sicherheit über ihre Zusammenziehung etwas bestimmen zu können. Eben so wenig bewiesen Spallanzani's Versuche eine Dilatation der Arterien. Arteries during life and health, are in a forced state, not only of lateral distention but also of elongation. "The nature and cause of the arterial pulse." Bey der allersorgfältigsten Beobachtung an Aorten, Carotiden und Schenkelarterien in Caninchen, Hunden, Schafen und Pferden in allem an fünf und fünfzig Arterien, war der Verf. mit seinen Gehülfen auf keinerley Weise im Stande, in einem einzigen Falle die geringste Dilatation oder Contraction einer Arterie, welche mittelst der systole oder diastole der linken Herzkammer bewirkt würde, zu entdecken. Der Puls ist die Wirkung nicht der Ausdehnung einer Arterie über ihren gewöhnlichen Durchmesser, sondern die eines stärkeren Efforts während der systole der Herzkammer als während der diastole zur Wiederherstellung des gewöhnlichen Durchmessers der Arterie, welcher durch die Zusammendrückung vermindert worden war. Da nun dieser Uberschuß der Velocität mittelst der systole cordis durch die ganze Länge des mit den Fingern zusammengedrückten Raumes sich erstreckt, so ist es klar, daß dieser ausdehnende effort, welcher die Empfindung der Pulsation hervorbringt, auch durch diesen ganzen Raum hindurch gefühlt werden müsse. Dieses versinnlicht der Verf. durch ein paar Abbildungen. Wirklich befanden sich Arterien während der Gesundheit jederzeit in einem erzwungenen (forced) Zustande von Dilatation, welche der gewöhnliche Antrieb des Blutes aus der linken Herzkammer unfähig ist zu vermehren. Aber auch die Verschiebung (locomotion) der Arterie bey der Zusammenziehung des Herzens macht einen Puls bemerklich. In einem hageren 17jährigen Jünglinge, der sich von einem Typhus-Fieber erholt hatte, correspondir-

ten die Zusammenziehung des Herzens mit den Pulsen beider Carotiden und der linken Radialarterie und waren genau 90 in einer Minute, während daß der Puls der rechten Radialarterie 180 betrug, und die alternirenden Schläge in der Stärke differirten. Wahrscheinlich bewirkte der Eintritt des Blutes einige locomotion in der Arterie, welche während der diastole des Herzens auf ihren Platz zurückkehrend, dem Finger einen secundären, einem schwachen Pulse gleichenden Anschlag gaben. Die besondern Umstände, unter welchen solches erfolgte, werden genau angegeben, und noch verschiedene Fälle erzählt, wo der Puls auf einer Seite sich auffallend verschieden von dem der andern Seite verhielt, ja sogar zu fehlen schien. Die Annäherung des Todes bringt einen großen Grad der Zusammenziehung der Arterien hervor. Noch fügt der Verf. bey, Erläuterungen anderer Varietäten des Pulses, nämlich der length of intervals oder der quickness oder slowness, der velocity oder sharpness, der magnitude oder fulness, der hardness oder softness, der strength oder weakness des Pulses. A Further power of Arteries. Dieser Abschnitt betrifft die in Schafen nach Unterbindung der Carotiden neu entstandenen Aeste, welche eine durch treffliche Abbildungen versinnlichte Communication des oberen Stückes des unterbundenen Stammes der Arterien mit dem unteren Stücke wieder herstellten. Da man gegen diese neue Thatfache manche Einwendungen vorbrachte, so verspricht der Verf. den Erfolg seiner ferneren, deßhalb angestellten Versuche künftig bekannt zu machen.

Amsterdam.

Ben G. Warnars Witwe und Sohn: Disputatio de Sardanapalo. Scripsit W. Cnoop Koopmans. Auch unter dem Titel: Disputatio historico-critica de Sardanapalo, quàm, quod deus

bene vertat praeside Davide Jacobo van Lennep — ad publicam disputationem proponit Wopko Cnoot Koopmans in Seminario Teleiobapt. S. S. Theol. Stud. etc. 1819. S. 16 und 188. In Octav.

Eine mit Fleiß und Sorgfalt geschriebene Abhandlung liefert hier der junge vielversprechende Gelehrte, ein Schüler Lenneps, Willmets, Swindens u. a. trefflicher Lehrer am Athenäum zu Amsterdam. Der erste Theil handelt im Allgemeinen von Sardanapal. Zuerst führt der Verf. die Zeugnisse der Alten über Sardanapal an, und zeigt dann, daß Sardanapals Geschichte nicht erdichtet sey, und daß es nur einen S. gegeben habe: bis S. 39. Im zweyten Theile handelt der Verf. von der Zeit, in welcher S. gelebt habe: Sardanapals letztes Jahr falle in das Jahr 750 v. Ch. S. Der dritte Theil zeigt das Leben und die Sitten Sardanapals S. 126 bis ans Ende. Sehr geschickt wird das Ansehn und die Glaubwürdigkeit des vorzüglichsten alten Erzählers dieser den S. angehenden Begebenheiten, des Etesias, nach anderer Vorgänge, gerettet, auch die Angabe, daß es, gegen Hellanikos und Callisthenes, und unter den Neuern, gegen Wesseling u. s. w. nur einen Sardanapal, den letzten Assyrischen, vom Arbakes vertilgten König den Stifter der beiden Cilicischen Städte Anchiala und Tarsos, gegeben habe, wird gut vertheidigt. Semiramis Atossa ist oft mit der ältern Semiramis verwechselt, die 520 Jahre vor Sardanapal über die Assyrer herrschte. Sardanapals Reich zerfiel in mehrere Reiche, er war einerley mit Pul oder Phul, und lebte, wie die Sitten des Orients es mit sich brachten, ohne darum so schlecht zu seyn, als er nicht selten geschildert wird. Seine Thaten und sein Ende sprechen für ihn. Den Beschluß dieser gelehrten Abhandlung macht das dritte Kap. des dritten Theils, de Sardanapali monumentis et epigrammatis, worin er die treffliche Vorarbeit des Hrn. Prof. Näge zu Bonn dankbar benützt hat. Kpf.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 22. Junius 1820.

Essen und Duisburg.

Bey G. J. Vödeker, 1820: Militärische Zeitblätter. Eine Zeitschrift von F. W. Mauvillon. Erster Band. Erstes bis sechstes Heft, Januar bis Junius VIII und 548 Seiten nebst einem Kupfer.

Wir finden, daß der Herausgeber dieser neuen militärischen Zeitschrift, dessen erstes Heft wir im vorigen Jahrgang dieser gelehrten Anzeigen Nr. 205 angezeigt haben, seinem in der Ankündigung gegebenen Versprechen, parteylos zu bleiben, keinem System und keiner Armee besonders zu huldigen, möglichst treu geblieben ist; und wollen daher auch unsere Leser mit dem Inhalt der seitdem herausgekommenen fernern fünf Hefte des ersten Bandes bekannt machen. Das erste Stück des zweyten oder Februar-Hefte, enthält das Tagebuch des Königl. Preussischen Hellwig'schen Partisan-Corps, von dessen Entstehung im Jahre 1813, bis zu seiner Auflösung im Jahre 1814, mit einigen Bruchstücken aus dem Leben des schon früher ausgezeichneten An-

© (5)

führers. Wenn auch die letztere Epoche dieses Corps in Holland und Brabant für den kleinen Krieg nicht so glänzend und lehrreich mehr seyn konnte, als die frühere bis zu seiner Verstärkung und neuen Organisation in Halberstadt; so gibt doch die detaillirte Geschichte einzelner Regimenter oder Corps manchen Beitrag zur Ergänzung und Vervollständigung der Kriegsgeschichte, welcher dem aufmerksamen militärischen Leser gar nicht gleichgültig seyn kann. Das zweyte Stück enthält den Schluß der im ersten Heft abgebrochenen Recension über die neue Ausgabe des Unterrichts Friedrichs des II. Wir bemerken hierbey ungern wieder das Wort Recension, welche es doch nach des Verf. ausdrücklicher Bevormortung, wenn wir ihn recht verstanden haben — gar nicht, wohl aber eine raisonnirnde Anzeige dieser neuen Ausgabe, und ihrer nach den Zeitverhältnissen modificirten Zusätze seyn sollte. Vergleichen wollte er diese mit der frühern Scharnhorstischen Ausgabe eines Buches, welches keiner Recension bedarf, und welches er, ungeachtet aller Modalitäten, in seinem Fache noch immer für ein Hauptwerk hält. Eine Beurtheilung der in den Zusätzen aufgestellten Hypothesen, mehr als zur Anzeige erforderlich war, scheint nicht die eigentliche Absicht gewesen zu seyn. Zuletzt Anzeigen und Ankündigungen; nämlich: Bemerkungen über die Wehr- und Sicherheitsanstalten Deutschlands, vom Sachsen-Coburgschen Obersten und General-Adjutanten von Szymborsky; welche durch einige Streitschriften bey Gelegenheit der zum Deutschen Bundesheere zu stellenden Contingente des achten Armee-Corps entstanden sind. Zweytens, eine Ankündigung der allgemeinen militärischen Literaturzeitung, deren guter Fortgang für Militärpersonen, die hier alles, was für sie wichtig ist,

bey einander finden werden, allerdings Interesse bekommen kann. Das dritte Heft, vom März, enthält zuerst: Eine belehrende Abhandlung über die stehende Artillerie, und die bey der Englischen eingeführten Munitionswagen, von neuer Form (new pattern limber carriages) mit einem Kupfer; — dem aber die mit so vielen auf Erfahrung gestützten Gründen versehenen Anhänger und Vertheidiger der reitenden Artillerie, sehr viele Einreden entgegengesetzt werden. Zweitens, die Beleuchtung der Frage: Ob die Existenz von Garden in einer Armee vortheilhaft oder nachtheilig sey? Wir halten die Frage über eine Einrichtung, welche einmahl existirt, und nothwendig geworden zu seyn scheint, auch höchst wahrscheinlich nicht abgeändert werden kann und wird, für überflüssig; und glauben, daß sie durch das, was darüber hier, und in dem *audiatur et altera pars*, im sechsten Heft weiter gesagt und beygefügt ist, wo nicht erschöpft, doch nunmehr hinreichend beleuchtet seyn möchte. Drittens, Anmerkungen über den Bericht von der Schlacht bey Waterloo, vom Französischen General Gourgeaud, wodurch aber der berühmte Streit, wer an dem Verlust Schuld, oder allein Schuld war, wohl immer noch nicht entschieden und beendigt seyn wird. Im vierten oder Aprilheft, erstlich: Eine Beschreibung des westlichen Vertheidigungsgebäudes von Deutschland. Ein hinterlassenes Manuscript des verstorbenen Herzoglich-Braunschweigischen Hauptmanns Georg Venturini, welches sich nach der Absicht des Verf. wahrscheinlich an das Lehrbuch der Militärgeographie der östlichen Länder am Niederrhein anschließen, oder den Inhalt der zwey letzten, nicht im Druck erschienenen Bände dieses Werks ausmachen sollte: als Lehrbuch der Militär-Geographie, wird also durch die nach und nach zu erfolgende

Mittheilung dieser Posthum: Arbeit vollständiger werden. Zweytens, die Bitte eines Layen an den Hrn. Major von Decker um Erklärung einer Stelle aus seinem Werke "die Artillerie für alle Waffen" die Wirkung der Kollschüsse, und deren Kugelbahnen betreffend, welche mit Versuchen im Scharnhorst'schen Handbuche und andern, im Widerspruch zu stehen scheinen. Das fünfte Heft, für den May, enthält erstens: Politisch: strategische Betrachtungen über die Befestigung des nördlichen Deutschlands, welche im sechsten Heft fortgesetzt werden. Zweytens, eine Geschichte (Uebersicht) des fünften Deutschen Armee:corps von seiner Bildung bis zu seiner Auflösung. Dieses fünfte, aus mehreren Truppen: Contingenter zusammengesetzte Deutsche Armee: Corps, unten den Befehlen des regierenden Herzogs von Sachsen: Coburg: Saalfeld, diente, etwa 30,000 Mann stark — so bald es sich gesammelt und gebildet, hatte, erst zur Blockade und hernach zur Besetzung von Mainz, bis es nach dem erfolgten Frieden im Jahre 1814 wieder aufgelöst wurde. Drittens, Berichtigung eines Bayer'schen Officiers, den Aufsatz im ersten Hefte der militärischen Blätter: Ueber die Befugniß des Militärs, an politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen u. betreffend. Wir hatten bey dem ersten Durchlesen des betreffenden Aufsatzes, Misverständnisse und Widersprüche von allen Seiten erwartet; da die Ansichten über diesen Gegenstand — einfach, und seiner Natur nach bestimmt, wie er auch wirklich seyn mag — doch gerade im gegenwärtigen Augenblick so verschieden sind. Wir glauben aber, daß durch das, was darüber in unsern Anzeigen vom Jahre 1819 Nr. 205 und hernach anderswo mehrfach gesagt ist, auch nun noch durch diese Berichtigung über die Veranlassung selbst, die Sache hinreichend

auseinander gesetzt ist, und eine weitere Ausführung derselben weder Belehrung noch Unterhaltung mehr gewähren möchte. Im sechsten, dem Junius-Hefte, kommt erstens vor: die bereits oben erwähnte Beantwortung des im dritten Heft befindlichen Aufsatzes: Beleuchtung der Frage: ob die Existenz von Garden einer Armee vortheilhaft oder nachtheilig sey? Audiatur et altera pars! Zweitens, Schluß der politisch-strategischen Betrachtungen über die Befestigung des nördlichen Deutschlands. Dieser Aufsatz ist höchst interessant und wichtig, und verdient die ernstlichste Beherzigung. Nur wünschen wir, daß sich die nicht Eingeweihten in den Lehren der Strategie und höhern Kriegskunst, nicht durch die ungeheure Forderung von unzähligen Festungen und Forts von jedem Range, die zum Theil nach ihren Localverhältnissen nichts weniger als Festungen seyn und werden können, z. B. Göttingen, Minden, Eschwege, Nordhausen, und selbst Bremen, auch Hameln, wenn es wahrscheinlich nicht rathsam gefunden werden möchte, es wieder durch die kostbaren Forts auf dem Klütberge zu decken, und dergl. mehreres, abschrecken und muthlos machen lassen möchten. Wir brauchen keine Chinesischen Mauern, um unsere östlichen und westlichen Grenzen zu ziehen; so arg ist es nicht! Einige Hauptdepots und große Festungen ausgenommen, werden sich beide, durch Feld- und gemischte, oder provisorische Befestigungen, verschanzte Läger, und gut organisirte Heere, bey vorausgesetzter Einigkeit und hohem Nationalsinne noch wohl vertheidigen lassen. Ohne diese letztern würden uns auch hundert Festungen nicht beschützen. Drittens, eine Ansicht und Uebersicht der im vorigen Jahre, bestandenen militärischen Zeitschriften. Diese Uebersicht hat uns um so mehr gefallen, da der Verf. sein

— über die verschiedenen in solchen enthaltenen Aufsätze gefälltes, oft schneidendes und paradoxes Urtheil, durchaus nicht als Recension, sondern bloß als sein partielles Urtheil angesehen haben will. Es bezieht sich denn also a) auf die Oesterreichische militärische Wochenschrift vom Jahre 1819; b) auf das militärische Wochenblatt, welches seit 1816 in Berlin herauskommt, und da es außer mehreren interessanten Abhandlungen und Aufsätzen, alle Verordnungen, Truppen-Dislocationen, Beförderungen, Belohnungen, Versetzungen, Dienstentlassungen, und andre das Preussische Militär betreffende Notizen enthält, für diese Armee besonders nützlich wird; c) auf die bisher herausgekommenen fünf Hefte der Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte, welche von einigen Officieren des Königl. Preussischen Generalsstabes herausgegeben werden; d) auf das bey Baumgärtner in Leipzig zum erstenmahl für 1819 herausgekommene militärische Taschenbuch, und e) auf die Zeitschrift für Kriegswissenschaft, welche zu Stuttgart von einigen süddeutschen Officieren herausgegeben wird, und wovon bis jetzt der erste Band in drey Heften erschienen ist. Als eine Zugabe zu diesem ersten Bande verfolgt der Herausgeber die einzige, und wirklich neue Idee, alle Urtheile, welche in den verschiedenen literarisch-critischen Journalen über seine Zeitschrift gefällt sind, vorzüglich zum Nutzen seiner Mitarbeiter, und als nützliche Winke für solche, zu sammeln und aufzunehmen; wobey er sie jedoch ernstlich bittet, ihm keine Anticritiken zuschicken zu wollen, da er seine Zeitschrift durch die Mannichfaltigkeit der Ansichten, für seine Standesgenossen gern nützlich und unterhaltend und zu gleicher Zeit lehrreich, keinesweges aber zum Kampfplatz von Fehden machen möchte, wo durch

oft beißende und unzarte Recensionen, und eben so unsanfte Gegenantworten, Dupliken und Replikken, für Wahrheit und Wissenschaft gar nichts gewonnen wird, und gewöhnlich doch zuletzt ein jeder an seiner Meinung festhält. Man nehme das Gute und Wahre der Recensionen dankbar an, und lasse das Einseitige und Falsche unberührt. Wir müssen hierin dem Herausgeber völlig beypflichten, und zweifeln nicht, daß er diese militärischen Blätter, gerade in diesem Zeitpunkt des stürmischen Kampfes der Meinungen, von aller politischen Tendenz rein erhalten, und dadurch solchen Reibungen, wie die über den zweyten Aufsatz im ersten Heft und über den zweyten im dritten Heft, wirklich bereits entstanden, künftig lieber ausweichen wird. Da wir bey unsern Anzeigen und Beurtheilungen die größt-mögliche Unparteylichkeit zu beobachten suchen, so bemerken wir auch ungern, wenn dieß irgendwo sonst der Fall nicht ist. Wir möchten zum Beweis einem Herausgeber keinen Vorwurf darüber machen, wenn ihn vielleicht mancherley Verhältnisse bewegen konnten, gerade Lateinische Typen zu wählen. — Seine Leser werden diese, wenn der Druck übrigens so wie hier gut und möglichst von Druckfehlern gereinigt ist — eben so leicht lesen als Deutsche. Auch wir billigen die angenommene Classification gerade eben nicht, und wünschten wohl, daß er in der Folge eine andere, und mehr wissenschaftliche, wählen möchte. Inzwischen ist dieß doch wirklich nur Form, und eine Art von Skelett für ihn selbst, um seine Arbeit bequemer übersehen zu können; die er, wenn sie ihm lästig wird, um sich freyer bewegen zu können, immer wieder abändern mag, die also auch den Leser nicht weiter angeht, der sich gewöhnlich um die Notizen des farbigen Umschlage-Bogens nicht mehr bekümmert, sobald er den Inhalt des Hefts dar-

auf ersehen hat. Wenn also die militärischen Blätter ferner lehrreich und unterhaltend bleiben, so wissen wir nicht warum man ihnen wegen dieser etwa nicht gefälligen Eintheilung einen frühen Tod prophezehen dürfte.

Gr.

E r f u r t.

Das große Gebot der religiösen Liebe. Am 17ten und den vier folgenden Sonntagen nach Pfingsten in der catholischen Kirche zu Weimar im J. 1817, erklärt von Dr. Franz Berthür. 1819. S. 213 in 8. Daß sich diese Vorträge mehrfach vor gewöhnlichen Predigten auszeichnen mögen, wird man schon von dem Namen des ehrwürdigen Greises, von welchem, und den Zuhörern, vor welchen sie als Gast-Predigten gehalten wurden, voraus erwarten. Sie zeichnen sich aber nicht nur durch ihren Inhalt, oder nicht nur durch die innern Vorzüge der ihrem Verfasser eigenthümlichen scharfsinnigen Entwicklung seiner Materie, der erschöpfenden Genauigkeit in dem Auffassen aller ihrer Beziehungen, der sanften Milde und der ruhigen Würde und der gewinnenden Herzlichkeit seiner Sprache, sondern auch durch ihre äußere Form aus; daher dürfen sie auch nicht nach den gewöhnlichen Regeln unserer Predigt-Methode beurtheilt werden. Die fünf Vorträge enthalten eine zusammenhängende Analyse des großen Gebotes der religiösen Liebe so wie es durch die Grundsätze und Forderungen der Lehre Jesu, und zwar nach jenen drey Hauptzweigen, der Gottesliebe, der Selbstliebe und der Nächstenliebe bestimmt gegeben ist. Selbst die Uebergänge von dem einen Vortrage zu dem andern, sind meistens nur leise angedeutet, und könnten vielleicht bey der aphoristischen Manier des Verf. zuweilen ganz übersehen werden; allein wer kann sich daran stoßen, wenn er sie einmahl in dieser Form dem Publico geben wollte. Wenn sie aber auch ganz in dieser Form gehalten wurden, so verloren gewiß seine Zuhörer nichts dabey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 24. Junius 1820.

Göttingen.

Vollständige historisch = philosophische Darstellung aller Veränderungen des Negerclavenhandels; von seinem Ursprunge an bis zu seiner gänzlichen Aufhebung; von Albert Hüne, Doctor der Philosophie. Erster Theil; Entstehung und Wachsthum des Clavenhandels. 1820. 8. 556. S.

Die Geschichte des Negerclavenhandels greift so tief in die Geschichte des Europäischen Colonialwesens, und dadurch in die allgemeine neuere Geschichte des Handels sowohl als der Politik ein, daß sie schon dadurch ein hohes Interesse erregen müßte; wenn dieses nicht noch durch die beschlossene Abschaffung desselben erhöht würde. Gleichwohl haben wir noch keine Geschichte des Negerhandels, die das Ganze umfaßte; da so wenig die kleinen Schriften von Selle und Sprengel über seinen Ursprung; als das größere Werk von Clarkson über seine Aufhebung dafür gelten können. Der Gegenstand verdiente also eine neue und ausführliche Behandlung;

D (5)

und es ist uns angenehm, in dem gegenwärtigen Werke eine solche ankündigen zu können; die den wesentlichen Forderungen ein Genüge thut, die man an den Verfasser zu machen berechtigt ist. Hr. D. H. hat mit großem Fleiß die ihm zugänglichen Quellen, welche die hiesige Bibliothek ihm darbot, genutzt; den reichen Vorrath der Materialien zweckmäßig geordnet; und eben so zweckmäßig verarbeitet. Der gegenwärtige erste Band geht bis zum Jahre 1787; wo die ersten Versuche zu der Abschaffung des Handels in dem Britischen Parlament gemacht wurden; und reicht also bis auf die Zeiten, wo derselbe seinen größten Umfang erhalten hatte. Voran geht eine allgemeine Einleitung; über den Zustand des Handels im Alterthum und des Mittelalters; von der der Verf. selber bemerkt, daß sie nur als Uebersicht für das größere Publicum, und als nothwendige Vorerinnerungen zu dem Hauptgegenstande, dem Negerhandel der neuern Zeit, betrachtet werden müsse. Dasselbe gilt auch noch von den beiden ersten Kapiteln, die von dem Sklavenhandel im Alterthum und Mittelalter, und besonders dem Sklavenhandel der Araber bis auf die neuesten Zeiten herunter handeln. Erst mit dem dritten Kapitel kommt der Verf. auf seinen eigentlichen Gegenstand, den "Neger-Sklavenhandel der Europäer," und seinen Ursprung. Daß derselbe schon über die Zeiten der Entdeckung Americas hinausging, und eine Folge der Portugiesischen Schifffahrten längs der Küste von Africa war, ist im Allgemeinen nicht unbekannt; mit vielem Fleiße sind hier nun aber die genauern Nachrichten darüber zusammengestellt. Bereits 1442 kamen die ersten Neger-Sklaven, zehn an der Zahl, nach Lissabon; zur Auflösung einiger gefangnen Mauren. Seit dieser Zeit, also noch bey Lebzeiten von Heinrichs Navi-

gator, dauerte nun die Einfuhr der Negerclaven nach Portugal fort; und schon 1444 bildete sich eine Gesellschaft zu diesem Zweck in Lagos in Algarve. Die Fortschritte des Handels standen in einer natürlichen Verbindung mit den Fortschritten der geographischen Entdeckungen; besonders wichtig aber wurde zuerst die im Jahre 1471 gemachte Entdeckung der Africanischen Insel St. Thomas, wegen der hier angelegten bedeutenden Zuckerpflanzungen, die durch Negerclaven, die man von Guinea und Congo in Menge holte, bearbeitet wurden. Man gewöhnte sich also hier schon daran, Plantagen durch Negerclaven bearbeiten zu lassen; gewiß ein wichtiger Umstand! Die Frage, welchen Einfluß Las Casas auf den Ursprung des W. Indischen Negerhandels gehabt habe, wird von dem Verf. aufs neue untersucht; und das Resultat ist, daß allerdings zwar schon vor dem Vorschlage von Las Casas Neger nach W. Indien gebracht sind; jedoch scheint dieses bis dahin nur von Lissabon aus geschehen zu seyn. Die unmittelbare Einfuhr der Neger dahin von Africa aus, und der regelmäßig eingerichtete Handel beginnt erst seit dem Vorschlage von Las Casas 1517. Dieß in neuern Zeiten bezweifelte Factum, daß Las Casas den Vorschlag gemacht habe, wird daher zuerst bestätigt; (streng erwiesen scheint es uns jedoch noch immer nicht;) zugleich aber bemerkt, daß Las Casas, weit entfernt, die nachfolgenden Gräuel zu ahnden, die Sache aus dem Gesichtspunct betrachtet habe, daß für die Arbeiten in den Pflanzungen die Constitution der Neger weit mehr gemacht sey, als die der Indianer. Das Handelsgericht zu Sevilla bestimmte nun die Zahl der jährlich einzuführenden Neger auf 4000. Es ist bekannt, daß König Carl I. einem seiner Günstlinge, dem Marquis de la Bresa das Pri-

vilegium auf diesen Handel auf 8 Jahre ertheilte; das dieser wiederum für 25,000 Ducaten an eine Gesellschaft Genuesischer Kaufleute verhandelte. Wie sich aus dieser Einrichtung das Weitere entwickelte; wie schon in dieser 8jährigen Periode Verbote der zu starken Einföhrung, so wie der zu harten Behandlung nöthig wurden, wie demnach auf Domingo schon Negeraufstände erfolgten, — dieß Alles ist von dem Verf. hauptsächlich nach Herrera erzählt. Bey dem Allen blieben doch die Portugiesen, da sie allein Niederlassungen an der Küste von Africa hatten, dort in dem Besiz des Alleinhandels; da auch die Genueser die Scclaven von ihnen hatten kaufen müssen. Die Inseln des grünen Vorgebirges, und St. Thomas waren die Scclavenmärkte. Nach der Beendigung der Pachtzeit der Genueser scheinen zwar auch einzelne Spanische Kaufleute Antheil am Handel genommen zu haben; doch blieb dieser beschränkt; überhaupt sind die Nachrichten aus diesen Zeiten dürftig; bis durch die Unterwerfung Portugals unter die Herrschaft der Spanischen Könige (1581 — 1640), da nun alle Spanische Häfen den Portugiesen geöffnet waren, der Scclavenhandel dieser letztern neues Leben erhielt. Unterdeß hatte die Entdeckung Brasiliens, und der, wenn auch nur schwache, Anfang der Colonisation dazu nicht weniger beygetragen; mit deren Fortschritten auch dieser Handel gleichen Schritt hielt; da die Versuche die Brasilianer zu Scclaven zu machen, trotz der wiederholten Verbote des Hofes, wenig Erfolg hatten. Durch die Eroberungen und Festsetzung der Holländer an der Küste Brasiliens (1630 — 1650) wurde zwar der dortige Scclavenhandel in etwas unterbrochen; lebte jedoch nach Wiederherstellung des Friedens und der Selbstständigkeit von Portugal nur desto stärker wieder auf. Der Verf. geht nun in

den folgenden Kapiteln die Geschichte dieses Handels durch nach den einzelnen Völkern, so wie sie Antheil daran nahmen. Während Portugal noch Spanien unterworfen war, blieb der Spanische Hof der Maxime treu, den Sklavenhandel an Portugiesische Kaufleute zu verpachten. Die Reihe dieser Pächter, und die Bedingungen, unter denen sie die Pachtungen erhielten, wird von dem Verf. sorgfältig aufgeführt. Als 1640 Portugal sich wieder losriß, und der langwierige Krieg mit Spanien daraus folgte, ward den Portugiesen natürlich jenes Vorrecht entzogen. Die Spanier, die der Negerclaven nicht mehr entbehren konnten, wandten sich nach einiger Unterbrechung wieder an die Genueser; und schlossen 1662 einen Contract mit der Compagnie der Grilli, von dem Haupttheilnehmer Dominico Grillo so genannt; die sich anheischig machte, anfangs auf 7 Jahre, jährlich 3500 Neger, völlig gesund, und zwischen 15 und 30 Jahren zu liefern. Solche Neger hießen Stücke von Indien; und wurden der Maßstab, nach dem man rechnete, und den Preis aller Waare bestimmte. Ob der Contract der Grilli nach Ablauf der 7 Jahre erneuert sey, ist ungewiß. Bereits 1687 ward ein Tractat mit England geschlossen; der zwar wieder aufhörte, da 1696 die Portugiesen die Lieferung übernahmen; aber doch als der Vorläufer des nachmahligen Assiento-Tractats angesehen werden kann. Während des Spanischen Successionskriegs kam indeß dieser Handel in die Hände von Frankreich. Alsdann 1713 durch den Utrechter Frieden in die Hände der Engländer; und als 1750 sich Spanien des lästigen Assiento-Vertrags entledigte, dauerte doch der Schleichhandel fort. Durch die Abtretung der Inseln Annobon und Fernando de Po an der Küste von Guinea 1778 erhielt Spanien

nun zwar eigne Einkaufsplätze für die Sclaven; doch sind diese Inseln nie bedeutend geworden; und Spanien mußte seine Sclaven meist von andern Europäischen Völkern erstehen. Die folgenden Abschnitte sind der Geschichte des Sclavenhandels der übrigen Europäischen Völker gewidmet. Zuerst die Engländer; die nächst den Portugiesen am thätigsten darin waren. Der Verf. hat die frühern Versuche, sodann die unter der Königin Elisabeth entstandenen privilegierten Gesellschaften sorgfältig aufgezählt. Doch konnten sie sich nicht halten; und ehe die Engländer solche Besitzungen in W. Indien, und Forts an der Küste von Africa hatten, mußte ihr Versuch wohl immer sehr precair bleiben. Auch die ersten Niederlassungen in W. Indien, auf Barbados und St. Christoph konnten noch nicht viel wirken; seitdem jedoch unter Cromwel Jamaica in die Hände der Engländer fiel, ging der Handel ins Große, und erhielt seinen festen Gang. Immer aber blieb ein Schwanken in der Art wie er geführt ward. Die privilegierten Gesellschaften konnten sich nicht dauernd behaupten; erst seitdem sie völlig aufgehört hatten (1750), wurde dieser traurige Handel in England recht lebhaft; daß Liverpool sein Hauptsiß ward, ist bekannt. Dieß Alles ist von dem Vf. sorgfältig ausgeführt. Der Sclavenhandel der Franzosen, dem das folgende Kapitel gewidmet ist, fing erst mit ihrer Niederlassung zu Senegal um 1638 an; (denn die frühern Niederlassungen in Jahrhunderten des Mittelalters werden mit Recht in das Reich der Fabeln verwiesen.) Damahls bildete sich eine Handelsgesellschaft zu diesem Zwecke zu Dieppe und Rouen; die aber 1664 ihre Rechte und Privilegien an die von Colbert gegründete W. Indische Compagnie käuflich überlassen mußte; auf welche nach ihrer Auf-

hebung 1673 die Senegal-Compagnie folgte, welche in dem damahls entstandenen Kriege auch Gorée den Holländern entriß. Bey den sich erweiternden Pflanzungen in W. Indien, und dem wachsenden Bedürfniß von Sclaven, reichte dennoch diese Compagnie nicht hin; und mußte 1685 ihre Privilegien mit einer zweyten, der Guinea Compagnie theilen; die auf die südliche Hälfte von Africa von Sierra Leona bis zum Cap der guten Hoffnung privilegirt ward. Auffallend ist es doch, daß alle diese Compagnien nicht haben bestehen können; wenn man bedenkt, daß bey dem stets wachsenden Bedürfniß bey den großen Fortschritten des Zuckerbaues sie einen immer sichern Markt für ihre eingeführten Sclaven fanden. Aber der hohe und sichere Gewinn war eine Prämie für den Sclavenhandel; und welche Compagnie mußte gewissenlosern und gewinnsüchtign Leuten die Führung ihrer Geschäfte überlassen, als die für den Sclavenhandel? Die Selangung der Bourbons zu dem Spanischen Throne (1701) brachte indeß auch die Versorgung des Spanischen Americas mit Negern in Französische Hände; da die Guinea-Compagnie, seitdem Assiento-Compagnie genannt, durch einen am 1. Sept. 1702 mit Spanien geschlossenen Tractat auf 10 Jahre bis 1712 das Recht dazu von Spanien pachtete. Wie aber durch den Utrechter Frieden dasselbe an England kam, durch den auf 40 Jahre geschlossenen Assiento-Tractat ist allgemein bekannt. Indeh aber bey dem zunehmenden Wachsthum der Franz. W. Indischen Colonien auch das Bedürfniß der Sclaven fortdauernd stieg, konnte auch der Handel, mochte er nun frey seyn, oder Compagnien überlassen werden, nicht abnehmen; und nie scheint die eigne Einfuhr derselben den Bedürfnissen entsprechen zu haben. Die genauern Angaben über die Zahl

der eingeführten und vorhandenen Sclaven auf den Französischen Inseln sind aus den besten Quellen mitgetheilt. — Sclavenhandel der Holländer und Dänen. Der der Holländer ward durch die ältere und neuere W. Indische Compagnie geführt, bis er 1734, jedoch gegen Entrichtung gewisser Abgaben an die Compagnie, frey gegeben ward. Erst seit dem Besitz von Surinam, (das in dem Frieden von Breda 1667 den Holländern blieb,) ward ihr Sclavenhandel bedeutend; da vorher ihre Besitzungen in W. Indien nur sehr beschränkt geblieben waren. Aus gleichem Grunde mußte er auch der der Dänen und der Schweden gering bleiben; der von den Deutschen, den Brandenburgern, unter dem Churfürsten Fridr. Wilh. gemachte Versuch, der ausführlich erzählt wird, blieb (göttlob!) ohne dauernden Erfolg.

Der Verf. schließt diesen Band mit einigen allgemeinen Bemerkungen und der Erörterung des Sclavenhandels in Africa selbst; nach den letzten jetzt vorhandenen Nachrichten. In Allem zeigt sich ein großer Fleiß in dem Sammeln der Materialien; eine gute und deutliche Anordnung; und aroße Einfachheit und Klarheit in der Ausführung. Wer es weiß, wie äußerst zerstreut die Materialien sind; wie bald Ueberfluß, bald Mangel derselben eintritt, (wie mangelhaft sind nicht die Nachrichten der Portugiesen!) wird sich nicht wundern, wenn nicht jede Lücke ausgefüllt werden konnte; oder vielleicht eine hier oder dort verstreute einzelne Notizungenußt blieb. Aber das Ganze gewährt eine Uebersicht über den Gegenstand, die wir mit Dank erkennen. Eine größere Strenge in der Anführung der Werke, die als Quellen gelten können, wird der Verf. in dem zweyten Theile, der nun die Geschichte der Versuche zur Abschaffung des Sclavenhandels bis auf unsre Zeiten enthalten wird, und dem wir mit Verlangen entgegen sehen, sich selber zum Gesetz machen.

Hn.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 24. Junius 1820.

London.

Bey Nicoll und Pallmall: Philosophical Transactions of the Royal Society of London, for the year 1818. Part. I. II.

Part. I. On the great Strength given to Ships of War by the application of diagonal braces von Rob. Seppings. Ueber eben, diesen Gegenstand s. m. bereits die Phil. Tr. 1814. Part. II. Hier sind durch Beyspiele so wohl von ausgebefferten als neu erbauten Schiffen die nützlichen Vorschläge von neuem bewährt, welche der Verf. in jenem frühern Aufsage in Rücksicht des festern Baues der Schiffe mitgetheilt hatte, und deren Priorität sich die Franzosen so gerne zueignen möchten. II. A memoir on the geography of the nord-eastern part of Asia, and on the question whether Asia and America are contiguous, or are separated by the Sea, von J. Burney. Beschäftigt sich in der Hauptsache bloß mit der Unzulänglichkeit der bisherigen Weise, daß Asien und America kein zusammenhängendes Continent bildeten, und gibt eine

kurze Uebersicht der zu diesem Zweck unternommenen Expeditionen. III. Additional facts respecting the fossil remains of an animal etc. von Ew. Home. Der Verf. vergleicht diese fossilen Ueberbleibsel mit dem Skelette des ornithorhynchus paradoxus, zu welchen man sie habe rechnen wollen, und findet sehr erhebliche Abweichungen. IV. An account of experiments for determining the length of the pendulum vibrating seconds in the latitude of London von H. Kater. Unter den mannichfaltigen Vorschlägen zur Bestimmung der wahren Länge des Secundenpendels unter einer vorgegebenen geographischen Breite, findet der Verf. den Satz, daß der Aufhängepunct eines Pendels zum Mittelpunct der Schwingung wird, wenn man umgekehrt diesen zum Aufhängepunct macht, für die Erfüllung des vorgesezten Zweckes am anwendbarsten, und beschreibt nunmehr die beste Einrichtung eines Pendels, vermittelt dessen durch Anwendung jenes Satzes, die wahre Länge des Secundenpendels bestimmt werden kann, lehrt die dabey zu beobachtenden Vorsichten und Correctionen wegen des Widerstandes der Luft, der Temperatur etc. und findet nach einer zahlreichen Menge hier mitgetheilte Versuche und Beobachtungen die Länge des Secundenpendels im leeren Raume und unter der geographischen Breite von Portland-Place, dem Beobachtungsorte des Verf. ($= 51^{\circ}. 31'. 8'',4$) $= 39,1386$ Englische Fulle, wenn solche auf den Meereshorizont reducirt wird. V. On the length of the French Métre, estimated in parts of the english Standard von Demselben. Steht mit dem vorhergehenden Aufsatze in Verbindung. VI. A few facts relative to the colouring matters of some Vegetables, von J. Smithson. Ohne etwas über die Natur dieser Farbstoffe

selbst näher zu entscheiden, sind hier bloß einige Versuche über die Farbenänderungen, denen einige dieser Pigmente durch Hinzufügung von Säuren oder Alkalien ausgesetzt sind, näher erörtert. VII. An account of experiments made on the strength of materials, von George Rennie. Ungeachtet der Menge von Versuchen, welche bereits über die absolute und relative Festigkeit der Metalle und anderer Materialien angestellt worden sind; ist doch der Gegenstand noch nicht so erschöpft, daß nicht neue und abgeänderte Versuche immer mit Dank aufgenommen werden sollten. Man findet hier eine genaue Beschreibung und Abbildung der Apparate, deren sich der Verf. zu diesem Zwecke bedient hat, und dann eine Reihe von Versuchen, in deren Resultaten sich denn freylich manche Anomalien darbieten, welche schwer zu beseitigen seyn möchten. VIII. On the office of the heart wood of trees, von R. E. Knight. On circulating functions, and on the integration of a Class of finite differences, into which they enter as coefficients, von John Herschel. Wenn Ausdrücke für endliche Differenzen so beschaffen sind, daß sie gewisse Functionen darstellen, in denen die Coefficienten der einzelnen Glieder periodisch nach einer gewissen Ordnung wiederkehren, so nennt der Verf. solche Ausdrücke circulirende Functionen, und lehrt nun allgemein die summatorische Function, oder das Integral einer solchen vorgegebenen Differenz aufzufinden. Die Sache würde ein leichteres Ansehen gewinnen, wenn sich das Ganze nicht in ein solches Chaos von Bezeichnungen verhüllte, als in welchen neuere Analysten solche Untersuchungen vorzutragen pflegen. X. On the fallacy of the experiments in which Water is said to have been formed by the decomposition of

Chlorine, von H. Davy. Dieser ganz kurze Aufsatz ist gegen einige in Edinburg angestellte Versuche gerichtet, in denen man durch die Einwirkung des salzsauren Gas auf einige Metalle, Wasser erhalten haben, und daraus die Folge ableiten wollte, daß bey dieser Operation die Chlorine zersezt worden sey. Der Verf. zeigt, aus welcher Quelle dieß Wasser entstanden sey, und daß diese Versuche nichts gegen die Einfachheit der Chlorine bewiesen. XI. XII. On the Changes the blood undergoes in the act of Coagulation, von Ev. Home. Merkwürdige vermittelst eines mit einem Micrometer versehenen Microscops angestellte Beobachtungen und Versuche über die Größe und nähere Beschaffenheit der Blutkugeln, über den färbenden Stoff, mit welchem sie gleichsam wie hohle Kugeln umgeben sind, über das aus dem coagulirenden Blute sich entwickelnde kohlensaure Gas, womit auch wahrscheinlich diese Kugeln selbst angefüllt sind, über die Röhrenähnlichen Bildungen, welche durch dieses Gas in der coagulirenden Masse hervorgebracht werden, und über mehr andere merkwürdige Erscheinungen, welche hier sämmtlich auf 7 Kupfertafeln abgebildet sind, und mit Bemerkungen begleitet werden, welche nähere Aufschlüsse über die Bildung der Gefäße, der Muskelfibern u. s. w. zu versprechen scheinen. XIII. On the laws of polarisation and double refraction in regularly crystallized bodies, von D. Brewster. Der Verf., dem wir bereits so viele interessante Beobachtungen in Rücksicht der Polarisationsphänomene des Lichtes zu verdanken haben, hat in dieser Abhandlung eine große Menge von crySTALLINISCHEN Substanzen aufgezählt, welche nach seinen Beobachtungen die Phänomene der doppelten Brechung, und die durch die Polarisation des

Lichtes bewirkten Farbenercheinungen darstellen, woben denn angegeben wird, welche von diesen Substanzen, nur mit einer Axe der doppelten Brechung und Polarisation, und welche mit zwey oder drey dergleichen begabt sind, und was für primitive Formen jenen Crystallen zum Grunde liegen, für diese oder jene Zahl von Axen. Bey diesen Untersuchungen weicht der Verf. in mehreren Stücken, sowohl von Biot's Beobachtungen, als auch von dessen Ansichten, das von diesen Axen abhängige Farbenspiel des polarisirten Lichtes dem Calcul zu unterwerfen, ab, und gibt nach eigenen Ansichten Formeln, von denen er glaubt, daß sie den Erscheinungen auf das vollkommenste entsprechen, und auf weniger hypothetischen Principien beruhen. Das ganze ist zu verwickelt, als daß wir hier mehreres davon im Auszuge mittheilen könnten. Wir sind der Meinung, daß man unter der Annahme von mehreren Polarisationsaxen die Phänomene der davon abhängenden Farbenercheinungen noch auf eine weit lichtvollere Art entwickeln kann, wovon wir einmahl bey einer andern Gelegenheit sprechen werden.

Part. II. Nr. XIV. On the parallax of certain fixed Stars, von John Brinkley. Der Verf. bemüht sich, in dieser Abhandlung die Unzulänglichkeit der Einwürfe zu zeigen, welche Hr. Pond gegen des Verf. Beobachtungen einer muthmaßlichen Parallaxe einiger Fixsterne gemacht hatte, und gibt hier ein näheres Detail von den Beobachtungen selbst, aus denen er glaubt eine Parallaxe folgern zu dürfen, nämlich für α Cygni $1''$,56; α Aquilae $5''$; α Lyrae $1''$,32. Man sieht, wenn zwey so geübte und mit so guten Werkzeugen versehen Astronomen nicht mit einander übereinstimmen, wie sehr es zu wünschen ist, daß auch auf andern mit so guten Werkzeu-

gen versehenen Sternwarten, Beobachtungen über diesen Gegenstand angestellt werden möchten.

XV. On the urinary organs and Secretions of some of the amphibia, von John Davy.

XVI. New experiments on some of the combinations of phosphorus, von Humphry Davy. Der Verf. beschäftigt sich hier, seine Angaben über die quantitativen Verhältnisse des Oxygens in der Phosphor- und phosphorigten Säure, gegen die davon abweichenden Bestimmungen der Herren Dulong und Berzelius durch neue Versuche zu bekräftigen, und fügt noch einige Bemerkungen über Hrn. Dulong's hypophosphorous acid u. dgl. bey.

XVIII. New experimental researches on some of the leading doctrines of Caloric particularly on the relation between the elasticity, temperature and latent heat of different vapours and on thermometric admeasurement and Capacity, von A. Ure. Zuerst über die elastische Kraft der Dämpfe, nebst einer neuen Formel, diese Elasticität für jeden Grad der Temperatur durch Rechnung zu finden. Der Verf. beschreibt einen Apparat, vermittelst dessen er die elastische Kraft der Dämpfe des Wassers, des Alcohols, Aethers, Serpentinöles und Petroleums auch für beträchtlich höhere Temperaturen als 212° (Fahrenheit) bestimmt hat, z. B. bey den Wasserdämpfen bis auf 320° Temp., bey denen des Serpentinöles bis auf 362° u. s. w. Seine daraus entwickelten Formeln, sind indeß bloße Interpolationsformeln, und nicht aus der Natur der Dämpfe abgeleitet, wie z. B. diejenigen unsers Hrn. Hofr. Meyers in den Comm. Soc. Reg. Gott. ad ann. 1808 — 1811, welche aber der Verf. nicht zu kennen scheint. Dagegen findet er mit Recht, sowohl an Daltons Versuchen als auch an dem von ihm gegebenen Gesetze der

Elasticität der Dämpfe manches zu erinnern, so wie auch Biot's Formel in den höhern Temperaturen beträchtlich von den Beobachtungen abweicht. Wir haben gefunden, daß die Mayer'sche Formel auch mit den Beobachtungen des Verf. so gut zusammenstimmt, als sich nach der Natur der Sache nur erwarten läßt. Was der Verf. über die comparativen Ausdehnungen der festen und flüssigen Körper, über die latente Wärme der Wasserdämpfe und der Dämpfe von andern Flüssigkeiten nach seinen Versuchen für Resultate gefunden hat, kann wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter hier nicht mitgetheilt werden.

XIX. Observations on the heights of mountains in the North of England, von Thom. Creatorer. Enthält bloß ein Nivellement des Berges Skiddaw von 5 zu 50 Yards lothrechtcr Höhe, und nun auch die Bestimmung der Höhe an jeder Station durch barometrische Messung, nach Maskelynes und Hutton's Formeln, welche denn im Durchschnitt die Höhe immer zu klein geben.

XX. On the different Methods of constructing a Catalogue of fixed stars, von J. Pond. Das von dem Verf. empfohlene Verfahren bey der Vorfertigung eines Catalogs der Fixsterne, nicht bloß von einem Sterne, as the common term of Comparison, auszugehen, möchte doch wohl von andern Astronomen auch schon befolgt worden seyn.

XXI. A description of the teeth of the Delphinus Gangeticus, von Ev. Home.

XXII. Description of an acid principle prepared from the lithic or uric acid, von Will. Prout. Der Verf. nennt es purpuric acid, von seiner Eigenschaft mit mehreren Basen Zusammensetzungen von einer purpurrothen Farbe zu bilden. Es besteht aus 4,54 Wasserstoff; 27,27 Kohlenst.; 36,36 Sauerst. und 31,84

Stickstoff. XXIII. *Astronomical observations and experiments etc.* von Will. Herschel. Eine Fortsetzung der im vorigen Jahrbande der Transactions angefangenen Untersuchungen, mit einer großen Menge von beobachteten Clusters of Stars, und ihren verschiedenen Rangordnungen, nach den Ansichten, welche Hr. H. in der vorigen Abhandlung zum Grunde gelegt hat.

XXIV. *On the structure of the poisonous fangs of Serpents*, von Th. Smith, nebst deutlichen Abbildungen von der innern Structure dieser Giftbehälter.

XXV. *On the parallax of α Aquilae*, von J. Pond, und XXVI. von demselben *On the parallax of the fixed stars in right ascension*. Was bey diesen Beobachtungen für eine Parallaxe genommen werden könnte, zeigt sich von einer so unerheblichen Größe, that I am not disposed to institute any farther observations with a view to this particular subject, but shall leave it to be determined by the regular course of observation"

XXVII. *An abstract of the results deduced from the measurement of an arc on the meridian, extending from latitude $8^{\circ}.9'.38'',4$ to latitude $18^{\circ}.3'.23'',6$ N.* von Will. Lambton. Von dieser Ostindischen Gradmessung ist bereits in den Asiatic researches Vol. XII. (M. s. unsere gel. Anz. 1819. St. 18.) Nachricht ertheilt worden. Der Verf. hat Gelegenheit gehabt, diese Messung nun noch weiter bis zum Parallel von Daumergidda zwischen dem 18ten und 19ten Grad der nördlichen Breite fortzusetzen, und theilt hier vorläufig die Resultate derselben mit, indem das umständlichere Detail erst im XIII. Band der Asiatic R. vorkommen werde, welcher jedoch erst in drey bis vier Jahren erscheinen könne. Wird diese Messung mit den neuesten Französischen Gradmessungen

verglichen, so ergibt sich $\frac{1}{307}$ für die Abplattung der Erde, bey der Vergleichung mit der Englischen Gradmessung $\frac{1}{313}$ und mit der Schwedischen $\frac{1}{307}$. Werden aber die Indischen Grade bloß unter sich selbst verglichen, so ergibt sich eine sehr viel geringere Abplattung, worüber man das weitere in diesem Aufsatze selbst nachlesen muß.

Paris.

1818. Mémoires sur des ouvrages de sculpture du Parthénon, et de quelques édifices de l'Acropole à Athènes, et sur une épigramme grecque en l'honneur des Athéniens morts devant Potidée par le Chevalier E. Q. Visconti etc. VIII. 162 S. 8.

Der Wunsch von mehreren Gelehrten, diese Schrift des nun verewigten Visconti gedruckt zu sehen, hat seine hinterlassene Witwe zur Herausgabe bewogen. Sie betrifft die herrlichen Sachen, die Lord Elgin von Athen nach England gebracht hat. Visconti war im Jahr 1814 nach London gereiset. Bey seiner Zurückkunft wurde das eine Memoire, die Bildhauereyen des Parthénon betreffend ic. in der Classe der schönen Künste den 10ten November 1815, und das andere ein Epigramm betreffend ic. in der Classe der historischen und alten Litteratur im September desselben Jahrs vorgelesen. Gegenwärtig, welches allgemein bekannt ist, befindet sich diese ganze Sammlung seit 1816 im Brittischen Museum. Unter die größern Merkwürdigkeiten der Griechischen Kunst und Phantasie, gehören vorzüglich diese, die unfehlbar von Phidias und seinen Schülern herrühren, und welche Plutarch in Periclem S. 13 wegen ihrer Schönheit und Grazie unnachahmlich nennt. Pericles hatte dem Phidias den ganzen Bau übertragen, und unter

seiner Aufsicht arbeiteten Agoracrites, Alcámenes, Colotes u. Einige haben geglaubt, daß Phidias sich bloß mit der Toreutik beschäftigt hätte, aber Aristoteles bezeichnet diesen großen Künstler durch die Benennung σοφὸς λιθουργός. Ihn kann man auch als den Stifter des grandiosen Stils betrachten, und wenn die Bildhauerey durch Praxiteles einen Zuwachs erhielt, so war es bloß in dem Anmuthigen der weiblichen Gestalten. Der Verf. bemerkt, daß ein geübtes Auge der Alterthümer an den erhabenen Figuren des Parthenon und vorzüglich an den Theilen, die noch etwas erhalten sind, den großen und meisterhaften Stil wahrnehmen wird, den man an Laocoon, Torso und dem sogenannten Borgheffischen Gladiator findet, nämlich dieselbe Geschicklichkeit, die Haut auszudrücken und dem gefühllosen Stein das Leben einzuhauchen, nebst derselben Harmonie in Verhältnissen und Vollkommenheit im Ganzen. In früheren Zeiten hat man geglaubt, daß das Giebelfeld, Tympanum, bey dem Parthenon mit Reliefs geziert war. Selbst unter den Reisenden haben mehrere sie als solche beschrieben. Sie waren aber ganz erhaben, und der Verf. bemerkt, daß "à la vérité les phrases par lesquelles Pausanias L. I. c. 24 désigne ces ouvrages auraient pu faire conjectures que c'étaient des statues." Diese Figuren waren hinten eben so ausgearbeitet als vorn, so daß zwischen dem Giebelfeld und den Figuren ein weiter Raum zum Gehen war. Hr. Visconti vermuthet, daß solche Werke, ehe sie an ihre Stelle kamen, öffentlich ausgestellt wurden, so daß man die Arbeit von allen Seiten habe sehen können. Er gründet sich auf eine Stelle bey Tzetzes, wo von zwey Statuen der Minerva die Rede ist, die eine von Phidias, die andere ein Werk des Alcámenes. Die des Alca-

menes fand bey der Ausstellung mehr Beyfall als die des Phidias, als diese aber wirklich an ihre Stelle gestellt wurde, so übertraf sie bey weitem jene des Alcámenes. Daraus schließt der Verf., daß solche Werke, die ganz ihre Vollendung hatten, wie auch selbst die Theile, die nicht sichtbar wurden, ausgestellt worden seyen. Auch muß man bemerken, daß die Beywerke, als Waffen, Schilder, Agrassen, Kopfsuß ic. von Bronze und vergoldet waren. Daß dieses die Alten sehr liebten, zeigt die Stelle bey Virgil Aen. Lib. I. V. 592 deutlich. Nun folgt die Beschreibung der beiden Frontons, der West- und Ostseite. Die westliche Seite war von der Witterung bis zu den Zeiten, wo Athen von den Venetianern im Jahr 1687 angegriffen wurde, etwas verschont worden. Hätte man nicht die Zeichnung in der Königlichen Bibliothek, die der Marquis de Nointel hatte verfertigen lassen, so könnte man sich von der ganzen Composition gar keinen Begriff machen, und alle Versuche von Le Roi und Stuart wären vergebens. (Man vergl. Göt. gel. Anz. 50. St. S. 489. Jahr 1818.) Stuart, der immer in allen seinen Untersuchungen die größte Genauigkeit beobachtete, hatte wohl eingesehen, daß eigentlich der Haupteingang in den Tempel und also die Façade gegen Morgen war. Auf dieser war die Geburt der Minerva dargestellt, so wie sie aus dem Haupt des Jupiter entspringt. Auf der Westseite ihr Streit und Sieg gegen den Neptun. Westseite. Nr. 1 ist der Obertheil der Kumpf des Neptun und die Hauptfigur der Composition. Zu Zeiten von Spon und Wheler war diese Figur ziemlich erhalten. Aus dem Wenigen, was noch übrig ist, kann man schließen, daß sie die Höhe von 12 Englischen Fuß hatte. Das Fleisch ist meisterhaft gearbeitet, und hin

und wieder sieht man einige Adern, die unter der Haut aufquellen. Die Unterdrückung dieser Gefäße in starken und musculösen Characteren, wenn sie eine Gottheit darstellen, ist später geschehen, und verliert sich aus den Zeiten des Praxiteles. So sieht man keine Adern angebracht in dem Kumpf des Apollonius, welchen der Verf. in das 7te Jahrhundert von Rom setzt. Der Rücken ist besser erhalten als die Brust, die aber doch den ganzen Character besitzt, die ihr Homer Ilias II. 479 zuschreibt *Στέρνον δὲ ποσειδάων*, "Gleich dem Ares an Gurt und an hoher Brust dem Poseidon." Nr. 2. Minerva siegend tritt aus dem Streit, als wollte sie ihren Wagen besteigen. Quatremere glaubte, es sey die Victoria, welche die Tochter Jupiters krönen wollte. Gegenwärtig ist durch das colossalische Fragment der Zweifel gehoben. Man kann nicht das Schild der Göttinn verkennen. Auch hat man die halbe Maske der Minerva gefunden. Die Augen sind vertieft, um darein welche von einer kostbaren Substanz zu setzen. Nr. 3. Eine Figur der Victoria ohne Flügel, die den Wagen führt, in gleichem Verhältniß der zwey angeführten Figuren. Nr. 4. Diese Figur, welche in dem linken Winkel war, soll nach des Verf. Meinung die bewunderungswerthe von der ganzen Sammlung seyn. Sie stellt wahrscheinlich den Fluhgott Ilissus vor, welcher in der Ebene von Athen gegen Süden fließt. Es ist vielleicht das imposanteste, was man von Griechischer Bildhauerey kennt. Zwey sitzende Figuren, die Spon und andere für Hadrian und Sabina angesehen haben, (man vergl. die Anz. S. 495) will der Verf. mit weit mehr Grund für Vulkan und Venus halten. Auch hält er für ungegründet, daß die Bildhauereyen des Parthenon unter dem Kaiser Hadrian aus-

gebessert worden wären, und gründet sich auf eine Stelle des Plutarch im Pericles S. 13. Der andere Siebel gegen Ost Nr. 1 der obere Theil der Figur des Hyperion, ein Kumpf, dem Kopf und Hände fehlen. Die Arme sind in der Stellung, mit Gewalt die Zügel von den Pferden zu halten, die vor seinen Wagen gespannt sind. Nr. 2. Zwey herrliche Pferdeköpfe sind mit der größten Vollkommenheit gearbeitet. Nr. 3. Stellt die ganze Figur eines jugendlichen Gottes vor. Es fehlen ihm bloß die Hände und die Füße. Er ruhet auf einem Felsen des Olymp, wo eine Löwenhaut liegt. Sehr wahrscheinlich ein junger Hercules. Die Stellung und die Umriffe haben viel Reize. Aber es ist nicht der Sohn der Alcmena, der in dieser Periode noch nicht geboren war, sondern ein älterer Hercules, wovon Pausanias L. V. c. 7 redet. Nr. 4. Eine Gruppe von zwey Göttinnen, vielleicht Ceres und Proserpina, sitzend, von einer außerordentlichen Schönheit. Die Köpfe fehlen. Nr. 5. Wiederum eine herrliche drapirte weibliche Figur, aber Arme und Kopf fehlen, doch läßt sich aus dem Ganzen erkennen, daß es Iris ist. Nr. 6. Der Wagen der Nacht sinkend im Ocean, während daß der von der Sonne steigt. Der Kopf von einem dieser Pferde ist in der Sammlung herrlich gearbeitet und voll Leben. Nr. 7. Diese Gruppe von zwey Göttinnen, ist eine der merkwürdigsten der ganzen Sammlung, die eine sitzend, die andere halb liegend, wäre es möglich noch reizender als die Gruppe Nr. 4. aber leider Köpfe und Hände fehlen. Nr. 8. Eigentlich zwey Figuren, aber aus der Zeichnung von Nointel sieht man, daß es drey waren, mit herrlichen Gewändern. Der Verf. vermuthet, daß es die Parzen, Töchter der Nacht, waren. Sie hatten ihren Einfluß sowohl bey der Geburt als

bey dem Sterben. So trifft man sie auf einer *Patara*, bey der Geburt des *Bacchus*, der aus der Lende des *Jupiter*, so wie *Minerva* aus seinem Haupt entstanden. (S. Mus. Pio-Clem. pag. 99.) Nr. 9. Eine *Victoria*. Es ist ein verstümmelter Rumpf, aber mehrere Kennzeichen sind geblieben. So sieht man noch am Rücken Löcher, wo die bronzenen vergoldeten Flügel fest waren. Alle diese ganz erhabenen Figuren bildeten eine der berühmtesten Compositionen des *Phidias*, und wo nicht alle gefertigt durch seine Hand, doch unter seiner Aufsicht. Auf dieselbe Weise werden denn auch untersucht S. 34 Frise *extérieure de la Celle*; S. 37 Frise *du l'Est*. S. 54 Frise *du Nord*; S. 63 Frise *de la Celle du côté du Sud*; S. 67 * Frise *de l'Ouest*; S. 69 *Les Metopes*. Da nun alles dieses sowohl bey *Stuart*, als in *The Elgin Marbles etc.* (s. die angeführte Anzeige 1818. 50. Stück S. 489) sich befindet, so wollen wir uns hier nicht wiederholen. S. 76 Ueber ein *Cadran solaire de Phaëdrus Péanien*, wo noch der Name des *Mathematicus* sich findet, der ihn gezeichnet hat. ΦΑΙΔΡΟΣ ΖΩΛΙΟΥ ΠΑΙΑΝΙΕΤΙΣ ΕΠΟΙΕΙ. Der Verf. fügt S. 78. *Observations de Mr. le Chevalier Delambre sur les cadrans de Phaëdrus* hinzu. Diesen gelehrten *Mathematicus* betreffend s. *Magazin encyclopédique* an 1814. Tom. V. pag. 361 et 1815. Tom. I. pag. 125. S. 88: §. 4. *Monuments tirés de quelques autres édifices de l'Acropole Caryatide du temple de Pandrose*. *Vitruv* ist der Erste der uns die Geschichte der *Caryatiden* als eine Griechische Erfindung mittheilt. Aber wir finden, daß bey den *Aegyptiern* schon mehrere Jahrhunderte früher Figuren von Priestern oder vielleicht *Osiris* selbst, zu demselbigen End-

zweck dienen, und von den Franzosen *Pilastre caryatide* genannt werden. Die Idee scheint einen Aegyptischen Ursprung zu haben. Basreliefs qui appartenient à la Frise du temple d'Aglaure. Bas-reliefs du théâtre de Bacchus. Ein herrliches Monument, mit einem in reichem Gewande gekleideten Bacchus, und einem langen Barte, ganz ähnlich der Figur, welche am Gewande die Inschrift hat $\text{CAP\Delta\text{AN}\text{A}\text{P}\text{A}\text{L}\text{L}\text{O}\text{C}$. wovon sich im Museo Pio-Clem. T. II. und im Musée français, eine Abbildung findet. Statue colossale tirée du monument choragique de Thrasyllus. Es ist nunmehr bewiesen, daß es keine weibliche, sondern eine Figur des Bacchus ist. Der Schluß dieser herrlichen Schrift macht *Mémoire sur une épigramme grecque qui servait d'épitaphe au tombeau des guerriers Athéniens, morts devant Potidée* und *Catalogue raisonné de quelques inscriptions grecques* erschien Englisch in London 1816, der gegenwärtige vermehrt und verbessert. Seine sämtlichen Werke werden von neuem in Florenz und Rom erscheinen. F—o.

Stralsund.

Bey Löffler: *Matthiae Calonii de prisco in patria — Svio-Gothia—servorum jure, Dissertationes V. Denuo edidit nonnulla praefatus Carolus Schildener, Jur. Dr. et P. O. in univ. Grypswald. 1819. XXIII. u. 214 S. in gr. 8.*

Der verstorbene Verf. und Ruffische Staatsrath Calonius zu Åbo (geb. 1738 † 1817) hatte in einer Reihe von fünf Dissertationen, die zu Åbo in den Jahren 1780—1795, gedruckt sind, scharfsinnige und gründliche Untersuchungen über das Leibeigenthumsrecht, so wie solches in den ältern Zeiten in Schwed-

den statt fand, angestellt; und hiebey auf das sorgfältigste alle Verfügungen zusammengetragen die sich in den alten Schwedischen Gesetzen zerstreut vorfinden. Zwar war der Kreis seiner Untersuchungen nicht geschlossen, und außer denen über die Entstehung und den Umfang der Leibeigenschaft, ferner über die Rechte der Leibeigenen in dem Staate, und über die Sorge des Staates in Bezug auf die an ihnen verübten Unbilden und Vergehen, welche in diesen fünf Abhandlungen vorgetragen sind, fehlt noch die Untersuchung über das Ende der Leibeigenschaft, den Zustand der Freigelassenen und die Gründe, welche die Aufhebung des Leibeigenthums in Schweden herbeiführten, die er gleichfalls nachzuliefern versprochen hatte. Indessen enthalten die erschienenen Abhandlungen schon einen so großen, und für das ältere Deutsche Recht so wichtigen Schatz, daß der Herr Herausgeber gewiß den wärmsten Dank aller Germanisten erwarten darf, daß er gegenwärtig diese höchst seltenen, und in Deutschland beynah unbekannt gebliebenen Dissertationen des verewigten Calonius, ihnen zugänglicher gemacht hat. Auch die Vorrede des Hrn. Herausgebers ist sehr erheblich; er sucht in derselben zu zeigen, daß das Repräsentationsrecht und die Erbfolge nach Stämmen keinesweges dem alten Schwedischen Rechte so unbekannt sey, wie gewöhnlich angenommen wird, und daß es sich überhaupt nicht denken lasse, daß selbst von den Deutschen Völkern diese Art der Erbfolge aus dem Römischen Rechte aufgenommen sey, indem es vielmehr in der Natur der Sache liege, daß jenes Recht sich bey steigender Cultur, ganz unabhängig von dem Römischen Rechte aus innerer Nothwendigkeit eben so ausgebildet habe, wie damahls bey den Römern selbst.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 26. Junius 1820.

Göttingen.

Ueber die am 7. Sept. d. J. einfallende große Sonnenfinsterniß hat Hr. Prof. Verling in Marburg, welcher dieselbe bereits vor acht Jahren in seiner Inaugural-Dissertation behandelt hatte (s. unsre Anz. 1812 S. 1889), in einem Schreiben an den Hrn. Hofr. Gauß, vom 23. May, die Resultate seiner wiederholten und weiter ausgeführten Untersuchungen mitgetheilt. Da diese Finsterniß im größten Theile von Deutschland ringsförmig erscheinen, und für diese Gegenden, auf lange Zeit, das merkwürdigste Phänomen dieser Art seyn wird, so glauben wir vielen Lesern dieser Blätter durch die Bekanntmachung eines Auszuges aus jenen Mittheilungen einen willkommenen Dienst zu erweisen.

Folgende aus den Carlinischen Sonnentafeln und den Bürgschen Mondstafeln entlehnten Sonnen- und Mondörter dienen der Rechnung zur Grundlage:

F (5)

1820 Sept. 7. Pariser mittl. Zeit.

	Länge der Sonne.	Länge des Mondes.	W. Breite des M.
11h Vorm.	164°40' 26'' ⁴	163°19' 53'' ⁶	0°52' 45'' ⁰
2 Nachm.	47 44, 0	164 48 17, 7	44 41, 6
5	55 1, 7	166 16 38, 3	36 34, 9

Horizontalparallaxe des Mondes 53' 55''⁵— der Sonne 8''⁷Halbmesser des Mondes 14' 43''¹

— der Sonne 15 54, 8

Schiefe der Ekliptik 23°27' 56''²Die Conjunction erfolgt demnach um 1^u 58' 46''³ M.
3. in Paris in der Länge 164° 47' 41''.

Für folgende einzelne Oerter hat Hr. Prof. Gering zur Erleichterung der Beobachtungen die Hauptmomente der Erscheinung im Voraus berechnet:

	Anfang.	Mittel.	Ende.
Berlin	1 ^u 31' 55''	2 ^u 57' 31''	4 ^u 15' 39''
Bremen	1 7 13	2 33 38	3 54 5
Breslau	1 53 36	3 18 29	4 34 54
Cassel	1 13 39	2 40 30	4 0 54
Eöln	1 1 6	2 28 52	3 50 16
Danzig	1 55 32	3 19 5	4 34 22
Göttingen	1 15 51	2 42 28	4 2 39
Gotha	1 20 59	2 47 34	4 7 30
Halle	1 26 26	2 52 20	4 11 45
Hamburg	1 12 26	2 38 19	3 58 14
Hannover	1 13 11	2 39 36	3 59 45
Königsberg	2. 4 43	3 27 20	4 41 32
Leipzig	1 28 38	2 54 25	4 13 45
Mannheim	1 11 47	2 39 36	4 0 31
Marburg	1 11 23	2 38 40	3 59 18
München	1 30 40	2 57 47	4 17 33
Ofen	2 11 2	3 35 49	4 51 31
Prag	1 41 51	3 7 50	4 25 46
Tübingen	1 16 42	2 44 36	4 5 24
Wien.	1 55 45	3 21 24	4 38 28

Die Zeiten sind hier und in der folgenden Tafel in wahrer Sonnenzeit, angesetzt.

	P	D	Erste innere Berührung.	Zweyte innere Berührung.
Berlin	72°	84"	—	—
Bremen	65	9	2u 30' 46"	2u 36' 30"
Breslau	78	151	—	—
Cassel	66	1	2 37 37	2 43 24
Eöln	62	55	2 27 23	2 30 21
Danzig	79	186	—	—
Göttingen	67	10	2 39 37	2 45 19
Gotha	68	18	2 44 47	2 50 20
Halle	70	48	2 50 20	2 54 19
Hamburg	66	36	2 35 55	2 40 43
Hannover	66	17	2 36 49	2 42 23
Königsberg	81	217	—	—
Leipzig	71	52	2 52 49	2 56 1
Mannheim	64	44	2 37 28	2 41 43
Marburg	65	18	2 35 53	2 41 27
München	71	2	2 54 54	3 0 40
Nfen	84	123	—	—
Prag	75	75	—	—
Stübingen	66	46	2 42 35	2 46 37
Wien	79	87	—	—

Es bezeichnet hier P den Punct des Sonnenrandes, wo bey dem Anfang der Finsterniß der Mond zuerst eingreift, indem man die Grade vom nördlichsten Puncte (in Beziehung auf den Verticalkreis) nach Westen zu zählt; D hingegen gibt in Bogensekunden die scheinbare Entfernung der Mittelpuncte der Sonne und des Mondes, für das Mittel der Finsterniß, an. Die Abplattung ist bey allen Rechnungen zu $\frac{1}{300}$ angenommen.

Die Hauptmomente der Finsterniß für andere Orte in Deutschland können näherungsweise aus denjenigen, welche in obiger ersten Tafel für einen zu-

nächst liegenden angeſetzt ſind, vermitteltſt folgender Formeln abgeleitet werden, wo dL den Längenunterſchied beider Oerter in Zeitſecunden, dB den Breitenunterſchied in Bogensekunden und dZ die Abweichung bedeutet, die den Angaben der Tafel beygefügt werden muß. Hiebey iſt dL positiv zu nehmen, wenn der Ort, für welchen man die Beſtimmung wünſcht, öſtlich von dem gewählten Ort der Tafel liegt, und dB gleichfalls positiv, wenn jener nördlich von dieſem iſt.

Für den Anfang
 $dZ = + 1,313 dL - 0,0296 dB$

Für das Mittel
 $dZ = + 1,242 dL - 0,0343 dB$

Für das Ende
 $dZ = + 1,118 dL - 0,0363 dB$

Befonders wichtig iſt die Kenntniß der Grenzlinien der Zone, innerhalb welcher die Finſterniß ringförmig erſcheint. Hr. Prof. Gerling hat folgende Punkte in dieſen Grenzlinien durch Rechnung beſtimmt, wo die Längen von Ferro an gerechnet ſind.

Wahre Z. in Paris.	Berührung der ſüdl. Ränder.		Berührung der nördl. Ränder.	
	Breite.	Länge.	Breite.	Länge.
24 4'			52° 59'	22° 43'
6			52 15	23 15
8	54° 12'	28° 50'	51 31	23 46
10	53 26	29 18	50 47	24 17
12	52 40	29 47	50 4	24 48
14	51 55	30 16	49 21	25 19
16	51 10	30 46	48 39	25 49
18	50 26	31 15	47 57	26 19
20	49 42	31 45	47 15	26 49
22	48 58	32 15	46 34	27 20
24	48 15	32 46	45 53	27 50
26	47 32	33 17		
28	46 50	33 49		

Verbindet man diese Punkte auf einer Landkarte durch gerade Linien, so trifft man folgende Orter, von denen keiner mehr als etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen von den Grenzlinien entfernt liegt. Die durch den Druck ausgezeichneten Orter liegen der Grenze am nächsten.

Für die Berührung der südlichen Ränder: Heiligenhafen, Neustadt, Grevesmühlen, Wismar, Schwerin, Parchim, Grabow, Perleberg, Werben, Havelberg, Arneburg, Tangermünde, Rathenow, Genthin, Ziesar, Coswig, Wittenberg, Kemberg, Döben, Torgau, Wurzen, Oschätz, Döbeln, Freyberg, Seyda, Kommotau, Rakonitz, Prjibram, Teyn, Budweis, Grazen, Ips, Oberndorf, Sirniz, Fürstenfeld u. s. w.

Für die Berührung der nördlichen Ränder: Staveren, Medenblick, Harderwyk, Amersfort, Barneveld, Arnheim, Nimwegen, Cleve, Grave, Genep, Geldern, Benloo, Crefeld, Roermunde, Erkelenz, Jülich, Nidegen, Münster: Eyffel, Aldenau, Mondheim, Zell, Trarbach, Kirchberg, Oberstein, Münchweiler, Kaiserslautern, Bergzabern, Hagenau, Stollhofen, Achern, Freydenstadt, Hornberg, Rottweil, Billingen, Geisingen, Schaffhausen, Stein, Frauenfeld, Winterthur, Chur &c.

Es ist sehr zu wünschen, daß in der Nähe der Grenzlinien recht viele Beobachtungen angestellt werden, die schon dadurch einen Werth erhalten, daß unter Angabe des Beobachtungsplices bemerkt wird, ob sich ein Ring gebildet habe oder nicht, und im ersten Falle, wie lange die Erscheinung des Ringes gedauert habe. Da hier nur von Abmessung eines sehr kurzen Zeitraums die Rede ist, so kann allenfalls dabey der Mangel einer Sekundenuhr, durch das Abzählen der Schläge einer gewöhnlichen Taschenuhr, oder der

Schwingungen einer an einem Faden aufgehängten schweren Kugel ersetzt werden, wenn nur im ersten Fall die Anzahl der auf eine Minute gehenden Schläge, und im zweyten die Länge des Fadens und die Größe der Kugel in irgend einem bekannten Maße mit angezeigt werden. Mit einem guten Fernrohr müßte aber doch eine solche Beobachtung angestellt seyn, wenn sie einen Werth haben soll.

Da auch an den Orten, wo die Finsterniß ringförmig erscheint, noch völlig ein Achtel der Sonnenscheibe unverfinstert bleibt, so ist eine starke Abnahme des Tageslichts nicht zu erwarten, noch weniger, daß Sterne dem unbewaffneten Auge sichtbar werden sollten. Zum Besten solcher Personen, die während der größten Verfinsternung einige der der Sonne nächsten und hellsten Fixsterne mit Fernröhren aufzusuchen, oder mit guten Reflexionswerkzeugen ihre Distanzen vom Mondsrande zu messen, versuchen möchten, hat Hr. Prof. Berling noch folgende Angaben beygefügt, die zur Erleichterung dieser Aufsuchung dienen können.

Für Regulus $P = 65\frac{3}{4}^{\circ}$ Westl., $D = 17\frac{1}{2}^{\circ}$

Für δ Löwe $P = 41\frac{3}{4}^{\circ}$ Westl., $D = 13^{\circ}$

Für Spica $P = 116^{\circ}$ Westl., $D = 36\frac{1}{2}^{\circ}$

Es bedeutet hier D die Entfernung des Sterns vom Mittelpunct der Sonne, und P den Winkel, welchen der größte Kreis vom Sonnenmittelpunct zum Stern mit dem größten Kreise vom Sonnenmittelpunct zum Nordpol macht. Die Angaben sind für zu 15' W. Z. in Paris berechnet, können aber in ganz Deutschland für die Zeit der größten Verfinsternung dienen.

P a r i s.

Bey Ladoecat: Le champ d'asile, tableau topographique et historique du Texas, contenant des details sur le sol, le climat et les productions

de cette contrée, des documens authentiques sur l'organisation de la colonie des réfugiés françois; des notices sur ses principaux fondateurs; des extraits de leurs proclamations et autres actes publics; suivi de lettres écrites par des colons à quelques-uns de leurs compatriotes. Seconde édition, augmentée d'une description du Tombeché et accompagnée d'une carte du Texas, ainsi que de l'état de Marengo, situé sur les bords du Tombeché, dessinée par C. Ladvocat. (Publié au profit des réfugiés) par L. F. LH. ... de l'Ain, l'un des auteurs des fastes de la gloire. 1819. G. XVI. 247. In Octav.

Der weitläufige Titel des Buches gibt alles an, was man in demselben zu suchen hat und auch wirklich, was sonst nicht immer der Fall ist, in demselben findet. Was über das Champ d'Asyle selbst gesagt ist, können wir jedoch füglich mit Stillschweigen übergehen, da bekanntlich diese Niederlassung auch bereits im Entstehen wiederum zu Grunde gegangen; wir begnügen uns daher, einige der wichtigsten Notizen über die Provinz Texas, welche die Ausgewanderten zu diesem Endzwecke ausersehen hatten und von der eine sehr genaue Charte beygefügt ist, auszuheben. Die Provinz Texas, der nördlichste und östlichste Theil der Intendantschaft von San Luis de Potosi, gränzt gegen N. an Louisiana, gegen O. an Neu Orleans, gegen S. an den Mexicanischen Meerbusen und gegen W. an die Provinzen St. Ander und Cohahuilia; ihre größte Breite von Osten nach Westen beträgt etwa 135 bis 140, ihre Länge von Norden nach Süden wechselt zwischen 75 und 150 Lieues; die Bevölkerung ist ein Gemisch von Spaniern und Indischen Stämmen, zusammen kaum 7000 Köpfe stark, wovon der Hauptort San Antonio de Bejar allein 2000 enthält und die Cultur ist daher trotz der trefflichen Beschaffenheit des Landes und seines Reichthums an

nützlichen Producten, im Ganzen höchst mangelhaft. Im Sommer ist die Hitze drückend, mindert sich jedoch, so wie die Wälder mehr gelichtet werden, und der Luft einen Durchzug gestatten, auch ist das Klima im Ganzen gesund, nur im Frühjahre bringen die Nord- und Nordwestwinde bössartige Fieber, so wie auch die vielen Sümpfe und Moräste längs dem Ufer der Flüsse, deren mehrere entweder schon von Natur schiffbar sind, oder mit leichter Mühe schiffbar gemacht werden könnten, und unter denen der Rio Colorado und der Brassas die bedeutendsten sind. Die Wälder enthalten einen Reichthum der trefflichsten Holzarten und einen Ueberfluß von Wildpret, vorzüglich zahllose Heerden von wilden Pferden, zugleich aber finden sich auch, namentlich an den Flüssen, Schlangen, Crocodile und giftige Insecten. Gold und Silber, so wie überhaupt Erzeugnisse des Mineralreichs, fehlen beynähe gänzlich, der Boden besteht aus reiner fetter Erde, ohne alles Gestein, nur hin und wieder finden sich Steinkohlen. — Nachdem die etwa 600 Köpfe starke, aus ausgewanderten Franzosen und vormahligen Colonisten von St. Domingo bestehende Französische Colonie, unter der Leitung der Generale Grouchy, Lefebvre Desnouettes, und der Gebrüder Lallemand, durch die Spanier aus Texas wiederum vertrieben worden, haben sich die Flüchtlinge in dem Gebiete von Alabama am Esimbé in einem von der Regierung der vereinigten Staaten erstandenen Bezirke, dem sie den Namen Marengo beygelegt, und deren Hauptort den Namen Nigleville führen soll, niedergelassen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 29. Junius 1820.

L o n d o n.

Wir fassen noch die übrigen in England erschienenen Urkunden- und Manuscriptensammlungen, deren Anzeigen noch zurück sind (s. oben in diesem Blatte zusammen S. 625). A Catalogue of the Lansdowne Manuscripts in the British Museum. With Indexes of Persons, Places and Matters. Part I. Containing the Burghley Papers. Printed by Command of His Majesty King Georg III. in pursuance of an Adress of the House of Commons of Great Britain. 1812, 226 S. und der nicht mit Seitenzahlen versehene General Index von A — Y. Part II. containing the Caesar and Kennett Papers with the Remainder of the Collection. 1819. 303 S. Großfolio.

Ein Schatz für die Englische Staats- und Kirchengeschichte! Lord Burghley, ein Staatsmann unter der Königin Elisabeth, sammelte nicht nur die Staatspapiere seiner Zeit und was er von frühern urkundlichen Denkmählern habhaft werden konnte, sondern verwahrte auch sorgfältig alle Briefe, die er während der langen Regierung sei-

S (5)

ner Königin mit den wichtigsten Personen seines Zeitalters wechselte. Und ein Briefwechsel jener Zeit, wo noch so wenig gedruckt wurde, war gewöhnlich, da man sicher war, daß die Heiligkeit des Siegels nicht verletzt werde, Inhaltsschwer, und der Aufbewahrung würdiger als einer unsrer Tage, wo jene Heiligkeit ungewisser ist und man mit allem, auch mit politischen und kirchlichen Gegenständen, unter die Presse eilt. Die Briefe der Staatsmänner an einander möchte man damahls wohl mit Recht ein *porte feuille trouvé* haben nennen und mit dem Briefwechsel vergleichen können, den einst Cicero mit seinen Staatsfreunden geführt hat, was man wenigstens aus einigen bekannt gewordenen Beyspielen folgern möchte: er konnte die Stelle der Französischen *Mémoires* vertreten, die auch bloß zum Geheimniß der Familien und ihrer vertrauten Freunde geschrieben worden. Außer einem Bande früherer Urkunden, hinterließ Lord Burghley 121 Foliobände solcher Briefe, die zwischen seinen gesammelten Staatspapieren eingereiht stehen. Ein halber Zeitgenosse von ihm, Julius Cäsar, Admiralitätsrichter zur Zeit der Königin Elisabeth und unter Jacob I. und Carl I. Canzler der Schatzkammer und Oberaufseher der Archive sammelte noch reicher; als der ganze Reichthum noch besammen war, füllte er 187 Foliobände.

Ueber Burghley's handschriftlichen Nachlaß scheint ein günstiges Schicksal gewaltet zu haben. Ob er gleich durch mehrere Hände ging, bis er in die des Lords Lansdowne kam, so scheint doch nichts davon verloren gegangen zu seyn; aber der von Julius Cäsar ward 1757 versteigert und zerstreut: etwa ein Drittel davon erstand Phil. Carteret Webb Esq., und nach dessen Tod kaufte sie Lord Lansdowne von seinen Erben. Ein Drittel derselben betrifft die Sachen der Admiralität, zehn

Bände die Stern- und Schatzkammer, zwey enthalten Abschriften von Verträgen, ein Band betrifft Ireland und seine Verwaltung, das übrige die Parlamentsverhandlungen und andre Gegenstände der Geschichte. Der Briefwechseljener Zeit, den man sich sehr anziehend und wichtig bey dem damaligen Zustand der öffentlichen Sache denken möchte, scheint größtentheils untergegangen zu seyn oder sich in noch unbekanntem Händen zu befinden.

Etwas später, am Ende des siebzehnten bis gegen das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts sammelte der Bischof von Peterborough, D. White Kennet, über die Englischen Kirchen 107 Bände von verschiedener Größe und Stärke, die auch Lord Lansdowne zu seinem Manuscripten-Vorrath kaufte. Es scheinen darunter allerdings Stücke von Werth, besonders für die Gelehrten- und Specialkirchengeschichte zu seyn, der auch das, was nach der Inschrift zu den Mikrologien zu gehören scheint, nicht gleichgültig ist: aber an den Werth der beiden ersten Sammlungen scheint sie nicht zu reichen.

Das meiste von diesen Handschriften ist bis auf Weniges, was John Styrpe von Burghley's Sammlung zu seinen verschiedenen Werken über die Englische Kirchengeschichte und Kennet aus der seinigen zu ähnlichen Schriften benutzt haben, noch eine ungebrauchte Quelle der Geschichte. Um sie derselben zu öffnen, hat das Parlament den ganzen Manuscriptenschatz im J. 1807 dem Marquis Lansdowne für 4925 Pfund abgekauft, und ihn in das Britische Museum zur öffentlichen Benutzung bringen lassen.

In dem vorliegenden Catalog ist nun der Inhalt eines jeden Bandes genau angegeben, und durch Register für ein leichtes Auffinden des Vorraths, der für jede Materie vorhanden ist,

gefordert. Außer dem bereits Bemerkten finden sich auch Handschriften von einzelnen Classikern (von einigen Büchern Cicero's, von Martial, Virgil, Sueton, Horaz, Juvenal, Persius, doch nicht von bedeutendem Alter), von den ungedruckten Werken einiger neuern Englischen Dichter, von Geschichtschreibern des Mittelalters, Wappenbücher und andere Seltenheiten, die sich nach dem Zweck dieser Anzeige hier nicht einzeln aufzählen lassen.

Valor ecclesiasticus temp. Henr. VIII. auctoritate regia institutus. Printed by command of his Majesty King George III. in pursuance of an address of the house of Commons of Great Britain. Vol. I. 1810. 519 S. II. 1814. 584 S. III. 1817. 587. S. Fol.

Diese Urkunde fällt in die Jahre 1536 und 37. Keine historische Einleitung ist hier derselben vorangestellt, wohl aber die Königl. Verordnung zur Abfassung derselben. Da in den gedachten Jahren die Klöster in England gänzlich aufgehoben und neue Bisthümer gestiftet worden, so kann man vermuthen, daß dieß die Hauptveranlassung war, diesen Valor ecclesiasticus verfertigen zu lassen. Es wurde verordnet, daß ein genaues Verzeichniß aller möglichen Güter und Einkünfte der Kirchen und Klöster und der zu ihnen gehörigen Würden und Aemter, Hospitäler und anderer Anstalten nach einer vorgeschriebenen Ordnung abgefaßt werden sollte. Es wurden zu diesem Zwecke Commissionen niedergesetzt, welchen man ihre besondern Gebiete anwies und Anleitung gab, wie sie ihre Untersuchungen anstellen und was sie für Hülfsmittel dabey anwenden sollten. Es wurde befohlen, daß zuletzt alle Mitglieder der Commissionen oder doch die meisten sich versammeln, die verschiedenen Verzeichnisse vergleichen und in ein Ganzes verbi-

den sollten. Dieses wird hier durch den Druck bekannt gemacht. Damit sind acht trefflich gestochene und illuminirte Landkarten unter dem Titel: *Tabulae juxta Valorem ecclesiasticum XXVI. Henrici VIII. institutum geographicae* verbunden. Es sind kirchlich-geographische Landkarten der Diöcesen, die um so schätzbarer sind, je weniger Arbeiten dieser Art man hat. Wer aber der Verfasser derselben sey, wird nicht angezeigt.

Was bisher für die urkundlichen Denkmähler in England geschehen ist, das wird auch für sie in Ireland vorbereitet. Wir haben schon darüber vor uns liegen die

Reports from the Commissioners appointed by His Majesty to execute the Measures recommended in an Address of the House of Commons respecting the Public Records of Ireland: with Supplements and Appendixes. 1810 — 1815. Ordred by the House of Commons to be printed 14. July 1813; 27. July 1814; et 1. June 1815. 6 und 571 Seiten in Großfolio nebst 21 Kupfertafeln, worunter 13 in Kupfer gestochene Texte aus Urkunden und 8 Entwürfe zu Gebäuden.

Die Commission für die urkundlichen Denkmähler in Ireland ward am 30. August 1810 auf Königlichen Befehl niedergesetzt, und erstattete am 25. März 1811 den ersten Bericht an Se. Majestät über das von ihr Geschehene. Wie die Committee in England im Jahr 1800, so ließ auch die in Ireland durch ihren Secretär Fragen aufsetzen, die den Beamten an den verschiedenen Archiven des Reichs zur Beantwortung zugesendet wurden, um sie über die Beschaffenheit der unter ihrer Aufsicht stehenden Urkundensammlungen und ihre Vorschläge über die beste Anordnung ihres Vorraths zu hören. Alle darüber

vorgekommene Verhandlungen, Anfragen, Antworten, Pläne, Vorstellungen, Bitten, Berichte, Kostenanschläge, Uebersichten des in jedem Archiv Vorhandenen, sind hier als Beylagen und Supplemente zu den jährlich an den König abgegangenen Berichten umständlich mitgetheilt: es würde aber die genauere Angabe des Einzelnen für unsre Leser wenig Interesse haben. Bis zum Jahr 1815 waren schon einige Abtheilungen der Presse völlig zubereitet; andere waren davon noch weit zurück. Alles wird auch hier mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit betrieben; wenn die Antworten der Untercommissarien nicht bestimmt und umständlich genug ausfielen, so wurden die Anfragen an sie mehrmahls erneuert. Aus ihren Berichten ist schon eine kurze Uebersicht des urkundlichen Vorraths mitgetheilt, und diese in sieben Abtheilungen gebracht: 1. General Repositories S. 51. 2. Offices of State S. 62. 3. Courts of Justice S. 66 und Zusätze dazu S. 333. 4. Cathedrals S. 306. 5. University and Colleges S. 314. 6. Inns of Court and Public Libraries S. 321. 7. Public Boards S. 326. Von den merkwürdigsten Urkunden hatten die Sub-Commissaries Abschriften und fac simile ihren Berichten beygefügt, von denen auch hier schon Gebrauch gemacht worden und 13 in Kupfer gestochen sind. So gar ein alphabetischer Index von den in den eingegangenen Berichten befindlichen Nachrichten ist zur Bequemlichkeit des Gebrauchs dieses Folianten nicht vergessen.

Zu diesen Werken kommt nun noch die neue Ausgabe von Th. Rymer Foedera etc. accurantibus Adam Clarke et Fred. Holbrooke. Vol. II. P. I. ab Anno M. CCCVII ad Annum M. CCCXXVII. Londini 1813. Index chronologicus LI Seiten; dann 650 S. die

Foedera, Acta etc. und bis 680 Orts- und Namenregister in Großfolio. Dieser ganze Band umfaßt nur die Acten von den 20 Jahren der Regierung Eduard's II., und zählt (salvo errore calculi) 247 Urkunden und Actenstücke mehr als die frühere Ausgabe. Wegen alles übrigen können wir uns auf die Anzeige des ersten Bandes beziehen Jahrg. 1818. St. 74. S. 729.

Paris.

Bey Crochard 1817: *Elémens de Chimie médicale*; par M. P. Orfila, Médecin par quartier de sa Majesté Louis XVIII., Membre correspondant de l'Institut de France etc. Tome premier XXII und 610 Seiten, und Tome second XVI und 575 Seiten in 8.

Erfurt.

Bey G. A. Keyser: M. P. Orfilas Handbuch der medicinischen Chemie. Aus dem Französischen übersezt von Dr. Friedrich Trommsdorff, ausübendem Arzte zu Gömmerda. Durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet von Dr. F. B. Trommsdorff, Hofrath, und Professor der Chemie etc. Erster Band XVI und 755 Seiten in 8.

Diese *Elémens de Chimie médicale* des auch unter uns durch sein Werk über die Gifte vortheilhaft bekannten Verfassers enthalten keineswegs einen Abriß der medicinischen Chemie, wie man solches dem Titel des Buchs nach hätte erwarten sollen, sondern es werden darin nur die Anfangsgründe der theoretischen und analytischen Chemie abgehandelt, wobey in Beziehung ähnlicher Werke nur allein der Unterschied Statt findet, daß bey den Substanzen, von wel-

den man in der Medicin Gebrauch macht, mit wenigen Worten ihre medicinische Nutzenanwendung angegeben worden ist. Als solche ist übrigens dieses Buch recht brauchbar, und verdient mit zu den bessern Werken dieser Art gezählt zu werden, welche man gegenwärtig in Frankreich besitzt. Gegen die Ordnung, nach welcher die einzelnen Gegenstände abgehandelt worden sind, möchte jedoch ein oder das andere zu erinnern seyn, so z. B. finden wir es nicht ganz zweckmäßig, daß die Methoden, durch welche wir die verschiedenen einfachen und zusammengesetzten Substanzen erhalten können, nicht gleich bey einer jeden Substanz mit angegeben worden sind, sondern erst am Schluß eines jeden Bandes insgesammt nachgetragen werden. Was über analytische Chemie beygebracht wird, ist hin und wieder etwas dürftig ausgefallen, und man ersieht aus manchen Angaben, daß der Verfasser mit diesem Zweige der Chemie sich selbst nicht practisch beschäftigt hat. Die diesem Werke beygefügte Abbildungen der wichtigsten chemischen Geräthschaften erhöhen noch dessen Werth.

Was die davon erschienene Deutsche Uebersetzung anbelangt, von der uns aber bis jetzt nur der erste Band zugekommen ist, so ist derselbe, so weit wir sie mit dem Originale verglichen haben, nicht nur gut gerathen, sondern hat auch noch durch die von dem Bruder des Uebersetzers beygefügte Berichtigungen und Bemerkungen selbst einen Vorzug vor dem Originale erhalten. Uebrigens können wir es nicht verhehlen, daß es uns überflüssig geschienen hat, dieses Werk ins Deutsche zu übersetzen, weil wir selbst an guten Büchern dieser Art in Deutschland keinen Mangel haben, und die Wissenschaft durch solche Werke eben nicht gefördert wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 1. Julius 1820.

Göttingen.

Von den philosophischen Lehrbüchern unsers Hofraths Bouterwek sind neue Auflagen nöthig geworden. Die zweyte Auflage des "Lehrbuchs der philosophischen Vorkenntnisse," bey Röwer, XVI und 196 Octavseiten, mit der Jahrzahl 1820, konnte schon vor dem Ablaufe des vorigen Jahrs beendigt werden. Die zweyte Auflage des "Lehrbuchs der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen," konnte wegen der Umarbeitung einiger Abtheilungen nicht so schnell vorrücken, daß dem Verfasser möglich gewesen wäre, beide Theile zur Ostermesse zu liefern. Indessen ist der erste Theil nach dieser zweyten Bearbeitung, ebenfalls bey Röwer, XIV und 318 Octavseiten, mit den nöthigen Verbesserungen erschienen, und der zweyte wird nächstens folgen.

Der Plan beider Lehrbücher ist im Ganzen unverändert geblieben; die Ausführung aber darf großentheils neue Ausarbeitung genannt werden. Der Verf. unterscheidet noch immer philosophische Vorkenntnisse von der eigentlichen Philosophie, die

erst da anfängt, wo die letzten Gründe des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum, ferner das Räthsel des Ursprungs der Dinge, und endlich die Bestimmung des Menschen, Gegenstände des Nachdenkens werden. Aber es ist nur zu bekannt, in welche Labyrinth der Verstand geräth, der sich an diese Gegenstände wagt, ohne durch die nöthigen Vorkenntnisse, die in dieser Hinsicht auch schon, aber nur als Vorkenntnisse, zur Philosophie gehören, vorbereitet zu seyn. Zu diesen Vorkenntnissen zählt der Verf. erstens eine allgemeine, vom Streite der Systeme unabhängige Einleitung in die Philosophie. Durch eine solche Einleitung soll nichts weiter klar gemacht werden, als, wie das Philosophiren im menschlichen Geiste entspringt; wohin es zielt; was es für Folgen haben kann; worauf der unvergängliche Werth einer wissenschaftlichen Philosophie, ungeachtet alles Streits der Systeme, beruht; und wie die philosophischen Forschungen, ihr Resultat sey, welches es wolle, mit allen übrigen Wissenschaften zusammenhängen. Aus dieser Einleitung ergibt sich schon, daß der Mensch, um ohne Vorurtheil und eitle Anmaßung über die Probleme der eigentlichen Philosophie nachdenken zu können, durch vorläufige Selbstbeobachtung mit seinem eignen Geiste eine Bekanntschaft gemacht haben muß, deren Resultate in den „Anfangsgründen der Psychologie“ zusammenfließen. Diese Anfangsgründe der Psychologie nehmen, nach dem Verfasser, die zweite Abtheilung in der Reihe der philosophischen Vorkenntnisse ein. Des Verf. Absicht ist dabey nicht im mindesten, gegen ein tiefer eindringendes und sich viel weiter verbreitendes Studium der Psychologie, nämlich derjenigen, die man auch die empirische oder anthropologische nennt, gleichgültig zu machen; er benützt vielmehr die Gelegen-

heit, zu diesem Studium auf alle Art aufzumuntern, was er um so unbefangener kann, da er selbst über die Psychologie keine besondre Vorlesung hält. Die dritte und längste Abtheilung des Lehrbuchs der philosophischen Vorkenntnisse umfaßt die Logik, in derjenigen Bedeutung des Worts, auf die der Streit der Systeme eben so wenig Einfluß hat, als auf die reine Mathematik, und die der Verf. deswegen in dieser neuen Ausgabe propädeutische Logik nennt, um sie ganz und gar von der transcendentalen, den Ursprung und Umfang des menschlichen Erkennens betreffenden Analyse der allgemeinen Verstandesgesetze abzusondern. Durch die öffentlichen Vorträge über dieses Lehrbuch sollen also keinesweges die Zuhörer vorläufig für die Lehren eingenommen werden, auf denen des Verfassers System der eigentlichen Philosophie beruht. Sie sollen nur in den Stand gesetzt werden, mit der nöthigen Umsicht und Besonnenheit sich der eigentlichen Philosophie zu nähern, und, wenn Beschäftigung mit dieser nicht in ihrem Studienplane liegt, wenigstens mit klaren, auf alle Zweige des menschlichen Wissens sich beziehenden Begriffen ausgerüstet, in ihren Berufsstudien desto bessere Fortschritte zu machen. Auf diese Zwecke des Lehrbuchs, die zwar schon aus der ersten Ausgabe bekannt sind, aber in der neuen Bearbeitung weit klarer und bestimmter hervortreten, haben wir hier noch einmahl aufmerksam machen zu müssen geglaubt, weil die Mühe, die der Verf. sich gegeben hat, es nicht an Verbesserungen fehlen zu lassen, ganz und gar auf jenen Zweck gerichtet ist. Daher haben besonders die Anfangsgründe der Psychologie mehrere nicht unwesentliche Veränderungen erhalten, und in der Logik ist die Lehre von den Schlüssen durch Berichtigungen, die aus andern

logischen Werken nicht entlehnt werden konnten, noch mehr vereinfacht worden.

Noch mehr Berichtigungen und Zusätze wird man in dem ersten Theile der neuen Ausgabe des Lehrbuchs der philosophischen Wissenschaften finden. Jedes Wort ist erwogen, ehe es niedergeschrieben wurde. Was den transcendentalen und metaphysischen Rationalismus des Verf. wesentlich von den ihm ähnlichen Systemen unterscheidet, liegt nun denen, die lieber prüfen, als abprechen, so klar vor Augen, daß wenigstens über den Unterschied, den der Verf. zwischen den bloß logischen und den höheren Functionen des Denkvermögens macht, nicht wohl noch ein Mißverständnis entstehen kann. Durch ein einziges besser gewähltes Wort ist oft Mehreres berichtigt, was die wahre Meinung des Verf. in der ersten Ausgabe unverständlich machte. Das System selbst ist im Wesentlichen das vorige. Ganz von neuem ausgearbeitet erscheint die Religionsphilosophie, die den Beschluß des ersten Theils macht. Mehr darüber zu sagen, ist hier nicht der Ort. Aber der Verf. wünscht und hofft, daß sein Beitrag zur Aufklärung des Höchsten, das der menschliche Geist fassen kann, in einem Zeitalter, da die Philosophie selbst nicht mehr zu wissen scheint, was sie aus der Religion machen will, nicht überflüssig gefunden werden möge.

E r l a n g e n .

Der sieben Festprogrammen über die Offenbarung Johannis, welche der Herr Professor D. Vogel von 1811 — 1816 herausgegeben hat, wollen wir lieber spät, als gar nicht erwähnen: nur die irrige Meinung, als ob noch ein achttes Programm zu erwarten wäre, hat diese Anzeige verspätet. *Commentationes de Apocalypsi*

Joannis auct. P. I. S. Vogel, 23. 16. 16. 18. 23. 29. 16 C. 4. Die Hauptsumme der eigenthümlichen Ideen des Verf. geht darauf zusammen; die Apokalypse besteht aus drey verschiedenen Theilen, die verschiedene Verfasser erkennen: 1. die apokalyptischen Briefe (1, 9—3, 22), vom Apostel Johannes, geraume Zeit nach seiner Ankunft in Kleinasien geschrieben; 2. Untergang des Judenthums, unter dem Bilde einer Zerstörung von Jerusalem (4, 1—11, 19), vom Apostel Johannes vor der Neronischen Verfolgung, folglich auch vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben; 3. Untergang des Heidenthums, unter dem Bild einer Zerstörung von Rom (12, 1—22, 21), eine Nachahmung des vorigen Gedichts, wahrscheinlich von dem geschrieben, welcher mit einer vorangeschickten Einleitung (1, 1—8) die drey Theile zusammengesetzt hat, vermuthlich von Johannes Presbyter des Papias. Wie ließen sich nun die verschiedenen Zeiten der Abfassung dieser drey Theile und ihre verschiedenen Verfasser erweisen? Die apokalyptischen Briefe können nicht in gleiche Zeit mit den Gedichten und der Einleitung gehören, sondern müssen jünger als sie seyn, weil ihre Sprache grammatisch richtiger ist. Die beiden Gedichte können nicht ursprünglich Ein Ganzes ausgemacht haben, weil jedes derselben ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, und sie sich unter einander im poetischen Werthe zu ungleich sind; indem das zweite sich zum ersten wie eine Nachahmung verhält, und eben so undichterisch und matt wie jenes dichterisch und kraftvoll ist, und dieses Armuth und Ermattung wie jenes Fülle und Originalität der Phantasie und Sprache verräth. Das erste Gedicht über den Untergang des Judenthums legt die allgemeine Stimme des

ältesten christlichen Alterthums dem Apostel Johannes bey, und kann ihm daher nicht streitig gemacht werden; da nun das zweyte über den Untergang des Heidenthums von ihm nicht herkommen kann, und ihm doch nicht abgesprochen worden ist, so muß ein besonderer Umstand dazu mitgewirkt haben, und wer möchte nicht darauf rathen, daß es der Antheil gewesen sey, den Johannes Presbyter, der vertraute Freund des Apostels, als Verfasser des zweyten Theils und als Zusammenordner der verschiedenen Bestandtheile des Buchs daran gehabt habe. Die Nebenuntersuchungen, die zur Unterstützung des Hauptresultats dienen, können wir der Kürze wegen übergehen.

Niemand wird den zu dieser Ausführung aufgegebenen Scharfsinn verkennen, wenn er gleich fragen möchte: ist nicht das, was bey dem Bau der Sprache der apokalyptischen Briefe aufzufassen ist, zu eng aufgefaßt? ist bloß ihr grammatischer Bau und nicht zugleich auch ihr rhetorischer, gegen die beiden Gedichte gehalten, auffallend? Erklärt sich nicht alles leichter und vollständiger aus der Verschiedenheit, die zwischen Brief- und Prophetensprache obwalten muß, als aus der bloßen Verschiedenheit der Zeit der Abfassung? Sind auch die beiden Gedichte zwey abgeschlossene Ganze, kann denn nicht ein Gedicht aus zwey Theilen bestehen, deren jeder für sich ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht, wenn beide nur durch das gemeinschaftliche Thema untereinander gebunden sind? und ist dieß nicht offenbar der Fall bey Sieg des Christenthums über Juden- und Heidenthum? Muß das erste Gedicht vor der Neronischen Verfolgung verfertigt seyn, weil nie in ihm auf dieselbe angespielt wird? gehörten aber auch in

Daselbe, da es dem Sieg über Judenthum bestimmt war, andere als jüdische, gehörten auch Heidenverfolgungen hinein? Ist auch wirklich der poetische Werth der beiden Theile so verschieden? Sind nicht die Dichtungen und wunderbaren Compositionen des zweyten eben so wechselnd und Kühn als die des ersten? War es nicht Plan des Dichters, Scenen durch Gleichheit oder Ungleichheit parallel einander gegen über zu stellen? Warum nicht auch einem Theil den andern? Ist es nun Zeichen der Nachahmung, wenn der Untergang des Heidenthums in der Anlegung der Scenen dem Untergang des Judenthums häufig entspricht u. s. w.? Wir zweifeln nicht, daß der gelehrte Verf. auf diese (und andere noch mögliche Fragen) Antworten haben wird; die aufgeworfenen sollen nur zum Beweis dienen, wie würdig der Aufmerksamkeit uns diese Festprogramme geschehen haben, die sich vor manchen ähnlichen Schriften sehr zu ihrem Vortheil auszeichnen.

Edinburg und London.

Der *Frühling* hat die G. W. 1818 S. 1758 erwähnten *Observations on the study of civil law* mit vielen Einschaltungen 1820 neu auflegen lassen, ohne daß auf dem Titelblatte oder sonst, Etwas von dem vor fünf Jahren erschienenen Abdrucke gesagt wäre, vielleicht weil er nicht in den Buchhandel kommen sollte, wie dießmahl Brown und Butterworth und Sohn als Verleger genannt sind. Das Büchlein ist um acht Seiten größer geworden, obgleich einige Nachrichten von Bentley und Cuningham und die Ankündigung einer Geschichte des Römischen Rechts weggeblieben sind, und der

Druck ganz derselbe ist. Die Zusätze beziehen sich, besonders in dem BÜCHERVERZEICHNISS, zum Theil auf neue Bekanntschaften, die der Verfasser mit in Deutschland erschienenen Büchern gemacht hat, z. B. Wenks Vacarius und Meier's in Halle historia juris Attici de bonis damnatorum. Der Verfasser dieser Anzeige hat seine besondern Gründe zu wünschen, daß in Deutschland Alles wirklich so wäre, wie es diesem jenseits des Canals stehenden Beobachter erscheint; so wird z. B. die eigene Uebersetzung von Gibbon's historischer Uebersicht als eine starke Vermuthung gegen Whittaker (des Pfarrers von Kuan-Langhorne, wie er hier heißt) Tadel, der Gegenstand dieses Kapitels sey doch gar zu trocken, als daß Gibbon's Gelehrsamkeit und Gibbon's gesundes Urtheil und der Staat, den Gibbon mit beiden treibe, ihn hätte bezwingen können, angeführt (S. 23). Auch heißt es nun (S. 6) ganz bestimmt, in Deutschland und in Holland seyen viele Philologen vom Handwerk vortreffliche Civilisten, und viele Civilisten vom Handwerk vortreffliche Philologen. Wollte Gott! Aber Ernesti's Bemerkung, *Wesner habe wohl gewußt quam multa essent in libris latinis; quae sine juris illius scientia satis intelligi . . . non possent*, beweiset ja nicht die Wahl für Ernesti selbst. In Holland zwar sind viele Schulmänner Doctoren der Rechte; in Deutschland sind viel häufiger theologische Kenntnisse eine Zugabe zu der Bestimmung für den Unterricht in den Alten.

Hugo.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 1. Julius 1820.

London.

Medico chirurgical transactions. Vol. 9. p. I.
1818. 1. Geschichte eines Verlustes aller Gewalt über die willkürlichen Muskeln von John Bostock. Ein gesunder und starker Mann von 34 Jahren bekam einen Schmerz an einem Schenkel über dem Knie, der ihm anfangs wenig Beschwerden machte, und welchen er von einem Falle vor der Treppe eines Schiffes herleitete. Nach zwey Monaten verlor sich die Bewegungskraft des Beins merklich und seine Willkür schien keine Kräfte über dasselbe zu haben. Nach andern zwey Monaten fühlte er in dem andern Beine nicht allein ähnliche Schmerzen, sondern eben das Unvermögen, es nach Willkür zu bewegen. Kurz nachher wurde seine Sprache schwer, und allmählich nahm die Schwäche in den Beinen merklich zu, so wie sich die Sprache gänzlich verlor. Acht Monate nach dem ersten Erscheinen der Beschwerden wurde er von heftigen Schmerzen in dem Hinterkopfe und Nacken befallen, die paroxysmenweise sich steigerten und

mit Zunahme der ersten Leiden verbunden waren. Allmählich wurden die Hände und Arme steif und unbeweglich, das Schlucken ging mühsam von statten und endlich verlor er auch alle Kraft, die Kinnbacken und den Nacken zu bewegen. Zu diesem traurigen Zustande gesellte sich denn noch eine große Steifigkeit des Körpers, so daß er nur mit Mühe niedergelegt, oder aufgerichtet, oder in eine andre Lage gebracht werden konnte. So lebte er über anderthalb Jahre von dem Anfange der Krankheit an ein sehr trauriges hülfloses Leben, und endigte dasselbe unter heftigen Anfällen von Schmerz und Starrkrämpfe. Die natürlichen Verrichtungen waren dabey immer unverletzt geblieben, und die äußern Umgebungen machten die gewöhnlichen Eindrücke auf ihn. Bey der Leichenöffnung wurden das Gehirn und Rückenmark genau untersucht, und auch nicht der geringste Fehler entdeckt. Am Rückenmark fand man zwar oben unter dem Atlas einen kleinen Eindruck und eine geringe Verdickung dieses Knochens, beide aber waren zu unbedeutend, um daraus den Ursprung der Krankheit herleiten zu können. Vielleicht würde eine nähere Untersuchung der Nerven etwas Licht geben, und die Idee Bestätigung gefunden haben, daß Nervensubstanz und Neurilem zur Leitung zweyer verschiedener Nervenindrücke dienen.

2. Geschichte eines Kaiserschnitts von Dr. J. J. Locher in Zürich, mitgetheilt von Dr. Albers. Die Gebärende war eine am untern Körper sehr verwachsene Person, die in ihrer Jugend an Rachitis gelitten hatte. Bey der Untersuchung wurde die Conjugata des Beckens 2 höchstens 2 $\frac{1}{2}$ Zoll groß gefunden, und das ganze Becken war dabey sehr vom natürlichen abweichend. Es wurde zwar ein Versuch mit Anlegung der Bange gemacht, aber nur der männliche Arm konnte

eingebracht werden. Die Schmerzen waren heftig, und die Bewegungen des Kindes lebhaft. Der sehr geschickte und erfahrene Geburtshelfer Dr. Locher entschloß sich also zum Kaiserschnitte, und verrichtete denselben durch die Linea alba so glücklich, daß nicht allein das Kind lebendig und munter zur Welt kam, sondern auch die Mutter dabey sehr wenig litt, und gleich nach der Entbindung heiter und froh war. In den drey ersten Tagen ging alles gut, am vierten zeigten sich aber heftige Krämpfe, die die Wöchnerinn dem Tode nahe brachten; durch äußere kramppstillende Einreibungen, Elystire und mehrmahls innerlich gegebene Mittel wurden dieselben glücklich beseitiget, und der weitte Gang des Wochenbettes verlief ohne weitere üble Umstände. Die Wöchnerinn erholte sich von Tage zu Tage, bekam in der siebenten Woche die Regeln wieder, und war nachher mit ihrem starken Knaben gesund und wohl.

3. Eine Inguinal = Pulsadergeschwulst durch Compression geheilt, mitgetheilt von Dr. Albers. Dieser Fall zeigt die Größe der Naturhülfe, und wie viel durch eine richtige Benutzung derselben ausgerichtet werden kann. Der Kranke, dessen Geschichte hier beschrieben wird, war ein Seemann, der ohne wissentliche Veranlassung eine Pulsadergeschwulst in der rechten Weiche bekommen hatte, und wegen zunehmender Größe sich Hülfe zu suchen genöthigt sah. Hr. D. A. und der Wundarzt Schmidt wollten zur Unterbindung der Femoralarterie schreiten, der Kranke aber widersezte sich diesem Vornehmen, und in dieser Verlegenheit bereiteten ihm seine Aerzte eine Maschine, wodurch die Geschwulst zusammengedrückt wurde. Dieses Mittel gebrauchte er zwey Monate, als er so heftige Schmerzen in der Geschwulst und eine solche oedematöse Anschwellung

des Weins bekam, daß er von dem fernern Gebrauche abstehen mußte, wornach aber die Schmerzen noch fort dauerten. Während dieser Periode hatte die Geschwulst ihre stärkste Größe erreicht, war roth und entzündet, und pulsrte sehr heftig, dabey schmerzte das ganze Bein. Sein Wundarzt Hr. Rolfs aus Bezesack ließ ihn eine magere Diät führen, und behandelte ihn entzündungswidrig. Nach einer Woche Ruhe im Bette ließ der Schmerz nach, und die Pulsation wurde geringer. Jetzt legte er das Compressorium wieder an, und konnte es gut vertragen. Er besserte sich jetzt immer mehr und mehr und nach ungefähr 8 Monaten konnte man nicht die mindeste Pulsation mehr verspüren. Wahrscheinlich war hier wohl eine adhäsive Entzündung entstanden, die eine Obliteration der Arterie zur Folge gehabt hatte.

4. Eine Entzündung des Kehlkopfs von D. Arnold, mitgetheilt von Dr. Baillie. Diese Krankheit zeichnete sich durch die gewöhnlichen Erstickungsanfalle, Schmerz und der Unmöglichkeit zu schlucken aus. Aderlässe, Blutegel, Calomel alle 4 Stunden 10 Gran, und Abführungsmittel bewirkten eine glückliche Cur.

5. Bemerkungen über die Heilung des Wasserbruchs der Scheidenhaut des Hoden von Kinderwood. Die Radicalcur dieser Krankheit, die, wie bekannt, dadurch bewirkt wurde, daß man die Scheidenhaut in Entzündung zu setzen suchte, wodurch eine Verklebung derselben mit dem Testikel entstand, und die Höhle, in der sich die Flüssigkeit angesammelt hatte, zerstört wurde. Diese Cur war nicht ohne Gefahr, schmerzhaft und langwierig. Der Verf. wünschte diesem abzuhelfen, und die Cur zu vereinfachen; er benutzte daher die Erfahrung, daß oft bey der bloßen Punctur des Scrotums gründliche Heilung

entstanden war, wenn sich in der Oeffnung Entzündung gebildet hatte. Er machte in dieser Rücksicht mit der Lanzette einen Stich ins Scrotum, ließ die Flüssigkeit auslaufen, zog dann mit einem Haken etwas von der Scheidenhaut des Hodens in die Oeffnung hervor, schnitt dieses Stück mit der Scheere ab, und heilte die Wunde durch die geschwinde Vereinigung. Der Patient litt so wenig dabey, daß er gewöhnlich schon den andern Tag außer Bette seyn konnte, und in 14 Tagen geheilt war. Es entstand hier eine gelinde Entzündung in der Scheidenhaut, die groß genug war, um den geschwächten und erschlafften ausdünstenden Gefäßen wieder Ton zu geben, aber nicht stark genug, um eine Verklebung und Zerstörung der Höhle zu bewirken. Bey der spätern Untersuchung der von ihm auf diese Weise Operirten fand er nicht allein die Heilung vollständig, sondern auch den Testikel in seiner Haut beweglich.

6. Fall eines erblichen Fischschuppen: Ausschlages (Ichtyosis), von R. J. Martin, mitgetheilt von Eline. Eine Mutter hatte diesen seltenen Ausschlag, wie er schon von D. Willan beschrieben ist, in ihrer frühen Jugend erhalten, und bey einem von ihr gebornen Kinde zeigte sich schon derselbe im ersten halben Jahre nach der Geburt. Zwey Kupfertafeln zeigen denselben.

7. Versuche mit der Transfusion des Bluts vermittelst einer Sprüze von D. James Blundell, mitgetheilt von Eline. Die tödlichen Folgen starker Verblutungen, besonders bey Wöchnerinnen, brachten den Verf. auf den Gedanken, ob es nicht möglich sey, diesen Verlust zu ersetzen, ehe der Act des Lebens dadurch zum Stillstande gebracht wäre. Die Versuche der Alten mit der Transfusion des Blutes fielen ihm hiebey bey, und er entschloß sich zu einer Reihe von Versuchen bey

Thieren, um den Erfolg dieser Operation zu erfahren. Er wählte zu diesem Ende Hunde, ließ das Blut aus einer Pulsader so lange ausfließen, bis das Thier leblos wurde, und sprühte dasselbe dann in eine Vene wieder ein. Er änderte diese Versuche auf mehrere Weise ab, und ließ zwischen der Entleerung der Arterie und der Wiederanfüllung durch die Vene bald mehr bald weniger Zeit verfließen, und endlich nahm er anstatt des Pulsaderblutes des Hundes menschliches Blut zur Einsprühung in die Venen. Die Resultate waren, daß die Hunde, die ihr eigenes Blut wieder erhalten hatten, bald nachher aus der Leblosigkeit erwachten und munter wurden, denen aber, welchen man menschliches Blut eingesprüht hatte, kam zwar das Leben wieder zurück, dauerte aber nicht lange. Dreyßig Secunden konnte das Blut außer dem Körper seyn, ehe es seine Lebenserweckende Kraft verlor, nach dieser Zeit war es aber nicht mehr dazu geschikt. Etwas Luft in die Adern gebracht, schadete nicht sehr. Der Verf. hat die Zeichnung eines Apparats, der zu dieser Operation schicklich ist, mit beygefügt. So viel erhellet aus diesen merkwürdigen Versuchen, daß es wohl der Mühe verlohne, diese vergessene Operation wieder hervorzusuchen, sie näher zu prüfen, und wenn ihre Erfolge ferner so günstig befunden werden, sie auch wieder im Falle der Noth in Anwendung zu bringen.

8. Geschichte des Verlaufs und Untersuchung der Ursachen des gelben Fiebers, welches auf Antigua im Jahre 1816 herrschte, von D. Musgrave, mitgetheilt von D. Ferguson. Dieses ist eine sehr lehrreiche mit Bedachtsamkeit, Kunde und Umsicht geschriebene Abhandlung; die wohl unter die besten über diese Krankheit gezählt werden darf. Der Verf. beobachtete genau die Entstehung und den Verlauf derselben und redet davon

mit einer Ruhe und Unbefangenheit, die seinen Behauptungen das Gepräge der reinen Wahrheit aufdrücken. Ref. kann nur die Hauptresultate seiner Beobachtungen anführen, da eine weitläufige Darlegung derselben sich nicht für die Grenzen dieser Blätter paßt. Das gelbe Fieber ist nach dem Verf. keine contagiöse, sondern epidemische oder vielmehr endemische Krankheit, die ihren Grund im Sumpfmiasma hat. Es kann einen Menschen mehr als einmahl befallen, und selbst diejenigen, die schon in den Gegenden desselben acclimatisirt sind, bleiben nicht davon verschont. Es fängt oft wie ein Wechselieber an, und endigt auch zuweilen damit; oft ist es auch remittirend, zuweilen anhaltend. Das Wechselieber, das remittirende, anhaltende, das Bulam und gelbe Fieber entstehen alle aus einer Ursache und sind nur dem Grade nach verschieden. Die Hitze trägt nicht so viel zu seiner Entstehung bey als feuchte, besonders Sumpfluft. Das schwarze Erbrechen ist kein beständiger und characterisirender Begleiter desselben, selbst in den tödlichen Fällen; wo es aber hinzukömmt, zeigt es gewöhnlich einen schlimmern Ausgang an. Anstatt dieses Zufalls leidet oft das Gehirn vorzüglich, ja das schwarze Erbrechen läßt zuweilen nach, dagegen wird das Gehirn ergriffen. Die gelbe Farbe der Haut ist demselben wesentlich, der Schlucken immer fast tödlich. Ein Hauptmittel zur Heilung ist ein dreistes Aderlaß in den ersten 24 Stunden, ja selbst eine ein oder mehrmahlige Wiederholung desselben ist oft nothwendig. Nach dieser Zeit oder gar nach 48 Stunden ist es schon gefährlich. Bey Schwächlichen, dem Trunke ergebenen, oder denen, die schon an einem Herabsinken der Kräfte leiden, muß es gar nicht, oder nur mit großer Vorsicht angewandt werden. Da, wo es angezeigt ist, und in

der gehörigen Masse gebraucht wird, nimmt es zusehends die dringendsten Zufälle hinweg. Nach dem Aderlasse sind Abführungsmittel aus Calomel und Jalappe nothwendig, müssen aber, mit eben der Vorsicht gebraucht werden, wie die Aderlässe. Ist die Blutmasse gemindert, oder die Harmonie in der Circulation hergestellt, und ist der Unterleib gereinigt, so muß man China allein oder mit *Serpentaria* geben. Kalte Uebergießungen sind in der ersten Zeit vortreflich, bey mehrerer Abnahme der Kräfte können sie mit kaltem oder kühlem Waschen vertauscht werden. Vesicatoria sind als derivirende Mittel nützlich. Um das Brechen zu stillen, hat der Verf. zuweilen mit Nutzen *Opium-Tinctur* mit calcinirter *Magnesia* und *Pfeffermünzaufguss* gegeben.

9. Versuche und Beobachtungen über die Wiedervereinigung gebrochener Knochen von John Howship. Dieses ist eine Fortsetzung der Abhandlungen über den Bau der Knochen, deren wir schon mehrere von demselben Verf. besitzen. In derselben sucht er durch eine Reihe von Beobachtungen und Versuchen an Kaninchen über die Vorgänge bey dem Knochenbruche, über die Mittel, welche die Natur zur Heilung gebraucht und über die Bildung sowohl des Callus als der neuen Knochenmaterie Licht zu verbreiten, und besonders noch die Ansichten Hallers und Hunters zu berichtigen. Das Resultat seiner Arbeiten ist kürzlich folgendes. Die erste Folge eines Knochenbruchs ist Austretung von Blut in die umgebenden weichen Theile, dessen Menge von der Art des Bruchs abhängt. Es ist vorzüglich in dem Zellengewebe der Knochenhaut ergossen, welche davon aufgerieben wird. Eine ähnliche Ergießung geschieht von den Gefäßen in der Markhöhle, und es bildet sich ein Blutgerinzel in beiden Oeffnungen derselben, so wie zwischen

den Knochenenden. Dieses Blut bildet das Medium, in welchem der Knochenbildungsproceß vorgeht. Es verliert allmählich seine Nötze, die Knochenhaut wird verändert, fester, und nimmt allmählich eine knorpelartige Natur an. Dieses Alles scheint die Natur zur Schüzung und Festhaltung der gebrochenen Knochenenden zu bewerkstelligen. Die Knochenmaterie wird dann auf die Oberfläche des Knochen abgesetzt und zwar nahe an den Punkten, wo die Wiedervereinigung geschehen soll, eben dieses geschieht am Rande und in der Markhöhle, und verbreitet sich immer weiter in das Blutgerinzel zwischen den Enden des Bruchs, so daß die Festigkeit allmählich zunimmt. Je einfacher der Bruch ist, desto weniger Blut wird vergossen, und desto einfacher ist auch der ganze Hergang; mit der größern Complication desselben nimmt auch die Verwickelung des Letztern zu. Bey den ganz complicirten Brüchen mit losen Knochensplintern findet auch noch eine Einsaugung von Knochenmaterie statt, die entweder von der innern Seite der Knochenhaut oder von den Gefäßen des noch mit Lebenskraft versehenen Knochens selbst bewirkt wird. Drey beygefügte Kupfertafeln geben eine Ansicht von dem neuen Bildungsproceße, so wie sie eine starke Vergrößerung zeigt.

10. Kurze Notiz bey Uebersetzung an die medicinische chirurgische Gesellschaft von den Geburtsshelferwerkzeugen des D. Chamberlin, von H. H. Consardine. Diese Instrumente, worunter vorzüglich ein einfacher Hebel mit einem Fenster und dann ein doppelter sich befinden, waren in einem Gebäude, das ehemahls D. Chamberlin gehört hatte, nun aber in ein Weinalager verwandelt war, in einem besondern geheimen Behältnisse gefunden worden.

11. Heilung einer Pulsadergeschwulst am Arm,

von D. Koss in Newyork, mitgetheilt von Cooper. Diese Pulsadergeschwulst, die nicht weit von der Achselhöhle ihren Sitz hatte, wurde durch Unterbindung der arteria subclavia glücklich geheilt. Bey der Cur ereignete sich nichts besonderes, als daß späterhin die Geschwulst aufbrach und geronnenes Blut aus der Wunde kam, welches aber keine weitere böse Folgen hatte.

12. Ein besonderer Fall von Geburt eines unreifen Kindes, zugleich mit der Placenta, dem nach einiger Zeit ein ausgewachsenes lebendiges folgte, von John Chapman, mitgetheilt von D. Baillie. Es war eine 7monatliche Frucht, die mit der Placenta abging, und zwey Monate nachher gebar die Mutter ein vollkommenes gesundes Kind. So selten dieser Fall auch ist, so erinnert sich doch Ref. eines ähnlichen aus seiner Praxis, wo eine fünfmonatliche Frucht abging, und zur rechten Zeit die Geburt eines ausgewachsenen gesunden und lebenden Kindes erfolgte.

13. Einige Bemerkungen über eine besondere Art von Muttermählern mit einem bey einem Kinde vorkommenden Falle, wo die arteria carotis unterbunden wurde, von James Wardrop. Die Art von Geschwulsten oder Muttermählern, von welchen hier die Rede ist, wird vom Verf. wegen des Sitzes zwischen den allgemeinen Decken und den Muskeln naevus subcutaneus genannt. Er ist wie der naevus cuticularis angeboren, und kann an allen Stellen des Körpers sitzen, gewöhnlich aber findet man ihn in der Gegend des Gesichts. Es ist eine umschriebene, flache, bewegliche und mit der Haut erst späterhin zusammenhängende Geschwulst. Die sie bedeckende Haut hat bis in den späteren Zeitraum ihres Daseyns ihre natürliche Farbe, dann aber wird sie wegen der großen und hervorragenden Gefäße blauroth. Durch den Druck wird ihre Größe

vermindert, beym Schreyen des Kindes wird sie größer, sie pulsirt nicht, aber es wird darin ein Klopfen gespürt. Der Ausgang derselben ist verschieden; zuweilen bleibt sie unverändert, zuweilen wird sie von selbst kleiner, öfters nimmt sie allmählich zu, nicht selten entsteht auf ihr eine theilweise, oder das ganze umfassende Exulceration, oder sie wird plötzlich größer, berstet und es entsteht eine gefährliche Blutung. Diese Geschwulste haben einen schwammartigen Bau, unzählige Zellen finden sich darin, und in diese gehen eine große Menge widernatürlich ausgedehnter Blutgefäße, besonders von Venen. Zur Entfernung dieser häßlichen und gefährlichen Verunstaltungen sind mehrere Mittel empfohlen, die aber leider theils unzulänglich, theils gefährlich sind. Zu den erstern gehören Diät und Kälte, nach Abernethy. Die Ausrottung durchs Messer ist schwierig und wegen der Blutung gefährlich, die Unterbindung des Hauptgefäßes der in dieselbe eindringenden Adern scheint den Vorzug zu verdienen und ist von dem Verf. in dem hier erzählten Falle angewandt worden. Die Geschwulst war an der Seite des Kopfs bey einem neugebornen Kinde, und schon einige Tage nach der Geburt so groß, und so auf der Oberfläche exulcerirt, daß das Kind dadurch an seinen Kräften schon sehr gelitten hatte und abgemagert war. Die Operation ging demungeachtet glücklich von statten, und Alles versprach einen guten Ausgang, als den 13ten Tag nach der Operation der Tod aus Schwäche hinzutrat. Der Verf. glaubt nach seinen Erfahrungen, daß man kleine Geschwulste ohne Gefahr durchs Messer wegnehmen könne; auch hat er versucht, die Natur nachzuahmen, und eine künstliche Exulceration hervorzubringen durch Höllenstein oder Aeskali, der er, wenn sie zu weit um sich greift oder zu lange

dauert, durch peruvianischen Balsam Grenze setzen konnte. Sind aber die Geschwulste zu groß und die Blutgefäße zu sehr ausgedehnt, so hilft nichts als die Unterbindung des Hauptastes der zuführenden Arterie. Diesen Aufsatz beschließt die Erzählung einer von Lawrence gemachten Operation eines aneurisma ex anastomosi an einem Finger. Zwey Kupfertafeln zeigen den naevus subcutaneus, von dem hier die Rede ist, in seiner natürlichen Lage und erstirpirt.

14. Merkwürdiger Fall eines erethismus mercurialis, beobachtet von L. Batemann M. D. Dieser Fall ist ein auffallendes Beispiel der bedeutenden Wirkung, welche das Quecksilber nicht allein auf das Herz und Gefäßsystem, sondern auch auf die ganze Bildungssphäre auszuüben im Stande ist, und wie aufmerksam man auf die Wirkung desselben, besonders in diesen Zeiten, wo dieses Mittel so oft und in so starken Dosen gegeben wird, seyn müsse. Wegen des schwarzen Staars wurden einem Patienten Mercurialeinreibungen angerathen, nach welchen er schon am 8ten Tage Schwäche und Fieberregungen verspürte, worauf in der folgenden Nacht heftiges Herzklopfen folgte, welches in Intervallen zurückkehrte und die ersten Tage mit Leibweh und Diarrhoe verbunden war. Es wurde noch 4 Tage mit den Einreibungen fortgefahren; allein nun fand man es bedenklich, länger damit anzuhalten. Der Patient wurde deffenungeachtet immer schwächer, bekam Husten, Auftreibung des Magens und des Unterleibes und so starke Herzbeschwerden, daß er Tag und Nacht aufrecht sitzen mußte. Weil die Schwäche so sehr überhand nahm, so gab man flüchtige Reizmittel in Menge und mußte selbst in den immer schlaflosen Nächten damit fortfahren. Letztre wurden allmählich sehr qualvoll, denn der wenige Schlaf,

welcher sich zuweilen zu Minuten einstellte, hatte so irreguläre Bewegungen des Herzens und solche Beschwerde des Athmens zur Folge, daß man Thüren und Fenster öffnen mußte, ja diese Zufälle wurden zuletzt so schlimm, daß man genöthigt war, den Kranken gleich zu wecken, wenn er einschlief. Bey diesen großen Beschwerden und bey diesem Mangel an Ruhe litten aber die Verdauung und die Kräfte so sehr, daß sie mit den stärksten Nerven- und restaurirenden Mitteln kaum aufrecht gehalten werden konnten. Endlich fiel man auf den Gedanken, alle reizende Nahrungs- und Arzneymittel wegzulassen, und demselben bloß sanft nährenden Dinge zu geben, wozu man die Eselsmilch wählte. Dieser Plan hatte den glücklichsten Erfolg, allmählich erholte sich der Kranke, und kam endlich so weit wieder zu Kräften, daß er aus der Cur entlassen werden konnte, allein noch lange nachher klebte ihm die Schwäche an.

15. Ueber die Wirkung des Silbersalpeters in der Fallsucht von D. Badeley. Bestätigung der guten Wirkung dieser Arzney gegen diese Krankheit so wie der Wahrheit der Beobachtungen, daß darauf zuweilen eine schwärzliche Farbe der Haut entsteht. Zum Schluß wirft der Verf. die Frage auf, ob man wohl nicht die Luft zum Behuf gebrauchen könne, um Arzneyen, z. B. Mercurius in den Körper zu bringen, und gründet seine Idee auf die Erfahrung einiger Mahler, die ihm versichert haben, daß die nachtheilige Wirkung des Bleies von ihnen nur verspürt sey, wenn sie dasselbe mit Terpentin vermischt verarbeiteten, dessen Dünste so leicht vom Körper aufgenommen werden. Ref. überläßt es Andern, diesen Einfall zu beurtheilen.

16. Eine sehr große Wunde vom Bisse eines Haysisches, behandelt von D. Kennedy. Durch

diese Wunde war der größte Theil der Unterleibshöhle geöffnet und der Schenkel bis aufs Gelenk verletzt. Durch eine zweckmäßige Behandlung wurde diese große und gefährliche Verletzung glücklich geheilt.

17. Bericht über die vorzüglichsten Krankheiten, welche unter den Kadetten in dem Königl. Militär-Collegium zu Marlow und Sandhurst während 7 Jahren herrschten, von M. Bruce, Wundarzte. Obgleich die Lage dieser Anstalten, besonders der ersten, feucht und ungesund war, und manche andre Umstände herrschten, die für die Gesundheit der jungen Leute ungünstig waren, so war das Verhältniß der Kranken zu den Gesunden doch nicht groß, und Todesfälle waren sehr selten. Die Krankheiten, von welchen der Berichtserstatter besonders handelt, sind anhaltende Fieber, die durch Blutlassen, Ausleerungsmittel und kühlende Arzneyen leicht geheilt wurden. Von den kalten Uebergießungen sah er wenig Nutzen, mehr vom kalten und lauen Waschen. Wechselfieber waren selten; Scharlachfieber hatten einen glücklichen Verlauf. Kalte Uebergießungen thaten darin gut. Von wahren Blattern ereignete sich ein Fall. In der Epilepsie waren kalte Uebergießungen gut. In einem Falle von langwierigen Convulsionen erfolgte der Tod. Die Zahl aller behandelten Kranken in dem angeführten Zeirraume war 3707. Geheilt entlassen wurden 3676, gestorben waren nur 3. Hkn.

L e i p z i g.

Bey C. F. Franz: Immanuel Kant's Vorlesungen über die philosophische Religionslehre. 1817. S. VIII und 214 in 8.

Der ungenannte Herausgeber dieser Vorlesungen versichert in der Vorrede, daß sie von Kant in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Baumgarten's und Eberhard's Lehrbüchern über die natürliche Theologie gehalten, von

einem ehemahligen geachteten, aber bereits verstorbenen Collegen des berühmten Philosophen sorgfältig nachgeschrieben, nach diesem Manuscripte, das der Herausgeber durch Kauf rechtmäßig an sich brachte, mit Ausnahme einiger Nachhülfe in der Interpunction und derjenigen Nachlässigkeiten, welche beyhm wörtlichen Nachschreiben academischer Vorträge nicht ganz vermieden werden können, ohne alle absichtliche Veränderung, vorzüglich in Ansehung der Grundsätze, abgedruckt worden seyen. Allerdings spricht sich auch in dem Werke überall der vortreffliche Geist aus, durch den Kant im Philosophiren geleitet ward, und was den Inhalt desselben betrifft, so stimmt er sowohl mit der Prüfung, welcher Kant die Bestrebungen der Leibnizisch-Wolfschen Schule in der Lehre von Gott unterwarf, als auch mit den Grundsätzen der Moral-Theologie überein, wie sie in der Critik der reinen Vernunft und in andern Schriften von Kant aufgestellt worden sind. Daß also die Vorlesungen von ihm mögen gehalten worden seyn, läßt sich nicht in Zweifel ziehen. Obgleich aber das Verfahren, nach welchem sich Kant in der Moral-Theologie, hauptsächlich durch die Rücksicht auf das Bedürfniß des Menschen, glücklich zu seyn, zur Voraussetzung eines allmächtigen Urhebers und moralischen Regenten der Welt erheben wollte, durch die Vorlesungen weder an Deutlichkeit, noch auch an Zuverlässigkeit gewonnen haben möchte; so kommen doch darin auch Erörterungen mancher Streitfragen in der Lehre von Gott und von dessen Eigenschaften vor, die eben so sehr durch ihre Gründlichkeit, als durch ihre Deutlichkeit sich auszeichnen. Ueberhaupt kann das Werk allen denen empfohlen werden, welche die Reformen, die Kant in der Lehre von Gott und göttlichen Dingen beabsichtigte, in einem populären Vortrage und entkleidet von den Kunstausdrücken, die er sich für seine Philosophie bildete, vorgetragen zu lesen wünschen.

D e n a b r ü c k.

Hier hat der H. Rector des Magistrats: Gymnasiums, Doctor J. H. B. Fortlage zur Ankündigung einer, am 22. März dieses Jahres zu haltenden, Redeübung von acht Abiturienten, von Kifling ein Programm drucken lassen, De Occasione, Opere Lysippi, S. 19. In Quart. Wenn schon das gefällige leichte echte Latein, in welchem diese Abhandlung geschrieben ist, für den würdigen Vorsteher einer so bedeutenden blühenden Anstalt einnimmt, so geschieht dieß noch mehr, wenn man die Abhandlung selbst liest. Nicht nur Schriftsteller und Redner haben von der Gelegenheit gesprochen, sondern auch die Künstler des Alterthums haben sie sinnlich darzustellen gesucht. Ohne Zweifel ist Lysippus, so viel wir wissen, der erste, oder doch sicher der erste einer, dessen bronzenes Standbild der Gelegenheit in Syon im Tempel aufgestellt, dem Meister die höchste Ehre erwarb. Wie den meisten unsrer Leser die Beschaffenheit der Statue aus Phädrus Fabeln zunächst bekannt ist, an den Füßen Schwingen, in der Rechten ein Scheermesser, fliegend, behaart am Vorkopfe, kahl am Hinterhaupte; so hatte Lysippus wie Posidippus (in Bruncks Anal. II. S. 49. Vergl. Heynens Opusc. acad. Vol. V. p. 208) die Statue gegossen, welche späterhin nach Constantino-
pel geschleppt wurde. Sehr richtig urtheilt der Verf. über die Abweichungen der Schriftsteller, welche von diesem Standbilde reden, und von den Ausonischen 12 Epigrammen in occasionem et poenitentiam. Es lag nicht im Plane des gelehrten Verf., sich weiter auszudehnen, und die verschiedenen Nachbildungen in Prosa und Versen u. dgl. nachzuweisen und zu beurtheilen: aber was er hier gegeben hat, macht ihm Ehre. Rpf.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 3. Julius 1820.

Paris, Straßburg und London.

Bey Treuttel und Würz: Observations sur la Phrénologie ou la connoissance moral et intellectuel, fondée sur les fonctions du système nerveux; par G. Spurzheim. Avec frontispice et VI planches. 1818. XXIII und 366 S. in Octav.

Themistocles unterschied die Leute von Talent in solche, die gut pfeifen, und in solche, die aus einem kleinen Staat einen großen zu machen wissen. Man kann die Schriftsteller von Talent auf gleiche Art eintheilen. Zu den guten Pfeifern gehören die Herren Gall und Spurzheim. Sie haben gefunden, was man nicht ohne Talent findet, ein großes Publicum und viele Gläubige. Bey Vielen galten sie auch und bey Manchem gelten sie noch für Gründer eines neuen Staats in der wissenschaftlichen Welt. Der Rezensent hat diese Meinung nie theilen können, und er ist durch das Lesen des obigen Buchs in seinen Zweifeln an der Realität der Entdeckungen jener Herren noch mehr bestärkt worden. Um in Betreff des gegenseitigen Verhältnisses

R (5)

des Gehirns und der geistigen Kräfte sichere Resultate zu erhalten, ist es nothwendig, von einer fest begründeten, vergleichenden Psychologie auszugehen, und mit den Sätzen derselben zu vergleichen, was unbefangene und genaue anatomische Forschungen über die Structur des Gehirns und die Verbindung der Hirntheile im Allgemeinen, über die Veränderungen der Form und der relativen Größe derselben in den verschiedenen Classen und Ordnungen des Thierreichs, bey den verschiedenen Individuen des Menschengeschlechts, bey Misbildungen und in Krankheiten lehren. Diesen Weg, der freylich sehr lang und mühsam ist, hat Herr Gall mit seinem ehemahligen Gehülfen, Herrn Spurzheim, nicht gewählt. Er bemerkte gewisse Hervorragungen des Schädels bey Menschen, die sich durch gewisse Eigenschaften des Geistes oder Gemüths auszeichneten; er rieth' auf eine, hier statt findende Causalverbindung, und brachte mit diesem Schluß hinterher eine Psychologie in Verbindung, die so unphilosophisch wie möglich ist, und eine Physiologie des Gehirns, die des Ausgemachten wenig, aber desto mehr Halbwahres oder ganz Unrichtiges enthält. Diese Irrthümer mit einigen Funken Wahrheit hat Herr Spurzheim für gut gefunden, in ähnlicher Gestalt, wie sie schon von Herrn Gall und einigen der Zuhörer desselben bekannt gemacht sind, von neuem vorzutragen. Sein Hauptzweck scheint dabey gewesen zu seyn, sich das Eigenthumsrecht auf mehrere Sätze, wovon bisher Hr. Gall für den Urheber galt, zu verwahren. Die Lehre vom Gehirn hatte, wie er in der Einleitung erzählt, immer große Reize für ihn. Im Jahr 1804 vereinigte er sich mit Hrn. Gall, um den anatomischen Theil dieser Lehre zu bearbeiten. Die Richtung, die man vor ihm bey der Zergliederung des Gehirns genommen hatte, schien ihm

zu mechanisch. Er suchte, sie mit physiologischen Ansichten zu verbinden, indem er die Structur mit den Functionen verglich. Er entdeckte das Gesetz des allmählichen Zunehmens der Hirnfasern und deren Ursprung, ihre Theilung in zwey Hauptmassen, die mit dem übrigen Nervensystem theils durch Kreuzung, theils ohne Kreuzung in Zusammenhang stehen; die Divergenz der Markbündel des Gehirns nach allen Richtungen in den Hirnwindungen; die Verschiedenheit der divergirenden Bündel von den convergirenden; die Allgemeinheit der Commissuren; die eigentliche Verbindung der Hirnwindungen mit der übrigen Hirnmasse und dem Bau derselben, vermöge welchem sie sich entfalten lassen; die Bildung des Rückenmarks, und die zweckmäßigste Art, die Theile des Gehirns zu zergliedern. Diese Punkte, die wichtigsten des anatomischen Theils von Hrn. Gall's System, gehörten also Hrn. Spurzheim. Dem Recensenten scheint das wirkliche Eigenthum beider Herren sehr beschränkt auszufallen, wenn man das Ausgemachte ihrer anatomischen Sätze von dem Unerwiesenen sondert. Zu jenem glaubt er die Lehre von dem faserigen Bau des Hirnmarks, dem Ursprung der Faserbündel des verlängerten Marks aus dem Rückenmark, dem Fortgang derselben durch die Brücke, die Hirnschenkel, die gestreiften Körper und die Seehügel in den Hirnwindungen, die Vereinigung der letztern durch den Balken und die vordere Commissur und die Kreuzung der Pyramidalstränge rechnen zu können. Alles dieß findet man schon in den Werken von Willis, Vieussens und Nisticelli. Unerwiesen ist die Meinung der Hrn. Gall und Spurzheim von einer Verschiedenheit divergirender und convergirender Markfasern im Innern des Gehirns. Doch auch hierin hatten sie schon Willis zum Vorgänger, der in den gestreiften Körpern auf-

und absteigende Fasern annahm. (Willisii Anat. cerebri C. 13). Eben dieser Schriftsteller bedient sich schon des, von Hrn. Gall und Spurzheim empfohlenen Abschabens der Hirnmasse als eines Mittels zur Entdeckung des Verlaufs der Hirnfasern (Willisius de animabrut. C. 4), und verband in allen seinen, das Gehirn betreffenden Werken die Zergliederung mit physiologischen Ansichten. Unrichtig ist die Meinung Hrn. Galls von den Vierhügeln als den Theilen, woraus die Sehnerven ihren Hauptursprung haben. Die Fasern, wodurch diese mit jenen in Verbindung stehen, beschrieb schon Santorini. Aber er behauptete darum nicht, was Hr. Gall annahm, daß die Vierhügel mehr Antheil an der Bildung der Sehnerven als die Seehügel haben, und führte darum nicht gleich neue Benennungen ein. So bleibt am Ende jenen Herren als Eigenthum nur die Entdeckung der Methode die Hirnwindungen in eine Fläche auszubreiten, ein sehr wenig belehrendes Kunststück; ihre Lehre von der Verwandtschaft der innern Organe mit den Nervenknotten, die wieder in die Classe des Unerwiesenen gehört; ihre ungegründete Hypothese von der Zusammensetzung des Rückenmarks der Wirbelthiere aus ähnlichen Ganglien, als woraus sie bey den Mollusken, Insecten und Würmern besteht, und ihre Meinung von der Rinde als der ernährenden Substanz des Marks, die so ohne nähere Bestimmung vorgetragen, wie sie von ihnen ausgedrückt ist, sehr verschiedene Deutungen zuläßt.

Auf die Entdeckung der Lehre von der Verbindung gewisser Hervorragungen des Schädels mit gewissen Eigenschaften des Geistes und Gemüths macht Hr. Spurzheim keine Ansprüche. Bloß in der Entheilung und Benennung dieser Eigenschaften weicht er von Hrn. Gall ab. Uebrigens tritt er, wie dieser, auf seinem schwankenden

Gerüste so fest und zuversichtlich zu, als wenn er auf festem Boden ginge. Fragt man nach den Beweisen für die Annahme dieses oder jenen Organs, so ist die Antwort: *L'expérience le demontre ainsi.* Die Erfahrung, worauf Hr. Sp. sich beruft, läuft dann aber immer darauf hinaus, daß er mit Hrn. Gall dieses Organ -u den Köpfen von Personen, die sich durch die Eigenschaften auszeichneten, wofür dasselbe vorhanden seyn soll, sehr entwickelt gefunden habe. Auf die Frage, ob eine solche Entwicklung nicht zufällig seyn konnte, oder, wenn sie sich auch als beständig zeigte, nicht mit ganz andern Umständen als jener Eigenschaft in Beziehung stehen dürfte, läßt sich Hr. Sp. nicht ein. Das kleine Gehirn z. B. soll das Organ der physischen Liebe (*Amativité* von Hrn. Sp. genannt) seyn; die Größe desselben soll mit der Stärke des Geschlechtstrieb's in Verhältniß stehen, und sich an der Stärke des Halses auswendig erkennen lassen. Jener Theil besteht aus dem Mittelstück (dem Wurm) und den Seitentheilen. Die letztern entwickeln sich im Thierreiche nach ganz andern Gesetzen als der Wurm. Sie verschwinden ganz bey den Vögeln, unter welchen doch sehr viele einen hohen Grad von "Amativität" äußern. Das Mittelstück müßte also das Organ der Geschlechtsliebe seyn. Nun aber ist dieses grade bey den, sich durch einen sehr regen Paarungstrieb auszeichnenden, sperlingsartigen Vögeln von auffallender Kleinheit. Noch mehr, einige sehr fruchtbare Amphibien und Fische, z. B. die Frösche, die Neunaugen und die Stöhre, besitzen kaum noch eine Spur von einem kleinen Gehirn. In welcher Beziehung wird ferner das kleine Gehirn von Hrn. Gall und Spurzheim groß und klein genannt? Es gibt Thiere, bey welchen es groß ist in Vergleichung mit dem großen Gehirn, hingegen sehr klein in Verhält-

nist gegen das verlängerte Mark und Rückenmark. So verhält es sich z. B. bey dem Maulwurf. Bey andern, z. B. dem Menschen, ist es klein gegen das große Gehirn, hingegen groß gegen das verlängerte Mark. Daß sich von der Stärke des Halses auf die Größe des kleinen Gehirns schließen läßt, ist unrichtig. Mit mehr Recht läßt sich annehmen, daß mit einem breiten Hals ein starkes verlängertes Mark und ein starker Halstheil des Rückenmarks verbunden sind. In so fern von der stärkern Entwicklung dieser Organe die physische Stärke überhaupt abhängt, können einige, von Hrn. Sp. S. 131 angeführte Thatsachen wahr seyn, ohne etwas für jene Meinung von der Beziehung des kleinen Gehirns auf den Geschlechtstrieb zu beweisen. Es gibt keinen Satz der Gall'schen Organenlehre, wogegen sich nicht ähnliche Einwürfe machen lassen. Hr. Sp. scheint gefühlt zu haben, daß die vergleichende Hirn- und Schädellehre seinem und Hrn. Gall's System nichts weniger als günstig ist. Indem er aber den Einwürfen auszuweichen sucht, die sich von ihr gegen dieses hernehmen lassen, verwickelt er sich in die auffallendsten Widersprüche. S. 93 sagt er: *L'arrangement et la position des parties cérébrales qui sont communes à l'homme et aux animaux étant les mêmes, il est très-utile de comparer les animaux doués de facultés semblables entre eux, avec ceux qui sont depourvus de ces facultés et avec l'homme. Ces observations se laissent multiplier à l'infini; cependant, il est remarquable qu'aucun organe n'a été découvert dans les animaux. La raison en est simple; car les observations doivent commencer à se faire sur les individus de la même espèce.* Das heißt mit andern Worten, es gibt keine Gall'sche Organe bey den Arten der Thiere, sondern

nur bey den Individuen einer und derselben Art. Nun aber sind die Beweise für viele jener Organe von der Gegenwart derselben bey ganzen Arten der Thiere hergenommen. Es soll z. B. das Organ der Neigung zu bauen (Constructivité bey Hr. Sp.) bey dem Bieher, dem Murmelthier und andern Thieren, die sich Wohnungen bauen oder Löcher graben, sehr entwickelt seyn, hingegen dem Hasen fehlen. Die Arten der Thiere haben also Gallische Organe und haben sie auch nicht, je nachdem sie in Hr. Gall's und Spurzheim's System passen oder nicht passen. Hier sind aber nicht bloß Widersprüche, sondern auch ungegründete Behauptungen. Untersucht man den Schädel und das Gehirn des Biebers und des Hasen, so findet man bey jenem die vordern Hirnlappen breit, bey diesem schmal. Eine Hervorragung des Gehirns gibt es bey dem Bieher an der Stelle, wo das Bauorgan bey dem Menschen liegen soll, nicht. Die Breite der vordern Hirnlappen hat indeß der Bieher mit vielen andern Thieren, die nichts weniger als baulustig sind, wohl aber ganz andere Gelüste haben, z. B. mehrern Wiederkäuern, gemein; schmal sind hingegen diese Lappen bey dem Höhlen grabenden Fuchs. Ueberhaupt kann kein Schluß von dem Schädel der Thiere auf den des Menschen, oder umgekehrt, in Betreff der Gallischen Organe gelten. Bey jenen wird die Form desselben nach vorne durch die Gestalt der Riechfortsätze bestimmt, die dem Menschen fehlen; hinten liegt bey den meisten Thieren unmittelbar unter dem Schädel das kleine Gehirn, das bey dem Menschen von den hintern Lappen des großen Gehirns bedeckt wird. Hervorragungen am Schädel müssen also bey den Thieren ganz andern Hirnthellen als bey dem Menschen entsprechen.

Doch genug von einem Buche, das des Irrigen so viel bey so wenigem Wahren enthält, und das wir

nicht für werth gehalten haben würden, angezeigt zu werden, wenn nicht Viele noch den Glauben hegten, an Hrn. Gall's System müsse doch wohl etwas Wahres seyn, weil man nur seine anatomischen und physiologischen Lehren angefochten habe, die Beobachtungen, worauf seine Schädellehre beruht, aber noch unwiderlegt wären.

L i n g e n .

Mit Mohr'schen Lettern ist hier das Programm gedruckt, welches der Prof. und Rector des Gymnasiums H. Friedrich Heidekamp, bey der Inauguration der durch die Munificenz Sr. Maj. unsers allergnädigsten Königs gestifteten Schule daselbst am 19. April dieses Jahrs geschrieben hat. S. 19. In Quart. Es handelt de fatis rei Scholasticae Lingensis et de ratione. recens fundati Gymnasii, folglich hat dasselbe wie die Rede in Hinsicht auf den letzten Theil viel Verwandtschaft mit dem Inhalte der Rede des H. D. Wolpers, welche neulich (St. 87) in diesen Blättern angezeigt ist. Auch erschien des erstern Deutsche Rede daselbst, S. 24. in Quart: von dem hohen Werthe der Wissenschaft und Kunst an sich und in Beziehung auf den Staat. Es zeichnet sich wie die Rede durch die Belesenheit, Einsicht und durch trefflich benutzte Erfahrung, die der schon rühmlich bekannte B. zeigt, sehr vortheilhaft aus, und verdient Beherzigung. Die Universität, an deren Stelle die Weisheit der Königl. Regierung mit allgemeinem Beyfalle aller unbefangenen Richter dieß Gymnasium gesetzt hat, begann im J. 1697, und hatte nie mehr als 7 Professoren, unter welchen treffliche Männer waren, die der Verf. hier anführt: 80 Studiosen war die höchste Zahl. Die Bibliothek hatte 100 Holl. Gulden jährlichen Fonds. Seit dem J. 1806 sank die Anstalt tief herunter. Wir dürfen die Ueberzeugung aussprechen, daß die neu belebte Anstalt einen Flor gewinnen werde, den alle wünschen, welchen die hohe Theilnahme der Kön. Regierung an derselben und die würdigen Männer, welche an ihr arbeiten, bekannt sind.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 6. Julius 1820.

Paris.

Bey Le Normant: Mémoires pour servir à l'histoire des expéditions en Egypte et en Syrie. Par J. Miot. Deuxième édition, revue, corrigée et augmentée d'une introduction, d'un appendice et de faits, pièces et documens qui n'ont pu paroître sous le Gouvernement précédent. Mit dem Motto: La verité appartient à l'histoire. 1814. C. XXIV. 403 in Octav.

Die erste Ausgabe des vorliegenden Werks erschien bereits unter Buonaparte's Herrschaft und zog, obwohl manche Thatsachen darin entweder gänzlich übergangen oder nur leicht berührt waren, nichts desto weniger dem Verf. vielfache Unannehmlichkeiten zu. Um so lobenswerther ist die Ruhe und Unparteylichkeit, mit der diese zweyte Ausgabe gearbeitet worden; unverkennbar ist das Bestreben des Verf., seinem Wahlspruche treu zu bleiben, und nur erwiesene Thatsachen zu geben. In der Einleitung, welche, wie auch schon der Titel besagt, bey dieser Ausgabe ganz

2 (5)

neu hinzugekommen, hat er vorzüglich die Meinung durchzuführen gesucht, daß die Expedition nach Egypten, sowohl dem Plan, als der Ausführung nach, ausschließlich das Werk Buonaparte's gewesen sey, was jedoch wohl nur so zu verstehen ist, daß letzterer die schon' früher zur Sprache gekommene Idee eines solchen Unternehmens aufs neue aufgegriffen und weiter entwickelt habe, indem das Directorium bereitwillig seine Einwilligung zu allem gab, was dazu dienen konnte, den gefürchteten Mann auf längere Zeit, vielleicht selbst auf immer aus seiner Nähe zu entfernen. Erst kurz vor seiner Abreise nach Toulon schien Buonaparte, da bereits ein neuer Krieg mit Oesterreich nicht unwahrscheinlich war, sein Entschluß zu gereuen; er wünschte wiederum nach Rastadt als Unterhändler gesandt zu werden; allein jetzt bestand das Directorium, vorzüglich Barras, auf der Ausführung des einmahl beschlossenen Unternehmens und beynah gezwungen, wiewohl durch das Versprechen Salleyrand's, daß er sich selbst nach Constantinopel begeben und die Einwilligung der Pforte zu der Landung in Egypten erlangen wolle, einigermaßen beruhigt, reifete er endlich von Paris nach Toulon ab. — Die Geschichte der Expedition selbst ist mit aller der Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt, wie sie nur allein von einem Augenzeugen, der an allen jenen unsäglichen Beschwerden und Mühseligkeiten, welche die Franzosen in Egypten und Syrien zu erleiden hatten, selbst Theil genommen, erwartet werden konnte, zugleich aber hat sowohl sie selbst, als auch die Kenntniß jener Länder und ihrer Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche manche Berichtigungen und Bereicherungen gewonnen. Es sey uns erlaubt, nur auf einiges von dem, was uns vorzüglich in diesem Buche aufgefallen,

aufmerksam zu machen. So scheint, was der Verf. gleich zu Anfange über die Reiterrey der Mameluden und ihre Vorzüge vor der Europäischen Reiterrey sagt, wohl die Beherzigung von Kunstverständigen zu verdienen. — Den Aufstand von Cairo, den einige Französische Schriftsteller neuerdings als unmittelbar von Buonaparte angestiftet, darzustellen bemüht gewesen, erklärt unser Verf. für das, was er einzig war, den Ausbruch der durch die willkührlichen Gewaltthätigkeiten der Franzosen aufs höchste gesteigerten Erbitterung des Volks. Die Zahl der Buonaparte zur Last fallenden Unthaten ist wahrlich schon groß genug, als daß man nöthig hätte, durchaus ungegründete oder höchstens nur halb erwiesene Thatsachen ihm unbedingt Schuld zu geben, was vielmehr eine ganz entgegengesetzte, als die beabsichtigte Wirkung haben muß. Dagegen wird auch hier die Ermordung der Gefangenen von Jaffa mit den geringsten Nebenumständen erzählt, die wohl auch den Ungläubigsten überzeugen würden; wäre die Greuelthat nicht schon ohnedies vollkommen erwiesen; was der Verf. zur Entschuldigung derselben anführt, möchte schwerlich diesen Zweck bey der Mehrzahl seiner Leser erreichen. Auf dem Zuge nach Syrien, namentlich auch bey der Erstürmung von Jaffa, zeigte sich schon in der Französischen Armee jene gefühllose Selbstsucht gegen die eigenen Cameraden, von der nachmahls der Russische Feldzug noch gräßlichere Beweise lieferte; schon jetzt wurden die Kranken und Verwundeten von den Soldaten, so wie von dem Feldherrn, als eine unnütze Last des Heeres betrachtet und ihre Leiden dienten der rohen Menge zum Gegenstande des Gespöttes. Auch hier aber bestrafte sich die Selbstsucht und die unbändige Raubgier; die Beute von Jaffa theilte zuerst dem Französi-

schen Heere die Pest mit, die durch die Ausdün-
 stungen der unbeerdt gebliebenen Leichname
 der ermordeten Gefangenen noch schneller ver-
 breitet ward. Die Geschichte des Feldzugs in Sy-
 rien selbst, vorzüglich der Belagerung von St.
 Jean d'Acree, der der Verf. ebenfalls mit be-
 wohnte, verdient, wegen der Menge der einge-
 streuten charakteristischen Züge und Anekdoten,
 als eine der interessantesten Partien des ganzen
 Werks, in diesem selbst nachgelesen zu werden.
 Ob die Pestkranken bey dem Rückzuge nach Ae-
 gypten wirklich vergiftet worden, darüber wagt
 der Verf. nicht zu entscheiden, gesteht jedoch, daß
 damals allgemein in der Armee davon die Sage
 gegangen und spätere Nachrichten scheinen leider
 auch an dieser alles menschliche Gefühl empörenden
 Greuelthat kaum einen Zweifel übrig zu
 lassen. Durch acht vergebliche Stürme gegen
 St. Jean d'Acree und eilf blutige Ausfälle der
 Belagerten, beynah auf die Hälfte geschwächt,
 kehrte die Französische Armee, unter unsäglichen
 Beschwerden, wieder nach Aegypten zurück, das
 sie jetzt in Vergleich mit Syrien, schon als ein
 zweytes Vaterland anzusehen anfing. Sehr zweck-
 mäßig hat der Verf. die von Buonaparte bey
 seiner Rückkunft nach Cairo erlassenen Tages-
 befehle und Proclamationen größtentheils wörtlich
 eingeschaltet, in denen derselbe wiederholt seinen
 Entschluß erklärt, die muhamedanische Religion
 anzunehmen und dagegen die christliche auf jede
 Weise zu verspotten und zu verschmähen bemüht
 ist. "Auf jenen Schiffen," so äußerte er unter
 andern in einem Sendschreiben an den Divan
 von Cairo (23. Jul. 1799), indem er denselben
 von der Erscheinung der Türkischen Flotte be-
 nachrichtigte, die bald darauf zu Aboukir landete,
 "gibt es Russen, welche alle diejenigen verabscheuen,
 die an die Einheit Gottes glauben, weil sie nach ih-

ren Lügen deren drey annehmen; - allein sie werden bald einsehen, daß nicht die Zahl der Götter die Macht gibt. Der Muselman, der auf einem Schiffe, auf dem das Kreuz aufgepflanzt ist, sich befindet, der dort alle Tage den einzig wahren Gott lästern hört, ist schlimmer als der Ungläubige selbst." Schon jetzt erfolgten Buonaparte's Aussprüche nicht selten im Orakeltone, und wiewohl oft nur zum Theil eine vernünftige Erklärung zulassend, verfehlten sie dennoch, so lange das Glück ihm getreu blieb, ihre Wirkung auf die Menge nicht, die sich immer mehr daran gewöhnte, ihn als ein außerordentliches Wesen zu betrachten. So äußerte er kurz zuvor, ehe er die zu Aboukir gelandete Türkische Armee angriff, gegen Murat: "diese Schlacht entscheidet das Schicksal der Welt" und wirklich erhielt sie einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe, da nur ein Sieg seine Flucht aus Aegypten überhaupt erst möglich machen konnte. Auch dießmahl begünstigte ihn das Glück, die Türkische Landungsarmee ward vernichtet, zugleich verschafften die mit Sidney Smith über die Auswechslung der Gefangenen angeknüpften Unterhandlungen ihm die lang entbehrten Zeitungen und Nachrichten über Europa, und diese waren es, die die Ausführung seines schon früher angelegten Planes, nach Frankreich zurückzukehren, beschleunigten. Schon seit einiger Zeit waren seine Brüder mit dem Gedanken umgegangen, ihn aus Aegypten zurückkommen zu lassen, und hatten, einem damals unter den Hausfreunden der Familie Buonaparte verbreiteten Gerüchte zufolge, zu dem Ende die Directoren vermocht, einen dahin lautenden Befehl an Napoleon auszufertigen, indem derselbe nach einigen Nachrichten unter einer Menge unwichtiger Papiere ihnen vorgelegt und von ihnen allen ungelesen unterzeichnet wor-

den war, oder, wie von andern erzählt ward, von einem der Directoren, der um den Plan gewußt, seinen Collegen vorgelegt und von diesen, wie dieß bey den laufenden Geschäften häufig der Fall war, auf die Ansicht der Unterschrift eines von ihnen, ohne ihn weiter zu lesen, ebenfalls unterschrieben worden war. Gewiß ist, daß ein Griechischer Schiffscapitain, Namens Bourbaki, für die Summe von 24,000 Franks, einen Brief Joseph Buonaparte's, der eine Schilderung des zerrütteten inneren Zustandes von Frankreich und des Zwiespalts und der Verachtung, in welche die Regierung versunken war, enthielt, glücklich von Livorno nach Cairo überbrachte. — Der Erfolg rechtfertigte Buonaparte besser als es ein erschlicherer Befehl des Directoriums gethan haben würde. Dagegen war das Misvergnügen unter der Aegyptischen Armee bey der Nachricht von seiner Entweichung allgemein, und Kleber, den er zu seinem Nachfolger im Oberbefehle ernannt, theilte dasselbe um so mehr, da er, (schon früher keinesweges ein Bewunderer Buonaparte's, den er nur *le général à dix mille hommes par semaine* zu nennen pflegte, und über dessen Syrischen Feldzug er unter andern geäußert: "*ce n'est rien que d'aller, il faut pouvoir revenir, ce n'est rien que de prendre, il faut savoir garder,*") in allen Zweigen der Verwaltung der Armee, die Buonaparte in seinen Berichten an das Directorium fortwährend als im blühendsten Zustande befindlich geschildert hatte, die grenzenloseste Zerrüttung und gänzlichen Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen vorfand. Die Unmöglichkeit einsehend, Aegypten auf die Länge zu behaupten, beschloß er die Trümmer der Armee durch eine ehrenvolle Uebereinkunft zu retten, und berichtete in diesem Sinne an das Directorium, indem er demselben die verzweiflungsvolle Lage der Armee mit der grellsten Wahrheit abschilderte. Allein das Fahrzeug, welches die Depechen überbringen sollte, ward unterwegs von den Engländern aufgefan-

gen, die Depechen selbst, die von der Mannschaft über Bord geworfen waren, da die Linie, mit der sie an einer Kugel befestigt worden, sich gelöst, wurden von ihnen aufgefischt, und dieser anscheinend geringfügige Umstand ward die Veranlassung, daß England der inzwischen zu El Arisch zwischen Kleber, Sidney Smith und dem Großvezier geschlossenen Uebereinkunft (24. Jan. 1800) seine Zustimmung versagte. Unser Verf. verließ um diese Zeit ebenfalls Aegypten und kehrte im Gefolge der Generale Desaix und Davoust nach Frankreich zurück, nichts desto weniger aber ist in einem Anhang der Ausgang der Aegyptischen Expedition mit nicht geringerer Sorgfalt und Genauigkeit als das übrige Werk, nach den besten Quellen und den Aussagen der glaubwürdigsten Zeugen erzählt. Zwar entriß der Sieg von Heliopolis die Französische Armee noch einmahl dem unvermeidlich scheinenden Verderben und Kleber hatte aufs neu Unterhandlungen über eine Uebereinkunft angeknüpft, als sein Tod, der am 15. Jun. 1800 durch die Hand eines Meuchelmörders erfolgte — daß Buonaparte denselben angestiftet, verwirft der Verfasser unbedingt — den General Abdallah Menou, von Arabischer Abkunft, der eine in Aegypten geborne Frau geheirathet, die muhamedanische Religion öffentlich angenommen und daher den Aufenthalt in Aegypten der Rückkehr nach Frankreich vorzog, der aber zugleich sowohl bey den Generalen als bey den Soldaten, vorzüglich weil er bisher nur selten ein unabhängiges Commando geführt, wenig bekannt und geachtet war, als den ältesten im Dienste zum Oberbefehlshaber erhob. Als bald wurden die Unterhandlungen über die Räumung des Landes abgebrochen, dagegen aber stieg mit jedem Tage der Unmuth der Armee, und die Zwistigkeiten unter den Franzosen selbst, da auch ein zu Brest von Buonaparte ausgerüstetes und nach Aegypten bestimmtes Geschwader unverrichteter Sache nach Toulon hatte zurückkehren müssen, trugen nicht wenig zur Beschleunigung der endlichen Catastrophe bey. Die Schlacht von Alexandrien (21. März

1080. Göttingische gel. Anzeigen.

1801) entschied das Schicksal von Aegypten, welches nach der Wiedereinnahme von Malta durch die Engländer (4. Sept. 1800) kaum mehr zweifelhaft scheinen konnte; zwey Capitulationen, deren eine Belliard, der zu Cairo geblieben war, mit dem Großvezier und dem General Hutchinson, dem Nachfolger Abercromby's, die andere beynahе gleich lautende, einige Monate später (2. Sept. 1801) Menou selbst mit Hutchinson schloß, bestimmten die Räumung von Aegypten von den Französischen Truppen. F. S.

L e i p z i g.

Im Verlage des Hofbuchh. Hahn: *Pindari Carmina*, Recensuit, metra constituit, lectionisque varietatem adiecit Christ. Guilielm. Ahlwardt. Editio minor in usum praelectionum academicarum et scholarum: 1820. S. XIV und 216. In gr. 8. Wir begnügen uns jetzt bloß mit der Anzeige, daß diese kleinere Ausgabe von Pindars Gedichten zum Gebrauch auf Akademien und Schulen erschienen sey. Die ausführlichere Anzeige kann natürlicherweise erst dann erfolgen, wenn die größere Ausgabe erschienen seyn wird. Der Text ist nach der Aldinischen und Römischen, besonders nach der erstern eingerichtet. Auch erhielt und benutzte der Herausg. eine Sammlung von Italiänischen Lesarten, die aus noch nicht verglichenen Handschriften entstanden war: hievon ist bey mehr als einer schwierigen oder verdorbenen Stelle Gebrauch gemacht worden. Unter dem Texte hat der Herausg. nicht vergessen, die Quellen der gesammelten und angeführten Lesarten anzumerken. Die Arbeit, auf das Werk seit mehr als dreyßig Jahren verwandt, gibt ein sehr gutes Vorurtheil für diese Ausgabe, die dem völlig unbefangenen Rec. bey einer genauen Vergleichung nicht viel zu wünschen übrig ließ, worüber jedoch auch noch die größere Ausgabe zu vernehmen ist. Nur wünschen wir, daß der Herausg. von seinem Augenübel ganz hergestellt die Vollendung des größern Werks bald bewirken möge, wobey er ganz gewiß auf den Beyfall und Dank aller Freunde Pindars rechnen kann. Kpf.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 8. Julius 1820.

London.

Map of the provinces of the upper and lower Canada, with the adjacent parts of the united states of America, compiled from the latest surveys, and adjusted from the most recent and approved astronomical observations by Joseph Bouchette, His Majesty's Surveyor general of the province of lower Canada and Lieutenant Colonel. — Diese prächtige Charte, die unsre Bibliothek als ein Geschenk S. Königl. Hoh. dem H. Herzog von Cambridge verdankt, trägt zwar keine Jahrzahl; ist aber, so viel wir wissen, die neueste, vor noch nicht vier Jahren erschienene, von diesen Gegenden. Sie geht von 57 bis 97° d. L. von Greenwich; und von 37 bis 51° N. B. Der Winnipeg-See und die Rich: Spitze an der W. Küste von N. Foundland sind die nördlichsten, die Hauptstadt Washington, und die Mündung der Delaware Bay die südlichsten Punkte, die sie enthält. Außer ganz Ober- und Unter-Canada mit N. Schottland und N. Brauns-

M (5)

schweig einem Theil der nördlich angrenzenden Ländern bis zu James Bay, und der W. Küste von N. Foundland umfaßt sie also die nördlichen Staaten bis zur Chesapeak Bay; und die nördliche Hälfte des Westgebiets bis zum Ohio und Mississippi, der die W. Grenze macht. Die ganze jetzige Grenze zwischen dem Gebiet der V. St. und Canada, von dem Lake of the woods bis zu der Passamaquoddy Bay hat also darauf angegeben werden können, und ist genau verzeichnet. Die Charte besteht aus zwey an einander passenden Blättern, die, zusammengesetzt, bey 4 Fuß, 4 Zoll Breite 2 F. 5 Zoll Höhe haben. Sie ist zugleich reich verziert mit mehrern Ansichten von Canada und den Seen. Der große Maßstab hat es möglich gemacht, in den Provinzen zugleich die Grafschaften (Counties), und die Vertheilung der verkauften Ländereyen anzugeben. Der Lauf und die Namen nicht nur der Haupt- und größern, sondern auch der kleinern, Nebenflüsse sind sorgfältig angemerkt. Die Bergzungen der großen Seen, und die Gebirgszüge fallen auf den ersten Blick in die Augen. So auch durch die selten werdenden, und bald ganz verschwindenden Namen der Dörfer die Grenzen (wie in N. Canada) und anderwärts durch ihre große Anhäufung die Fortschritte der Colonisation, (wie z. B. in dem Staat Vermont.) Die Schönheit des Sticks genügt jeder Forderung; und wenn gleich unsre Blätter keine Prüfung der einzelnen Punkte gestatten, so läßt doch schon die Stelle des Verf. erwarten, daß alle neue und die neuesten Hülfsmittel, welche die genaue Grenzberichtigung seit dem letzten Frieden zwischen G. Britannien und den V. St. darboten, ihm zu Gebot standen.

Diese allgemeine Karte ist von 12 Specialkarten begleitet, welche die einzelnen Theile

darstellen, und zusammen einen Atlas bilden, der für die genaue Kunde jener Weltgegend wenig zu wünschen übrig läßt. Zur Erläuterung ist zugleich erschienen: A topographical description of the province of Lower Canada with Remarks on upper Canada, and on the relative connexion of both provinces with the united states of America by Joseph Bouchette. London 1815. 640 und LXXXVI S. 8. welches jetzt das Hauptwerk für die Statistik jener, mit jedem Jahre für Groß-Britannien wichtiger werdenden, Colonie ist; sowohl durch den Umfang als durch die Neuheit und die Zuverlässigkeit der hier mitgetheilten Nachrichten. Wir können, da die Specialgeographie keinen Auszug zuläßt, nur einige der allgemeinen statistischen Data über das Land ausheben. Die Bevölkerung von Unter-Canada ist binnen 39 Jahren von 90,000 bis auf nicht weniger als 335,000, die von Obercanada von 10,000 auf 95,000 gestiegen. Der Wachsthum der Ausfuhr hat damit gleichen Schritt gehalten. Den ersten Platz unter den Artikeln derselben nimmt das Bauholz ein. Großbritannien und seine W. Indischen Colonien, mit Einschluß der Königl. Marine, ziehen jetzt ihr meistes Bauholz aus Canada. Der bey weitem größere Theil des Landes ist noch mit ungeheuern Wäldern bedeckt, und bietet ein unerschöpfliches Magazin auf lange Zeiten dar. Seit dem Jahre 1806 hat die Holzausfuhr auf eine außerordentliche Weise zugenommen. Bis zum Jahr 1810 stieg sie von 100,000 bis beynähe 375,000 Tonnen. Im Jahr 1810 führte Quebek allein über 28,000 Tonnen Eichenholz aus; fast die Hälfte von dem was die K. Marine jährlich bedarf. Zunächst auf das Bauholz folgt das Getreide und Mehl; besonders zur Verproviantirung der Westindi-

schen Inseln. Ein andrer immer wichtiger werdender Artikel ist der Hanf; zu dessen Anbau das Klima von Canada vorzüglich geschikt ist. — Die Specialgeographie gibt Nachrichten über alle einzelne Dörfer, und ist zugleich hin und wieder mit Kupfern ausgestattet, welche Ansichten der merkwürdigsten Naturscenen geben, woran Canada so reich ist. Das Ganze ist C. R. H. dem Prinz Regenten, mit dessen Erlaubniß gewidmet.

Wenn gleich Kartenrecensionen nicht in dem Plan dieser Blätter liegen, so wird es doch gewiß vielen unsrer Leser lieb seyn, bey dieser Gelegenheit zugleich eine Nachricht von der großen Karte der Vereinigten Staaten von Hrn. Lewis vom Jahre 1817 zu erhalten, da noch kein critisches Blatt oder Journal in Deutschland, so viel wir wissen, ihrer erwähnt hat; und das Exemplar, das wir durch die Güte unsers gelehrten Freundes, Hrn. C. Cogswell aus Boston besitzen, wo nicht das einzige, doch gewiß das erste ist, das Deutschland erreichte. Der Titel dieser Riesencarte, wie wir mit Recht sie nennen können, ist folgender: A new and correct Map of the united States, exhibiting the Counties, Towns, Roads etc. in each State, carefully compiled from Surveys, and the most authentic Documents by Samuel Lewis. Philadelphia published by Emmer Kimber. 1816. Daß wir mit Recht sie eine Riesencarte nennen, wird sich daraus ergeben, daß sie bey 6 Fuß Breite, 6 Fuß 4 Zoll Höhe hat. Dennoch umfaßt sie nur das alte Gebiet der B. St. ohne Luisiana; von 28° bis 48½° N. B. und 10° O. L. bis 23° W. L. von Philadelphia. Nach dem angenommenen Maßstab kommen 2½ Zoll auf Einen Breitengrad. Im O. macht das Atlantische Meer, im

N. Canada und N. Braunschweig; im W. der noch in einer Section beygefügte Lake of the Woods 49° N. B. und im E. der Mississippi und ein Stück von Louisiana bis zum Sabine Fluß (also mit Einschluß des Staats von N. Orleans) die Grenzen. Bey einem solchen Maßstabe war es möglich, den Zug der Gebirge, so wie den Lauf der Haupt- und Nebenflüsse mit Bestimmtheit anzugeben; was den herrlichsten Ueberblick über die physische Geographie gewährt. So fehlte es auch nicht an Platz sowohl die Namen und die Begrenzungen (lektre durch punctirte Linien) der Grafschaften jeden Staats, als aller irgend erheblichen Dertter anzugeben. Die seitdem erst zu Staaten erhobenen Gebiete von Illinois und Indiana erscheinen noch als Territories. Der Stich, auch der Namen mit der kleinsten Schrift, ist vollkommen deutlich. Eine genauere Beurtheilung gehört nicht für diese Blätter. Mit Recht aber nennen wir diese Karte ein würdiges Gegenstück zu der großen Karte von Süd-America von Faden, welche im Jahrgang 1811 St. 183 von uns angezeigt ward. Hn.

Genf und Paris.

Bey J. J. Paschoud: *Statistique de la Suisse, ou état de ce pays et des vingt deux cantons dont il se compose, sous le rapport de leur situation, de leur étendue, de leur climat, de leur population, de la nature de leur sol, de leur montagnes, de leurs lacs et rivières, de leurs eaux minérales, de leurs produits, de leur histoire, de leurs antiquités, des moeurs et du langage des habitans, de leurs constitutions politiques, de leurs impôts, de leurs revenus, de leur industrie et de leur commerce, de leurs monnoies, poids et mesures,*

du culte et de l'instruction, de leurs établissements publics et particuliers, de leurs hommes célèbres, des ouvrages qui les concernent etc. par J. Picot, de Genève, professeur d'histoire dans l'académie de cette ville. S. IV. und 674. 1819. in Octav.

Früher hat bekanntlich Herr Usteri eine Sammlung von Urkunden über die jetzige Verfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Allgemeinen, so wie über die der einzelnen Theile derselben in den J. 1815 und 1816 unter dem Titel: Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts herausgegeben. Das vorliegende Werk macht aber jenes andere nicht entbehrlich; beide mit einander verbunden werden zu einer nähern Kunde des Landes und besonders des jetzigen politischen Zustandes desselben sehr zweckmäßig seyn. In dem erstern finden sich sämtliche Urkunden des neuen Bundes der zweyundzwanzig Cantone, und die der besondern Verfassungen der einzelnen, wie sie allmählich und endlich festgesetzt worden sind. Die jeder Standes-Verfassung beygefügte, sogenannten statistischen Notizen in dem Usterischen Werke sind ganz kurz, bestehen jedesmahl nur in wenigen Zeilen, worin von der Größe der Oberfläche und der Bevölkerung Nachricht gegeben, auch die besten Karten und die Quellen der Geschichte jedes Cantons angeführt werden. In dem vor uns liegenden Buche des Herrn Picot wird Mehreres versprochen und auch geleistet, zufolge des Titels, dessen Abschrift seiner Länge nach wir eben deshalb vorausgeschickt haben. Dagegen findet man hier nicht die Urkunden der Verfassung der einzelnen Stände. Eben dieß wird unser Urtheil rechtfertigen, daß beide Werke mit einander zu verbinden sind, um eine nähere Kenntniß der jetzigen Verhältnisse des Ganzen und seiner Theile sich zu verschaffen. Herr Usteri war allen Schwierigkeiten entgangen, die für einen Schriftsteller entstehen, der

einen Verein beschreibt, welcher aus so mannichfaltigen Theilen, die eine verschiedenartige frühere Geschichte haben, die in Verfassung und Verwaltung, in Bezug auf Religion, Kirche u. s. so sehr von einander abweichen, indem er sich gleichsam lediglich auf Urkunden beschränkte. Mit dem Unternehmen des Herrn Picot aber verhält es sich anders, da er nicht Urkunden, sondern eine eigene freye Beschreibung liefert. Wir glauben, daß, wenn die im Lande und auswärts feindselig einander gegen über stehenden Parteyen ein mäßiges Wort zu schätzen wissen, sie im Ganzen ihren Beyfall nicht versagen werden.

Für Deutsche besonders ist eine genaue, von Haß und Vörliebe möglichst freye Beschreibung des jetzigen Zustandes der Schweizerischen Eidgenossenschaft um so bedeutender, da sich ihnen ungesucht eine vielfach belehrende Vergleichung mit dem Vaterlande darbietet. In der Schweiz gibt es souveraine Cantone, durch einen unvollkommenen Verein verbunden, der jedoch sogleich besser als der unstrige gebildet worden, es gibt daselbst eine mannichfaltige Verschiedenheit in Bezug auf die Sprache, die Religion, die Kirche, die Sitte, eine Anhänglichkeit an das von den Vätern Ueberkommene, welches im Kampf mit dem durch die großen Bewegungen im Westen eingedrungenen Neuen sich befindet; es gibt mehrere neu aufgenommene Eidgenossen, neue Verfassungen und Verwaltungsweisen im Lande. Aehnliches findet sich auch bey uns, denn, obwohl nur wenige neue und unbedeutende Glieder in unsern Verein aufgenommen worden, viele ältere aber untergegangen und Andern unterworfen worden; so ist doch auch der Kampf im Innern nicht zu verkennen, der aus dem Vereinen verschiedenartiger Landschaften, dem Wechsel der

Herren, dem Eindringen Französischer Weise, dem Geaensätze des Südens und Westens gegen andere Theile des gemeinsamen Vaterlandes, dem Streiten zwischen den kirchlichen Parteyen und der Eifersucht der souverainen Fürsten auf ihre Unabhängigkeit hervorgeht. Es ist rühmlich bey der Darstellung solcher Verhältnisse mit Vorsicht und Schonung zu Werke zu gehen, damit die Erbitterung nicht vermehrt, der Muth jedoch aufrecht erhalten werde, das Unvermeidliche zu tragen und zum Bessern zu gestalten. Dieses Lob aber wird man im Allgemeinen zu reden, dem Verf. nicht versaaen können. Sollte aber auch der Geschichts-, Natur- und Sprachforscher, der Kenner der Bildung der Privat- und der öffentlichen Rechte, der Staatsmann eine tiefer gehende Untersuchung zuweilen vermiffen; so kann der Verf. antworten, bey der Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände sey dieß für Einen nicht wohl thunlich, seine Absicht sey auf ein Handbuch, eine Einleitung gerichtet gewesen, er habe angedeutet, wo weitere Forschungen zu finden und wie sie einzuleiten seyn möchten.

Trog der politischen Stürme, die verheerend über das Land gegangen, hat sich doch Vieles erhalten, nicht nur was von der Natur Großes und Eigenthümliches gegeben war, und was der ohnmächtigen Bestrebungen und Umwälzungen der Menschen spottet; sondern auch Vieles in Bezug auf Sprache, Sitte, Religion, Verfassung u. f., welches leichter von ihnen umgestaltet wird, so daß das ernste Forschen des Geschichtlichen in der Schweiz stets eine neue und reiche Ernte auch zur Erläuterung dessen, was sich in andern Ländern theilweise vorfindet, verspricht. Allein man darf nicht unbillig gegen einen Schriftsteller seyn, der seine Bemühungen einem größern gemischten Kreise von Lesern widmete, und diesem Versprechen genügt hat. G. C.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen^o

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 8. Julius 1820.

W i e n.

Bei Anton Straus: Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz. Mit Karten und Planen. I. Theil 387 S. II. Th. 366 S.

Das angezeigte Werk, dessen Verfasser der von ganz Deutschland mit Recht hochgeachtete Erzherzog Carl R. S. ist, gehört zu den vorzüglichsten, welche bis jetzt über die gegen die Französische Revolution geführten Kriege herausgekommen sind; wir mögen es aus einem wissenschaftlichen, oder historischen Gesichtspuncte betrachten. Es kann als eine Fortsetzung desjenigen Werks angesehen werden, welches der Verf. im Jahr 1813 unter dem Titel: Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland, herausgegeben hat. So wie bey dieser letztgenannten Schrift, will auch der Vf. bey der angezeigten durch Vergleichung der Lehrsätze, mit der Art, wie sie wirklich angewandt oder zur andern Zeit versäumt wurden, jene Gewandtheit in der Beurtheilung und jene Zuversicht im Handeln zu erzeugen suchen, die allein vermögend sind, glückliche Erfolge nach Grundsätzen (in so fern dieß möglich ist), zu berechnen. Was der angezeigten Schrift einen bedeutenden Werth gibt, ist der Umstand, daß im Jahre 1799

R (5)

um den Besitz des höchsten Gebirges in Europa gekämpft ward, und es in der That neue Ansichten über die Theorie des Gebirgskriegs verbreitet. Viele Feldherren führten glückliche Feldzüge, aber nur wenige besaßen das Talent, ihre eigene Geschichtschreiber zu seyn, und noch wenigere Geschichte und Unterricht mit einander zu verbinden. Dieß Werk verdient daher, wie Cäsars Commentarien, von jedem Officier, der sich zu höhern Stellen vorbereiten will, studirt zu werden. Soll dieß Studium aber wahren Nutzen bringen, so ist erforderlich, mit dem Buche und den Planen in der Hand das Kriegstheater zu bereisen, und jedes bedeutende Schlachtfeld zu untersuchen. Man frage sich zuerst, ehe man nachsieht was geschehen ist, welche Maßregeln müssen zur Vertheidigung oder zum Angriff getroffen werden, und dann vergleiche und berichte man seine eigene Ideen, mit den wirklichen Vorgängen, und mit dem was die Theorie darüber sagt. Wenn außerdem der Buchstabe nur zu leicht tödtet, und das immer geduldige Papier der Fantasie einen zu großen Spielraum läßt, so erweckt er, in Verbindung mit der Untersuchung des Terrains an Ort und Stelle den Geist, und führt zu wahren Ansichten. Wir wenden uns nun zu einer Uebersicht des Inhalts des Werks selbst. 1. Abschnitt. Uebersicht des Kriegsschauplatzes. Die Natur hat den Kriegsschauplatz in drey Abschnitte getheilt: der erste zwischen Basel und Ens, oder zwischen den Vogesen und dem Böhmer Wald; dieser bietet überall eine durchaus zugängliche Oberfläche dar. Den mittlern Abschnitt bildete die Schweiz; den dritten Italien. Der erste Abschnitt ist der vortheilhafteste für Operationen, nämlich: für die Franzosen die Linie von Düsseldorf bis Basel, und für die Oesterreicher von Theresienstadt bis Steier. In der Schweiz lassen sich keine isolirte Operationen unternehmen, ihr Besitz hängt von jenem der offenen Gegend ab.

Nach strategischen Grundsätzen ist von keiner der beiden kriegführenden Mächte eine Operation durch Tirol, oder die Schweiz nach Deutschland ausführbar, weil jede derselben im Fall des Mislingens Gefahr läuft, von ihrer Basis abgeschnitten zu werden. In dem südlichen Theile beschränken die beiden Meere und der Fuß der Gebirge die gegenseitigen Basen. Die Operationen selbst werden von diesen natürlichen Grenzen beengt. Der Gang der Operationen muß daher von der geradesten oder kürzesten Direction abweichen. Aus diesen Vordersätzen folgt, daß in dem ersten, oder nördlichen Theile des Kriegstheaters der Schlüssel aller Operationen liegt. Dieser muß also das erste Operationsobject beider kriegführenden Mächte werden, und dazu führt das Defilee der Donau. Für die Oesterreicher war demzufolge diejenige offensive Operation die sicherste, bey welcher sie sich von dem Schlüssel des Kriegstheaters am wenigsten entfernten, z. B. die Belagerung von Hüningen und nachher von Straßburg. Außer diesen Punkten befanden sie sich überall in der Defensiv. (Dieß wohl nur vermöge der schlechten Vertheilung ihrer Armeen, denn außerdem konnten sie auf allen Punkten angriffsweise verfahren.)

2. Abschnitt. Ereignisse nach dem Frieden von Campo Formio bis zum Wiederausbruche des Krieges.

3. Abschn. Vorbereitungen zum Kriege. Von den Oesterreichern standen bey dem Anfang der Feindseligkeit 79000 M. unter dem Erzherzoge Carl, bey Ulm, an dessen Order auch das Corps von 26000 M. unter Hesse in Graubünden angewiesen war. Bellegarde hatte im Innthale und südlichen Tirol 47000 M. An der Etsch unter Kray waren 75000 M. versammelt. Man sieht, daß nur 79000 M. (unter dem Erzherzog) zu der entscheidendsten Operation bestimmt waren, während Kray mit 75000 zur Deckung einer Communication müßig aufgestellt ward, die ganz von dem Besitze des ersten Objects abhing. Außer dieser fehlerhaften Vertheilung der Oesterreichischen Streitkräfte war noch der Nachtheil, auf der Basis sowohl, als auf der

Rückzugslinie, besetzten die Oesterreicher nicht einen festen Punct, und hieran waren pedantische Ansichten, die den Werth eines Laffenplatzes nur nach abstracten Berechnungen schätzen, lediglich Schuld. (Der Vf. will hier mit Recht Eins, Bruch und Duzen befestigt haben.) Die Französischen Armeen befanden sich nicht in dem guten Zustand, in welchem die Oesterreicher waren. Das Directorium, das damals herrschte, war hieran Schuld. Jourdan mit der Donau-Armee angeblich 46000 M. stark, sollte in der Richtung über Kehl und Hüningen zwischen dem Bodensee und der Donau vorgehn; Massena mit 30,000 M. sollte Graubünden und Tirol erobern; Bernadotte mit 48,000 M. sollte Philipsburg und Mannheim blockiren; die Italiänische Armee von 50,000 M. sollte über Verona vordringen. Eine Armee in Unteritalien unter Macdonald sollte Neapel vollends erobern. Die Französischen Armeen, an sich schon schwächer als die Oesterreichischen, indem die Regimenter nicht zur Hälfte vollzählig waren, detachirten noch mehr als diese, denn genau genommen, hing der Erfolg von Jourdans Armee ab, die 46,000 M. stark seyn sollte, aber nur 38,000 M. zählte. Allein sowohl bey den Franzosen, als Oesterreichern herrschte der große Irrthum, daß der Besiß der Höhen, über den der Ebene entscheidet, und demzufolge sahe man Tirol als die Vormauer von Oesterreich, und die Schweiz als die von Frankreich an. — 4. Abschn. Massena erobert Graubünden. Diese Eroberung ward dadurch erleichtert, weil die Oesterreicher, um alle Eingänge zu besetzen, eine sehr ausgedehnte Postenkette und noch dazu in einer bogenförmigen Linie eingenommen hatten. Der Oesterreichische General Austenberg erlitt bey Reichenau eine große Niederlage, weil er sich noch in einer Stellung halten wollte, deren beide Flanken schon umgangen waren. Der Grundsatz: der mich umgeht, ist auch umgangen, ist vorzüglich im Kriege in Gebirgen anwendbar. Wer umgeht, bildet einen Kreis; der Umgangene steht mit vereinter Kraft in der Mitte. Diesen Vortheil benutzte der Oest. Gen. Laudon vortheilhaft bey

seinem Angriffe auf das Corps des Le Courbe auf das Engadein. In allen bergichten Gegenden, bieten sich dem Feinde immer mehrere Linien, die alle zu einem Zwecke führen, dar. Der Vertheidiger muß sich auf einen Punct stellen, von welchem er auf einen jeden entgegen wirken kann. Er muß den Feind in der genommenen Stellung aber nicht erwarten, sondern die feindlichen Colonnen einzeln angreifen. — 6. Abschn. Gefechte bey Taufers und Nauders am 15. März. Bey Taufers ward Laudon von Dessoles geschlagen, weil nicht nur die Stellung an sich schlecht, sondern auch von den Oesterreichern sehr unzumächtig besetzt war. Bey Nauders umging Lecourbe die Oesterreicher auf einem Puncte, wo sie sich wegen Schwierigkeit des Terrains sicher glaubten. Ein Angriff, den Massena auf den bey Feldkirch postirten General Jellachich unternahm, ward abgeschlagen. Nachrichten, die Massena bald darauf von den Niederlagen der Jourdan'schen Armee erhielt, hemmten seine weiteren Fortschritte. — 7. Abschn. Jourdan's Vorrückung über den Rhein. Treffen bey Osterach. Jourdan ging am 1. März mit 38,000 M. über den Rhein. Seine Absicht war, auf die Vereinigung mit Massena und auf die Vertreibung der Oesterreicher aus Vorarlberg gerichtet. Der Erzherzog Carl brach am 4. März von Friedberg mit 37,800 Inf. und 16,000 Cavallerie auf, nachdem er Starray mit 13,300 M. gegen die Rednitz detachirt hatte. Er hatte den Plan, dem Feinde mit gesammter Macht entgegen zu gehen, und er wählte die Straße über Memmingen nach Ostrach, weil sie die kürzeste war, und am sichersten zu einer entscheidenden Schlacht führte. Diese Schlacht fiel bey Osterach zum Vortheil der Oesterreicher vor, allein die errungenen Vortheile waren von keiner sehr großen Bedeutung. — 8. Abschn. Schlacht bey Stockach. Jourdan war hier der Angreifende. Es lag in seinem Plan, so bald sich das Schicksal der Waffen gegen ihn entschied, den Rückzug durch den Schwarzwald zu nehmen, und er handelte daher consequent, daß er zum Angriff schritt. Zweckmäßiger würde er aber gehandelt haben, wenn er ein Treffen

vermieden und sich hinter dem Rheine zwischen Schaffhausen und Basel aufgestellt hätte; dann blieb er mit Massena in Gemeinschaft. (Dieß jedoch nur unter der Voraussetzung, daß er zu schwach, vorzüglich an Cavallerie war, um dem Erzherzoge in offenen Gegenden die Spitze zu bieten.) Der Sieg bey Stockach macht dem Erzherzoge große Ehre. Das Treffen war für die Oesterreicher beynah schon verloren, als die Besonnenheit und der rasche Entschluß ihres Anführers es zu ihrem Vortheile entschied. Die Schlacht bey Stockach wurde, wie die meisten großen Gefechte, durch eine Reserve gewonnen. Reserven, welche zur Unterstützung einer Position aufgestellt werden, sollten nie weiter davon entfernt seyn, als der Feind. — 9. Abschn. Rückzug der Franz. Donau-Armee über den Rhein. Der Erzherzog verfolgte die sich zurückziehende Jourdansche Armee nicht mit der nöthigen Lebhaftigkeit. Er betrachtete die Schweiz als das wesentlichste Object für beide Theile, und wollte sich nicht von ihrer Grenze entfernen. Es überfiel ihn gerade in dieser Zeit eine plötzliche Krankheit. Von dem Wiener Hof waren Misbilligungen über die allzuweite Vorrückung der Armee, — weil man in derselben die Preisgebung Tirols wahrzunehmen glaubte, eingetroffen — Bernadotte, dessen Armee sehr schwach war, hob nun auch die angefangene Belagerung von Philipsburg auf — von der in dieser Epoche vorkommende Ermordung der Französischen Gesandten bey Rastadt, sagt der Verf., die Veranlassung zu dieser Catastrophe sey bis jetzt noch ein Geheimniß. (Es ist auffallend, daß diese Sache noch gegenwärtig nicht aufgeklärt ist.) — 10. Abschn. Eröffnung des Feldzugs in Italien. Hier befehligte Scherer die etwa 60,000 M. starke Franz. Armee, wovon ihm jedoch nur 45,000 M. zu Offensiv-Operationen übrig blieben. Die Oesterreichische Armee, unter Kray war weit stärker. Scherer griff bey Verona an, ward aber zurückgeschlagen. Am 5. April erfochten die Oesterreicher bey Magnano, nach einer hartnäckigen Schlacht den Sieg. Allein nun blieben sie zu lange unthätig bey Isola della Scalla stehen,

unerachtet ihre Armee über 50,000 M. angewachsen, und die sich zurückgezogenen Franzosen an der Oglio nur noch etwa 18,000 M. stark waren. Erst am 14. setzten sie über den Mincio, wo Souwarow, der hier mit einem Russischen Hülfscorps zu ihnen stieß, das Commando übernahm. Der neue Feldherr ging am 23. über den Oglio. Am 27. kam es zu einem hartnäckigen Gefecht bey Pozzio, das sich zum Vortheile der Allirten endigte. Die von Ferrurier commandirte Franz. Division ward unweit Verderio gefangen. Souwarow hielt schon am 29. seinen Einzug in Mayland. — 11. Abschn. Bellegarde dringt in das Engadin. Massena ward zum Oberbefehlshaber aller Fr. Truppen von Düsseldorf an bis in die Schweiz ernannt. Er trat dieß ausgedehnte Commando in einer höchst kritischen Lage an. Er wählte das zweckmäßigste Mittel, nämlich: er vereinigte die gesammten Streitkräfte in der Schweiz, indem er die an sich selbst widerstandsfähigen Linien von Elsass beynähe ganz von Truppen entblößte, und die Linien vom Bodensee bis an das Engadin nur schwach besetzte. (Aber war dieß auch dann zweckmäßig, wenn die Oesterreicher in dem nördlichen Theile des Kriegstheaters Offensiv-Operationen unternahmen?) Mit der Hauptmacht nahm Massena eine feste Stellung. — Die Oesterreicher brachten den Monat April in Unthätigkeit zu. Zwar bestimmte der Erzherzog, der sich nach Jourdans Rückzug über den Rhein, gegen die Schweiz gewandt hatte, den 10. Apr. zum Anfange einer Operation gegen Zürich, woben Hoge mitwirken sollte, allein das Oest. Verpflegsamt, das damals das Requisitions-System noch nicht kannte, erklärte, es sey unmöglich, die dazu erforderlichen Lebensmittel anzuschaffen. Der Wiener Hof fand eine Unternehmung in die Schweiz unterhalb des Bodensees zu gewagt, empfahl wiederholt, Tirol und Vorarlberg nicht zu entblößen, und bestimmte, daß die Hauptoperation von dort aus nach Graubünden gerichtet seyn müsse. Späterhin sollte die Ankunft von 40,000 Russen, die den Rhein erst in der Mitte des Julius erreichen konnten, abgewartet

werden. Sowohl der Oest. Feldherr in Schwaben, als der in Tirol, waren mit sehr überlegenen Kräften durch den Hofkriegsrath in Wien gelähmt. Dieß ist nichts ungewöhnliches in der Kriegsgeschichte Oesterreichs, und diese Erscheinung wird sich überall zeigen, wo die Administrationen unabhängig von dem Feldherrn und unbekannt mit dem Zweck der Kriegsergebnisse die Voranstalten einleiten, und für die Ausführung desselben nicht verantwortlich bleiben. Ueberdies vermißte Oesterreich in diesem Jahre den Vortheil der Einheit im Commando, der es das Glück seiner Waffen im J. 1796 verdankte, während er sich auf der Seite des Gegners befand. Bellegarde vertrieb den Lecourbe nach hartnäckigen Gefechten aus den Engadinen, aber der Oest. Gen. St. Julien wurde bey Nels geschlagen. Es verdient bemerkt zu werden, sagt der Verf., daß die Unfähigkeit der Anführer ganz entgegengesetzte Wirkung bey den Deutschen und bey den Franzosen hatte. Die Franzosen, von dem Geiste der Revolution gestimmt, alle Schranken zu durchbrechen, folgten diesem Impuls, wenn sie keinen andern Ausweg fanden. Die Deutschen in der Abhängigkeit des Willens erzogen, und durch Verantwortlichkeit gebunden, blieben unthätig aus Verlegenheit.

12. Absth. Die Oesterreicher bemeistern sich Graubündens. Der Erzherzog verstärkte das Corps von Hoze. Dieser General bemeisterte sich in Gemeinschaft mit Bellegarde Graubündens. Der Verlust der Franzosen bey diesen Unternehmungen war sehr bedeutend. Ein neuer Beweis, daß eine strenge Defensiv sich nicht mit der Natur des Kriegs in Gebirgen verträgt. (Dieß Verfahren führt wohl in keinem Verhältnisse zu einem glücklichen Resultat.) Bellegarde vereinigte sich nach dieser Unternehmung mit Souwarow in Italien. — Deutschland und die Schweiz war von nun an für Oesterreich nie in defensiver Hinsicht wichtig, um seine eigene Staaten zu decken, die Offensive mußte in Italien geführt werden (Aber warum in Italien? waren die Oesterreicher nicht auch in der Schweiz und in Deutschland die stärkern?), wo sich

alles vereinigte, um Souwarow ein leichtes Spiel zu geben. — 13. Abschn. Massena wird über den Glatt zurückgedrängt. Der Erzherzog und zugleich mit ihm Hoze, trieben die Französische Armee, nach einer Reihe von blutigen Postengefechten über den Glatt zurück. Lange bemühte sich Massena, die Vereinigung der beiden Oest. Feldherren zu verhindern; allein obwohl die Franzosen in mehreren Gefechten Sieger waren, so erreichte der Erzherzog doch durch seine strategischen Anordnungen die beabsichtigte Vereinigung. — 14. Abschn. Erste Schlacht bey Zürich am 4. Jun. Zürich ist ein strategischer Punct, d. h. man kann den Gegner durch keine Umgehung aus seinem Besitz entfernen, er muß angegriffen werden, weil von Zürich aus jeder mit einer gefährlichen Offensive bedroht wird, der diesen Punct vorbeigehen wollte. Die Franzosen hatten hier auf dem Gebirge eine Stellung sehr stark verschanzt, um sich des strategischen Puncts Zürich zu versichern. Nach einigen abgeschlagenen Versuchen gelang es endlich dem Erzherzoge, obwohl nicht ohne großen Verlust, am 5. Jun. Massena aus seiner festen Stellung zu verdrängen.

2. Theil. 1. Abschnitt. Waffenruhe an der Limmat und am Rhein. Die Oesterreicher waren nach der Schlacht von Zürich weder so überlegen an Zahl, noch hatten sie so entschiedene strategische Vortheile errungen, daß sie sich schmeicheln konnten, die Unternehmungskraft des Feindes gelähmt zu haben. Sie bedroheten weder seine Basis, noch seine Rückzugslinie. (Ein Beweis, daß die Operation der Oesterreicher in der Schweiz fehlerhaft war. Nur indem sie über den Rhein gingen, und die Schweiz zu tourniren suchten, konnten sie die Communication der Armee von Massena bedrohen.) Sie mußten ihre eigenen Operationen auf ihre eigene Aufstellung gründen, und durch eben dieselbe ihre Communicationen zu verwahren suchen. Obwohl die Deutsche Armee in der Schweiz stand, war ihre Basis doch ausschließlich in Deutschland, und hier hatte der Erzherzog nur 22,000 M. zur Deckung des Schwarzwaldes zurücklassen können, wo

selbst die Franzosen eben so stark waren. Da nun der Erzherzog nach Massenas Rückzug von Zürich weder eine dauerhafte, noch zu momentanen Resultaten führende Operation unternehmen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als sich in eine möglichst vortheilhafte defensive Verfassung zu setzen. Massena befand sich in gleicher Lage, und daher kann man sich das seltene Schauspiel erklären, daß zwey große, feindliche Armeen Monate lang, ohne einen Waffenstillstand geschlossen zu haben, ganz unthätig gegen einander überstehen. Diese Waffenruhe in Deutschland und der Schweiz, dauerte vom halben Jun. bis zur Hälfte des Aug., und ward nur durch kleine Postengefechte unterbrochen. In Paris erfolgte aber am 18. Jun. eine Staatsumwälzung, die der Franz. Regierung neue Kraft gab. — 2. u. 3. Abschnitt. Uebersicht der Operationen in Italien. Nach der Schlacht bey Cassano stellte sich Moreau, der nach Scherers Abberufung die Franz. Armee befehligte, bey Alessandria auf. Er hatte die doppelte Absicht, eines Theils seine Verbindung mit dem von Neapel kommenden Corps des Macdonald aufrecht zu halten, und dann sich dem Küstenlande zu nähern. Die Lage Moreaus war äußerst kritisch, er hatte dem Souwarow kaum die Hälfte von Truppen entgegenzustellen. Die Einwohner des Landes waren gegen die Franzosen. Er zeigte sich auch hier als der große Feldherr, so wie er sich als solcher 1796 bewiesen hatte; er nahm sehr vortheilhafte Stellungen, seine Märsche waren gut berechnet und die Fehler seiner Gegner blieben nicht unbenutzt. Souwarow besaß militärische Eigenschaften, aber ohne Ausbildung. Er hatte seine Bildung als Feldherr in den Kriegen gegen die Türken erhalten, wo Entschlossenheit und der Muth, den der Anführer seinen Truppen einzuflößen weiß, zum Siege genug sind. Die Lage Souwarows, als er in Italien den Oberbefehl führte, war die günstigste, die sich ein Feldherr wünschen kann. Er hätte sie zu raschen Fortschritten benutzen, und den Feind durch unausgesetzte Verfolgung aufreiben sollen. Aber er verfolgte nicht den entscheidenden Zweck, er hatte keinen bestimmten Plan. Sein Instinct lehrte ihn den Feind dort aufsuchen; und angreifen, wo er stand, ohne Berechnung der Zeit, der Kräfte und der Bewegung. — Bey Valence ward Souwarow beym Uebergange über den Po mit bedeutendem Verlust zurückgeworfen, dagegen ward der Franz. Gen. Victor gezwungen, sich

wieder über die Bormida zurückzuziehen. Moreau zog sich jetzt mit unglaublicher Schnelligkeit, und indem er seinen Gegner durch beständige Scheinbewegungen täuschte, in die Riviera, während Souwarow, statt ihn zu einer Schlacht zu zwingen, die seine gänzliche Niederlage hatte herbeiführen müssen, (aber war dieß bey dem schnellen Rückzuge von Moreau möglich?) sich langsam gegen Turin fortbewegte. Die Besorgnisse des Dest. Hofes wegen Tirol waren verschwunden, dagegen richtete dieser nun seine ganze Aufmerksamkeit auf Italien. Nachdem auch Bellegarde aus der Schweiz sich mit den Russen vereinigt hatte, befehligte Souwarow ein Heer von 98,000 M. Moreau hatte dagegen nur 26,000 M., wozu nachher noch 4000 M. stießen, die Macdonald in Livorno hatte einschiffen lassen. Macdonald selbst war mit 17,000 M. von Rom aufgebrochen. Unerachtet zweyer sehr blutigen Gefechte an der Trebbia, wovon der Vortheil im Ganzen für die Allirten war, konnte Souwarow doch die Vereinigung Macdonalds mit Moreau nicht hindern. Es ist auffallend, daß Souwarow in diesen Hauptgefechten von seinem 98,000 M. starken Heere, nur 32,000 M. auf den entscheidendsten Punct bringen konnte: dieß entstand aber aus dem großen Fehler seiner früheren Operationen. Unerachtet der Vereinigung mit Macdonald, blieb Moreaus Lage noch immer sehr gefährlich. Seine Stellung in der Bochetta war sehr ausgedehnt, und ohne Kraft. Souwarow benutzte seine Vortheile nicht; er vertheilte seine Kräfte. Der Wiener Hof wollte die Sicherheit der bisherigon Eroberungen auf den Besitz der Festungen gründen, und drang vorzüglich auf die Belagerung von Mantua. Die Franzosen benutzten die Unthätigkeit der Allirten, zur Vermehrung ihrer Streitkräfte. Der Franz. General Championet sammelte ein neues Heer von 25,000 M. hinter den Alpen. Die Truppen in der Riviera wurden zu 45,000 M. verstärkt, worüber Joubert das Commando erhielt. Dieser neue Feldherr blieb aber gleich in der Schlacht bey Novi, welche durch den General Melas, der den rechten Flügel der Franzosen umging, zum Vortheil der Allirten entschieden ward. Moreau, der das Commando wieder übernahm, bezog seine vorige Stellung wieder, und Souwarow, abermahl unthätig, versäumte zum drittenmahl die Gelegenheit die feindliche Armee durch eine kräftige Verfolgung aufzureiben. Dießmahl hielten politische Verhältnisse seine Fortschritte auf, indem er die Nachricht von einer Uebereinkunft zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und London erhielt, vermöge welcher die Russischen Truppen Italien räumen, und fernerhin selbstständig in der Schweiz operiren sollten, wo schon ein Corps d'armée unter Korsakow angekommen war. Souwarow hatte

einen glänzenden Feldzug gemacht. Mit 18,000 Inf. und 4000 Cosaken brach er nun nach der Schweiz auf. — 4. Abschn. Unternehmungen der Franzosen, zwischen dem Ticino und dem Züricher See. Auf Englands Veranlassung erhielt der Erzherzog Carl den Befehl, noch vor der Ankunft Souwarows die Schweiz zu räumen, ein Corps zur Sicherheit des südlichen Deutschlands aufzustellen, mit dem größten Theile seiner Truppen abwärts zu ziehen, und dort die Offensive zur Begünstigung einer Operation zu ergreifen, zu welcher eine combinirte Engl. Russ. Armee gegen Holland bestimmt war. Oesterreich war diesem Operationsplan um so lieber bengetreten, weil es einen sehr großen Werth auf die in Italien gemachten Eroberungen setzte, und die Gegenwart fremder Truppen verbunden mit dem Starrsinn ihres obersten Feldherrn, als ein Hinderniß in der Erreichung seiner Wünsche betrachtete. Dem Stolze der Russen war die Trennung von den Oesterreichern willkommen. Unzweckmäßiger als dieser Operationsplan, konnte keiner in der Zeit, als er wirklich ausgeführt ward, seyn: in ihm muß die vorzüglichste Ursache der nachfolgenden Unglücksfälle gesucht werden. Man gab die Vortheile der Mehrzahl zu einer Zeit auf, als gerade die Franzosen ihre Streitkräfte bedeutend vermehrt hatten; man entsagte der gewissen Aussicht zu Eroberung, chimärischen Projecten zu gefallen. — 5. Abschn. Die Oesterreicher versuchen den Uebergang über die Aar. Sie werden von den Russen in der nördl. Schweiz abgelöst. Im 6. Abschn. erzählt der V. zwey gelungene Unternehmungen des Erzherzogs: den Entsatz von Philippsburg und die Eroberung von Mannheim. Die Franzosen begingen bey Mannheim den Fehler, daß sie durch Anhäufung vorgelegter Verschanzungen, durch ihre stufenweise Vertheidigung und durch Wiederholung einzelner Gefechte, die Annäherung ihres Gegners aufhalten wollten. Zweckmäßiger ist es durch Vermehrung der Widerstandskräfte den Angriff des Feindes auf einen wesentlichen Punct, den man bewahren will, zu vereiteln. So glänzend die Eroberung von Mannheim war, so wenigen Nutzen hatte sie, wegen Entfernung der Puncte, für die auf dem Helder gelandeten Engländer und Russen, deren Expedition auf Holland bekanntlich von keinem glücklichen Erfolge begleitet ward. — 7. Abschnitt. Zweyte Schlacht von Zürich. Den großen Sieg, den Massena hier über Korsakow erhielt, verdankte er nicht so wohl seinen vortreflichen Anordnungen, als den unaussprechlichen Fehlern seines Gegners. Seit 1763 hatten die Russen nur Kriege gegen die Türken geführt, gegen welche persönlicher Muth und die Zusammenhaltungen dicker Massen den Siegentscheidet. Stolz über ihre Siege gegen die Türken, verachteten die Russen die Deutschen, weil sie die Franzosen

nicht hätten überwinden können. Nichts überstieg den Eigendünkel der Russ. Truppen, als der ihres Anführers selbst. Korsakow vergaß ganz, daß die eigene Sicherheit die erste Grundlage jeder Unternehmung ist. Er concentrirte seine Truppen auf den linken Flügel, und entblößte dadurch seine Communication. Er nahm drey Wochen zu früh eine offensive Haltung an, und schwächte seine günstige Verteidigungslinie. In seiner Unwissenheit bildete er sich ein, daß ein Uebergang über die von ihm schwach besetzte Linie unmöglich sey. Die Schlacht bey Zürich brachte bey den Russ. Truppen jene Muthlosigkeit hervor, die stets aus dem Misslingen überspannter Erwartungen und aus der Verachtung des Feindes entsteht. Als Folge dieser verlorren Schlacht wurden die Oesterreicher aus dem Linththal vertrieben. — Der — 9. Abschn. beschäftigt sich mit Souwarows merkwürdigem Zuge durch die Schweiz, der hier einer strengen Kritik unterliegt. Der Vf. sagt von Souwarows Plan: er war unzweckmäßig, weil er von keiner sichern Basis ausging, und weder diese noch die Rückzugslinie deckte, das Gelingen hing von dem unsichern Zusammentreffen isolirter Colonnen, oder von dem ungewissen Erfolg mehrerer Gefechte ab. Allein als Souwarow diesen Zug antrat, ahnete er die Vorfälle bey Zürich nicht; die Nachricht davon überraschte ihn in der Mitte seiner Unternehmung. — 10. Abschn. Die Verbündeten räumen die Schweiz. Zug der Russen. Der Verlust der Schweiz war nicht die einzige Folge der begangenen Fehler; eine noch schlimmere war die Auflösung der Verbindung des Russ. u. Oest. Hofes. Souwarow bis dahin nur an Siege gewohnt, setzte die Niederlage der Russen nicht in die falsche Anlage der Operation, nicht in Korsakow's Misgriffe, sondern in die Verräthercy der Oesterreicher. Seine Ansicht theilte sich nicht nur den Russischen Truppen, sondern auch dem Russischen Hofe mit. — 11. Abschnitt. Wiederholte Berennung und Ersah von Philipsburg. Nach dieser Operation bezogen die beiderseitigen Truppen in Deutschland die Winterquartiere. — 12. Abschnitt. Blick auf die letzten Unternehmungen in Italien. Winterquartiere. Nach Souwarows Abmarsch in der Schweiz blieb Melas außer den Besatzungen mit 68,000 M. in Italien zurück. Obwohl im festen Lande die Thätigkeit beider Armeen auf der ganzen Linie ununterbrochen fortbauerte, so fiel doch nichts sehr Entscheidendes vor. Der V. tadelt die Anordnungen der Oesterreicher zu dem neuen Feldzuge. Warum verstärkten sie sich nicht vorzüglich an der Donau? Warum besetzten sie nicht in Deutschland mehrere Punkte in ihrem Rücken? Warum stellten sie nicht neue Truppen auf? 13. Abschnitt. Feldzug von 1800 — Hier liefert der V. nur eine gedrängte Uebersicht der bekannten

Ereignisse. — Beschluß. Der Verf. sucht aus den Ereignissen des Feldzugs von 1799 zu beweisen: die Unentbehrlichkeit des Besitzes und die Sicherheit der Operationsbasis, so wie der Communication mit derselben, und den Nutzen befestigter strategischer Punkte. — Wir müssen gestehen, daß wir mit der Ansicht des Vf. von dem hohen Werthe der Strategie, als Wissen/craft betrachtet, nicht ganz einverstanden sind; so wie wir auch aus dem Gange der Ereignisse des Feldzugs von 1799 die Belege zur Unterstützung ihrer theoretischen Sätze nicht finden. Wenn dieser Feldzug den gerechten Erwartungen der Alliirten nicht entsprach, so scheinen uns folgende Ursachen den ungünstigen Erfolg veranlaßt zu haben: 1. die Oesterreicher verkannten vor und bey Eröffnung des Feldzugs ihre wahre Stellung gegen Frankreich. Auch ohne Rußlands Hülfe war das Oest. Heer sowohl physisch als moralisch den Franz. Streitkräften so sehr überlegen, daß weder, wie das Oesterreichische Cabinet wollte, die Erhaltung von Tyrol, oder nach der Meinung des Erzherzog die Defleken der Donau das strategische Object ihrer Operationen seyn mußte. Selbst die Wegnahme von Hüningen und Straßburg (nach der Ansicht des Erzherzogs das höchste Ziel der Anstrengung) konnte zu dem Ziele, den Krieg bald zu entscheiden, nicht führen. Wenn man dem Feind beynahе un- das doppelte überlegen ist, nicht nur die nämlichen Mittel sein Heer zu verstärken, als der Feind beßzt, sondern einen Alliirten, wie Rußland im Hintergrunde hat, so verschwinden die Rücksichten auf sogenannte Schlüssel des Kriegstheaters, die theils schon vor Eröffnung des Feldzugs in unsern Händen sind, wie z. B. Tyrol, oder doch gleich nach der ersten Unternehmung in unsern Besitz kommen müssen. Den Feind zu Boden zu drücken, und so weit als die Verproviantirung des Heers es gestattet, vorzudringen, muß dann das strategische Object seyn. Und Festungen, zumahl wenn sie so schlecht besetzt und ausgerüstet sind, als es die Französischen im Feldzuge von 1799 waren, vermögen eine starke siegreiche Armee nicht in ihrem Laufe aufzubalten. In den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815, in welchen die Alliirten, die Grundsätze der Strategie ganz aus den Augen setzten, verschwand der magische Cirkel, den bis dahin die drey Reichen Festungen um Frankreich gezogen hatten. — 2. Wenn der Operationsplan des Oest. Cabinets bey Eröffnung des Feldzugs höchst fehlerhaft war, so verdient es nicht minder Tadel, daß es aus der Schreibstube die Bewegungen seiner Feldherren fortdauernd leiten, und selbst den Vorschlägen des Erzherzogs Carls kein gefälliges Obr leihen wollte. Das Cabinet kann nur allgemeine Ansichten aufstellen; das Detail des Entwurfs, die Ausführung, so wie die Ab-

änderung von selbigen, wenn die Verhältnisse andre Maßregeln erfordern, muß es dem Feldherrn, dem es seine Heere anvertraut, überlassen. 3. Alle Erfahrungen lehren, daß getheilte und von einander unabhängige Befehlshaber der Heere der nämlichen Nation, (z. B. Bellegarde und Hoze u. a. m.) sich gegenseitig nicht diejenige Unterstützung leisten, ohne welche der glückliche Erfolg nicht statt finden kann. 4. Wir haben das Oesterreichische Cabinet getadelt, daß es seinen Feldherrn nicht genugsam Spielraum ließ, — was soll man aber sagen, wenn die Cabinette von London, Petersburg und Wien aus, Operationspläne vorschreiben, und in der Mitte des Feldzugs, Bewegungen der Heere anordnen, die mit der Aufhebung aller bereits errungenen Vortheile verbunden sind, um einem ungewissen Zweck nachzustreben? — Das Problem, Truppen von verschiedenen Mächten zu befehligen, ist schwer. In unsern Zeiten haben der Herzog Ferdinand und der Fürst Schwarzenberg es auf eine würdige Art gelöst. Ein Haupterforderniß scheint uns zu seyn, daß einer an der Spitze steht, dem alle gehorchen, und daß die Cabinette möglichst aus dem Spiele gelassen werden. Wenn erst der Degen gezogen ist, so muß die Feder ruhen.

In dem Feldzuge von 1799 scheiterten fast alle Unternehmungen, bey welchem der Erreichung des Objects zu künstlich berechnete strategische Regeln zum Grunde lagen. Wenn man Bewegungen in weiter Entfernung von einander, auf ein Object leiten will, (das Meisterstück der Strategie), so errichtet man das Gebäude nicht nur auf unsichere Data, sondern hängt auch zu sehr von Zufälligkeiten ab. Entwirft man seinen Plan nach bekannten und vor Augen liegenden Data, und sieht nicht zu ängstlich auf das, was in weiter Ferne liegt, so hat man das Spiel mehr in seiner Gewalt, der Gewinn der Schlachten entscheidet. Und daher möchten wir die Tactik in der Entscheidung weit über die Strategie setzen. In unsern Zeiten ist viel über die Wichtigkeit der Erhaltung der Basis der Operation geschrieben worden. Wer beym weiter Vorgehen sich von der ursprünglichen Basis zu sehr entfernt, muß sich eine neue bereiten. Dazu ist die Kunst, schlecht besetzte Verter, oder gute Positionen schnell in Vertheidigungszustand zu setzen, erforderlich. So besetzten die Franzosen im siebenjährigen Kriege Göttingen und Cassel mit seinem festen Lager, und in dem letzten Kriege Hamburg; so der Herzog Ferdinand Lipstadt, Münster und Hamm. In dem Feldzuge von 1799 spielten Souwarow und Massena bey weitem die glänzenden Rolle, obwohl sie mehr Tactiker als Strategen waren, sogar öfters die Regeln der Strategie aus den Augen setzten; die Art wie beide operirten, war mehr den da-

mal's herrschenden militärischen und politischen Verhältnissen angemessen, als die des Erzherzogs Carls und Moreau, obwohl die letztern die erstern an strategischen Kenntnissen weit übertrafen. Es würde ungerecht seyn, den militärischen Character der beiden zuletzt genannten Feldherren nach den Ereignissen des Feldzugs von 1799 beurtheilen zu wollen. Moreau befehligte ein Heer das halb so stark war, als das Oesterreichische. Der Erzherzog war durch die Befehle seines Hofes gelähmt. Er gewann Schlachten, konnte sie aber nicht benutzen. Wenn uns aber verstattet ist, aus dem militärischen Leben beider Feldherren ein Resultat zu ziehen, so scheinen sie uns vortrefflich geeignet zu seyn, Heere von ungefähr gleichen Streitkräften und auf einem eingeschränkten und präparirten Kriegstheater zu führen. Unter diesen Verhältnissen gegen einander aufgestellt, würden wir das Schauspiel das einstens Turenne und Montecuculi, aufführten, erneuert gesehen haben. Allein um revolutionäre Massen, oder gegen solche, zu commandiren, waren sie zu sehr Strategen; dazu eignete sich ein Buonaparte, ein Massena, ein Le Courb, ein Souwarow, ein Blücher besser. Als der Erzherzog seinen schönen Feldzug von 1796 führte, handelte er weniger nach strategischen Grundsätzen, als im Jahre 1799 oder 1809. Der im siebenjährigen Kriege zu unternehmende Erbprinz von Braunschweig, hatte in der Ruhe des Friedens zu sehr die Kriegskunst studirt, um später an die Spitze des Heers gestellt, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. — Aber wie, soll man den Krieg nicht nach Regeln führen? — Es gibt in den Verhältnissen des menschlichen Lebens gewisse Grenzlinien; diese überschritten, sinkt selbst das Vortreffliche — zum Gemeinen herab. Die Hauptsache ist, den Feind auf dem kürzesten Wege anzugreifen, wo man ihn findet, und seinen Sieg möglichst zu benutzen. Das, was man nicht durch die Waffen erreichen will, durch künstliche Bewegungen bewirken zu wollen, glückt nur dann, wenn der Feind selbst keine Lust zum Schlagen hat, oder dazu die Mittel nicht besitzt, und unthätig bleibt. Nur in sehr wenigen Fällen bietet die Natur unangreifbare Hindernisse dar; die, welche man gemeinlich dafür ansieht, verschwinden oftmals bey einem raschen kräftigen Angriffe, und das, was man Schlüssel der Operation nennt, ist gemeinlich nur unter gewissen und eingeschränkten Verhältnissen, wahr. — Der Raum verstattet uns nicht, diese hier sündlich hingeworfenen Ideen weiter zu verfolgen. Vielleicht mag es vermessen scheinen, der verabschiedeten Takrik auf Kosten der hochgepriesenen Strategie das Wort zu reden. Aber der Gegenstand bleibt immer wichtig genug, die Aufmerksamkeit zu reizen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

III. Stück.

Den 10. Julius 1820.

Stuttgart.

In der Cotta'schen Buchhandlung: West: östlicher Divan, von Göthe. 1819. 556 Seiten in Octav.

Wir dürfen wohl voraussetzen, daß diese Sammlung, in welcher der vielseitigste unsrer großen Dichter wieder von einer neuen Seite sich zeigt, unsrer Anzeige nicht bedarf, um bekannter zu werden. Eben so wenig ist hier der Ort zu Aeußerungen über dasjenige, was der Eine und der Andere gegen manches in der Art, wie hier der Orient in den Occident versetzt erscheint, einzuwenden sich erlauben möchte. Aber was wahre Erweiterung unsrer schönen Litteratur ist, muß auch in unsern Blättern mit der Auszeichnung genannt werden, die ihr gebührt. Schäßbare Uebersetzungen und Nachahmungen orientalischer Dichter können noch mehrere folgen; aber nur vom Geiste dieses einzigen Dichters aufgefaßt, konnte die orientalische Poesie auf eine solche Art sich nicht sowohl germanisiren, wenn man uns diesen Ausdruck hier erlauben will, als in

Deutscher Sprache sich eigentlich individualisiren. Denn durch den Eindruck, den das Eigenthümliche der orientalischen Geistes-Blüten und Früchte auf diesen Deutschen Dichter machte, erscheint gerade dasjenige, was von jeher individueller Character seiner eignen Poesie war, auf eine neue Art erweckt und ausgebildet. Ueberall erblickt man ihn selbst, als ob er seinem Vaterlande und Asien zugleich angehörte. Eines ins Einzelne gehenden Urtheils müssen wir uns hier enthalten. Andern Recensenten, die bey dieser Gelegenheit ihre Kenntniß der orientalischen, besonders der Persischen Litteratur zeigen können, überlassen wir ein Gutachten über den Reichthum von erläuternden Bemerkungen und Notizen abzugeben, die unter dem Titel *Einleitung* die zweyte Hälfte des Bandes einnehmen. Aber daß unter diesen erläuternden Bemerkungen nicht wenige sich finden, die von dem Philosophen, dem Aesthetiker und dem Geschichtsforscher, beachtet zu werden verdienen, dürfen wir nicht unangezeigt lassen. Möge der aromatische Duft aus dem Morgenlande den Dichter in seinem kräftigen Greisesalter und durch ihn das Deutsche Publicum noch lange erheitern und erfrischen!

L o n d o n.

Voyage of His Majesty's Ship *Alceste*, along the Coast of Corea, to the Island of *Lew-chew*; with an Account of her subsequent Shipwreck. By *John M'Leod*, Surgeon of the *Alceste*. Second Edition. 1818. 323 Seiten in 8. ◀

Dieser mäßige Octavband mit einigen unbedeutenden Kupfern und dem Portrait des Capitain *M. Maxwell* geziert, enthält einen Reisebericht des Schiffsarztes *M'Leod*, welcher die Am-

bassade des Lord Amherst auf dem Schiff Alceste bis zum Golf von Pa-tche-li begleitete, dann aber den Boden von China nicht betrat, sondern mit den aus dem Gelben Meere nach Canton zurückkehrenden Schiffen, Alceste und Lyra, die Nordküsten der Chinesischen Tatarey am Golf von Lea-tung, die westliche Küste von Corea besuchte, und über die Lew-chew Inseln nach Canton und von da über Manilla und Batavia nach England zurückkehrte. In sieben Kapiteln sind die Hauptmomente der ganzen Reise berührt, welche aus andern Werken umständlicher bekannt geworden, jedoch einige interessante Zusätze und Erläuterungen erhalten; jedoch nur das zweyte bis vierte Kapitel verdienen hier eine genauere Erwähnung, da in ihnen einige Erweiterungen der bisherigen Kenntniß vom Chinesischen Küstenmeere mitgetheilt sind, nämlich die Entdeckungen an der Westküste von Corea und auf den Lew-chew Inseln. Im ersten Kapitel führt das Schiffsjournal schnell bis zur Landungsstelle des Lord Amherst am Pai-ho Fluß, im Golf von Pe-tshe-li, dann aber erzählt das zweyte die Küstenfahrt in demselben gegen Norden und Osten. Außer den Englischen Schiffen, welche früher die Ambassade des Lord Macartney nach derselben Nordprovinz Chinas geführt, hatten noch keine andern Europäer diese Gewässer des Gelben Meeres besichtigt; daher theilten sich die beiden Schiffe Lyra und Alceste in der Untersuchung dieses Meerbusens, indem jenes die Südküste dieses die Nordküste oder den Golf von Lea-tung untersuchte, und zu einigen wichtigen Entdeckungen Gelegenheit erhielt. Abfahrt vom Pai-ho Fluß den 12. August; längs der nach Osten immer höher aufsteigenden Tatarischen Küste, wo am 14. Aug. unter $39^{\circ} 29'$ N. Br. und $120^{\circ} 6'$ O. L. das Westliche Ende der Chinesis

schen Mauer erblickt wurde, vom Schiffe aus in einer Ferne von 5 bis 6 Seemeilen. Das Westliche Vorgebirge des Golfs von Lea-tung wurde so wie es in dem Atlas von China verzeichnet ist, aufgefunden, Regents Sword genannt mit dem Cape Charlotte und dem Leopolds Island, dann gegen Osten umschiff, wo es nebst mehreren Inselgruppen den Golf Petscheli von dem Gelben Meere scheidet. Von hier gegen S. O. fingen die Entdeckungen an, indem statt der bisher auf den Karten verzeichneten Westküste von Corea eine unzählbare Menge von Inseln erkannt wurden, deren Gruppen und Klippen nun von dem Zosten Aug. bis zum 10ten Sept. durchsteuert werden mußten, bis Quelpert Insel. Die erste Gruppe an der Westküste $37^{\circ} 45'$ N. Br. und $124^{\circ} 40' 30''$ O. L. wurde James Hall's Group genannt. Deren Bewohner suchten die Landung der Fremden zu hindern, ohne sich gewaltsam zu widersetzen; ihr Vorsteher, ein ehrwürdiger Greis, der übrigens sehr wohlgesinnt war, gab durch Zeichen, da der Chinesische Dolmetsch sich nicht mit ihm verständigen konnte, zu verstehen, daß ihm dieser Besuch den Kopf kosten würde, sobald nach vier Tagen die Nachricht davon seinem Herrn zu Kin-ki-tao berichtet werden würde. An einem der folgenden Tage wurde die Basil's Bay unter $36^{\circ} 9'$ N. Br. und $126^{\circ} 32'$ O. L. bestimmt, welche nach den bisherigen Karten aus dem Chinesischen Atlas der Jesuiten und bey D'Anville an 120 Engl. Meilen tiefer im festen Lande von Corea liegen würde. Die Einwohner waren voll Gutmüthigkeit, aber auch voll Bangigkeit über die unerhörte Erscheinung der Fremden, denen sie alle gemachten Geschenke zurückgaben, sie mit allen Bedürfnissen versehen, und dabey immer auf die Schiffe deuteten, um sie zu bewegen, dahin zurückzukehren, auch ihre Boote

vom Lande stießen. Statt der festen Landzunge von Corea wurde die ganze Westhälfte derselben als ein großer Archipel von unzählbaren Inseln befunden, von welchem der König von Corea oder Caoli nach der Volkssprache wohl mit Recht den Titel Herr der zehntausend Inseln führt. Die südwestlichste derselben, bisher für das äußerste Vorgebirge Coreas gehalten, wurde Alceste Insel genannt, eine der südlichsten Lyra. Von hier fuhren die Schiffe an Quelpert und der Schwefelinsel vorüber nach der Gruppe der Liquejos Inseln, welche nach der richtigsten Aussprache der Bewohner Lewchew (Lutschu), und der untersten Volksklasse, Doochoo genannt werden. Die große Lewchew Insel zeichnete sich durch die höchste Cultur, durch starke Bevölkerung und Wohlhabenheit der Bewohner aus, die mit uneigennützigster Menschenfreundlichkeit den Engländern, die sie für verunglückte Schiffer hielten, zu Hülfe kamen. Die Hafenstation hieß Na-pa-kiang, die Hauptstadt 5 Engl. in D. davon entfernt Kint-ching; alle Art von Unterstützung wurde den Fremden gereicht, an Handwerker, Zimmerleuten, Proviant u. s. w., und dabey mit einer zarten und bescheidenen Theilnahme und Hochachtung für die Fremden verfahren, ohne sich selbst etwas zu vergeben, daß hieraus das schönste Einverständnis der verschiedensten Nationen hervorging, die sich zum erstenmale kennen lernten. Dieß erhielt sich bis zum letzten Augenblick, und statt der östlichen Barbaren, zu denen diese Insulaner von ihren jetzigen Beherrschern, den Chinesen, gezählt wurden, fanden die Britten hier ein zartgebildetes, glückliches, cultivirtes Inselvolk, im schönsten Klima, auf einer ungemein fruchtbaren, wohlbebauten Insel, in Städten und Landsitzen, in Sicherheit,

Ordnung, Wohlstand, mit eigener Geschichte und Tradition die ihre Selbstständigkeit bis in das Jahr 605 nach Christi Geburt zurückführt, wo die ersten Chinesen dieselbe Insel in noch größerm als dem gegenwärtigen Wohlstande überfielen und sich tributpflichtig machten. Zu der Gruppe gehören 36 Inseln, die ihre Geschichte unter 25 Dynastien aufwärts erzählen; die Inselulaner gutmüthig, sehr lernbegierig, empfänglich, sind klein von Gestalt, völlig verschieden gebildet von den Chinesen, dem Menschenschlage von Corea verwandt, von ganz heller Europäischer Farbe, mit eigener Sprache, welche ein Dialect des Japanischen seyn soll, religiös gesinnt, und auf allen Inseln gleich gastfrey gegen die Fremden. Beym Abschied der Schiffe zogen sie in ihren Tempel und brachten ihren Göttern Gebete zu der glücklichen Heimkehr der Fremden; statt aller Ceremonien, am Tage des Königsfestes, das die Engländer auf ihren Schiffen feyerlich begingen, schickten sie papierne Laternen als Zeichen der Theilnahme um die Schiffe zu illuminiren; und die Besuche einiger Großen des Landes wie aller übrigen Bewohner fielen immer zur beiderseitigen vollkommenen Befriedigung aus, so daß den Fremden die Trennung schwer wurde. Von diesen Inseln kehrten die Schiffe in die bekannten Gewässer von Canton zurück. Die Strandung der Alceste in der Gaspar Strahe, die Rettung der Schiffsgesellschaft, die Rückkehr nach England übers Cap der guten Hoffnung und St. Helena, machen den Inhalt der letztern Kapitel dieses einfachen Reiseberichtes aus, von welchem bald nach der ersten Auflage eine zweyte nothwendig wurde. Ein Abschiedsgeicht an die Bewohner der Lew:chew Inseln von Mr. Gillard ist am Ende beygefügt.

B o s t o n.

1819: American medical Botany, with coloured Engravings, by J. Bigelow. Vol. 2. P. 2.

Tab. 31. *Liriodendron tulipifera*. Der Tulpenbaum ist bereits in ganz Deutschland bekannt, und hat zumahl in den beiden letzten, warmen Sommern häufig bey uns geblühet. Nicht bloß die großen schönen Blumen, auch der schlanke Wuchs und die eigenthümliche Form der Blätter empfehlen diesen Baum zu Gartenanlagen. Durch Michaux und Catesby wissen wir, daß der Stamm zuweilen einen Umfang von 20 — 30 Fuß erreicht, und der ganze Baum 130 — 140 Fuß hoch wird. Die bittere Rinde der Zweige und Wurzeln des Tulpenbaums gleicht in ihren Eigenthümlichkeiten der Cascavilla, und ist bey intermittirendem Fieber und chronischem Rheumatismus mit Vortheil von unserm Verf. angewandt worden. Vom öconomischen Nutzen des Holzes hat schon Michaux in seinem bekannten Werk über die Nord-Americanischen Bäume ausführlich geredet. Tab. 32. *Juglans cinerea*. Die Rinde der Zweige enthält viel Extractivstoff, die jüngern Schichten derselben, besonders von den Wurzeln genommen, geben ein gelindes Exarativ. Tab. 33. *Veratrum viride*. Diese Pflanze gleicht in ihrer Wirkung auf den menschlichen Körper völlig dem Europäischen *Veratrum album*. Tab. 34. *Gentiana Catesbaei*. Manche perennirende Gentianen haben eine sehr bitter schmeckende Wurzel; unter den Europäischen werden bekanntlich *G. lutea* und *purpurea* dieserwegen vielfältig gebraucht. *G. Catesbaei* gleicht in dieser Rücksicht der *G. lutea* am meisten, und ihre Wurzel wird deshalb mit Vortheil in solchen Fällen gegeben, wo unsre Aerzte die Wurzel der *G. lutea* anwenden. Tab. 35. *Laurus Sassafras*. Die Anwendung und Wirkung dieser Pflanze ist allgemein bekannt. Tab. 36. *Apocynum andro-*

saemifolium. Die Wurzel wird als Brechmittel gegeben, doch muß sie frisch angewandt werden, da sie sonst ihre Wirkung verliert. Tab. 37. *Dirca palustris*. Die Rinde gleicht in ihrer Wirkung der *Polygala Senega*, und kann vielleicht in geringer Dosis statt jener *Polygala* angewandt werden. Tab. 38. *Rubus villosus*. Die Rinde dieses Strauchs ist als kräftiges Abstringens mit Vortheil angewandt worden. Tab. 39. *Cassia marilandica*. Sie gleicht in ihrer medicinischen Wirkung der bekannten *Cassia Senna*; man muß aber $\frac{2}{3}$ mehr davon geben, als von der *Senna*, wenn man dieselbe Wirkung beabsichtigt. Tab. 40. *Nicotiana Tabacum*. Die einzige Abbildung dieses Bandes, welche unvollkommen ist, so daß man zweifelhaft bleibt, ob man sie zur *N. Tabacum*, oder zur *N. fruticosa*, oder gar zu einer andern verwandten Art zählen soll. Ein Stengelblatt, wenn auch nur im Umriss dargestellt, hätte uns leicht dieses Zweifels überheben können. Der Verf. gedenkt S. 179 einer schmalblättrigen und breitblättrigen Varietät. Vielleicht möchte wohl die letztere, welche in den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten häufig gebauet wird, *N. macrophylla* Sprengel seyn. Die Anwendung des Tabaks ist hinlänglich bekannt. S. 183 erzählt der *B. A surgeon in the U. S. army informed me that the soldiers had an expedient to exempt themselves from duty, by wearing a piece of tobacco under each armpit, until the most alarming symptoms of real illness appeared in the whole system.* Ausführlich handelt der Vf. von der Einführung dieser Pflanze nach Europa; von der Bereitung des Bodens, worin man sie cultiviren will; von der Fabrication des Tabaks ic. wobey vorzüglich der *historical and practical Essay on the culture and Commerce of Tobacco, by William Tatham. London 1800* benützt ist. Wir haben in diesem so ausführlich abgehandelten Artikel nichts gefunden, was wir nicht als bekannt annehmen dürften.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1820.

Paris.

Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, depuis l'époque de son établissement par Ferdinand V. jusqu'au règne de Ferdinand VII. tirée des pièces originales des archives du Conseil de la supreme et de celles des tribunaux subalternes du St. Office, par D. Jean Ant. Llorente ancien Secrétaire de l'inquisition de la Cour etc. Traduite de l'espagnol sur le manuscrit et sous les yeux de l'auteur par Alexis Pellier T. II. 1817. 553 S. III. 1818. 497 S. IV. 1818. 504 S. 8.

Die Veranlassung, die Quellen und Hülfsmittel, die Einrichtung und den Character dieses Werks haben wir schon bey der Anzeige und Beurtheilung des ersten Bandes beschrieben. Der zweyte Band fängt mit den noch unter Carln V. geführten Inquisitions-Processen an. Bey dem dritten Bande wird bemerkt, daß das Werk nicht, wie bey der Ankündigung der Subscription angezeigt worden, mit demselben habe beendet werden können, und daß die Geschichte

P (5)

von Carl II. bis in die gegenwärtige Zeit noch einen vierten Band erfordern werde. In diesem findet man, außer der Beendigung der Geschichte, eine Chronologische Tafel der vornehmsten Begebenheiten, die in dem Werke erzählt sind, eine Auswahl von Urkunden und Actenstücken, in Lateinischer und Spanischer Sprache, ein Register über das Ganze und einige Verbesserungen und Zusätze. Der Verf. versichert, noch drey bis vier Bände mit Actenstücken von großem Interesse anfüllen zu können, bemerkt aber, daß sie alle theils in Castilianischer, theils in Lateinischer Sprache und daher, wenn sie ohne Uebersetzung erschienen, nur für wenige Leser von Nutzen seyn, mit der Uebersetzung aber etwa acht Bände erfordern würden, daß dieser Aufwand seine Kräfte übersteige, daß er aber bereit sey, sie herauszugeben, wenn irgend jemand die Kosten des Drucks herschießen und sich der Gefahr aussetzen wolle, nicht ganz durch den Verkauf einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren entschädiget zu werden, daß er auch wohl seine Sammlung an einen andern, der sie selbst drucken lassen wolle, abzutreten geneigt sey und gerne Vorschläge deßhalb vernehmen werde. Einige Entschädigung für diesen Mangel erhält man dadurch, daß in der That manche Actenstücke in die Geschichte selbst im Auszuge so viel als eingerückt sind. Die Geschichte geht gar sehr in Einzelne, und begreift nicht nur die Inquisition und ihre einzelnen Gerichte in Spanien selbst sondern auch in Neapel und Sicilien, in Sardinien, Malta, Flandern und Westindien, als von der Krone abhängigen Ländern. Kritisch ist diese Geschichte allerdings, die Urkunden sind mit unparteyischer Beurtheilung und Unterscheidung benützt und die Grade der Glauwürdigkeit sorgfältig abgemogen. Es sind mi

diesem Werke zugleich die Materialien zu einer allgemeinen, abstrahirenden, ausgewählten und systematischen Geschichte der Spanischen Inquisition geliefert, darin liegt kein Tadel des Verf. Wir müssen es vielmehr loben, daß er das Werk so geliefert hat, dieß Verdienst und diese Operation mußte vorhergehen und erforderte eine besondere Art von Geistesanstrengung. Wir sind hier weit entfernt, verdienstvolle historische Werke unter dem Namen von Materialiensammlungen zu erniedrigen und ziehen diejenigen, welche man so genannt hat, oft der leichteren, phantasirenden und raisonnirenden Waare, die man durch einen Mißbrauch pragmatisch nennt, weit vor. Neues ist in diesem Werke nicht nur viel enthalten, sondern es ist dem größeren Theile nach neu, weil es aus einer Menge von Archivalstücken gezogen ist, die vorher ganz im Dunkel des Geheimnisses begraben lagen, und für den Ausländer begreift es auch deswegen ungemein viel Neues, weil darin manche in Spanien erschienene Schriften benutzt sind, die im Auslande unbekannt waren. Wir haben daher den Anfangs gefaßten Plan, von dem Neuen wenigstens das Bornehmste in dieser Recension in Auszug zu bringen oder doch darauf hinzuweisen, bald aufgegeben, weil das Eine und das Andere einen weit größeren Raum würde erfordert haben, als uns hier gestattet ist. Anstatt dessen begnügen wir uns, diejenigen Abschnitte auszuzeichnen, welche noch das allgemeinste Interesse für die größte Anzahl von Lesern und zugleich neue Aufklärungen enthalten. Von der Religion Carls V. T. II. 153 — 171. Auszug der Verordnungen für den Inquisitionsproceß vom J. 1561, welche bis auf den heutigen Tag in der Regel gültig geblieben sind. 297 — 332. Proceß des Don Carlos III. 126 — 183. Proceß

ceß des Anton Perez, Ministers und Staatssecretärs Philipps II. 316 — 376. Schritte und Maßregeln der Inquisition wider die Freymaurerey VI. 53 — 78. Einschränkung und Milderung der Inquisition in neueren Zeiten. Fortschritte der Aufklärung. Wirkungen der Französischen Revolution. Versuche der Inquisition wider den Minister Urquijo und den Friedensfürsten. Von den Processen, die der Inquisition zur Ehre gereichen. Von ihrer Geschichte unter Ferdinand VII. 96 — 174. Am Ende des vierten Bandes führt der Verf. noch zum Ueberflusse aus vielen Stellen des N. T. und der Kirchenväter den Beweis der Unrechtmäßigkeit der Inquisition 172 — 241. und liefert eine Zählung der Schlachtopfer der Inquisition und eine chronologische Tafel der Groß-Inquisitoren 242 — 273. Aus diesem Bande ersieht man auch noch Einiges die Person des Verfassers betreffend. Ihm wurden die Archive der Suprema und des Inquisitionstribunals des Hofes auf Befehl des Königs Joseph anvertraut. Er ließ mit Genehmigung des Königs alle Criminalprocessacten, mit Ausnahme derjenigen, die durch ihre Wichtigkeit und Berühmtheit der Geschichte angehören, verbrennen; die Register der Beschlüsse der Suprema aber, die Königlichen Verordnungen, die Bullen und Breven von Rom und noch viele andere Stücke erhielt er ganz. S. 145. Durch den Besitz aller dieser Papiere fand er sich bald in den Stand gesetzt, für die "Königliche Academie der Geschichte", von welcher er ein Mitglied ist, eine Abhandlung abzufassen, worin er untersuchte, "welches die Meinung des Spanischen Volks von der Inquisition von jeher gewesen sey" und diese Abhandlung wurde in den "Memoiren der Academie" abgedruckt. In den Jahren 1812 und 13 gab er zwey Bände Annalen der Inquisition

heraus, woben er auch seine früheren schon seit 1789 gemachten Sammlungen benutzte, und welche vom J. 1477 bis 1530 gingen; dieses Werk aber hat er wegen seiner bald darauf erfolgten Entfernung aus Spanien nicht fortsetzen können. S. 146 f. Als die Spanische Versammlung zu Cadix, die sich den Namen der General-Cortes beylegte, über die Aufhebung der Inquisition berathschlagte, kamen alle nur mögliche Gründe für und wider dieselbe zur Sprache und wurden auch in Schriften vorgetragen. Der Verf. schmeichelt sich, daß er selbst sehr viel zum Triumph der Vernunft und Humanität, welcher durch die Aufhebung davon getragen wurde, mitgewirkt hat. Ja er versichert, daß dieß vorzüglich die Wirkung der Documente gewesen sey, die er in den gedachten Schriften geliefert und zur allgemeinen Kenntniß gebracht habe. Er beruft sich deßhalb auf das Manifest der Cortes an die Spanische Nation, wo die Repräsentanten sagen, daß sie die päpstlichen Bullen an die Inquisition sammt den Klagen und Reclamationen der Gefangenen gesehen haben, und behauptet, daß man diese Kenntniß zu Cadix nur aus seinen Schriften habe schöpfen können, ob man sie gleich nicht angeführt habe, weil er damahls Staatsrath des Königs Joseph gewesen sey. S. 149 f. Ueber gewisse freylich nicht unmittelbar die Geschichte der Inquisition betreffende, aber doch mit ihr in Verbindung stehende Punkte haben wir umsonst in diesem Werke Licht gesucht. Dahin gehören die Spanischen Alumbrados oder Illuminaten. Von diesen heißt es T. II. S. 3. "Diese Leute, welche man auch Desados oder Quietisten nannte, bildeten eine Secte, deren Stifter, sagt man, eben der Mönch war, welcher schon die der Anabaptisten gestiftet hatte." Uebrigens werden ihnen in einer hier S. 5 f.

angeführten Verordnung der Inquisition wider sie vom J. 1558 folgende Meinungen zugeschrieben: das Gebet des Herzens ist ein göttliches Gebot und man erfüllt durch dasselbe alle übrige Pflichten des christlichen Lebens, das Gebet mit Worten ist ein Sacrament, welches seine Kraft und Wirkung nur durch das Herzensgebet erhält und wenig Verdienst hat, die Diener Gottes müssen sich nicht mit körperlichen Uebungen beschäftigen, man ist nicht verbunden, seinem Vater oder einem andern Vorgesetzten zu gehorchen, wenn sie etwas befehlen, was die Uebung des stillen Gebets und der Contemplation hindert, keiner kann vom Geheimnisse der Tugend recht unterrichtet werden, wenn er diese Lehre nicht von denjenigen, welche darin Meister sind, oder den Illuminaten lernt, keiner kann selig werden, ohne den Gebrauch des Gebets, welches diese Meister üben und lehren, und ohne ihnen eine allgemeine Beichte ihrer Sünden abzulegen, die Erschütterungen, das Erzittern und die Ohnmachten, welche man an diesen Meistern und ihren besten Schülern bemerkt, sind Zeichen der göttlichen Liebe, und beweisen, daß sie bey Gott in Gunst stehen und den heiligen Geist besitzen, die Vollkommenen haben nicht nöthig, verdienstliche Werke zu thun, wenn man in den Zustand der Vollkommenen gelangt, so sieht man das Wesen der heiligen Dreyeinigkeit in der Welt und wird unmittelbar vom heiligen Geiste regiert, solche Menschen brauchen wegen Unterlassungen und Begehungen nur die Inspirationen des Geistes zu befragen und zur Regel zu nehmen, sie können die Bilder der Heiligen nicht mehr sehen und die Predigten oder andere religiöse Vorträge nicht mehr hören. Man sieht wohl, daß dieß im Wesentlichen die Lehre war, welche der Spanier Molinos über hundert Jahre

später zu Rom wieder vortrug und welche damals so große Bewegungen besonders in Frankreich hervorbrachte. Aber wie ist sie in Spanien entstanden? Thomas Münzer war gewiß ganz unschuldig daran. Von Deutschen Schriftstellern kennt der Verf. auch Münters Geschichte der Sicilianischen Inquisition und berichtet darin Einiges aus seinen Urkunden T. II. S. 119—130.

Stuttgart und Tübingen.

In der Cottaischen Buchhandlung: Die Thatfachen des Bewußtseyns. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin im Winterhalbjahre 1810:11 von Johann Gottlieb Fichte. 1817. S. 216 in 8.

Nach der Vorrede sind diese Vorlesungen von dem Verf. zu der auf dem Titel angegebenen Zeit als Vorbereitungs-Collegium auf seine Vorträge über die Wissenschaftslehre gehalten worden, stehen daher mit diesen Vorträgen in Verbindung, und rühren auch dem Inhalte und der Einkleidung nach von ihm her, da er sie schon bey seinem Leben für den Druck bestimmt hatte, welcher aber durch zufällige Umstände verzögert ward. Sie enthalten nicht eine Angabe und Vergliederung des ganzen Inhalts der eigentlichen Thatfachen des Bewußtseyns, welche Mancher, dem Titel gemäß, darin erwarten dürfte; sondern sind bloß dazu bestimmt, das Verstehen des Systems der Wissenschaftslehre des Verf. zu befördern. Denn in Ansehung dieser soll Alles, was er seit 22 Jahren zur Aufklärung derselben geschrieben hat, wie S. 215 gesagt wird, deswegen ein verschlossenes Buch geblieben seyn, weil man sich in die ihr zum Grunde liegende

Annahme, "das Wissen sey ein selbstständiges Daseyn, und das Wesen desselben ein Seyn der Freyheit, die daher auch eigentlich selbstständig ist," gar nicht finden konnte, und sie nicht einmahl für ernstlich gemeint gehalten habe, sondern bey der alle wahre Philosophie verhindernden Voraussetzung, das Wissen sey eine Eigenschaft, etwa eines Geistes, und habe einen besondern Träger, geblieben sey. Die Leser unserer Blätter erwarten aber gewiß nicht, weder einen Auszug aus der neuen Darstellung der Fundamente der Wissenschaftslehre, noch auch eine Vergleichung derselben mit den ältern, nach Inhalt, Form und Ausführung der zum Grunde liegenden Absicht. Nur die Versicherung möge hier einen Platz finden, daß die Verschiedenheit beyder Darstellungen in der angegebenen Rücksicht nicht erheblich ist, und daß der Leser in der neuen Darstellung die Manier, welche Fichte's Philosophie characterisirt, wiederfinden wird, nämlich das ihm eigenthümliche Verfahren, Thatfachen des Bewußtseyns zu bestimmen, um sie zur Begründung seines Idealismus gebrauchen zu können, die Art, wie er die Annahme der Principien dieses Idealismus rechtfertigt, seinen dialectischen Wis, die Zurechtweisung der Gegner seines Systems durch schlichte Ableitung ihrer Einwendungen aus ihrem Unverstande und aus ihrer Unfähigkeit in bessere Vorstellungen einzugehen (in welcher Rücksicht die S. 114 bis 116 befindliche Erklärung über die aus der Wissenschaftslehre entsprungene neueste Naturphilosophie besonders wichtig ist) und endlich das so oft unumwunden ausgesprochene Vertrauen zu der Unfehlbarkeit und Vollständigkeit seines philosophischen Wissens.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 15. Julius 1820.

L a n d s h u t.

Bey Ph. Krüll: Ueber angeborne menschliche Misbildungen im Allgemeinen und Hermaphroditen insbesondere. Ein Beytrag zur Physiologie, pathologischen Anatomie und gerichtlichen Arzneywissenschaft, von D. Joh. Feiler, Prof. zu Landshut u. s. f. mit zwey colorirten Kupf. 1820. 133 S. in gr. Octav. Eine ungemein verdienstliche Schrift, welche sich mit Wärme gegen das Regen und Treiben eines unlautern Geistes in unsern Tagen und daher überhand nehmen wollende Irrthümer, gestützt auf eigene Beobachtungen und reifes Nachdenken, erklärt. Da der noch immer herrschenden Unbestimmtheit und Verwirrung in den Vorstellungen von den sogenannten Hermaphroditen und der Bestimmung ihres Geschlechts, nur durch solche freymüthige und gründliche Beleuchtung der bekanntesten Fälle abgeholfen werden kann, so betrachtet der Verf. zuerst Monstrositäten im Allgemeinen, ohne vom Absoluten zu sprechen und die unverwahrten Köpfe der Jugend durch Zauberformeln und abenteuerlich geprägte Worte und Sätze zu verwirren und für die Wahrheit unempfänglich zu machen. Er bemerkt unter an-

dern, daß man die so oft vorkommenden Foetus mit mangelhaftem Hirne und Schedel fälschlich *acephalos*, kopflos, *anecephalos* nenne, da sie eigentlich *acranii* heißen sollten, sucht den noch nicht gänzlich verschwundenen Glauben an das sogenannte Versehen der Schwangeren in seiner Ungereimtheit darzustellen, und ganz insbesondere noch die auch von Jean Paul Richter trefflich widerlegten Behauptungen, über die angeblichen Verwandlungen des menschlichen Embryos aus einer niedrigeren Thiergattung in eine höhere, als Träumereien in ihr ursprüngliches Nichts zurück sinken zu machen. In jedem ursprünglichen Keime nämlich müßte nebst dem geordneten, und eigenthümlich bestimmten Kräfteverhältniß auch zugleich eine bestimmte Anordnung der Elemente des materiellen Substrats nothwendig gedacht werden, welche letztere der Verf. figürlich und der Kürze wegen die Grundvorzeichnung nennt. Ein menschlicher Embryo könne daher niemahls auf einer Bildungsstufe einer niedrigeren unvollkommeneren Thiergattung stehen, sondern immer nur auf irgend einer Stufe menschlicher Entwicklung. *Monstra per excessum* entstünden wohl nicht durch aneinander Wachsen zweyer oder mehrerer Kinder oder ihrer Theile. Die Erklärungsart vieler Missbildungen durch einen Stillstand der Entwicklung auf einer niedrigeren Bildungsstufe, die man aus eben diesem Grunde Hemmungsbildungen zu nennen beliebte, und der noch kühnere Satz, daß die höheren Thiere in ihrer Entwicklung die Perioden durchlaufen, welche in den niedrigeren spirt erscheinen, seyen unstatthaft. Die in einem Mangel bestehenden Missbildungen seyen nicht einem Druck auf den schwangeren Uterus zuzuschreiben. Alle Betrachtungen, die aus einer ruhig prüfenden Forschung hervorgehen, und sich auf zuverlässige Beobachtungen und Thatsachen gründen,

zwingen unwiderstehlich, den Grund aller und jeder, sowohl regelmässiger als abweichender Bildungen allezeit in der Beschaffenheit des Urkeimes zu suchen. Ackermanns, wider besser Wissen und Gewissen angebliche *labium vulvae serotale*, *penis clitorideus*, *vagina urethralis*, *uterus cystoideus* u. s. f. werden gerügt, und gezeigt, wie wenig sich diese Fictionen mit den Erscheinungen in der Natur vertragen. Unwiderleglich beweist darauf der Verf., das die bekanntesten für Hermaphroditen ausgegebenen Menschen, am Ende nur misbildete Männer, meistens *hypospadiaci* in bald mehr bald minderem Grade waren, so Drouart, so Dürge oder Derrier, so die in Kopps Jahrbuche der Staatsarzneykunde Band 10 beschriebenen Subjecte. Unter andert-halbtausend vom Verf. rücksichtlich der hier in Betracht kommenden Theile untersuchten Subjecten, kam ihm nie ein weiblicher Hermaphrodit vor, daher er mit Oslander und Thomson die Existenz solcher Wesen unwahrscheinlich fände, denn es sey ihm durchaus unerklärbar, wie unbegreiflich, wie man weibliche und männliche Zeugungstheile miskennen, wie man kein Bedenken tragen könne, zu behaupten, alle menschliche Embryonen seyen in den ersten Monaten weiblichen Geschlechts. Eigentlich sollte man also den Namen Hermaphroditen, weil er nach einer ganz ungegründeten Voraussetzung gebildet ist, gänzlich verbannen. Die Beschreibung zweyer, dem Verf. eiaener Fälle, von mangelhafter Harnröhre, oder *Hypospadiacis*, wird durch zwey vom Verf. gefertigte colorirte Abbildungen verfinnlicht, und der Gedanke geäußert, ob nicht die Eichel einen selbstständigen, und wesentlichen Theil der männlichen Zeugungstheile ausmache, weil sie auch da zugegen ist, wo die übrigen Theile der Ruthe fehlen. Zum Schlusse wird noch die Frage, in wie fern ein solcher Mensch

für Heyrathsfähig zu erklären sey oder nicht? erdrtert; und die Abhülfe solcher Misbildung durch eine einfache Operation, in einigen wenigstens leichtern Fällen nicht unwahrscheinlich gefunden.

Würzburg.

Was ist Absonderung und wie geschieht sie? eine academische Abhandlung von D. Ignaz Döllinger, K. B. Hofrath, der Medicin ord. öffentl. Lehrer zu Würzburg. 1819. 91 S. in Octav.

In der Vorrede erzählt der Verf., daß er in den Kiemen des *Mytilus anatinus* gesunde, höchstens 3 bis 4 Linien lange, fast durchsichtige Fischehen, zu microscopischen Beobachtungen über den Kreislauf des Blutes benutzt habe. Um jeder Täuschung auszuweichen, wendete er verschiedene Microscope an, wiederholte nicht allein jede Beobachtung mehrmahls, sondern zog auch die Hrn. Leiblein, Erbacher und Ficker, welcher letztere die Entwürfe zu den Zeichnungen verfertigte, die dann H. Hesselbach ausführte, zu Rathe. Auch Prof. Rau und Sertor, so wie H. D. Parrot aus Dorpat verglichen seine Beobachtungen mit der Natur. Die Lehre vom Kreislauf sey nun, was den streitigsten Punct, den Uebergang des Blutes aus den Enden der Arterien in die Anfänge der Venen betrifft, vollkommen erschöpft. Die ausführlichen Resultate seiner Beobachtungen und eine genaue Vergleichung seiner Wahrnehmungen mit denen früherer Beobachter hat der Verf. nebst den Abbildungen, der K. B. Academie der Wissenschaften in München vorgelegt. In gegenwärtiger Abhandlung soll der Versuch gemacht werden, alles, was ihn die Erfahrung sowohl an jenen Fischehen, als auch früher am bebrüteten Eie gelehrt hat, anzuwenden, um das physiologische Pro-

blem: Was ist Absonderung, und wie geschieht sie? zu lösen. Der Verf. beginnt mit Hallers Klage über die Dunkelheit der Lehre von der Absonderung, die auch seitdem auf keine genügende Weise bearbeitet worden sey. Hierauf führt er an, eine Reihe von Thatsachen zur Begründung seiner Theorie der Absonderung:

1. der Grundstoff aller thierischen Gebilde sey eine eigenthümliche schleimähnliche Substanz, in welcher man kleine, ein wenig dunklere Körner durch das Microscop erblicke; nicht Zellengewebe. Diese den Thieren eigenthümliche Grundlage ihrer Leiblichkeit nennt er Thierstoff. —
2. Das Blut sey nur im uneigentlichen Sinne eine Flüssigkeit zu nennen, es fließe nicht wie Wasser, sondern wie feiner Sand, vermöge der Kleinheit und Beweglichkeit seiner übrigens weichen Körner. Ob diese noch eine wahre Flüssigkeit zwischen sich haben, sey ungewiß. Das Blutwasser werde erst, nachdem das Blut vom lebendigen Leibe getrennt sey, von den Blutkörnern secretirt, es sey in geringer Menge vorhanden und außerwesentlich. Das wesentliche Moment im Blute sey dessen Bewegung: die einzelnen Blutkörnchen hätten den Grund ihrer Bewegung in sich. —
3. Das Blut sey als eine Metamorphose des Thierstoffes anzusehen, von dem es sich α) durch Individualisirung der Körner und β) durch Beweglichkeit derselben unterscheide. Er habe an jenen Fischen wahrgenommen, wie ein Theil ihres Körperchens und am bebrüteten Hühnchen wie Dottermasse zu Blut geworden sey. —
4. Die kleinsten Blutströmchen hätten keine Gefäßwände, seyen nicht in Röhren eingeschlossen, sondern rieselten frey durch den Thierstoff hindurch. Spallanzani und Cruithuisen hätten dies schon richtig beobachtet. Nicht in allen Theilen seyen die Blutströmchen von gleicher Größe, z. B. im Hirne am feinsten, in der Leber min-

der fein, in den Nieren noch weniger fein. — Die Absonderung nun sey jener Act des thierischen Lebens, vermöge welches eigenthümliche Säfte von dem Gewebe der festweichen Theile des Körpers sich trennen und in Folge der Trennung sichtbar werden. In einem Theile geschieht um so reichlichere Absonderung, je weniger in ihm außer den drey Grundgebilden, Thierstoff, Blutkörnern Nervenmark, von andern besonders modificirten Bestandtheilen enthalten ist. — Die Ernährung sey der innere Wechsel der Materie, die Absonderung der relativ äußere Wechsel der Materie, die Ausleerung aber der absolut äußere.

Die abgefonderte Flüssigkeit entstehe: Aus freyem Thierstoff und aus Blut. — Der Verf. habe die Umwandlung des Thierstoffes in Blut mit seinen Augen gesehen. Der Thierstoff sey früher vorhanden als das Blut, da dieses nur eine seiner Metamorphosen sey, so z. B. im Embryo. Die Flocken im Darmkanale oder die Meze, welche ihre Stelle bey niederen Thieren ersetzen, dienten eigentlich den Thierstoff zu bereiten. Die Flocke habe schon nach Rudolph's Beobachtungen keine Oeffnung, er habe sie noch überdies deutlich mit einem zarten Oberhäutchen überkleidet gesehen, also könne sie auch nicht mit einer eignen Mündung einsaugen. Die Flocke nehme den Chylus nicht auf als etwas Fremdes, der Chylus werde zur Flocke, er setze sich ihr an, werde ihre Substanz; das beobachtete Anschwellen der Flocken sey momentan's Wachsen. Die Ernährung gehe nun von der Substanz der Flocke aus; der Chylus müsse Flocke werden, die Flocke werde Blut. In der Flocke gehe die Bereitung des rothen Blutes vor sich, oder das Eindringen des Thierstoffes in die rothe Blutmasse. Auch selbst das, was die Lymphgefäße enthielten, könne er für nichts

als für ein Blut, allenfalls auf einer niederen Stufe halten. — Unzählige Beobachtungen über den Kreislauf hätten ihn belehrt, daß bey der Bewegung des Blutes, sobald es auf die feinsten Strömchen ankömmt, der Einfluß einer äußeren bewegenden Gewalt, durchaus etwas Außerwesentliches sey; hätten die Blutkörner nicht eigene innere Lust am Laufen, wahrlich die Gewalt des Herzens würde wenig frommen. — Außer dem Thierstoffe, der aus den Nahrungsmitteln entsteht, und zu Blut werde, erzeuge sich derselbe auch immerwährend aus dem Blute; das Blut ernähre nur dadurch, daß es im Leibe herumlaufend überall wieder zu Thierstoff werde. Indem ein Theil des Thierstoffs Blut werde, gehe ein anderer in Wasser über. Der Speichel sey in der Speicheldrüse zerflossener Thierstoff. Auch Nervenmark entsprehe unmittelbar aus dem Thierstoffe, z. B. bey dem Hühnchen, bilde sich der erste Anfang des Rückenmarks mit dem Blute zugleich aus dem Dotter. Alle Secretion, in so fern sie vom Blute komme, gehe von den Blutkörnern aus: a) wenn die Blutkörner selbst wässeriges secerniren, z. B. Blutwasser; b) wenn sie sich auflösen, wodurch z. B. Milch, Eiter u. s. w. erzeugt würden. Die Wege, auf denen Bluttheilchen vom Blute abgingen, um zur Absonderung verwendet zu werden, seyen dreyerley: a) da die kleinsten Blutströmchen keine Gefäßwände hätten, träte das Blut frey in den Thierstoff hinein; b) die Zersezung des Blutes könne innerhalb der Gefäße geschehen und das durch die Zersezung erzeugte, könne durch die Gefäßwände ausschwißen. Es lasse sich eine Absonderung wässeriger Theile durch die Gefäßwände denken, ohne daß dabey von Poren die Rede zu seyn brauche; die dünne Gefäßwand lasse das in ihrer Substanz enthaltene Wasser nach der Seite hinfahren, wohin die meiste Trockenheit falle. c) Die aus dem Blute erzeugte Flüssigkeit könne durch Röhren, welche Fortsezungen

der Gefäße seyn könnten, abgeschieden werden. — In den Nieren gingen die Blutgefäße, sowohl die Arterien als die Venen, unmittelbar in die Harngänge über; die Arterien communicirten aber mit den Venen in den Nieren auf keine Weise. Die Gefäßwände entstünden aus dem Blute zufolge der Untersuchungen des Verf. am bebrüteten Hühnchen. Die Arterienwände, wenn sie von einer gewissen Stärke seyen, würden Absonderungsorgane des Fettes. Den Schluß dieser interessanten, so manches Neue enthaltenden Abhandlung macht eine gedrängte Wiederholung der wesentlichsten darin aufgestellten Ansichten.

Paris.

Bey Delaunay und Paschoud: Coup d'oeil sur les poètes élégiaques françois, depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours, par Jean Humbert. 1819. 72 S. in 8. Ein kleiner, aber nicht zu verwerfender Beytrag zur Litteratur der Elegie. Man findet hier die Franz. Dichter, die als Elegiker in Betracht gezogen werden können, in chronologischer Ordnung zusammengestellt und gemustert. Aber um über die critische Musterung mit dem Verf. sich verstehen zu können, müßte man bestimmter wissen, was für einen allgemeinen Begriff er sich eigentlich von der Dichtungsart macht, die Elegie benannt werden soll; denn, es ist bekannt, daß man dem Worte in neueren Zeiten Bedeutungen gegeben hat, die nicht ganz mit dem übereinstimmen, was im classischen Alterthume eine Elegie hieß. Die critischen Bemerkungen des Verf. beschränken sich größtentheils auf die Weichheit und Anmuth, die man von Gedichten dieser Art vorzüglich zu verlangen gewohnt ist, und auf die Reinheit und Eleganz des Styls. Bertin, der im J. 1790 auf St-Domingo starb, wird von ihm für den Fürsten der Elegie (le prince de l'élégie) erklärt. Parny und Lebrun werden sehr gelobt. Ueberhaupt ist der Verf. der Meinung, daß die Poesie bey den Franzosen gegenwärtig gar nicht in den Verfall gerathen sey, wie man gewöhnlich annimmt.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II4. Stück.

Den 15. Julius 1820.

Paris.

Bei F. G. Levrault: Essai historique sur l'école d'Alexandrie, et coup d'oeil comparatif sur la littérature grecque, depuis le temps d'Alexandre le grand jusqu'à celui d'Alexandre Sévère. Ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions et belles-lettres. Par Jacques Matter. Tome premier S. X und 326. Tome second S. 331. In Octav. Auch mit dem Schmutztitel: Essai historique sur l'école d'Alexandrie.

Der Verf. beantwortet die Frage, welche die Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris im Jahre 1814 ausgegeben hatte. Sie verlangte eine Geschichte der Schule Alexandriens von ihrem Beginne bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung: es sollte der Zustand der ernstesten Wissenschaften, der Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte, Philosophie ic. in dieser Schule während des angegebenen Zeitraums mit dem Zustande derselben Kenntnisse in Griechenland und

R (5)

in den verschiedenen Theilen des von Alexander dem großen gestifteten Reiches verglichen werden, mit Hinsicht auf die Ursachen des Unterschiedes, welche die Schule Alexandriens auszeichnen, und mit der Darstellung der Ursachen, denen die neueren Platoniker ihre Entstehung verdanken. Der Verf. gewann den Preis.

Man sieht, daß diese Aufgabe eben sowohl ihren großen Werth, als die Beantwortung ihre nicht gemeine Schwierigkeit habe, und daß dieser Gegenstand in dieser Allgemeinheit und in der vielumfassenden Ansicht noch nicht aufgefaßt, oder beantwortet worden sey. Er ist wichtig, dieser bisher nicht vollständig betrachtete und behandelte, ja mitunter verdunkelte Gegenstand, weil nicht nur alle Wissenschaften in dieser Schule, wie etwas unbequem und schielend das ptolemäische Zeitalter mit seinen Wirkungen und Folgen hier genannt wird, theils ihre festere Begründung, theils ihre Entstehung fanden, sondern auch, weil diese Schule im Museum zu Alexandrien seit ihrem Beginne stets der Mittelpunkt der Griechischen Litterargeschichte war, die interessantesten Gelehrten und Producte des Geistes, wie sie die feinste Kunst erzeugen kann, nährte und ans Licht brachte, und weil sie zeigte, wie viel die Begünstigungen der Regenten vermögen, welche auf die rechte Art und zur rechten Zeit an die Wissenschaften und ihren Anbau gewandt werden. Zwar hat man zu allen Zeiten diese Wichtigkeit anerkannt, besonders aber seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, wie der Beyfall und untersuchende Hinblick des Cardinals Bessarion, des Marcus Ficinus, Leibnizens, Heynens und anderer trefflicher Geister der letzten vier Jahrhunderte hinreichend darthun; aber es blieb noch manches zu wünschen übrig. Die Aufgabe der aufgeklärten Academis

und diese Beantwortung des Verf. sind also in allem Betrachte sehr verdienstlich. Der Verf. erklärt sich hierüber in der Vorrede ungemein genugthuend, und gibt durch eine Erörterung des Ausdrucks, Schule von Alexandrien, die richtige Ansicht der wichtigen Frage deutlich zu erkennen. Es ist oft genug gesagt worden, daß wir aus Aegypten das in Griechenland angestreckte Licht in seiner Unterhaltung und weitem Ausbreitung erhalten haben, und daß der forschende Freund der Litterargeschichte nicht leicht etwas mehr mit Eifer betreiben könne, als die Bestrebungen zu erörtern, welchen der menschliche Geist in dem nächsten Jahrhundert vor und nach Christi Geburt sich hingegeben habe, auch in Beziehung auf den Mosaismus und Christianismus: weßhalb es ein guter Gedanke des Verf. ist, diese Punkte zur weitem Forschung und Darstellung, die in dieß Werk nicht wohl passen, auszusetzen. Am Ende bedauert er, daß er dieß Werk nicht in der Nähe unsrer Königl. Universitätsbibliothek vollenden können, und dankt dem Hrn. Van-Praet, Königl. Bibliothekar zu Paris und dem Hrn. Prof. Schweighäuser und Herrensneider zu Straßburg für ihre Bemühung, diesen Mangel zu ersetzen, der freylich, wie sehr auch manche übelgesinnte das nahe Anwohnen bey einer großen öffentlichen Bibliothek bespöttelt haben, dem Gelehrten, der nicht alles aus sich zu spinnen die Miene annimmt, höchst schwierig ist, zumahl bey historischen und philologischen Forschungen.

Die Beantwortung zerfällt sehr angemessen in zwey Theile. Der erste ist der äußern Geschichte der Schule Alexandriens gewidmet: der zweyte Theil umfaßt die philosophischen Betrachtungen, oder die Fortschritte der Wissenschaften, welche den wahren Zweck und das Re-

fultat dieser Arbeit ausmachen und bestimmen. Der erste Theil enthält die Darstellung von zwey Perioden: 1. die Schule Alexandriens unter dem Einflusse der Griechischen Könige; 2. unter dem Einflusse der Römischen Kaiser bis zur Regierung von Alexander Severus. Der zweyte Theil, der den zweyten Band ausfüllt, begreift in zwey Perioden 1. den Zustand und Fortschritt der Wissenschaften in dieser Schule vom Tode Alexanders bis zu August. 2. von da bis zu Alexander Severus. Den Beschluß des Werkes machen vier Anhänge, Noten und litterarische Annalen Alexandriens von Ammonius Tode bis zu des Khalif Omars Eroberung Aegyptens, nebst Registern.

Alexandria ward von Alexander dem Großen in politischer oder staatswirthschaftlicher Hinsicht erbaut, um Tyrus Stelle einzunehmen, und den Handel der drey Erdtheile in sich zu vereinigen und künftig die Hauptstadt des Occidents zu werden: wobey an die Wissenschaften nicht eigentlich oder ernstlich gedacht wurde. Auch gab es keine gesellschaftliche Unterschiede der verschiedenen Völker, welche Alexandriens Bevölkerung ausmachten, wie doch die jüdischen Schriftsteller vorgeben. Das Genie hob die Griechen, die aus Hellas, Cyrene &c. hier zusammenströmten, vor den übrigen Bewohnern empor, und so entstand eine Griechische Stadt, die bis zu einer Million Bewohner hinanwuchs. Aber die beiden Ptolemäer, Soter oder Lagussohn, und Ptolemäus Philadelphus halfen auch eben so verständig als kräftig: die Musen verschönerten die im Handel und Frieden blühende Stadt, während des dreißigjährigen Krieges der Generale Alexanders unter einander, der Asien, Griechenland und die Inseln verheerte, Aegypten aber, zwey kurze Säge des Perdikkas und Antigonos ausgenom-

men; nicht berührte, und sie behaupteten sich so lange, bis die Ausschweifungen der spätern Lagiden sie zur Auswanderung nach Italien, zwangen. Mit Recht verbreitet sich der Verf. ausführlich über diese Lagiden. Hier hat der Verf. dem sonst sehr verständigen, in Hinsicht der Litteratur aber nicht zuverlässigen Baumeister Vitruv VII. praef., der nur von den Recitationen aber nicht von den dramatischen Wettstreiten spricht, zu viel zugetraut. Viele Griechische Gelehrte und Künstler sowohl als Manuscripte und Kunstwerke zog der Lagiden Freygebigkeit und Kunstliebe in die neue Königsstadt, und schon vor der Stiftung des Museums traten viele Lehrer. hier auf, begünstigt von diesen Fürsten, noch mehr als das Museum selbst entstand. Nun entstand hier allmählich, was die Schule Alexandriens genannt wird, eine Art von allgemeiner Bildungsanstalt, einer Universität, wo alle Wissenschaften gelehrt wurden, jedoch nicht in der engen bestimmten oder gesetzlichen Verbindung der Lehrer, wie auf unsern Universitäten. Die Geschichte dieser sogenannten Schule, und alles dessen was sie angeht, ist also die Schilderung aller bekannten Gelehrten, die in Alexandrien gewesen sind und die Darstellung ihrer Arbeiten, folglich der Fortschritte, welche die Wissenschaften durch sie gemacht haben. Aber hier ist es sehr schade, daß die Schriften aus dem Alterthume, des Kallimachus u. a. über das Museum zc. verloren gegangen, und uns nur unvollständige, ja widersprechende Notizen übrig geblieben sind, die schon in den Schriften der Neuern, eines Heyne, Manso u. a. treffliche Benutzung und Aufklärung gefunden haben. Es leidet keinen Zweifel, das Museum war ganz originell und ist nicht leicht mit einer andern Anstalt zu vergleichen. Die Mitglieder dieser An-

stalt, vom Könige selbst dazu ausgewählt und ernannt, hatten im Museum, einem Theile des Königlichen Palastes freye Wohnung und Unterhaltung: ihr Leben war den Wissenschaften gewidmet, zu forschen, und schriftlich oder mündlich zu lehren: die Ehre und der Wettkampf, wie Lohn und Ansehen, gaben den Sporn. Ein äußerer Zwang fand nicht statt. Der sel. Heyne gibt eine wohlgerathene Charakteristik von diesen Gelehrten in seinen Opuscul. academ. I. p. 79 ff. Sehr richtig und gut zeigt der Verf., daß die Ptolemäer hierin wie in andern die Litteratur angehenden Sachen und Einrichtungen den Königen in Pergamum vorangingen. Ohne Zweifel hatte der aus Athen vertriebene Demetrius aus Phaleron (Phalereus) auf diese Fortschritte zum Besten der Litteratur einen sehr bedeutenden Einfluß, wohnin besonders die Stiftung und bewunderungswürdig schnelle Vermehrung der Bibliothek gehört, die zum Theil im Serapeum aufgestellt wurde, als sie das Museum nicht mehr fassen konnte. Wie gern wüßte man doch mehr von den Gelehrten, die im Museum und am Hofe zur Zeit der ersten beiden Lagiden blühten! Aber nur wenige nennen uns die Alten, Philosophen und einen Mathematiker unter Ptolemäus I., und Dichter und Aerzte unter Ptolemäus II. Für die Aufzählung dieser Gelehrten ist es schon genug, sie hieher zu ziehen, wenn sie nur in Aegypten einmahl gewesen sind: wenige Schriftsteller in den vier bis sechs Jahrhunderten verlieren hier diese Ehre. Ptolemäus I., der Verf. einer trefflichen Geschichte Alexanders des Großen, macht daher den Anfang, Demetrius Phalereus, Diodorus Cronus, folgen: lauter bekannte Namen. Daß auch die Siebenziger hier ihren Platz finden, ist sehr natürlich. Gestützt auf unsers Hrn. Geh. Justizraths Eich

Horn I. 74 ff. II. 301 Auseinandersetzung und Darstellung der Geschichte von ihrer angeblichen Entstehung, worin des Gardeofficiers Aristes so verdächtiger Brief die Hauptquelle ist, erzählt der Verf. die Sache, die nichts weiter als ein Hirngespinnst ist. Wenn der Verf. die Heynische Behauptung von der Comischen Plejas Alexandriens bezweifelt, so hat er nicht bedacht, daß Heyne Athenae. VI. p. 241. f. XIV. p. 664. a. für sich gebraucht habe, oder brauchen konnte. Hier kommen weiterhin sehr berühmte Namen vor, denen der Verf. die verdiente Ehre nicht versagt. Theocrit, Aratus, dessen Aufenthalt in Aegypten jedoch noch mehr zu erweisen ist; Euphron mit Beziehung auf des Vicomte Loxston Zweifel an der Echtheit des Fragments (Vgl. classical journal Vol. XIII. Nr. 25, S. 1 ff. Vol. XIV. Nr. 27. Tzetz. ad vers. 1226). Apollonius Rhodius mit Beziehung auf Ed. Gerhards Lectt. Apollonianae, Berlin 1815; daß Kallimachus und Apollonius im Streit gewesen und zwey Parteyen gebildet hätten *ic. ces hypotheses ne peuvent se soutenir*. Anstatt des Publ. Varro atacinus nennt der Verf. hier (I. S. 99) durch ein Versehen den Terent. Varro. Euklides *ic.* So geht der Verf. die bekannten Schriftsteller dieser ptolem. Periode durch mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt, die ihm Ehre machen, und fast nichts zu wünschen übrig lassen. Manetho S. 109 ff. ist sehr gut beschrieben. Staton, wo H. Sprengel widerlegt wird: bey Kolotes, zu Ptolemäus II. Zeit, gegen den Plutarch schrieb, hat der Verf. vergessen, daß sein Andenken in den Herkulanischen Entdeckungen erneuert ist. Die Aerzte Erasistratus, Enkel von Aristoteles, und Herophilus unter Ptolemäus II. erheben als Stifter eigener Schulen die Anatomie, und Conon nebst Aristarch, Hipparchus, Era-

Eratoſthenes ꝛc. die Aſtronomie und Geographie zu Wiſſenſchaften ꝛc. Daß des Monumenti adulitan hier und noch weiterhin mit Beziehung auf Niebuhr, Salt, Buttman, Balkenaer, Goffelin u. a. gedacht wird, wie der Coma Berenices, wird jeder leicht denken. Die cosmographiſchen Wiſſenſchaften und die Philologie blühen unter Ptol. Everg I. Die Verdienſte des Ariſtarchus und ſeine Arbeiten hätten wohl eine ausführlicheren Darſtellung verdient. Doch gehört hieher noch II. S. 299 ein Nachtrag, wo auch Wytttenbach in vita D. Ruhnkenii noch zu benutzen war. Eratoſthenes wird gut vertheidigt gegen den Vorwurf der Mittelmäßigkeit, mit einer Rüge der Ungenauigkeit und des Widerſpruchs von I. A. Fabricii Biblioth. graec. IV, (nicht II, wie durch einen Druckfehler I. S. 135 ſteht) 119 der neueſten Ausg. Dieß alles bis nach Chr. Geb. wird anziehend und nicht ſelten mit neuen Anſichten dargeſtellt, wie von den letzten Lagiden, ihrem Wettſtreite mit den Attalen, Vertheidigung des Evergetes II. gegen Carlo Sea, Bibliothek im Serapeum I, S. 57: 156. Reiſen nach Indien von Eudorus, die Juden in Aegypten, Ariſtobulus, Philo ꝛc.

Der zweyte Band erzählt die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, und wie durch ſie die Philoſophie des 2. und 3. Jahrh. herbeigeführt ſey. Dieß geht klar aus den Studien der Alexandriſchen Gelehrten, verglichen mit denen der andern Gegenden Griechenlands und Kleinaſiens hervor. Mit Recht ſagt der Verſ.: wenn man die Arbeiten der Alexandriſchen und in Alexandrien gebildeten Gelehrten in philoſophiſcher, litterariſcher, hiſtoriſcher, mathematiſcher ꝛc. Hinſicht ſtudirt und darſtellt, ſo ſtellt man ihr Lob dar. Dann hört der Tadel auf, daß ſie die Wiſſenſchaften am Hofe der Lagiden erniedrigt, abge-

schmackte Commentare der Alten geliefert, nur compilirt, bloß nach unendlicher Lectüre gestrebt, Wißspiele geübt und geschrieben hätten ic. Das Gegentheil ist vielmehr das Richtige, daß die Anatomie, Geographie, Astronomie, Geometrie, Arithmetik, Critik in allen ihren Zweigen hier allmählich erschaffen, daß kein Theil des menschlichen Wißens hier versäumt worden, und daß wir ohne die Hülfe dieser Museisten sehr wenig wüßten. Vergl. II. S. 279 ff. Die Wahrheit dieses Sages, die sich leicht erweisen läßt, obgleich die Zerrüttung der Zeiten, der Krieg und der Verlust der Schriften aus jenen Zeiten die Sache erschweren, wird vom Verf. gut dargethan in 2 Perioden, wovon die erste von Alexander dem Großen bis auf den Anfang der Regierung Augusts, die zweite von August bis auf Alexander Severus geht. Hier beginnt der Verf. mit der so oft gemachten, viel besprochenen aber noch nicht ins Reine gebrachten Bemerkung, daß nach Alexander zwar geschickte Männer treffliche Geister erschienen, aber nicht so große als in der Vorzeit, daß Athen in den Wissenschaften und Künsten so sehr sich ausgezeichnet, Sparta, Theben zurückgeblieben ic.: man muß sich damit zufrieden geben, es ist ein uns nicht ganz erklärliches Spiel der Natur. Weder Klima, noch Verfassung, noch schon gemachte Erfindungen und glücklicher Anbau der Wissenschaften helfen ganz auf. Der Verf. stellt nun dar, wie die Wissenschaften nach Alexanders Tode in Aegypten, am Hofe der Attalen ganze 160 Jahre hindurch u. s. w. beschützt worden: der Bildungsanstalten zu Sarsus, der Vaterstadt des trefflichen Apostels Paulus und der Bildnerinn des Apollonius aus Syana, gedenkt der Verf. auch. Hier vergleicht und stellt er richtig und unparteyisch dar, was

geschah für die Wissenschaften, Poesie, Beredsamkeit, grammatische Studien u. in und außer Aegypten. Seltsam, daß kein Epiker aufstand, vielleicht waren Alexanders Thaten noch zu neu: mehr Dramatisches, worin Menander zu Athen das Muster war. In Hinsicht der Beredsamkeit sagt er: point de liberté, point d'éloquence, was nur vom Alterthume gilt. In den grammatischen Studien ragt das Museum sehr hervor. Der Verf. ist noch der Meinung, daß Homer seine Gedichte geschrieben habe. Das Museum liebte die historischen Studien nicht, mehr die Medicin und Mathematik. Die Philosophie ward von den Alexandrin. Gelehrten vernachlässigt, oder doch nichts Originelles zu Tage gefördert. In der zweyten Periode genießen zwar die Wissenschaften noch Unterstützung, aber je trefflicher die Köpfe, desto eher zogen sie sich in der Regel nach Rom. Der Verfall des Museums zeigt sich: die grammatischen Studien, Naturwissenschaften und die Mathematik ragen noch etwas hervor, und bleiben auch da noch in einigem Ansehn bis in die Mitte des 7ten Jahrh. nach Chr. Geb. II. S. 388 ff. Das übrige schläft allmählich ein. Was im übrigen Griechenland geschah, wird bey allen Wissenschaften, die der Verf. auch in dieser Periode, wie schon in der vorigen, nach einander durchgeht, angegeben: das Wenige, was vor dem Unglück der Zeit aufkommen konnte, wird angedeutet. Die Philosophie, welche man zu Alexandrien liebte, versprach keine starke reine und erhabene Gesinnungen: selbst Demetrius von Phaleron, der Aristoteliker, war seiner Sittlichkeit halber verdächtig. Philosophie war des Alexandrin. Museums Stärke nicht: von Anfang an hatte man hier alle Systeme getrieben, ohne eins

beständig und mit Liebe vorzuziehen: der Neuplatonismus hat mit Alexandrien und dem Museum gar nichts zu thun. Der Scepticismus, in welchen sich der Platonismus verwandelt hatte, gewann doch am meisten Anhänger außerhalb Alexandrien, denn Aenesidemus daselbst war kein vollkommener Sceptiker. Stoiker waren hier oft die meisten. Apollonius von Tyana hatte mit dem Museum nichts gemein. Nach dem Caracalla lehrten noch die Platoniker. Der Eclecticismus gewann dann die meisten für sich. Die geheimnißvollen und dunkeln Ideen des Pythagoras, von den andern Systemen beseitigt, wurden nun in Italien, Griechenland hervorgezogen, da sich mit ihnen alles Wunderbare, aber dem Pythagoras völlig neues und fremdes verbinden ließ. Moderatus aus Cadix fing zu Rom unter Nero dieß zuerst an, und hatte Nachfolger: Plato, Aristoteles, Zeno ic. mußten sich damit vereinigen lassen. So entstand die sogenannte Philosophie von Alexandrien, der Eclecticismus von Alexandrien, oder der Neuplatonismus, an dessen Spitze Ammonius Saccophorus gesetzt wird, der in Alexandrien von Platonikern Unterricht empfangen hatte. Die Benennungen dieser neuen Philosophie passen nicht. Potamo der Urheber des Eclecticismus hatte keine Schüler: der falsche Ekl. ist zu unterscheiden, wie der Neuplatonismus, von dem wahren Eclecticismus: Ein Platoniker kann kein Eclectiker seyn, obgleich es früh schon Leute gab, die zu zwey Systemen sich bekannten. Aber Plato's Ideen lassen sich mit denen des Christenthums und Zenos ic. Moral leicht verbinden: vom Eclecticismus ganz verschieden ist der alles zusammenfassende Synkretismus, der sich bey Aristobul u. a. jüdischen Schriftstellern der Zeit

findet. Justin der Märtyrer meint, die Philosophen hätten fast nichts zu ändern als den Namen, um Christi Schüler zu seyn, was auch wirklich manche Philosophen der Stoa und der Academie thaten und darnach lehrten, wie Lactians, Origenes u. a. Verdammung bewies. Von Ammon Saccophorus († 230). wissen wir, daß er als Christ geboren Platoniker wurde, Ergänzungslehren von Aristoteles und Zeno annahm, und exoterisch und esoterisch lehrte, die Dämonologie in den esoterischen Stunden, entlehnt wahrscheinlich von seinen Landsleuten, wo nicht von den Juden. Neuplatonismus und Syncretismus sind einerley durch Plotins Nachfolger. Gut zeigt der Verf., daß das Christenthum weder hiedurch gelitten oder verdorben, noch dazu erfunden sey: Plotins, dieses vom Verf. hochverehrten Mannes, und Ammonius Lehre nennt er die Ammonio-Plotinische Lehre, auf welche das Christenthum Einfluß hatte, von welchem hier gut gehandelt wird. Diese Philosophie ist weder Platonismus noch Synkretismus (eine Sammlung von unverträglichen Lehrsätzen, die schon wohl im Museum und von Apollon. Cyan. unterstützt war (II. S. 139. 273) und so viele Anhänger gefunden hatte) denn Magie, astrologische Irrthümer und Hervorrufung des Dämon widersprechen Plotins Lehre, und gehören (eine gute Wahrnehmung!) dem leichtgläubigen Porphyrius, dem bekanntlich die Ennaden ihre Entstehung verdanken. Plotin nahm wahrscheinlich viel Orientalisches auf, was Ammon nicht kannte. Wenn Plotin die Verwandtschaft unsrer Seele mit Gott lehrte und zur Wiedervereinigung die Betrachtung des Schönen und der geistigen Welt empfahl, so erklärten sich seine Schüler für Anbeter aller Götter u. Genossen aller Mysticien,

und sind nicht Platoniker, sondern Synkretisten, wie bis zu Severus Zeit Mode wurde. Die Verbanung der Astrologen und Philosophen (Tacit. hist. 5, 22) geschah aus Furcht vor ihnen. Die oriental. Philosophie ist ein Gewebe von abergläubigen mysteriösen Sagen. Xpf.

Frankfurt am Main.

Bei Hermann! Catalogue des Estampes gravées d'après Rafael, par Tauriscus Euboeus, Membre des Académies de Berlin et de Rome. 1819. 300 S. 8.

Der Verfasser dieser für eine Classe Liebhaber und Kenner sehr interessanten Schrift, ist der Herr Graf Lepel zu Massenheyde bey Stettin, ein Cavalier von einer allgemeinen ausgebreiteten Kenntniß im historischen und diplomatischen Fache. Nachdem er verschiedene Stellen am Preussischen Hofe bekleidet, mehrere ansehnliche Reisen unternommen, hat er sich gegenwärtig von der großen Welt zurückgezogen, um ganz den schönen Künsten zu leben und eine ansehnliche Bibliothek der kostbarsten Werke in diesem Fache, verbunden mit dem Besiße einer Kupferstich-Sammlung, die man schwerlich im nördlichen Deutschland erwarten möchte, zu benutzen. In der Vorrede macht der Verf. uns mit seinen Vorgängern bekannt, unter welchen er "Heineke Nachrichten von Künstler und Kunst-sachen" Vol. II. S. 319 ff. als Grundlage zu seinem Werk benutzt hat. Wer aber beide Schriften vergleicht, der wird bald einsehen, wie sehr letztere bereichert worden und besser angeordnet ist. Die Entschuldigung, daß er für sie die Französische Sprache gewählt habe, war überflüssig; da sie dadurch den Liebhabern durch ganz

Europa zugänglich ist. Bey dieser Gelegenheit verbreitet sich der Verf. über den neuen Geschmack der mystischen religiösen Kunst. Er läßt hierauf eine kurze Lebensbeschreibung von Raphael folgen, welche sich ganz angenehm lesen läßt, indem es ihm dazu an keiner der Quellen, den ältesten so wenig als den neuesten, gefehlt hat. Was er bey seiner Entfernung vom Druckort befürchtet, ist leider! eingetroffen. Der Druck ist nicht correct. Gleich S. 12 bey Correggio, muß es, anstatt Coloris, clair obscur heißen. Auch eine Menge Namen sind falsch gedruckt, was aber Kenner und selbst Liebhaber leicht verbessern werden. Unter den Sonnetten und Briefen von Raphael sind unstreitig mehrere nicht echt, selbst den Brief an Francia S. 24 hat Rec. immer für apocryphisch gehalten; die Orthographie ist ganz anders, der Stil um ein Jahrhundert später. Die Beschreibungen der Kupferstiche nach Raphael nehmen ihren Anfang S. 33. I. mit dem Porträt seiner eigenen Person. S. 37 muß heißen Tischbein, anstatt Fischbein S. 40. II. Sammlungen. S. 59 wo von den Gemälden der Farnesina die Rede ist, und II. 12 der sogenannten Galathea könnte man die herrliche Bemerkung des Herrn Marchese Haus hinzufügen, welcher mit der größten Wahrscheinlichkeit bewiesen hat, daß es ein Triumph der Venus sey. S. Götting. gelehrte Anz. 1817. 137. Stück. S. 1367. Unter dem Werk von Landon ist richtig bemerkt worden, daß eine große Anzahl nicht von Raphael ist. S. 78. III. "Vorstellung aus dem Alten Testament." S. 94. IV. "Vorstellung aus dem Neuen Testament." S. 103 d) über die Transfiguration von Simon Thomassin, will der Rec. nur hinzufügen, daß sie in *contre-sens*, nämlich

verkehrt gestochen ist. S. 125. V. Heilige und fromme Gegenstände. S. 148. VI. Heilige Familien, und Jungfrau Marien und zwar Compositionen aus 7 Figuren S. 150 aus 6. S. 151 aus 5. S. 157 aus 4. S. 167 aus 3. S. 178 bestehen bloß aus Madonnen mit dem Kind, also aus 2 Figuren. S. 185 die Jungfrau oder der Heiland allein, wo S. 186 noch ein Supplement hinzukömmt. S. 190 noch andere Gegenstände von der Jungfrau Maria. S. 199. VII. Die [Stanze] Zimmer des Vatican. S. 212. VIII. Portraite. c) La Maitresse de Rafael, von R. Morghen gestochen 1809 ist unfehlbar eine ganz andere Person und wie Morgenstern Tagebuch II. S. 358 bemerkt hat, sehr wahrscheinlich von Giorgione gemahlt. S. 217. IX. Historien. S. 225. X. und XI. Mythologie ic. S. 255. XII. Erfindungen. S. 384. XIII. Studien und S. 294. XIV. Statuen, Candelaber, Landschaften, Arabesken, Gebäude und architectonische Gegenstände. Fleiß im Anführen, Genauigkeit, Verbesserungen und Zusätze, von allem dem Unzähligen, was in den letzten Jahren von Raphael erschienen ist, findet sich hier an dem rechten Orte eingeschaltet, so daß Künstler, Kenner und Liebhaber dem Hrn. Verf. den aufrichtigsten Dank schuldig sind. F—o.

H a n n o v e r.

Bey Hellwing: Von dem Amte der Fürsprecher vor Gericht, nebst einem Entwurfe einer Advocaten- und Tax-Ordnung. Von S. P. Gans, Advocaten in Celle. 1820. XII und 282 Seiten in gr. Octav.

Sowohl in dogmatischer Hinsicht (z. B. das zweyte Buch, von den Rechten und Pflichten

der Advocaten), als in Bezug auf eine neue künftige Gesetzgebung für den Advocatenstand, verdient dieses Werkchen Beachtung und Aufmerksamkeit, so wie eine rühmliche Auszeichnung. Nicht mit Unrecht findet der Verf. den Grund des Verfalls dieses Standes hauptsächlich in der durch die Deutschen Provinzialgesetze begründeten, durch richterliche Gewalt und Willkühr in eine wahre slavische Unterwürfigkeit ausgearteten Abhängigkeit von den Gerichten, die nicht allein demselben vorzuschreiben sich anmaßen, wie und auf welche Art der Advocat die Rechte seiner Partey vertheidigen soll, sondern auch über die Zweckmäßigkeit der Vertheidigung auf disciplinarem Wege ein häufig eben so unpassendes als willkührliches Urtheil zu sprechen, sich erlauben, so daß man wirklich sagen kann, die Advocaten seyen genöthigt *“tanquam e vinculis sermocinari.”* Mit Freymuth, aber auch mit Anstand sind die Folgen dieses Despotismus gewürdigt; die auf die Veredelung des Advocatenstandes gerichteten Vorschläge gehen daher auch dahin, eine gesetzmäßige Unabhängigkeit des Standes wieder herzustellen; wobei jedoch der Verf. weit entfernt ist, sich in cosmopolitische und politische Schwärmereyen zu versteinen, oder statt dieser gewünschten Unabhängigkeit eine gesetzlose Freyheit zu empfehlen. Wie viel der Verf. dagegen von den Mitgliedern dieses Standes verlangt, beweiset sein Entwurf einer Advocatenordnung; so wie denn auch der Entwurf der Taxordnung nur billige und gerechte Grundsätze enthält.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 17. Julius 1820.

Mürnberg.

Geschichte der Jesuiten in Bayern. Von
Karl Heinrich Ritter von Lang. 1819.
S. 218 in 8. Was wir zuerst an dieser Ge-
schichte rühmen müssen, ist der Geist der ruhigen,
leidenschaftlosen, von dem Einflusse jeder Par-
teylichkeit freyen Forschung, der sich durchaus
darin ausspricht. "Die Muse der Geschichte,"
sagt der Verf. in der Vorrede, "ist keiner reli-
giösen Confession zugethan, und wenn ihr Die-
ner, der Geschichtschreiber, sich in eine solche
Stellung setzt, daß der Leser selbst ungewiß
bleibt, ob er ihn unter die heldenkenden Ca-
tholiken oder billigen Protestanten reihen soll, so
wird er den gehörigen Grad der Unbefangenheit
erreicht haben. Mir aber, ohne alle unmittel-
bare Berührung mit dem Interesse des Ordens
hat durchaus kein anderes Ziel vorgeschwebt,
als das, die Wahrheit zu sagen, und daß man
das Bild der Vergangenheit getreu auffassen,
und die Gegenwart richtig begreifen möge."
Dies würde jedoch, wenn er es auch nicht ge-

saat hätte, jeder nur etwas umsichtige Leser von selbst in seiner Schrift gefunden haben, und dieß verdient gewiß bey dem Gegenstande, der darin behandelt ist, ein eignes Lob: nur möchten wir freylich das Hauptverdienst des Verf. nicht gerade darin finden, daß er sich von protestantischem Partey-Eifer so unbefangen zu erhalten wußte; wenigstens mag ihm dieß gewiß nicht am schwersten geworden seyn. Seine historischen Forschungen selbst hingegen wurden allerdings noch durch mehrere Umstände begünstigt, die sich nur selten so glücklich vereinigt haben mögen. Er konnte nicht nur den ganzen Urkunden Schatz der Bayrischen Archive zu seiner Geschichte benutzen, sondern wurde von dem dirigirenden Staatsminister selbst aufgemuntert, ihn gerade dazu zu benutzen, und dabey trat noch der glücklichere Umstand ein, ohne den sonst dieser erste fast ganz nutzlos geworden seyn würde, daß die Jesuiten der Bayerischen und Oberdeutschen Provinz in dem Augenblick der Aufhebung ihres Ordens ihre Bücher und Papiere nicht aus dem Lande schaffen oder vertilgen, sondern nur theilweise in Kirchen und Privathäusern hatten bergen können, wodurch es nicht allzuschwer geworden war, sie wieder zusammen zu bringen. Dadurch wurde er aber auch in den Stand gesetzt, der Welt nicht nur eine Localgeschichte der Jesuiten in Bayern zu geben, wie man noch von keiner Provinz des Ordens eine hat, sondern auch, wiewohl der Titel seiner Schrift nur jene verspricht, eine so genaue, in das Besondere gehende, und noch in den kleinsten Zügen getreue Schilderung und Darstellung von der innern und äußern, von der häuslichen und politischen Verfassung des ganzen Ordens zu geben, wie sich in keinem der größeren zu der Geschichte der Gesellschaft gehörigen Werke eine finden läßt. Die

Kunst, mit welcher dabey alles Wesentliche in dem möglich-kleinsten Raume zusammengedrängt ist, mag noch ein eignes Lob verdienen, aber diese Kunst ist fast immer Eigenthum des Gelehrten, jedoch auch nur Eigenthum von diesem, der erst vom diplomatischen Geschichtsforscher aus Geschichtschreiber wurde.

Die drey ersten Abschnitte sind S. 1—36 der allgemeinen Geschichte des Ordens gewidmet; der vierte und reichhaltigste enthält aber eine Beschreibung seiner Gesellschafts-Organisation S. 37—92, welche sich über das allgemeine und über das Besondere aller der Beziehungen verbreitet, die für die Ordens-Statistik nur irgend eine Wichtigkeit haben. Bey demjenigen, was S. 11—17 über den Grund-Plan des Ordens und über dasjenige bemerkt ist, was er sich zum Hauptzweck machte, möchten wir nur etwas genauer unterschieden haben, was davon bereits in der Seele seines Stifters, des h. Ignaz, bis zum deutlichen Bewußtseyn sich entfaltet hatte, und was von einigen der ersten Gehülfen, die sich in dem Zeitraum von 1534—1538 mit ihm verbanden, besonders von Vainez und Bobadilla, Estrada und Hosius hinzu und hinein gedacht wurde. Sehr treffend richtig ist hingegen das ähnliche von dem Geiste des Jesuitismus und des Protestantismus, so weit der eine und der andere ein Erzeugniß der Zeit war, aufgefaßt, und eben so treffend wahr ist auch die S. 18 aus dem Ganzen seiner Geschichte anticipirte Wahrnehmung, daß er nur so lange schön und groß heranwuchs, als er sich aus dem eignen Geist seiner Zeit entfaltete, sogleich aber zu verwelken anfang, als sich seine Wurzeln über die reine Quelle seines ersten Ursprungs verbreiten und dem Stamme unechte Zweige eingepft werden sollten. In der Schilderung der Gesellschafts-

Verfassung der Jesuiten sind mit sehr weiser Beobachtbarkeit vorzüglich jene Eigenheiten herausgehoben, durch welche sich ihr Studienwesen, die Art ihres Noviciats, und der Ablegung ihrer Gelübde, die Verschiedenheit ihrer Häuser und Collegien, ihre Abtheilung in Provinzen, und ihre letzte Unterordnung unter Generalversammlung, Ordens-General und den Pabst auszeichnet. Am anziehendsten sind hier die Notizen, die man über so manche Arcana der Gesellschaft, wie S. 47 fg. über ihr doppeltes Noviciat, und dessen Wirkungen, S. 52 über die Verschiedenheit der im Orden statt findenden Profession mit vier votis solemnibus, mit drey votis, und aus den bloßen votis Coadjutorum spiritualium. S. 58 über die ihm eigenthümliche Einrichtung der Dimissionen alsdann aber auch S. 61 über die verschiedene Classification seiner Profess. Häuser, Collegien, Residenzen und Missionshäuser, (ja keine Klöster!) über das Personale, womit jedes dieser Institute besetzt werden mußte, über die Localvertheilung eines jeden, über die Formen der Administration des Geschäftsganges, der Correspondenz mit den höchsten Ordens-Obern, wodurch jedes einzelne in der innigsten Verbindung mit dem Ganzen erhalten wurde, vorzüglich aber auch noch über die Einkünfte des Ordens, über die Hauptquellen, woraus diese flossen, und über die Art ihrer Vertheilung erhält. So erfährt man z. B. actenmäßig S. 57, daß die Einkünfte, welche der Orden allein von den Erbschaften und Pflichttheilen zog, die ihm seine Mitglieder durch eine förmliche Abdication abtreten mußten, in dem Zeitraum von 1620 bis 1700 aus der einzigen Oberdeutschen Provinz die ungeheure Summe von 800,000 Fl. betrug. S. 159 erfährt man noch dazu, daß die Disposition über diese Gattung von Einkünften, die aus Stif-

tungen und Erbschaftsgeldern stieß, fast ganz der Disposition des Generals oder der höchsten dirigirenden Ordensbehörde in Rom vorbehalten war, und dort erhält man auch noch die ebenfalls actenmäßige documentirte Notiz, daß zu der Unterhaltung dieser obersten Behörde in Rom alle einzelne Communitäten des Ordens einen jährlichen Beytrag einschicken mußten, der ungefähr ein Procent ihres reinen jährlichen Einkommens wegnahm, für die Oberdeutsche Provinz auf 2400 Fl. angesetzt war, aber alle drey Jahre auf der Provinzial: Congregation, auf das neue revidirt und deswegen *Contributio triennalis* genannt wurde. Ueber das Princip der Ordensregierung bedarf man hingegen schwerlich weitere Aufschlüsse als den einen S. 70 daß nach einer ausdrücklichen Constitution des Ordens jedes Obere seinem Untergebenen im Namen Gottes und Christi selbst eine Todsünde befehlen konnte, sobald sich seinem probablen Urtheil nach ein besonderer Vortheil für das Ganze oder auch für den einzelnen davon erwarten ließ.

Nun wird die besondere Geschichte des Ordens in Bayern und Oberdeutschland durch fünf Zeitabschnitte durchgeführt, deren erster vom J. 1540 — 1600 für die Periode seiner Entstehung, der zweyte bis 1650, für die Periode seiner Blüthe, der dritte bis 1700, für die Periode seines Kampfes, der vierte bis 1750, für die Periode seines Stillstehens, und der fünfte bis 1773 für die Periode seines Untergehens gelten mag: in jeder Periode aber wird zuerst die Succession der localen Ordensobern, der Provinziale und Rectoren, markirt, hernach alles ausgehoben, was auf seine Stellung und auf seinen Zustand im Lande einen besonders bemerklichen Einfluß hatte, und endlich das eigenthümliche des einen und der andern am Schlusse des Zeitraums geschildert. So traten in der ersten Periode schon im J. 1540. Faber, Bobadilla

und Le Jay als die ersten Apostel des Ordens in Deutschland auf, und sängen ihre Operationen in Regensburg an, gewannen von hier aus zuerst den Canzler des Herzogs Wilhelm von Bayern den bekannten Leonhard von Eck und wußten es nun leicht einzuleiten, daß sich der Herzog selbst im J. 1548 von dem Pabste drey Jesuiten zu Besetzung der theologischen Lehrstühle in Ingolstadt ausbat. S. 97. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm und seines Canzlers im J. 1550 schien es einen Augenblick ungewiß, wie sich das Schicksal des Ordens in Bayern wenden würde, denn die drey in Ingolstadt angestellten Jesuiten, Le Jay, Alphons, Salmeron und Pet. Canisius zogen wieder fort; aber schon im J. 1555 wurde es hier auf die Dauer gesichert. Der neue Regent ersuchte jetzt den Stifter des Ordens, den h. Ignaz, in einem eigenhändigen Schreiben, daß er ihm eine Colonie von 20 Jesuiten zu der Errichtung eines eigenen Collegiums in Ingolstadt schicken möchte. Dieß Collegium wurde schon im J. 1557 feyerlich eröffnet: Zwey Jahre darauf fand auch schon die Eröffnung eines eigenen Jesuitischen Collegiums in München statt. S. 101 — und im J. 1574 zählte die Oberdeutsche Provinz des Ordens bereits fünf Collegien und zwey Missionshäuser, die aus 142 Mitgliedern bestanden. Noch glänzender ging aber erst der Glücksstern des Ordens im J. 1579 auf, in welchem Wilhelm V. nach dem Tode seines Vaters Albrecht zur Regierung kam, denn dieser half ihm zu einem so großen Einflusse und zugleich zu so bedeutenden Einkünften, daß er es jetzt selbst schon mit dem mächtigen Prälatenstande im Lande aufnehmen konnte, so wie er auch im J. 1597 für seine Güter alle Rechte des Prälatenstandes erhielt. S. 118. Freylich reizte dieß auch bald auf mehreren Seiten Neid und Eifersucht, ja hier

und da selbst den Haß des Volkes gegen ihn auf. Darüber kam es im J. 1598 selbst dahin, daß der Herzog Wilhelm dem Prinzen Maximilian die Regierung abtreten mußte, der dem Orden nicht sehr gewogen schien. Er rief daher sogleich die Capuziner nach Bayern, um in ihnen den Jesuiten Nebenbuhler zu erschaffen; allein sie waren schon zu fest im Lande angewachsen, als daß ihnen diese viel schaden konnten. Für das Schul- und Universitätswesen konnte man sie gar nicht, und an vielen Orten auch für die Seelsorge nicht mehr entbehren; so bald sie aber den neuen Regenten etwas besser kennen gelernt hatten, waren sie fein genug, sich ihm auch zu der Beförderung seiner ins Große gehenden politischen Plane zu leihen, und weil er ihre Dienste höchst brauchbar fand, so that er jetzt auch um so mehr für das Interesse des Ordens, je inniger es mit dem seinigen verschlungen war. Diese zweyte Periode seiner Existenz in Bayern vom J. 1600—1650 wurde dabei wirklich die Periode seiner Blüthe. Zwar fiel der dreyßigjährige Krieg und während diesem im J. 1632 der Besuch hinein; den Gustav Adolph mit seinen Schweden in München machte; doch bey der Großmuth des Siegers kamen sie dabei noch so viel besser weg, als sie selbst gehofft hatten, daß sie sich — was zu ihrer Ehre gesagt werden muß — nicht entbrechen konnten, in ihren Berichten nach Rom ihre Empfindungen dabei in einer Sprache zu äußern, welche ihnen von ihrem Generale die Weisung zuzog: "wo man von Kezern Gutes zu sagen habe, müsse man sich kürzer und kälter fassen" S. 141. An dem Schlusse dieser Periode aber zählte dennoch die Oberdeutsche Provinz des Ordens nicht weniger als 757 Mitglieder in 21 Collegien, 2 Probationshäusern, 10 Residenzen und 7 Missionshäusern, welche zusammen 186000 fl. Einkünfte

hatten. S. 159. Daß er sich hingegen durch die Periode seiner Kämpfe (1650 — 1700) noch gut genug durchbrachte, und in der Periode seines Stillstehens (1700 — 1750) wenigstens nichts verlor, dieß erhellt wohl daraus am sichtbarsten, weil man S. 206 allein in dem Collegio zu Ingolstadt bey der Aufhebung des Ordens einen Activvermögenszustand von mehr als drey Millionen fand. Den Schluß unserer Anzeige mag am besten der Schluß der Schrift selbst machen. „Der Jesuiten-Orden,“ so schließt der Verf. S. 217 — „in seiner ursprünglichen Verfassung „war für die catholische Kirchengesellschaft eine „zweckmäßige und ehrbare Anstalt. Sie hat bis „auf den letzten Zeitpunkt der Aufhebung, und „vielleicht da, weil es eine Zeit des Unglücks war, „noch reichlicher als sonst, eine große Anzahl „frommer und rechtlicher Männer, und unter „diesen auch manche sehr ausgezeichnete Köpfe „gebildet, wie dieses schon nach natürlichen Gesetzen bey einer zahlreichen, nicht von Haus „aus unsittlichen Gesellschaft zutreffen mußte. „Die einzelnen Mitglieder für ihre Person sind „unschuldig an den großen Gebrechen, welche die „Irrthümer schwacher Obern in der Entfernung „vom wahren Zweck und durch die Mißkennung „der Zeit hervorgebracht haben. Den Orden wieder „herstellen wollen, wie er zuletzt gewesen, „würde heißen, die argen Fehler und Misgriffe „gegen den Geist der Zeit wiederholen, und mit dem, „was getödtet hat, lebendig machen wollen; den Orden aber etwa verbessert und in seiner Urgestalt wieder zu erwecken, wäre ohne ein Wunder unmöglich, weil es jetzt zu einer solchen Wirkung, wie damahls, an einer Ursache, wie damahls ermangelt. Wollen wir lieber diesen Vätern, welche sich in ihrem Ordensgeist nichts als den Frieden gewünscht, (Pax vobiscum!) diesen Frieden auch in ihren Gräbern „lassen!“

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 20. Julius 1820.

Neuyork.

By William and Mercein: A statement on the occurrences during a malignant yellow fever in the city of Newyork, in the summer and autumnal months of 1819 and of the check given to its progress by the measures adopted by the board of health 1819. p. 57. Oct. with a map.

Nachdem Ref. schon die Nachricht von den beiden oben S. 881 angezeigten Schriften, die den nämlichen Gegenstand betrafen, geschlossen hatte, erhielt er dieses Werkchen durch die Güte seines Freundes, des Hrn. D. Albers, und hielt es für wichtig genug, um eine besondere Anzeige zu verdienen, da es zur Bestätigung dessen dienen kann, was in erstern über das gelbe Fieber in Baltimore gesagt worden ist. Der Verf. ist, wie die Zueignung an den Mayor und Präsidenten der Gesundheitskommission H. Cadwallader D. Colden angibt, der D. Felix Pascalis, welcher die Krankheit in ihrem Ursprunge, Fortgange und Ende zu beobachten, vielfältige Gelegenheit

L (5)

hatte, und als ein fleißiger und sorgfältiger Beobachter erscheint. Das Buch hat fünf Abschnitte. In dem ersten zeigt der Verf., daß kein bössartiges oder gelbes Fieber in Newyork durch Contagium eingebracht sey. Unter Contagium versteht er den eignen Krankheitsstoff, der in dem menschlichen Körper abgefondert, und aus ihm ausgeschieden ist. Kein einziger Fall hat sich nach der strengsten Untersuchung ergeben, in welchem hievon die Krankheit hätte abgeleitet werden können, da diese sich gewiß würde zuerst bey denjenigen gezeigt haben, die in der Nähe der Kranken und zu ihrer Hülfe gegenwärtig waren. Besonders bewies sich die nicht ansteckende Natur des Fiebers bey den zuerst daran Erkrankten, welche beständig mit besuchenden Freunden umgeben waren, wovon aber keiner dasselbe erhielt, so wie es auch nicht von den Bewohnern des Hospitals, die mit der übrigen Stadt in freyer Verbindung waren, fortgepflanzt wurde, ja dem Verf. kamen sogar Fälle vor, wo Gesunde mit Kranken, die an diesem Fieber niederlagen, in einem Bette schliefen, und doch davon frey blieben. In reiner Luft breitet sich das gelbe Fieber sehr selten aus, und dieses gibt schon einen Fingerzeig von dessen Ursprung, und, wenn es gleich den in der Nähe des Kranken sich befindenden leicht mitgetheilt wird, so beweiset dieses noch kein Contagium, sondern nur die Schädlichkeit der Luft um den Kranken. Alle eigentlich contagiöse Krankheiten bleiben in Hauptcharacteren unverändert die nämlichen; dieses ist aber nach dem Verf. nicht der Fall bey dem gelben Fieber, es ist proteusartig und erscheint unter ganz verschiedenen Formen und von einem sehr verschiedenen Character, so wie in keiner der Ab- und Aussonderungen der Kranken der fortpflanzende Stoff desselben sich zu erkennen gibt.

Im zweyten Abschnitte sucht der Verf. zu zeigen, daß das bösertige und gelbe Fieber von unreinen und schädlichen Ausdünstungen faulender Substanzen, oder von andern schädlichen die Atmosphäre verunreinigenden Stoffen hervorgebracht werde. Die vorzüglichsten nachtheiligen Agentien sind Hitze und Feuchtigkeit, wodurch eine faulichte Gährung im Boden oder in den zur Fäulniß geneigten Materialien erweckt wird. So gut wie hievon intermittirende, remittirende, Typhus und mehrere Arten schlimmer Fieber erzeugt werden, eben so gut kann auch das gelbe Fieber daraus entstehen. Hätte es einen contagösen Ursprung, so wäre es zu bewundern, wie Newyork und andre Oerter in America oft so lange Zeit davon verschont blieben, denn es könnte dieses doch von nichts anderm herrühren, als daß das Contagium vertilget wäre; sey dieses aber der Fall, so müßte es eingeführt oder wieder erzeugt seyn; gegen das Erstre sprächen alle Beobachtungen und Erfahrungen; das letztre könne aber wohl auf keine andre Weise statt haben, als wie auch andre Fieber entstanden. Newyork sey lange wegen der guten polizeylichen Anstalten verschont geblieben, und auch die Dürre des Jahrs 1819 habe die Krankheit lange davon abgehalten, wie sie aber ausgebrochen, sey sie von Punkten ausgegangen, die durch ihre Lage und Beschaffenheit zu ihrer Erzeugung geeignet gewesen wären. Und noch etlichen Einwürfen zu begegnen, die gegen die örtlichen Entstehungsursachen eingewandt werden könnten, stellt der Verf. die Sätze auf: daß große Hitze mit Trockenheit die faulen und schädlichen Ausflüsse zerstöre, mit Feuchtigkeit verbundene zwar schade, aber die schädliche Ursache auch bald zerstöre; daß eine niedrige und feuchte Wärme epidemische und endemische Fieber begünstige; daß böse Gasarten

und Dünste durch den Wind zu Gegenden geführt werden können, die von ihrem Ursprungsorte weit entfernt sind; faule Dünste sich im untern Theile der Atmosphäre aufhielten, Kälte den Faulungsproceß unterbreche, das Wasser eine anziehende Kraft gegen Sumpfmiasmen habe, und ansteckende Dünste und Gase durch den Beytritt der Electricität leuchtend und sichtbar würden. Nach diesen Voraussetzungen, deren Richtigkeit wohl nicht bezweifelt werden kann, geht der Verf. im 3ten Abschnitte zu den Fällen vom gelben Fieber, welche vom 30sten August 1819 an in Newyork beobachtet worden sind.

Der Zweck dieses Abschnitts geht vorzüglich dahin, zu zeigen, wie die Krankheit von einem Punkte des östlichen Uferstroms entstanden, und auch immer in der Nähe desselben geblieben sey. Der Strom nämlich bildet hier hafentartige Einbuchtungen, die zur Aufnahme von Schiffen in der Stadt eingerichtet sind. Eine dieser Einbuchtungen *old slip* genannt, geht ziemlich tief in die Stadt hinein; von dieser fing die Krankheit an, und hielt sich auch immer in ihrer Nachbarschaft. Die beyliegende Karte zeigt die Lage derselben, so wie der nahen Straßen und der inficirten Häuser. Die Lage dieser Einbiegung ist südlich vor dem Einflusse des Nord- und Nordwestwindes geschützt. Dieser Ort ist der Sammelplatz aller Unreinigkeiten der Stadt, sein Grund so wie der der kleinern Gassen in der Nähe ist unrein und aus leicht faulenden Stoffen gebildet; das Wasser ist seicht, und das dasselbe einfassende hölzerne Bollwerk verfault wurmförmig und mit schwarzem Schlamm bedeckt. Dieses Wasser ist durch faulende Substanzen verunreinigt, und verbreitet im warmen Wetter einen unausstehlichen Gestank. In dieses Wasser ergießt sich noch ein Graben, der von Privathäusern kömmt und aus

diesen mit einer Menge unreiner Substanzen angefüllt wird. Der in der Nähe der Einbucht liegende viereckige Platz, ungefähr 200 Fuß in der Länge und 160 in der Breite, hat fast lauter alte und zum Theil hölzerne und verfallne Häuser, die größtentheils keinen andern Zugang von freyer Luft, als von dem stehenden Wasser her haben. Die ungesunde Lage dieses Platzes und der große Beytrag, welchen dieselbe zur Hervorbringung des Fiebers lieferte, beweisen sich dadurch am ungezweifeltsten, daß von 57 Kranken allein 37 an demselben vorkamen, und würde man nicht schon früh die Einwohner aus dieser Gegend zu gesunden Plätzen gebracht haben, so hätte die von dort anfangende Verwüstung leicht allgemein und schrecklich werden können. Die Zahl der in diesem Abschnitte angegebenen Fälle dieses verheerenden Fiebers ist 66, die fast alle tödlich wurden. Die Punkte der Stadt, wo sie vorkamen, sind auf der Karte bezeichnet, so daß man genau den ersten Ausbruch desselben, so wie seinen Fortgang und sein Ende bemerken kann, und wodurch es ganz deutlich wird, daß es nicht allein in der schon erwähnten Gegend anfing, sondern auch allein in ihrem Umkreise beschränkt blieb.

In dem vierten Abschnitte werden die Maßregeln angegeben, welche die Gesundheitscommission zur Hemmung des Fortschreitens der Krankheit ergriff. Sie bestanden theils in Befolgung der schon bestehenden Gesetze gegen die Einbringung derselben von Außen, obgleich bey der genauesten Untersuchung kein Grund eines solchen Verdachts aufgefunden werden konnte, theils in der Fortschaffung der Kranken und Gesunden zu andern und gesundern Plätzen, wobey es merkwürdig war, daß das Fieber von Kranken selbst im Hospitale keinem Gesunden, selbst nicht einmahl

den Wärtern mitgetheilt wurde. Mit diesen Maßregeln verbanden die Commissäre die strengste Verordnung, daß die verdächtigen Plätze und Wohnungen sorgfältig gelüftet und gereinigt werden mußten, und man bey jedem neu angezeigten Krankheitsfalle aufs genaueste den Ursprung desselben auszuforschen suchen mußte.

Der letzte Abschnitt endlich enthält Bemerkungen über Localschädlichkeiten, Quarantainegesetze und die Geschäfte der Gesundheitsbeamten, wobei die nämlichen Grundsätze aufgestellt sind, welche sich in den Schriften über die Krankheit in Baltimore finden.

Referent schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die neuern Thatsachen, welche wir empfangen haben, die Aufmerksamkeit der Gesundheitsbehörden auf sich ziehen und zu solchen Anordnungen die Veranlassung geben mögen, die auf die Natur und Entstehungsweise des gelben Fiebers gerichtet sind, die allgemeine Sicherheit immer im Auge behalten, aber auch keine unnöthige, den Handel und Verkehr störende und oft mehr schädliche als nützliche Einrichtungen bedingen und nothwendig machen. Heineken.

Berlin und Stettin.

In der Nicolaischen Buchhandlung: Sammlung Französischer Schriftsteller aus dem neunzehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, nebst einem Wörterbuche für die verschollenen alten Wörter, besonders in Beziehung auf den Zusammenhang der neuern Sprachen unter sich, und mit der Lateinischen, ihrer Muttersprache. Von Dr. Johann Wilh. Valentin Schmidt. Für den gelehrten Unterricht. 1818. XIV und 282 Seiten in Octav.

Ein glücklicher Gedanke, den Unterricht in der Französischen Sprache auf unsern sogenannten Lateinischen oder gelehrten Schulen, wo es nicht auf das Parliren vorzüglich abgesehen ist, mit dem gründlichen Sprachstudium überhaupt in engere Verbindung zu bringen. Der Verf. dieser Sammlung, die mit dem weltbekannten Französischen Armee-Bulletin aus Rußland vom November 1812 anfängt, und mit der Eidesformel bey dem Tractate von Verdun im Jahre 842, dem ältesten Denkmahle der Französischen Sprache, endigt, ertheilt seit neun Jahren Französischen Sprachunterricht am Berlinisch-Eöllnischen Gymnasium zu Berlin. Der Schüler, der die Franz. Sprache von ihrer neuesten Gestalt bis zu ihrer Entstehung in allen Abstufungen kennen lernen will, findet hier eine sehr gute Auswahl von Beyspielen in Versen und Prosa. Aber auch für den gelehrten Sprachkenner ist die Sammlung von Werth, weil es noch keine ähnliche gibt, die so bequem zur Vergleichung der Veränderungen diene, die mit der Franz. Sprache seit ihrer Entstehung vorgegangen sind. Das hinzugefügte Glossarium bezieht sich zunächst auf das *Chatoiment d'un père à son fils* aus dem 13ten Jahrh. aber auch auf die übrigen jetzt veralteten Wörter und Formen der Französischen Sprache. Bey der Erklärung der alten Wörter ist auch auf die Italienische, Spanische und Englische Sprache Rücksicht genommen. Schade, daß nicht auch einige Proben vom alten Provenzalischen haben beygefügt werden können, da doch unter den beiden in Frankreich einheimischen Romanischen Sprachen die Provenzalische früher, als die Nordfranzösische, sich ausgebildet hat, und nicht ohne Einfluß auf die Nordfranzösische geblieben ist. Druck und Papier der schätzbaren Sammlung sind ein wenig abschreckend, doch vielleicht zu entschuldigen, wenn das Buch den Schülern so wohlfeil, als möglich, geliefert werden sollte.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Lehrbuch des Königl. Sächf. Privat-
 rechts. Von D. Christian Gottlieb Haubold,
 Oberhofgerichtsrath u. ord. Prof. des vaterl. Rechts
 auf der Universität Leipzig, Ritter des Königl. Säch-
 fischen Civil-Verdienst-Ordens. 1820. XXVI und
 610 Seiten in gr. Octav.

Der in so vielfacher Rücksicht hochverdiente H. Vf.
 liefert in diesem Werke nicht allein ein sehr vollendetes
 Lehrbuch des Sächf. Rechts, sondern auch ein wahres
 Muster, wie das Particularprivatrecht eines Staats
 auf die richtigste und genügendste Weise dargestellt
 werden muß. Hauptverdienste desselben in dieser Rück-
 sicht sind: 1. eine genauere Absonderung des reinpri-
 vatrechtlichen Stoffs von dem vielen öffentlichen
 Rechte, welches man gewöhnlich in die Bearbeitung
 des Territorialrechts aufnimmt; 2. die sorgfältig
 angestellte Vergleichung des Particularrechts mit
 dem gemeinen Rechte, in allen den Fällen, wo solches
 der Stoff möglicher Weise gestattete; 3. die Ent-
 wicklung der Geschichte der einzelnen Gesetze aus
 den Landtagsverhandlungen, und Gutachten der Lan-
 descollegien; — alles Punkte, worauf bey den ge-
 wöhnlichen Bearbeitungen Deutscher Particularrechte
 entweder gar nicht, oder nur höchst dürftig Rücksicht
 genommen worden ist. In Betreff der Anordnung des
 Werks ist der Hr. Verf. dem Plane gefolgt, welchen
 der Hr. D. H. R. Weiße in s. Einleit. in das gemeine
 Deutsche Privatrecht Leipz. 1817. 8. in dem S. 83
 fg. beygefügt tabellarischen Grundrisse, vorgezeich-
 net hat. Endlich ist noch die Mittheilung der ausge-
 wählten Literatur bemerkungswerth, welche auch
 hier mit der dem Hrn. Verf. so ganz eigenthümlichen
 Genauigkeit geliefert worden ist. Druck und Papier
 machen der Verlagshandlung eine große Ehre.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 22. Julius 1820.

L o n d o n.

Bey Longman, Brower u. a.: *Experimental Outlines for a new Theory of Colours, Light, and Vision, with critical Remarks on Sir Isaac Newton's Opinions, and some new Experiments on radiant Caloric* by Joseph R e a d e M. D. annual President of the Royal physical, and member of the medical Society of Edinburgh. Vol. I. 313 Octavf. 1816. Mit Holzschnitten im Text und einer illuminirten Kupfertafel.

Nach Newton, dem berühmten Verfasser der *Principia*, behaupte man zwar allgemein, daß das weiße Licht aus den bekannten farbigen Bestandtheilen zusammengesetzt sey; aber es lasse sich zeigen, daß dieß farbige Licht vielmehr aus dem Schatten oder der Finsterniß (nach dem Verf. aus dem schwarzen Lichte) hervortrete, indem dieses black light sich nicht nur in rothes, gelbes und blaues Licht auflösen, sondern auch leßtern sich auch wieder zusammensetzen lasse, und so sey es denn gewiß kein geringes Vergnügen,

zu bemerken, that the black light, advanced in these pages, should agree with the historical evidence of the Mosaic Principia. Boyle und Newton seyen zwar moralische und exemplarische Christen gewesen, aber sie hätten doch manches geschrieben, was mit der göttlichen Offenbarung im geraden Widerspruch stehe. Das erste Kapitel der Genesis lehre, daß die Finsterniß eher als das Licht gewesen sey. Aber das Licht sey nicht neu erschaffen, sondern ihm nur verstattet worden, in verschiedenen Modifikationen als weiß, roth, gelb, blau, aus der Finsterniß hervorzutreten, dem Ausspruch zufolge "and God divided the light from the darkness." Wenn gleich mehrere Leser von der Vf. Schrift, wohl lächeln würden, daß er Boyle und Newton aus dem alten Testamente zu widerlegen suche, so wolle er ihnen doch auch zeigen, daß seine Theorie der Farbenerzeugung aus Schatten oder Finsterniß auch auf Experimenten bestehe, und jedem christlich-gesinnten Gemütthe werde es dann ein Trost seyn, zu sehen, that the religion is upheld by Philosophy u. s. w. So großen Respect wir für die letztere Aeußerung des Verf. haben, so wenig genügen uns doch die Experimente, wodurch er fast jeden Satz in Newton's Theorie des Lichtes und der Farben zu bestreiten sucht, und wir könnten daher ohne weiteres die gegenwärtige Anzeige schließen. Indessen wollen wir doch ein paar von den Hauptexperimenten des Verf. zur Probe mittheilen. Man mache auf ein weißes Papier einen schwarzen Fleck von der Größe einer Erbse, und betrachte ihn durch eine Planconvexlinse, so wird man, so lange diese Linse noch nahe an dem Papiere ist, weder eine Veränderung des Orts dieses Flecks, noch Farben um ihn wahrnehmen. Aber man entferne nun das Glas mehr, so wird

sich der Fleck nicht nur erweitern, sondern man wird auch Farben um ihn wahrnehmen, zu oberst blau, zu unterst gelb und roth. Nach Newtons favorite theory entstanden diese farbigen Ränder aus der Zerlegung des weißen Lichtes, was auf dem Papiere den schwarzen Fleck umgibt. Aber man werde bald finden, daß diese Theorie ganz falsch sey. Denn wenn man einen solchen schwarzen Fleck auf rothes Papier mache, mithin alles weiße Licht entferne, und nun statt jenes Glases noch besser ein Prisma anwende, so werde man sehen, daß der dunkle Fleck sich in ein tiefes Blau und Orange auflöse, the red rays reflected from the illuminated red paper added to the brilliancy of the Orange etc. Wo sey also hier das weiße Licht, aus welchem nach Newton's Lehre diese Farben entstehen könnten? (Was der Verf. für ein rothes Papier genommen hat, geglättetes, was also viel weißes Licht reflectirt, oder rauhes, gibt er zwar nicht weiter an. Wäre es aber auch das letztere gewesen, so weiß man doch, daß auch auf einer rauhen Fläche sich Theilchen genug vorfinden, welche außer der Hauptfarbe, welche sie zeigt, auch weißes Licht reflectiren, und es überhaupt kein Farbpigment gibt, welches nicht auch viel weißes Licht theils reflectirte, theils verschluckte, daher die so mannichfaltigen höhern und tiefern Farbensüancen, die sogenannten colores pallidi und obscuri. Es ist also kein Zweifel, daß die Farben, welche sich um jenen schwarzen Fleck auf rothen Grunde dennoch offenbarten, von solchem weißen Lichte herrühren, zumahl da man finden wird, daß die Farben um den schwarzen Fleck auf rothem Grunde, dennoch immer sehr schwach sind, gegen den Glanz derselben, wenn der Fleck auf weißem Grunde sich befindet). Dieser und mehr ähnliche Versuche des Verf. beweisen also

bey näherer Untersuchung nichts gegen Newtons Theorie, und wenn der Verf. S. 10 sogar aus den prismatischen Farben selbst wieder Schwarz zusammengesetzt zu haben glaubt, so wird man, bey Anstellung des Versuches selbst, bald finden, auf welche Art er sich getäuscht hat. Und was will denn weiter der Einwurf sagen, daß noch kein Mahler je eine weiße Farbe durch die Mischung von rothem, gelben und blauen Pigment hervorgebracht habe; darauf ist doch auch schon genügend geantwortet worden. Wenn nun ferner auch der Verf. behauptet, daß selbst die Farben, welche aus dem Sonnenlichte zu entstehen schienen, wenn es auf ein Prisma auffällt, nicht diesem Sonnenlichte zuzuschreiben seyen, sondern von den dunkeln Ecken des Prisma herrührten whose angles are perfectly opaque and dark, as might be easily demonstrated (!), by holding the instrument over a sheet of white paper, so kann man sich des Lächelns nicht enthalten, auf welche sinnreiche Weise sich der Verf. aus allen Verlegenheiten zu helfen weiß. So und nicht besser sind fast alle Versuche, welche er zur Bestätigung seiner neuen Theorie und zur Widerlegung der Newtonischen Lehre beybringt, aber in das Detail aller einzelnen Versuche einzugehen, und das Ungenügende derselben darzulegen, würde allein eine Schrift erfordern. Daher wir es bey der gegenwärtigen Anzeige bewenden lassen. Wir zweifeln indeß nicht, daß diese neue, oder vielmehr von neuem aufgetischte Lehre, dennoch von einigen mit großem Beyfall wird aufgenommen werden.

Altenburg.

Historische, statistische, geographische und topographische Beyträge zur Kenntniß des Herzog:

thums Altenburg. Herausgegeben von Hans von Thümmel, Herzogl. Sächs. Geh. Rathe, Minister, ehemahligem Obersteuerdirector und Cammerpräsidenten. 1818. 120 S. 4. Mit farbigen Bildnissen der Regenten und ihrer Gemahlinnen, von Friedrich dem Streitbaren (geb. 1369 gest. 1428) bis zu dem lezt verstorbenen Herzog von Gotha; und einer Karte, nach der, mit einem Aufwande von 24,825 Thl. unter diesem veranstalteten, aber noch nicht ganz abgedruckten, größeren vom ganzen Altenburgischen; bey vielen der abgebildeten Personen auch Noten ihrer Handschrift. Bey der Geschichte der frühern Jahrhunderte faßt natürlich der Verf. sich kurz, mit Verweisung auf andere zu weiterer Belehrung dienliche Schriften; bemerkt hauptsächlich nur, was die Eigenheiten der Regenten zeigt; wo denn freylich nicht alle bengelegte Ehrennamen anpassend erscheinen; wie der Sanftmüthige bey Friedrich II.; erst da, wo er als Augenzeuge erzählen kann; und diese Beyträge als *Mémoires de mon tems* betrachtet wissen will (S. 63) wird er ausführlicher. Also bey der Mutter des leztverstorbenen Herzogs, der hochherzigen, aufgeklärten Louise Dorothea aus Meiningen; noch mehr aber bey diesem ihrem zweyten Sohne; mit welchem er 45 Jahre durch Dienstverhältnisse und auszeichnendes Vertrauen in Verbindung lebte. Da kommen denn auch manche hübsche Anekdoten vor; von denen etliche unsern Lesern mitzutheilen, um so eher erlaubt seyn wird, da das Werk nicht in den Buchhandel, und also den Wenigsten zu Gesicht kommen wird. Als der Verf. (S. 58), damahls Page der Fürstin, in der Kirchencapelle, die Thüre des Beichtstuhls öffnen mußte, hörte er — daß welcher Page hört nicht gern? — von ihrem Beichtvater folgende pedantische Anrede! — „Durchlauchtigste,

gnädigste Herzoginn, große, erhabene Sünderrinn!" Als sie herausging und den Pagen lächeln sah, sagte sie zu ihm huldvoll: er hat gewiß gehört. Je nun der Mann meint es doch gut." Cyprian, dessen unziemlichen Einfluß in die Regierungsgeschäfte sie einschränkte, rächte sich dafür auf der Kanzel durch einen Calembourg. Als er nämlich einst über die verschiedenen Meinungen in der Welt sprach, rief er mehrere mahl aus: "Aus Meinungen kommt alles Uebel." Sie vergab es ihm, und lachte über den Witz des gereizten Priesters S. 58. Der schönste Stein in dem ganzen strahlenden Gebirge ist das Leben des H. Ernst II. des Mildgerechten (S. 69 — 112). Niemand wird es ohne lebhafteste Eindrücke der Liebe und Achtung lesen; und wenn er diesen Fürsten, der jedem Stande Ehre gemacht haben würde, selbst gekannt hat, ohne dankbare Zustimmung. — Aber wie der Verf. überall als Verehrer der Wahrheit schreibt, und freymüthig — versteht sich, wie ein so gebildeter und allseitig scharfblickender Mann es ist — so übergeht er auch nicht die Züge, die den schönen Character seines Helden in einigen Schatten stellen. (S. 71. 111.) Scharfsinnig ist dieser Character aus den zusammenwirkenden Gemüthsseigenschaften des Vaters und der Mutter abgeleitet. Möchte doch diese Biographie besonders abgedruckt erscheinen, um von mehreren gelesen werden zu können; besonders von wirklichen und künftigen Regenten, und denen, die den meisten Einfluß auf sie haben! — Auch andere merkwürdige Personen, außer den fürstlichen, erscheinen beiläufig mit zeichnenden Bemerkungen; z. B. Frau von Buchwald, W. von Grimm. Angehängt ist noch eine kurze, anmuthige Geschichte der Herzoginn von Curland, geb. Gräfin von Medem; die sich einen Lieblings-Aufent-

halt im Altenburgischen gewählt hat. Das ganze Werk ist gleich anziehend durch die einfach nette Einkleidung und den Inhalt; das Geschichtliche und die philosophische Würze; bey welcher letztern Recens. doch einen (S. 94) zweymahl gebrauchten Ausdruck anders gewünscht hätte; nicht um feinetwillen.

L e i p z i g.

Vey Weidmanns: Nicephori Blemmiadae Duo opuscula geographica, e codice parisiensi nunc primum edidit varias observationes et figuras geographicas adiecit Frid. Aug. Guil. Spohn Prof. lipsiens. Accedit index in Casp. Barthl libros CLXV - CLXXX Adversariorum ineditos. 1818. S. 62 in 4.

Diese beiden geographischen Compendien aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, denn damahls lebte Nicephorus Blemmiades, waren zwar dem Salmasius, Lucas Holsten und Bredow wohl bekannt, und sollten von Holsten, Hudson und Bredow herausgegeben werden, aber es unterblieb, bis H. Prof. Spohn die Hand daran legte. Beide Werke werden von den obgedachten Gelehrten z. B. Bredow epist. paris. p. 43 et 63 als brauchbar geschildert, in so fern man nämlich mit der Dürftigkeit der geograph. Kenntnisse jener Zeit zufrieden ist, oder darnach sein Urtheil, wie billig ist, fället. Da H. Prof. Spohn in des sel. Bredows Stelle als Herausg. der kleinern Lat. und Griech. Geographen tritt, mit Ausnahme des Strabo, Pausanias, Ptolemäus und Stephanus von Byzanz, so hat er sich mit dem geschickten Hrn. Cont. Friedemann zu Wittenberg zu diesem Zweck vereinigt, und wir dürfen uns viel von diesem Vereine versprechen, da der aus Bredow's Verlassenschaft erstandene

nicht unbedeutende Vorrath ansehnlich vermehrt worden, und eine strengere Critik angewandt werden wird. Z. B. der Dionysius Periegeta, von dem Bredow S. 42 epist. paris. sagt: *textum igitur (Dionysij) haud mutatum accipies*, wird aus alten Mscr. und Commentatoren ausnehmend verbessert erscheinen, wovon hier schon einige gefällige Proben gegeben werden. Bey diesen beiden Werkchen des Niceph. Blemmiades liegt das Bredowische Exemplar zum Grunde, welches durch H. Georg Ticknor's, aus Boston, Vergleichung des von Bredowschen gebrauchten Mscr. Nr. 1414 zu Paris, Bestätigung erlangt hat. Doch ist hier nicht von einer Probe der beabsichtigten Ausgabe die Rede: weiter nichts will der Herausg., als daß die beiden vielbesprochenen Werkchen den Gelehrten endlich einmahl in die Hände gebracht werden, um zu wissen, was daran sey. Dionysius Periegeta, dessen Werk nächstens vom Hrn. Prof. S. herausgegeben wird, oder vielmehr sein Paraphrast, liegt zum Grunde. Die Observationen sind vorzüglich; oft verweist der Herausg. auf die Anmerk. zum Dionysius Periegeta: sie sind meist critisch, doch kommen auch exegetisch-lexicalische vor, die ihren Werth haben, als über *ἐν*, *ἀμνητος* und *ἀμνητός*, *Ἱερίσος* und *Ἱερίσος* und dgl., wovon jenes die Handlung und Zeit, dieses die Sache selbst bedeutet; wiewohl die Grammatiker darüber sehr schwankend sind. Es ist sehr zu wünschen, daß die vom Herausg. bekanntlich entdeckten *Adversaria Casp.* von Barth († 1658) vom 165. Buche an bis zu Ende, deren Inhaltsanzeige manches Treffliche verspricht, wie sich ohnehin von dem humanistischen Ritter erwarten ließ, bald einen Verleger finden mögen.

Kpf.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 22. Julius 1820.

L o n d o n.

By John Murray: Origin of the Pindaries; preceded by historical notices on the rise of the different Mahratta States. By an officer in the service of the honourable East India Company. 1818. S. II. 272. 3r. Octav.

Mit lebhaftem Interesse nahm Rec. dieses Buch, welches einen in unsern Tagen so merkwürdig gewordenen Gegenstand behandelt, zur Hand, und mit Freuden gesteht er, daß seine Erwartungen noch bey weitem übertroffen wurden. Nicht nur fand er eine Untersuchung über den Ursprung der Pindaries, nicht nur, wie der Titel vermuthen läßt, einzelne die Mahratten betreffende Angaben, sondern eine vollständige, zwar kurze, aber lichtvolle und umfassende Geschichte des Mahratten-Reichs von seiner Gründung bis zum Jahre 1817, geschöpft aus den besten gedruckten, handschriftlichen und mündlichen Quellen, welche erstere beide zugleich immer sorgfältig unter dem Texte näher bezeichnet sind, und ausgestattet mit einer Menge Lehrreis-

her, geschichtlicher, ethnographischer und geographischer Anmerkungen. In sieben Kapitel ist das Buch getheilt, und wir wollen uns bemühen, mit kurzen Worten das Wesentliche aus denselben auszuheben. — Ein gewisser Baug Snig Bhanlah, über dessen Abstammung sehr wenig Nachrichten vorhanden sind, hatte sich nach mannichfaltigen Abenteuern in Malwa und Candeeß, eine kleine Zemindary südlich von Poonah gekauft, und auf derselben ein Castell erbaut, welches er Suttarah nannte; sein Hauptgeschäft blieb jedoch Räuberey und eine Bande kühner Freybeuter war beständig in seinem Solde. Sein Sohn Maulojee, der in den Diensten von Jadao Row, einem mächtigen Jagheerदार des Königreichs Ahmednuggur Macht und Reichthum erlangte, nahm zuerst den Titel eines **Mahajah** an, und Suttarah wuchs unter ihm zu einer volkreichen Stadt. Sein ältester Sohn Sahojee heirathete Jadao Row's Tochter gegen dessen Willen, und sah sich von demselben so unablässig verfolgt, daß er selbst seine Gattinn im Stich lassen mußte, die von ihrem Vater nach der Festung Savanore gesandt ward, wo sie am 27sten Mai 1627 den berühmten Savajee, den Stifter des Nahrattenreichs, gebar. Sahojee heirathete indessen zum zweytenmale, und aus dieser Ehe entsprang Ecojee, der in der Folge Tanjore eroberte, und dasselbe auf seine Nachkommen vererbte; er selbst aber ward bald darauf von dem Könige von Beejepoor, in dessen Lande Suttarah gelegen, zum Statthalter seiner Besitzungen in Mysore benannt. Inzwischen gelang es Dundejee, Pundit, einem alten Diener Sahojee's, der in seiner Abwesenheit Suttarah und Poonah verwaltete, Savajee aus seiner Haft zu befreyen, der alsbald, obwohl kaum 17 Jahre alt, an der Spitze zahlreicher Räuberhaufen die

westlichen Gegenden von Dekan verwüstete und begünstigt durch den zerrütteten Zustand des mongolischen Reichs in Hindostan, in kurzer Zeit aus einem Freybeuter, Herrscher eines bedeutenden Staates ward, der sich bey seinem Tode längs der Westküste von Indien, von Coonda bis nach Guzerat, ausdehnte. Selbst gegen Aurengzebe, wiewohl er sich anfangs demselben zum Schein unterworfen, wagte Sevajee sich zu empören, verlor jedoch in dem Kampf mit ihm einen Theil seiner Eroberungen. Nach seinem Tode im Jahre 1680 folgte ihm sein Sohn, Sambajee, der aber schon 1692 von Aurengzebe gefangen und hingerichtet ward. Nichts desto weniger erreichte unter dessen Sohne Sahjee die Macht des Marattenteichs den höchsten Gipfel; die Familien- und Bürgerkriege, welche Aurengzebe's Regierung beunruhigten, begünstigten Sahjee's Unternehmungen, die Krieger der von Aurengzebe besiegten Fürsten, größtentheils von dem Stamme der Mahrattens, der ursprünglichen Bewohner von Maharastra, einem ehemahligen Hindureiche, längs der Küste Malabar, von der Mündung des Copti bis nach Goa, strömten, gleich wie die ganze Masse der Bagabonden und Abenteurer, die sich während der vielen innerlichen Kriege und Revolutionen außerordentlich vermehrt hatte, zu den Fahnen ihres Landsmanns zusammen. Indem aber Sahjee selbst von friedlicher Sinnesart, die Leitung der Geschäfte seinem ersten Minister oder Peischwa, Bajeeerow Bishwanut überließ, bildete sich so zuerst jene sonderbare Verfassung, in der jetzt der Rajah von Suttarah, dem Namen nach das Oberhaupt des Staats blieb, der Peischwa aber, der gleichfalls erblich ward, und den jener jedesmahl in seiner Würde zum Schein bestätigte, die Sache nach an der Spitze des ganzen Reichs stand.

Murengzebe's Tod im Jahr 1707 blieb von dem neuen Peischwa nicht unbenutzt; bevor er jedoch zu Felde zog, kam er mit den übrigen Anführern überein, daß jeder derselben eine bestimmte Anzahl Truppen unterhalten, dagegen aber auch die Hälfte seiner Leute und Eroberungen für sich behalten sollte. So ward wiederum das Mahrattenreich aus einer unumschränkten Monarchie in einen Staatenbund verwardelt, indem die einzelnen Häupter jetzt zugleich Landesherren wurden, wiewohl sie sich anfangs noch anheischig machten, den Rajah von Euttaroh, als ihren Oberherrn und den Peischwa als dessen Stellvertreter anzusehen. Bajeerow selbst machte indes seine schnelle Fortschritte, eroberte alles Land zwischen dem Neerbudda und dem Loembudra und wußte sich durch thätige Theilnahme an den Streitigkeiten der Söhne Bahadur Cha's, in den Besitz des größten Theiles von Malwa und Candeeß zu setzen, während ein anderer Mahrattischer Anführer Pillajee Guikwar, sich 1724 Guzerat unterwarf, und bald Bajeerow, in Verein mit Mulhar Rao Holkar, dem Stifter der Familie gleiches Namens, bis vor die Thore von Agra und Delhi vordrang, bis er im J. 1738 von Nazir Jung, dem Sohne des Subahdars von Deckan geschlagen ward und bald darauf starb, worauf sein Sohn Ballajee Row, der seinen Muth und Ehrgeiz geerbt, alsbald von Sahojee in der Würde eines Peischwa bestätigt wurde. Endlich, im J. 1740, starb auch Sahojee nach 50jähriger Regierung, von welcher er den größten Theil über, gleich wie von jetzt an beständig seine Nachfolger, zwar die äußern Zeichen der Oberherrschaft behalten, der Sache nach aber ein Staatsgefangener des Peischwa gewesen war. In Ermangelung eigener Nachkommenschaft hatte er zwar seinen Großneffen, Madajee

Bhoonslah, adoptirt, allein der Peischwa wählte einen andern seiner Verwandten, Namens Kam Raja, dessen Trägheit und Schwäche besser für seinen Zweck sich eigneten, zu seinem Nachfolger, die Macht der Mahratten aber erhielt bald durch des Peischwa's Thätigkeit einen neuen Zuwachs, indeß Ragojee Bhoonslah, der Buckshee oder Oberbefehlshaber der Truppen, ein Feind des Peischwa, da er wegen seiner Verwandtschaft mit Sahojee die nächsten Ansprüche auf die oberste Gewalt zu haben glaubte, Berar und einen Theil von Gundwana eroberte, und dieselben anfangs als Jagheere, bald als unabhängigen Staat besaß, — Morari Row aber, ein Feldherr des Peischwa, einen beträchtlichen Theil von Carnatic unterjochte. Die bald darauf in Deckhan ausbrechenden Streitigkeiten verschiedener Kronprätendenten, wurden ebenfalls von dem Peischwa zu Eroberungen und Plünderungen benutzt, selbst einzelne glückliche Unternehmungen des neuen Subahdars, Salabat Jung, halfen dagegen nur wenig; vielmehr ward letzterer im Jahre 1752 durch einen Sieg des Peischwa bey Bedur zu neuen Abtretungen gezwungen. Mysore und die nordöstlich von Berar liegenden Gegenden wurden in der nächsten Zeit der Hauptschauplatz der Raubzüge der Mahratten, indeß ein zweytes Heer, unter Rogonath Kow, Scindiah Junkoo und Mulhar Rao Holkar, in Lahore eindrang, allein bald wiederholte Niederlagen von den Afghanen erlitt (1759). Daher sandte im nächsten Jahre der Peischwa, der von Deckan neue Abtretungen erzwungen, das zahlreichste Heer, welches bisher noch je die Mahratten ins Feld gestellt, unter seinem Bruder Sedasheo Kow mit dem Beynamen Bhow, und seinem Sohne Biswoß Kow gegen die Afghanen; beide aber wurden, da sie sich unvorsichti-

ger Weise in ein verschanztes Lager eingeschlossen, im Januar 1761 bey Paniput mit Verlust von 300,000 Mann besiegt, und blieben selbst auf dem Plaze; der Peischwa starb schon nach wenigen Monathen vor Gram, und die bis dahin noch einigermaßen unter den verschiedenen Häuptern der Mahratten bestandene Eintracht ging mit ihm gleichfalls gänzlich zu Grunde. Immer mehr wurden von jetzt an Falschheit und Treulosigkeit in der äußern, so wie Willkühr und Unterdrückung in der innern Politik charakteristische Züge der Mahratten Staaten: bald brachen unter ihnen selbst Kriege aus — der Verf. vergleicht die Verfassung der Mahratten mit der des weiland heiligen Römischen Reiches! — das Ansehn des Peischwa sank gänzlich, und auch das der übrigen Häupter hing bey dem allgemein herrschenden Lehnsystem größtentheils nur von ihren jedesmahligen persönlichen Eigenschaften ab. Zwey minderjährige Söhne, Mada Row und Narrain Row, hatte Ballajee Row hinterlassen; der erstere ward zum Peischwa bestimmt, und sein Oheim Ragonath Row oder Ragobah, der ihn zu stürzen versucht, zur Flucht zu dem Nizam gezwungen, dessen Feldherr Morad Khan jedoch bald den jungen Peischwa selbst gefangen nahm und nur gegen bedeutende Abtretungen wiederum in Freyheit setzte. Erst im Jahre 1763 ward der von neuem ausgebrochene Krieg, da Ragobah sich mit seinem Neffen ausgeföhnt, durch einen Frieden beendigt; weder Scindiah noch Holkar hatten an dem Kampfe Theil genommen, Janajee Bhoonslah es sogar offenbar mit dem Nizam gehalten. Auch Hyder Aly, der den Peischwa angegriffen, ward jetzt, so wie auch der Rajah von Berar, da der Peischwa mit dem Nizam ein Bündniß geschlossen, zum Frieden gezwungen. Mada Row starb im Jahre

1772; ihm folgte Narrain Row, der ihm jedoch keinesweges an Muth und Thätigkeit gleichkam, und bald auf Ragobah's Antrub ermordet ward, worauf aber letzterer aus Poohlah vertrieben und Narrain Row's nachgeborener Sohn von zwölf verbündeten Anführern zum Peischwa und einer derselben, Balljee Pundit, bekannter unter dem Namen Nana Furnavese, zum Regenten ernannt wurde, und über zwanzig Jahre lang das Staatsruder führte. In dem bald darauf erfolgten Bürgerkriege ward Ragobah 1775 geschlagen und zur Flucht nach Surate zu den Engländern gezwungen; wiewohl aber anfangs die Regierung von Bombay sich sehr bereit zeigte, ihn zu unterstützen, mußte sie dennoch auf Befehl von Calcutta am 1sten März 1776 zu Poorunder einen Frieden mit der Regierung von Poonah schließen. Letztere ward dagegen aufs neue durch Factionen verwirrt, indem Madajee Scindiah, der Bhoonslah und Holkar sich um den Einfluß stritten, indessen Nana Furnavese den jungen Peischwa in der Festung Poorunder gefangen hielt und sich, da er die Engländer als die Beschützer Ragobah's haßte, den Franzosen zu nähern suchte. So brach bald ein neuer Krieg mit den Engländern aus, der jedoch anfangs für dieselben sehr unglücklich lief, indem sich die Armee von Bombay im Anfange des Jahres 1779, zu einer Capitulation und selbst zur Auslieferung von Ragobah gezwungen sah, und nur der kühne Zug des Obristen Goddard, der von Benggal aus, bis an die Westküste von Hindostan vordrang, Futty Sing Guickwar von Guzerat im Jahre 1780 zu einem Vertrage zwang und Scindiah wiederholt besiegte, auf dieser Seite die Angelegenheiten der Engländer wieder herstellte, während zu gleicher Zeit Hyder Aly im Innerständniß mit dem Peischwa, dem Bhoons-

lah und dem Nizam in Carnatic eingefallen war und die Engländer am 10ten Sept. 1780 bey Truocallum geschlagen hatte. Es gelang ihnen jedoch, ihre Feinde zu trennen und zuerst im J. 1781 mit Bhoonslah und Scindiah, dann im Anfange des nächsten Jahres auch mit dem Hofe von Poonah, der auf Hyder Aly eifersüchtig geworden, einen Frieden zu schließen, der aber freylich den Mahratten vortheilhaft war. Aufs neue wandten sich letztere jetzt gegen Delhi und Scindiah, der sich selbst der Person des unglücklichen Shah Alulum bemächtigte, wurde bald, hauptsächlich durch Hülfe eines gewissen de Boigue, eines Savoyarden, der ihm zuerst ein disciplinirtes Fußvolk schuf, zu dessen Befehlshaber nachmahls Perron ernannt ward, der mächtigste Fürst in Hindostan, dessen Gewalt sich von dem Tapti bis zum Ganges erstreckte. Als im Jahre 1789 zwischen den Engländern und Tippoo Sahib ein neuer Krieg ausbrach, schloß die Regierung zu Poonah mit denselben 1790 ein Bündniß, dem zufolge sie Antheil an den gemachten Eroberungen nahm, bis Scindiah's wachsender Einfluß am Hofe des Peischwa und die alte Feindschaft der Mahratten gegen den Nizam, jetzt den Freund der Engländer, bald wiederum das gute Vernehmen störte. Dowlut Row Scindiah, der seinem Oheim Madajee 1794 folgte, hatte ganz und gar dessen ehrgeizige Plane, obwohl nicht dessen Talente geerbt; zuerst griff er den Nizam an und zwang ihn 1795 zu einer nachtheiligen Uebereinkunft. Inzwischen war der junge Peischwa, Madhao Row, plötzlich mit Tode abgegangen, wiewohl aber die Söhne des ebenfalls bereits verstorbenen Ragobah jetzt unbezweifelt die nächsten Thronerben waren, konnte dennoch Nana Furnavese nur durch Scindiah's drohende Bewegungen vermocht werden, den al-

festen derselben Bajeerow auf den Thron zu erheben, der jedoch kurz darauf von Scindiah selbst wiederum entsetzt und sein jüngerer Bruder Chimaajee Appah zum Peischwa ernannt ward. Allein bald gelang es Nana Furnavese, unter seinen Gegnern, an deren Spitze Scindiah und Holkar standen, Uneinigkeit zu erregen, und sie zum Theil selbst für sich zu gewinnen; der neue Peischwa ward gefangen und dagegen Bajeerow wiederum auf den Thron gesetzt. Doch nur dem Namen nach herrschte er; Nana Furnavese und Scindiah, dann letzterer allein übten allen Einfluß. So war die Lage der Dinge, als im Mai 1798 der Marquis Wellesley als General-Gouverneur in Indien ankam, und bald der letzte Krieg mit Tippoo ausbrach; der Hof zu Poonah aber auf Scindiah's Betrieb, verweigerte die vertragsmäßige Hülfe; auch Jeswunt Row Holkar, der natürliche Sohn von Luckjee Holkar, ein kühner, unternehmender Mann, war, obgleich Scindiah's Nebenbuhler dennoch nichts desto weniger den Engländern Feind. Um Scindiah's Einfluß auf den Hof des Peischwa zu vernichten, wandte er sich plötzlich mit einem Heere gegen Poonah, besiegte Bajeerow und Scindiah's Hülfsstruppen, und zwang ersteren, bey der Regierung von Bombay Hülfe zu suchen, mit der dieser bald darauf, schwach und träge wie er war, am 31. Dec. 1802, zu Bassein ein Bündniß schloß und sich nicht nur zur in Soldnahme eines Englischen Hülfs-corps, sondern auch zu manchen andern drückenden Bedingungen verstand, wogegen ihn, bereits im April des nächstfolgenden Jahres, der Generalmajor Wellesley in seine Hauptstadt Poonah zurückführte. Was man hatte erwarten können, geschah. Die gemeinschaftliche Gefahr verband Scindiah, Bhoondslah und Holkar, und es begann ein Krieg — an

dem jedoch letzterer so gut als gar keinen Theil nahm — der hauptsächlich durch die trefflichen Anordnungen der Generale Lake und Wellesley, welcher letzterer hier zuerst seinen Ruhm begründete, die Macht der beiden erstgenannten Nahratten Fürsten zum erstenmale gänzlich brach. Zuerst sah sich der Bhoonslah am 17ten Jun., dann Scindiah am 3ten Dec. 1804 zu einem Frieden genöthigt, den beide nur durch bedeutende Opfer aller Art erlangten, ja Scindiah war sogar im Februar 1805 zum Abschluß eines Schutzbündnisses mit der Compagnie und zur Annahme eines Englischen Hülfscorps gezwungen, und sank von jetzt an immer mehr nur zu einem Anführer bewaffneter Räuberbanden herab. Erst jetzt brach der Krieg zwischen den Engländern und Holkar aus, der zwar länger zweifelhaft blieb, jedoch gleichfalls endlich im December 1805. mit einem für Holkar wenig vortheilhaften Frieden endigte. Nur die Zurückberufung des Marquis Wellesley nach Europa, rettete jetzt noch die Nahratten, denn so tief fühlte auch die Compagnie das Bedürfniß nach Frieden, daß sie denselben unter jeder Bedingung zu erhalten suchte, und daher, wiewohl sich Scindiah aufs neue feindselig betragen, nicht nur mit demselben zu Mustaphapoor am 22sten Nov. 1805 ein neues Bündniß schloß, sondern auch Holkar die meisten seiner im letzten Frieden aufgegebenen Besitzungen zurückgab. Zugleich wurden die zahlreichen Massen irregulärer Reiterey, welche Wellesley in Dienst genommen, plötzlich entlassen, und sowohl dieser Umstand, als das Subsidiarsystem, welches die Indischen Fürsten, vornehmlich in Deccan ebenfalls bewog, ihre bisherigen Truppen größtentheils abjudanken, hatte bald ein anderes sehr empfindliches Uebel, den bedenklichen Anwachs der Pindaries, zur Folge. Der

Name der Pindaries ist so alt als der der Mah-
 ratten; früh folgten den Heeren derselben ein-
 zelne Haufen von Freybeutern aus allen Ländern
 und Stämmen ohne Unterschied der Religion,
 bis das Pindarie-System unter Chindogy und
 Hool Sewar, zwey Anführer, die in der Schlacht
 von Paniput bereits 15,000 Pferde befehligten,
 seine Ausbildung erhielt. Vorzüglich dienten die
 Pindaries Scindiah, ein kleiner Theil Holkar;
 unter ihren Anführern war in den neuesten Zei-
 ten ein gewisser Seetoo der bedeutendste gewor-
 den, sie selbst aber hatten allmählich immer mehr
 angefangen, sich als eine selbstständige Macht zu
 betrachten, und sich durch ihre Masse, da sie
 auf etwa 40,000 Pferde angewachsen, und durch
 ihre Art des Kriegsführens, allgemein furchtbar
 gemacht. Es waren die Pindaries durchaus die
 Indischen Cosaken; auf kleinen unansehnlichen
 Pferden reitend, die sie bey längeren Marschen
 mit Opium zu berauschen pflegten, fielen sie mit
 unglaublicher Schnelligkeit auf unwegsam ge-
 glaubten Wegen Freund und Feind ins Land,
 verheerten alles weit und breit, flohen aber und
 zerstreuten sich eben so leicht, so bald sie Wider-
 stand antrafen, um sich an den im voraus be-
 stimmten Sammelplätzen wiederum zu vereinigen.
 Ihre vornehmsten Besitzungen fanden sich
 in den bergigen Gegenden nördlich von dem Meer-
 budda; dort durch die Natur des Landes geschützt,
 hatten sie ihre Schätze, den Ertrag ihrer Räub-
 bereyen, aufgehäuft. Ihre Zahl nahm ab und
 zu nach den Umständen, letzteres war jedoch in
 den neueren Zeiten gewöhnlich der Fall mit der
 wachsenden Macht der Mahratten, den immer
 häufigeren Raub- und Plünderungszügen und
 der dadurch immer höher steigenden Noth unter
 dem Landvolke. Seit 1811 bedrohten und be-
 unruhigten sie beynähe fortwährend der Com-

pagnie und ihrer Bundesgenossen Besizungen; beynahе jedes Jahr thaten sie verwüstende Einfälle, noch mehr dazu aufgemuntert durch den zerrütteten Zustand, in dem sich die Regierungen beynahе sämtlicher Bundesgenossen der Compagnie und der meisten der übrigen einheimischen Mächte befanden, indem der Nizam durch Wollüste entnervt, der Peischwa durch seine Jagheerdars beynahе aller Macht beraubt, Holkar's Witwe und Scindiah durch innere Unruhen geängstigt und der Bhoonslah durch den letzten Krieg durchaus geschwächt war, alle diese Staaten aber nichts desto weniger feindselig gegen die Engländer gesinnt blieben. — Die Vorschläge des Verfassers, wie die Mahrattenhäupter und vorzüglich die Pindaries in Saum zu halten und unschädlich zu machen seyen, verdienen im Buche selbst nachgelesen und mit den von der Regierung zu diesem Endzwecke ergriffenen Maßregeln, da bekanntlich ein neuer im Jahre 1817 ausbrechender Krieg, die Macht der Mahratten gänzlich gebrochen und die Pindaries vernichtet hat, verglichen zu werden.

London.

Narrative of a Journey in the interior of China, and of a Voyage to and from that Country, in the Years 1816 and 1817; containing an Account of the most interesting Transactions of Lord Amherst's Embassy to the Court of Peking, and Observations on the Countries which it visited. By Clarke Abel, F. L. S. and member of the Geological Society, Chief Medical Officer and Naturalist to the Embassy. Illustrated by Maps and other Engravings. Lond. 1818. X und 420 Seiten in Quart.

Der Verfasser dieser Nachrichten über die in doppelter Hinsicht mislungene Englische Gesandtschaftsreise nach China begleitete die Mission als Arzt und nachher auch als Naturalist in Aufträgen der Englisch-Ostindischen Compagnie, nebst einem Gärtner und andern Gehülfen, um naturhistorische Sammlungen anzulegen, und zumahl den botanischen Garten in Kew mit Chinesischen Gewächsen zu bereichern. Der Schiffbruch des Schiffes *Alceste*, auf der Rückfahrt von China, in den Corallenklippen der Gewässer von Java in der Meerstraße von Gaspar, vereitelte zwar diese Pläne, da außer mehreren hunderten von Packeten gesammelter Sämereyen auch alle sonstigen botanischen und mineralogischen Schätze ein Raub der Wellen wurden, doch blieben in den Tagebüchern und auf sonstige Weise immer noch Nachrichten und neue naturhistorische und geographische Beobachtungen von hinlänglicher Wichtigkeit und Zahl übrig, um sie dem Publicum mitzutheilen, wenn sie schon nicht in jener Vollständigkeit und mit jenen Beweisen unterstützt gegeben werden konnten, deren Verlust der Verf. an mehr als einer Stelle beklagt. Eine kleinere Sammlung Chinesischer Pflanzen in Besitz Sir G. Staunton, eine Sammlung Chinesischer Gebirgsarten vom Capt. Basil Hall wurden gerettet, und aus diesen manches mitgetheilt. Die großen Sammlungen von See- und Landgewächsen aus dem Golf von Pa-tcha-li und von den Lew-chew Inseln, durch Capt. Basil Hall und Mr. Clifford gesammelt, gingen unter, auch Capt. Maxwells Madraporen-Sammlung von der Korea-Küste, so wie die botanischen und geologischen von der Chinesisch-Tatarischen Küste der Hrn. Naughn und Livingston. Die gegenwärtigen Nachrichten enthalten Beiträge verschiedener Beobachter der Gesandtschaftsreise, vorzüglich von Abel, mit Zusätzen aus den

Tagebüchern von Mr. Morrison und Cookes, zumahl während eines Theiles der Landreise durch China, während welcher der Verf. wegen heftiger Krankheit nicht selbst Beobachter seyn konnte. Eine beygegebene dankenswerthe Karte von der Seefahrt des Schiffes Alceste im Chinesischen Küstenmeere und im Gelben Meere ist von dem Schiffscaplan Mr. Taylor; sie enthält die neue Berichtigung der westlichen Küste von Korea, wo sich statt des festen Landes wie es die Karte der Jesuiten verzeichnete, eine große Gruppe unzählbarer Inseln vorfand. Die übrigen Karten sind nur nach denen des Chinesischen Atlas kopirt, aber mit genaueren ins Einzelne gehenden Namen der Orte und mit Notizen über die Landesbeschaffenheit versehen, so weit die Reise der Gefandtschaft selbst ging, welche im Ganzen die Richtigkeit des Chinesischen Atlasses der Jesuiten in jenen bekannteren Provinzen des Reiches bestätigte. — Der Reisebericht ist in zwölf Kapitel vertheilt, und ein Anhang beygegeben; vorzüglich sind eingestreute Anmerkungen und naturhistorische Beobachtungen von Werth, da die Beschreibung der Reise selbst schon aus andern Schriften bekannt war. Bey der Fahrt nach Brasilien im ersten Kapitel wenig von Bedeutung; nur einige Bemerkungen über die Fliegfische der Aequatorialmeere, deren Flug nicht sowohl bloß als Rettungsmittel vor dem verfolgenden Feinde angesehen werden müsse; sondern als eigenthümliche Bewegung aus dem ganzen Baue hervorgehend, da das Fliegen nur ein Schwimmen in der Luft sey; über eine neue Species *Exocoetus splendens* Abel. In Rio de Janeiro über den botanischen Garten und die dortige Cultur des Chinesischen Theestrauchs durch Chinesische Gärtner; sie ist wirklich gelungen; Senhor Gomez, dem das Verdienst der Acclimatirung dieses wichtigen Culturgewächses zukommt, zog schon Saa-

men und hatte mehrmahls Ehe gewonnen, und aus seiner Pflanzung nach Chinesen Art bereitet. Von Brasilien schnelle Uebertret nach dem Cap der Guten Hoffnung, vom 31. März bis 18. April: von da den 9ten Junius nach Batavia. An beiden Orten nur abgerissene Bemertungen, auf Java über die große Javanische Schlange, deren Balg 20 Fuß lang er erhielt, und für *Pytho Javanicus* Cuvier hält, s. *Clar sawa*, oder die große Wasserschlange der Sundrischen Inseln nach App. S. 341, wo eine genauere Beschreibung nebst einer Kupfertafel. Sie besitzt allerdings Muskelkraft genug, wenn nicht Ochsen doch Menschen zu erdrücken und Knochen zusammenzubrechen. Bey der Landung auf der Macao-Insel Bemertungen über die Kegelberge der Lemna-Ineln; die Inseln bestehen aus Granitgebirge welches von Basalt oder porphyrartigem Gestein in Gängen durchsetzt scheint. Auf der Fahrt von Canton in das Gelbe Meer einige jedoch unzureichende Beobachtungen über Meerestemperatur und über den Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre nach Leesies Hygrometer in Beziehung auf die verschiedenen Windsysteme, auch gesammelte Nachrichten über die Typhone, welche in der Nähe der Küsten immer heftiger sind als auf offener See und am häufigsten bey Moninwechsel und bey den Mondwechseln. Höchster Grad der Feuchtigkeit in der Atmosphäre bey S. W. Monin. Bey der Einfahrt in den Pei-ho Fluß beginnen die Nachrichten vom Chinesischen Lande. Während der Schiffsahrt auf diesem Fluß in die Nähe von Peking zeigte sich große Einförmigkeit und Armuth des ebenen Landes, das jedoch landeinwärts immer angebauter ward. Die Flussufer zeichnen sich durch übermäßige Bevölkerung aus, welche landeinwärts abnimmt; im Allgemeinen erregt vor Verf. mit vollem Recht erhebliche Zweifel gegen eine gleichartige Population des ganzen Reiches, und gegen die Schlüsse, welche man in dieser Hinsicht von den bekannteren auf die unbekannteren Provinzen macht. Im dritten und vierten Kapitel wird der Ceremonienstreit erzählt, welcher den Englischen Gesandten zur Rückkehr nach Lung-chow am Pei-ho zwang, da er die Niederwerfung, *Kotow* genannt, die neunmahl wiederholte vor dem Kaiserlichen Throne nach dem Tatarisch-Chinesischen Hofceremoniel verweigerte, als unvereinbar mit der Würde seiner Mission. Auch war es nicht Verlangen des Chinesischen Kaisers Kea-King, wie sich in der Folge ergab, sondern nur der Kaiserlichen Legaten der Tatarischen Fürsten Ho und Nuß, welche diese Forderung auf das äußerste trieben, und dafür nachher als Vereitelung der Gesandtschaft die Folge war, nebst allen bey der:

Begebenheit mitwirkenden Hofleuten in Ungnade fielen, wie dieß aus den Beylagen sich ergibt, in welchen Chinesische Staatschriften und Artikel aus der Pekingser Hofzeitung übersezt mitgetheilt sind. Die gewaltsame Behandlung des Gesandten und die Schilderung aller Umstände, um ihn zur Prostration zu überreden, liefert einen höchst merkwürdigen Beytrag zur Kenntniß jener Despotischen Herrschaft. Als der Befehl zur Rückkehr der Englischen Missionen gegeben war, hatten sich die beiden Englischen Transportschiffe *Alceste* und *Lyra* schon wieder aus dem Golf von *Pescheli* zurückbegeben. Die Rückreise mußte also von Norden nach Süden durch das Chinesische Land gemacht werden bis *Canton*, ganz auf dieselbe Weise, wie die des Lord *Macartney*, meist auf Flüssen und Canälen zu Schiffe; nur auf einer kurzen Strecke wurde ein anderer Weg eingeschlagen, nämlich der auf dem *Yang-tse-kiang* aufwärts von *Schang-kiang* über *Nanking* bis über den *Poyang See* bis *Nan-tchang-Fou*, wo die Reize in die schon früher bekannte Route wieder einlenkte, die ganze Landreise dauerte vier Monath. Meistens Bestätigung der Bemerkungen *Stauntons* und *De Guignes*; die sorgfältige Bewachung ihrer Begleiter erlaubte ihnen nicht, sich in weitere Excursionen einzulassen; selbst der Eingang in die *Thore* von *Nanking* wurde verweigert. Im Süden dieser Stadt und des *Yang-tse-kiang* fanden sich zuerst die für *China* eigenthümlichen und charakteristischen Gewächse. Die *Theepflanze*, *Crotonia sebiferum*, Eichenwälder, der *Laurus camphora*, *Camellia oleifera*, *Pinus Massoniana* etc. Ueber diese und einige andre wilde Gewächse und Culturpflanzen gibt der Verf. umständlichere Nachrichten. Neue Nachrichten über den *Poyang See*, und über die Landes-Districte, in welchen vorzüglich *Thee-Cultur* statt findet. Ueberall sind die *Industrieanstalten* und die *Landescultur* der *Chinesen* berücksichtigt. Anfangs *Januar* glückliche Ankunft in *Canton*, wo bey längerem dortigen Aufenthalt interessante Notizen über die Stadt, ihre Gewerbe, Porzellanladen, Steinschleifereyen, Mineralfarben, Glaswaaren, Apotheken, über *Kampfer*, *Opium*, *Tabak*, *Quecksilber*, über *Manufacturen*, *Büchereyen*, über *Vaccination*, die *Moxa* und anderes mitgetheilt sind. Rückfahrt über *Manilla*, Schiffbruch der *Alceste*, Bemerkungen über *Java* und das *Cap der Gutenhoffnung*. Zu den wichtigsten Nachrichten möchten wohl diejenigen über den *Drang-Utang* gehören, welchen *Abel* durch *Capit. Methuen* von der *Insel Borneo* erhielt um ihn nach *England* zu überbringen, wo er lebend angekommen und die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 24. Julius 1820.

N e u y o r k .

A History of the Introduction and use of *Scutellaria lateriflora* (Scullcap) as a Remedy for Preventing and Curing Hydrophobia, occasioned by the Bite of Rabid animals, with Cases : accompanied with a Plate of the Plant (farbig abgedruckt und ausgemahlt) by Lyman Spalding, M. D. read before the New-York Historical society September. 14. 1819. 31 Seiten in Octav. Eine kleine, aber höchst wichtige Schrift, falls das darin bekannt gemachte Heilmittel, gegen eine bis jetzt bey uns unheilbar gewesene fürchterliche Krankheit sich bewährte. Der Erste, der diese Pflanze als Verhütungsmittel, gegen die Wasserscheu vom Wuthgifte anwendete, war D. Lawrence van Derveer in New-Jersey, im Jahr 1773. Er starb 1815, ohne daß man erfahren konnte, von wem er die antidotale Kraft der *Scutellaria lateriflora* kennen lernte. Er theilte seine Erfahrungen über dieses Mittel mehreren Aerzten mit. In ungefähr vierhundert gebissenen Personen, denen er das Mit-

D (5)

tel reichte, erschienen nur in ein paar Fällen Symptome von Wasserscheu. Mehr als hundert Versuche mit diesem Mittel bewiesen, daß von den gebissenen Thiere, welche dieses Mittel bekamen, keines von der Wasserscheu ergriffen ward, dagegen jedes derselben, welches das Mittel nicht nahm, wüthend starb. Nach seines Sohnes Henry van Derveer Aeußerung, gab er (der Vater) nicht weniger als tausend Thieren das Mittel, von denen kein einziges an der Wasserscheu umkam. Er, der Sohn selbst gebrauchte es in vierzig Fällen, von denen die interessantesten erzählt werden. Auch Th. Steel wendete es zu New-Jersey in vielen Fällen mit dem besten Erfolge an, so auch in einigen hundert Fällen bey Menschen und Thieren, Daniel Lewis nebst seinen Kindern, welche aber dieses Mittel als ein Familiengeheimniß zu bewahren suchten. Im Jahr 1809 machte der menschenfreundliche Rob. Bowne in einer kleinen Schrift, welche im New-York Medical Repository und in Thachers Obs. on Hydrophobia, wieder abgedruckt ward, obige Heilungen öffentlich bekannt. H. J. Ferris, brauchte dieß Mittel seit vierzig Jahren mit immer gleichem Succes, deßgleichen S. Adams, H. Coleman, Dr. Barlett und Dr. Williams in 50 Menschen und 50 Thieren. Dr. Stillwell's und Robson's Case of Hydrophobia sind hier aus der New-York Evening Post vom 16ten Julius 1819, so wie Dr. Fiss ähnlicher Fall vom 7ten September 1819 abgedruckt. Diesem Allen nach, ward die Scutellaria lateriflora in mehr als achthundert und funfzig von wüthenden Thieren gebissenen Personen mit so vollkommenen Succes gebraucht, daß nur in drey Fällen Symptome von Wasserscheu zu erfolgen schienen, welche in zwey Fällen bey freyerm Gebrauche dieser Arzeney im Pulver und als Ab-

sub verschwanden. Von mehr als eilfhundert gebissenen Thieren, denen man das Mittel gab, zeigten sich bey keinem einzigen Zufälle der Wuth. Nach einer andern Zeitungsnachricht vom 5ten October 1819 rettete Dr. W. G. Nice in Virginien zwey von einem wüthenden Hunde gebissene Negerknaben, während zwey von demselben Hunde gebissene Schweine, welche die Scutellaria nicht nahmen, wüthend umkamen.

S t u t t g a r t .

By J. B. Mezler: Bemerkungen über die bisher angenommene (n) Folgen des Sturzes der Kinder auf den Boden, bey schnellen Geburten. Von (vom) Hofmedicus und Medicinal-Rath Dr. C. C. Klein. Wichtige Beyträge zu der gerichtlichen Arzneywissenschaft in Hinsicht auf Kindesmord und schnelle Geburten. 1817. 8. 223 S.

Folgender Fall, den der Verf. als *causam litis*, eigentlich nicht ausführlich genug erzählt hat, gab zu der vorliegenden Schrift die besondere Veranlassung: Ein lediges Mädchen von 24 Jahren verheimlichte seine zweyte Schwangerschaft, und gebar, bey Nacht, seiner Angabe nach, stehend, an sein Bettgestelle gelehnt, einen Knaben. Die Geburt sey, wegen Größe des Kindes, schwer vor sich gegangen, obgleich mit der vierten Wehe der Kopf des Kindes schon so in den Geburtstheilen gestanden habe, daß es mit der Hand an ihm, in der Nasengegend, habe nachhelfen können. Bey weiterer Nachhülfe an Rumpf und Hals, sey mit der fünften Wehe das Kind einen Schritt weit von der Mutter, auf den bretternen Boden geschossen, und habe dabey einen lauten Schrey von sich gegeben. Da die Nachgeburt nicht zugleich mit erfolat sey, habe sie die Nabelschnur entzwey gerissen, das Kind aufgerafft, und dasselbe, ihrem, während der Geburt gefaßten Vorsatze

gemäß, in die, an ihre Schlafkammer stoßende, Küche getragen, woselbst sie das Kind in einen Aschenbehälter, der halb mit Asche gefüllt gewesen, und von dem sie gewußt, daß er lange nicht gebraucht werde, gesteckt habe. Unterdeß sey die Nachgeburt abgegangen, die sie, auf Weiteres, in einen Sandhaufen verscharrt habe. Außer dem lauten Schreye habe das Kind weiter kein Lebenszeichen von sich gegeben. So Inquisitin. — Bey Tage wurde das Kind, todt, so wie auch die Nachgeburt, aufgefunden. — Der Bericht erstattende gerichtliche Arzt fand das Kind völlig ausgebildet und ganz reif. Im Munde und in den Nasenlöchern, besonders in ersterem, war eine starke Quantität Asche befindlich. Das Aussehen des Kindes, besonders des Kopfes, war blaß. Am Kopfe selbst wurde (äußerlich) weder Geschwulst noch Sugillation wahrgenommen; die große Fontanelle war, durch das Verschieben der Kopfknochen, etwas verkleinert. Die Brust etwas erhaben. An der Nase und der linken Seite des Halses mehrere kleine Sugillationen. Die Lungen blaßroth, nach hinten zurückgezogen, bedeckten das Herz nicht; das Zwergefell noch stark gegen die Brust gewölbt. Die Lungen schwammen, mit dem Herzen und der sehr großen Brustdrüse, vollkommen; so auch die kleinsten zerschnittenen Stücke derselben, die beym Zerschneiden viele Luftbläschen und ziemlich viel Blut von sich gaben. Sie wogen 3 Loth und $\frac{1}{2}$ Quente. Das Herz enthielt in seinen Höhlen und großen Gefäßen ziemlich viel Blut. Die Leber war groß, dunkelroth, blutreich. Die Gedärme, zumahl die dünnen, blaßröthlich, zusammengezogen; die dicken von Kindspech ausgedehnt. Die Hirnblase leer. Auf dem Pericranio, an dem vordern Theile der Vereinigung beider Seitenwandbeine mit dem Stirnbeine, nahe auf der vordern Fontanelle, befand sich eine starke Anhäufung von ausgetretenem Blute. Auf der Höhe und Mitte beider Seitenwandbeine wurden mehrere Stellen von ausgetretenem Blute bemerkt. In der Gegend der kleinen Fontanelle

ein bedeutendes Extravasat. Die Schädelknochen, die zarte Hirnhaut und deren Gefäße waren von natürlicher Beschaffenheit. So auch das große Gehirn, nur war dieß etwas weicher; zwischen den Windungen der ganzen Oberfläche ließ sich eine geringe Anhäufung von ausgetretenem Blute bemerken. In den Gehirnhöhlen zeigte sich eine geringe Anhäufung von Flüssigkeit; das Adergeflecht war nicht von Blut an (auf)getrieben. Alle Blutbehälter waren mit Blut angefüllt. Nach Herausnahme des großen und kleinen Gehirns befanden sich in der Grundfläche des Schädels ungefähr zwey Löffel (Eßlöffel oder Caffelöffel?) voll dünnen ausgetretenen Geblüts. Die Sugillationen am Halse gingen nicht in die Tiefe. — In dem ausgestellten Gutachten erklärt der Arzt, das Kind habe unvollkommen geathmet; die Extravasate auf dem Kopfe seyen Folge des Sturzes auf den Boden; das Kind sey an einem Stic- und Schlagflusse gestorben, der ohne allen Zweifel durch die Gewalt des Sturzes auf das zarte Gehirn, und die dadurch nothwendig hervorgebrachte bedeutende Gehirnerschütterung, theils durch den, ihm nachher angewiesenen, Aufenthalt in der Asche veranlaßt sey. — Das K. Criminaltribunal stellte über dieß Gutachten folgende Fragen auf: 1. Ob die auf dem Kopfe des Kindes gefundenen Extravasate, als Folgen des Sturzes auf den Boden, bey der Geburt, den Tod des Kindes sogleich herbeiführen mußten? 2. oder ob das Kind wahrscheinlich noch lebte, als es die Mutter in den Aschenstippich warf? — Der Hr. Med. R. erwidert hierauf: ad 1. die Untersuchung jenes gerichtlichen Arztes sey sehr mangelhaft. Aus den nachgibigen Kopfknochen, aus den mehreren Extravasaten, aus dem Mangel an Erscheinungen von Quetschungen in den Integumenten des lebenden Kindes (aber es ward ja nicht lebend untersucht!) an diesen Stellen, aus dem Mangel an Erscheinungen unter (unterhalb) ihnen (den Integumenten) erhelle, daß das Kind nicht durch den Sturz

um sein Leben gekommen sey (Rec. sollte denken, daß die negativen Gründe dieses Arguments die Unschädlichkeit des Sturzes nicht zu erweisen vermöchten). Nähme man hierzu noch, daß die Nabelschnur nicht abriß, auch die Nachgeburt nicht zugleich mit abging; erstere nach dem Sturze erst abgerissen wurde, 7 Zoll davon am Kinde und 4 an der Nachgeburt gefunden, zu diesen nicht zusammenpassenden Enden noch mehrere Zoll sich gedacht wurden: so könne man sich, bey einer Länge von 21 Zoll, bey einer stehend, sogar nicht einmahl bey einer sitzend Gebärenden einen Sturz des Kindes denken, welcher für dasselbe von Folgen gewesen wäre (von was für Folgen denn? Konnte nicht also auch der Tod eine Folge desselben seyn? Offenbar steht diese Behauptung mit der vorhergehenden im Widerspruche! oder soll man lesen: keinen Sturz?). Das in der Grundfläche des Schädels gefundene, dünne, ausgetretene Blut könne bey der schlecht verrichteten Section (!) erst gemacht (?) worden seyn. (Freylieh, wenn ein solcher Verdacht statt finden darf! übriaens aber sieht Rec. nicht ein, warum nicht ein solches Extravasat auch als Folge des Sturzes vorhanden seyn konnte!). Der Verf. bezweifle, daß der Sturz eines bey der Geburt schnell auf den Boden schießenden Kindes von nachtheiligen Folgen für dasselbe sey, selbst wenn es auf einen scharfen Rand schieße; durch die Nachgibigkeit der Kopfknochen und durch die Nabelschnur werde die Kraft des Falles gebrochen. Die Fälle, in welchen tödliche Folgen eines solchen Sturzes angegeben werden, beträfen meistens nur uneheliche absichtlich heimlich vollzogene Geburten, und die Aerzte seyen durch die Wahrscheinlichkeit übler Folgen und durch die Meinung ihrer Vorgänger irre geleitet. In die Extravasate auf dem Kopfe der angeblich herausgestürzten Kinder werde gewöhnlich zu viel Gewicht gelegt; dergleichen finden sich an den meisten, mit dem Kopfe voran geboren, todten Kindern, und seyen Folge ih-

ihrer Stellung gegen den Beckenrand. Eine besondere Art von (Kopf-) Geschwulst sey umschrieben, gespannt erhaben, entstehe gewöhnlich unmittelbar nach der Entbindung, und müsse mit der Lancette geöffnet, und das schwarze Blut herausgelassen werden. Die Weinhaut sey dabey gesund; die Geschwulst lassen nicht selten einen. *f c e i u b a r e n* Knochenrand fühlen. *Irrthum* nicht, sagt der Verf., so hat Murrina zuerst aufmerksam auf diese Art von Blutergießungen gemacht (dieß Lob gebührt indes Michaelis; in Loders Journal f. d. Ebit. Bd. II. St. 4. S. 627; dieser fand aber die äußere Tafel des Knochens fehlend, und die Diploe bloß liegend). Wenigstens 60mahl habe der Verf. Gelegenheit gehabt, diesen Fall zu beobachten; ad 2. glaubt der Verf. annehmen zu können, daß das Kind noch gelebt habe, als es die Mutter in den Aschenbehälter geworfen. Aus der Section kann man folgern, daß es mehr als e i n e n Athemzug gethan habe. Es sey an einem Erstickungstode gestorben. Die Menge Asche, welche im Munde und der Nase angetroffen ward, sey bey den Versuchen des Kindes, Athem zu schöpfen, hineingerathen. Er habe ein todtes Kind mit offenem Munde in Asche gesteckt, und hernach nur wenig von derselben zwischen den Lippen und Nasenflügeln angetroffen. Dieser Fall, die Ungleichheit der Meinungen über denselben und die Wichtigkeit der Sache veranlaßten nun den Verf. folgendes Rescript durch das ganze Reich zu veranstalten. "Zur Erörterung einiger, in gerichtlicher Hinsicht, den Kindsmord betreffender, äußerst wichtiger Momente, solle jedes Oberamt von seinen Physicis, Geburtshelfern, Predigern und Hebammen genauen Bericht einziehen: 1. ob ihnen Fälle vorgekommen seyen, daß von einer Person, welche ihre Schwangerschaft nicht verheimliche, oder sie, als verheyrathet, nicht zu verheimlichen Ursache hatte, stehend oder sitzend, bey der Geburt, das Kind plötzlich auf den Boden geschossen sey? 2. ob dieser Sturz nachtheilige Folgen für das Kind gehabt habe, und welche? 3. ob und wo die Nabelschnur abgerissen sey? und wie lang sie etwa gewesen sey? 4. ob die Nachgeburt mit herausgeschossen sey? 5. ob Jemand bey diesem Herauschießen des Kindes zugegen gewesen, oder wenigstens sogleich dazu gekommen sey? 6. ob Blutunterlaufungen (Beulen, blaue Flecken) am Kopfe bemerkt wurden?" Hierauf sind nun 283 Fälle eingelaufen, die der Verf. im Auszuge; aber actenmäßig mittheilt, und die den Hauptinhalt der gegenwärtigen Schrift ausmachen. Ueber die hauptsächlichsten, daraus hervorgehenden Resultate stellt der Verf. einige Betrachtungen an. Im Ganzen scheinen diese Erfahrungen für die

Annahme zu stimmen, daß der Sturz am öftesten (wiewohl doch nicht immer) ohne nachtheilige Folgen für das Kind sey. Manche Kinder stürzten bey der Geburt, auf den Brettern Boden, auf Kieswege, hart gefrorene Erde, Pflastersteine &c. ohne Schaden. Die Blutung aus der, gewöhnlich nahe am Kindesleibe abgerissenen Nabelschnur war meist immer unbedeutend. — So sehr nun auch diese Erfahrungen einerseits dartun, daß nicht immer schädliche Folgen von dem Sturze des Kindes bey der schnellen Geburt zu erwarten sind, so gewiß ist es doch auch andererseits, daß der früher oder später erfolgende Tod des Kindes manchemahl unläugbar eine Folge des Sturzes ist, und der Verf. scheint zu wenig Rücksicht auf die Fälle genommen zu haben, in welcher die Kinder mehrere Tage nach dem Sturze starben. Es sterben freylich viele Kinder wenige Tage nach der Geburt, ohne einen Sturz erlitten zu haben, aber warum sollte, wenn ein solcher statt gefunden hat, nicht ein Schlagfluß, ein Wasserkopf, Zerreißung von Gefäßen u. dgl. die Folge davon seyn können? So sind auch unter den angeführten Fällen mehrere befindlich, in welchen die Kinder einige Tage hernach starben (Nr. 3. 13. 21. 31. 38. 42. 60. &c.), ohne von dem Verf. besonders herausgehoben und gehörig erörtert zu seyn. Es fehlen dabey zwar die Sectionsberrichte, aber die Unschädlichkeit des vorhergegangenen Sturzes ist bey solchen Fällen doch billig eben so wohl in Zweifel zu ziehen, als der Nachtheil geradezu abgesprochen werden darf. Die Einwirkung beträchtlicher Kälte auf Neugeborne sey, erinnert der Verf., auch nicht so gefährlich, als man gewöhnlich annehme. So solle man auch der Angabe unehelich Niedergekommener, es sey wegen Verblutung, eine Ohnmacht erfolgt, nicht zu starken Glauben beymessen. Ueberhaupt sucht der Verf. überall darzuthun, daß der gerichtliche Arzt, bey Gelegenheit angeblich todtegeborne Kinder und dem Verdacht auf Kindesmord, sich sehr vor Täuschungen zu hüten habe.

Die Darstellung und Anordnung des Vortrages in dieser übrigens sehr lehrreichen Schrift, ist nicht immer recht deutlich, zuweilen selbst unverständlich, was auch von den vielen zum Theile verunstaltenden Druckfehlern herrühren mag. Aschenstippich, statt Aschentonne; Truche, statt Koffen; Kiste; der Bank, statt die Bank &c. sind Provincialismen. Der gerichtliche Arzt muß sich billig einer besondern Deutlichkeit und Concision bestreßen.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 27. Julius 1820.

Paris.

Bey Emery und Delaunay, 1818: Mémoires pour servir à l'histoire des événemens de la fin du XVIII siècle jusque en 1810, par un Contemporain, feu Mr. l'Abbé Georgel, Jesuite, ancien Secrétaire d'ambassade etc. Tome V et VI. 587 und 487 S. gr. 8.

Bis weit über die Hälfte des V. Bandes hinaus hat der Abbé es noch immer mit den Verbrechen des Nationalconvents im Jahr 1793 zu thun; wo denn die hervorragendsten Auftritte zwischen den Girondisten und dem sogenannten Berge wieder den meisten Raum einnehmen, alles mit den eignen Aeußerungen der auf Tod und Leben einander bekämpfenden Parteyen besetzt, und mit den Randglossen des Erzählers reichlich durchspickt wird. Eben so wenig läßt dieser es an Berwünschungen fehlen; wodurch aber das Ganze nur noch widerlicher ausfällt. Nach Robespierre's Sturz merken der Memoirenschreiber oder seine Herausgeber endlich, daß ihr auf diese Art fortgesetztes Werk noch zu vielen

Bänden anschwellen würde, und fassen sich desto kürzer, so daß der bis 1810 noch übrige Zeitraum kaum hundert Blätter füllt, und ihre Arbeit für nicht viel mehr als eine Reihe von bald etwas umständlichern bald kürzern Kapitelüberschriften gelten kann, und mithin die wenigsten Leser befriedigen wird. Nur höchst selten verweilt er einige Augenblicke bey Ereignissen, die ihm welthistorisch schienen, oder wo ihm sonst etwas besonders am Herzen lag. Als z. B. die Schweiz von seinen Landsleuten überfallen und geplündert wurde, befand er als vertriebener Priester sich gerade zu Freiburg im Breisgau, und benutzte daher Alles, was aus der Nachbarschaft ihm zu Ohren kam, sogleich niederzuschreiben; worunter es denn, außer gröblicher Verstümmelung Deutscher Namen, auch der schiefen Ansichten in Menge gibt; die zu berichtigen uns der Raum fehlt. Daß ein Französischer Geistlicher das 1801 mit dem Papst geschlossene Concordat für ein dem ganzen Erdkreise wichtiges Ereigniß erklären würde, ließ sich erwarten; bis zum letzten Buchstaben findet man es daher hier auch eingerückt; so wenig übrigens mit seinem Inhalte auch der Abschreiber zufrieden gewesen, als welcher zum Heil der Kirche es für schlechterdings nothwendig hält, Alles wieder auf den alten Fuß herzustellen! Der für die frühern Bände zu Berichtigung falscher Angaben eigens angestellte Ungenannte läßt in vorliegenden noch seltner sich blicken; und im ganzen Ernst erst, wo Bonaparte als erster Consul an die Spitze der Regierung tritt; äußert hierbey aber sich auf eine Weise, die den übrigen Theil dieses Bandes für den Historiker so gut als unnütz macht; nämlich: *à fin de retablir la vérité de plusieurs faits que l'Abbé G. avoit altérés*, (das heißt, von der Partey und den Ansichten der Herausgeber

abwich (on a consulté quelques ouvrages, entre autres l'Histoire de Buonaparte par M. P****). Ein Ungeannter also, der aus einem andern Ungeannten die Arbeit des Dritten berichtet, ohne im mindesten anzugeben, wenn und wo er dieß zu thun nöthig fand; man daher nunmehr auch nicht weiß, an wen sich zu halten; denn aus der Vorliebe des Abbé's fürs Alte zu schließen, hat solcher den einstweiligen Wiederaufrichter der Altäre doch wohl etwas glimpflicher behandelt, als hier durchweg geschieht. Was die fortwährenden Triumphe seiner Landsleute betrifft, kann der Abbé freylich alle Nationaleitelkeit nicht ganz unterdrücken; wenn indeß trotz aller Anstrengung Oesterreichs die Rückkehr der Bourbons immer zweifelhafter wird, so weiß er das hierbey unbegreiflich scheinende sogleich durch die perfidie Englands, Bestechung der Cabinette, Cabalen bey Höfen und Heeren, den in Deutschland herrschenden Illuminatismus und dergleichen mehr sich zu erklären; wodurch die Geschichte jener Zeit zu einem Irngarten wird, aus dem so leicht Niemand sich wieder herausfinden dürfte. Den Gesandtenmord bey Rastadt hat er nicht übel Lust dem damaligen Directorio selbst aufzubürden, dem er überhaupt die schwärzesten Verbrechen Schuld gibt; am Edelmuthe der Nation aber im Ganzen darf nach wie vor sich durchaus Niemand vergreifen!

Nachdem man 5 starke Bände hindurch so viel Abscheulichkeiten sich hat müssen erzählen lassen, wird jeder Leser und Beurtheiler froh seyn, im 6ten und letzten den Verfasser auf einem ganz andern Schauplaze erscheinen zu sehen. Als die Feder führender Gesellschafter nämlich, -begleitete er zu Ende des Jahrs 1799 ein paar Deputirte des Malteser-Ordens nach Rußland; wo Paul I. sich zum Großmeister desselben hatte erklären

lassen. Daß unter seinem Scepter zu leben auch keine Wohlthat gewesen, wußte man freylich längst; da jenes Land damahls aber, wie bekannt, bey nahe unzugänglich geworden, und wirkliche Augenzeugen des Benehmens seines unglücklichen Regenten auch seitdem eben nichts von Belang mitgetheilt hatten; war zu hoffen, daß ein so gewandter Franzos, obenein Jesuit, manche nicht unbedeutende Aufklärung beysteuern würde. Nur sehr dürftig indeß hat er dieser Erwartung entsprochen; sey es, daß ein bereits 70jähriges Alter seinen Geist schon etwas abgestumpft, oder er über Manches lieber schweigen wollen. Die eigentliche, viel umständlicher als nöthig war, beschriebene Reise ging über Wien — wo er, als Gesandtschafts-Secretair schon ehemals sich lange aufgehalten — und Polen nach Petersburg; und auf der Rückkehr nach Freiburg über Livland, Curland, Preußen, das Brandenburgische und Sachsen. Wem kann nach 20 seitdem vorübergestrichenen Jahren noch mit langen Berichten gedient seyn, wo die Reisegesellschaft theuer oder wohlfeil, gut oder schlecht bedient, bald oder spät auf den Posten abgefertigt worden? denn auch, wo an ihren Fuhrwerken dieß und jenes auszubessern gewesen, oder es mit den Münzorten Schwierigkeiten gegeben, muß der Leser sich hier vorplaudern lassen; hundert andre Kleinigkeiten ungerechnet, die der besonnene Reisende entweder ganz verschweigt, oder durch irgend etwas Unerwartetes uns dafür schadlos hält. Nur 6 Monate etwa dauerte sein Aufenthalt in Petersburg, und da er keinen Schritt tiefer ins Land gekommen, mußte, was er über Geist, Sitten und Eigenheiten der Nation zu urtheilen sich erlaubt, wie leicht zu erachten, nur höchst unsicher und einseitig ausfallen. Da der Zufall gewollt, daß die Reisenden in dem von ihnen ge-

wählten Gasthose einen alten Bekannten des Abbé, den berühmten oder berühmten Dumourier nämlich, antraten, dieser aber mit dem Kaiser selbst und seinen Ministern damals vollauf zu thun hatte, auch nichts weniger als zurückhaltend war, so konnte der Abbé freylich zu allerhand Anekdoten gelangen, die nicht ohne Glaubwürdigkeit zu seyn scheinen; von unsern so zahlreichen Tageblättern aber und Monatschriften sogleich und um die Wette benutz wurden; weshalb wir Bedenken tragen, sie nochmahls hier aufzutischen. — Die Ordensgesandtschaft war vom Kaiser, als nunmehrigem Großmeister, wiewohl nach langem Warten, sehr gut aufgenommen, und er, der Abbé selbst, mit dem Malteserkreuz und einer Pension von hundert Ducaten, NB. vom Deutschen Großpriorat zahlbar, begnadigt worden. Daß bey einer solchen Verpflichtung' seine Wahrheitsliebe häufig ins Gedränge gerathen müssen, fällt ins Auge. So gern er indeß jeden Anlaß benutz, die Beschuldigungen zu entkräften, womit seine Landsleute fortführen, den Russischen Hof und das Oberhaupt desselben von jeder Seite zu verunglänpfen, kann er doch auch nicht umhin, den bald unbegreiflichen Wankelmuth, bald eisernen Starrsinn, und andre Extreme oft genug zu bejammern, die bey manch andrer ihn empfehlenden Eigenschaft und einem gar nicht unbedeutendem Vorrathe den Regenten brauchbarer Kenntnisse, ihren Besizer am Ende doch so unglücklich gemacht haben! — Was über Petersburg, sein Klima, seine Paläste, Policen, Bevölkerung, Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten u. s. w. uns hier mitgetheilt wird, ist aus einer Menge Reisebeschreibungen zur Genüge bekannt; und noch viel sicherer aus unaleich neuern, weil, wie natürlich, seit 20 Jahren doch so vieles sich ändern müssen; auch wirklich sich verschönert hat. Wenig erbaut dürfte übrigens der Ritter Stourdza sich finden, wenn des Abbés Aeußerungen über das Glaubenssystem

der Griechischen Kirche, und seinen geringen Einfluß auf die Sittlichkeit des großen Haufens ihm zu Gesicht kommen sollten. — Der catholische, am Hofe gut angeschriebene Geistliche, der dem Abbé so viel von der Gelehrsamkeit und Würde des *Metropolitains et Evêques des Grecs des unis* (die sonst sogenannten unirten vermuthlich) zu erzählen wußte, und daß solche, wäre der Kaiser damit zufrieden, gern mit der Römischen Kirche sich ganz vereinigen würden, war zuverlässig kein anderer als ein Jesuit; und auffallend genug, daß der in P—g angetroffenen Ordensbrüder nirgends namentlich Erwähnung geschieht. Sehr wahrscheinlich standen sie mit der übrigen catholischen Clerisey dasselbst in schlechtem Vernehmen; denn von dem damaligen Oberhaupte derselben in Rußland, dem Erzbischofe von Mohilow, weiß er nichts besseres zu sagen, als daß solcher Protestant und Rittmeister gewesen, den großen Andreasorden trage, beträchtliche Einkünfte habe, *sans représentation* lebe, *et sans doute pour le plus grand bien de l'église* den Aufenthalt am Hofe dem in seinem Kirchspiele vorziehe: als ob die Herren Jesuiten *ad majorem Dei gloriam* nicht eben dasselbe tausendmahl gethan hätten, und gewiß noch immer thun würden!

Mit der Rückreise über Curland, Preußen u. s. w. sieht es für den Leser um nichts lehrreicher aus. Schon auf der Hinreise hatte der Abbé nicht ermangelt, dem damals in Mitau sich aufhaltendem König Ludwig XVIII. seine Aufwartung zu machen, und dabey ganz treuherrig erzählt, was für ein Fieberfrost die Herzoginn von Angouleme angewandelt, als der Vertheidiger des ihrer Mutter so verhaßt gewesenen Cardinals von Rohan ihr vorgestellt werden sollte. Dieß unterblieb daher auch wirklich; und

sehr wohl that der Abbé mithin daran, auf der zweyten Reise durch Mitau dieser Prinzessin lieber ganz aus dem Wege zu gehen, und sich dafür durch die freundliche Aufnahme zu entschädigen, womit der übrige Hofstaat ihn beehrte. — In Berlin hingegen fand er desto weniger seine Rechnung: *cette grande et belle ville*, heißt es, *est presque nulle pour la société*; wer da nichts zu betreiben habe, solle lieber wegbleiben; und dieß um so mehr, da diese Residenz, *sans crainte d'un démenti für ein modèle d'immoralité* gelten könne; wobey dieser so thätige Anwalt des saubern Cardinals von Rohan noch die Dreistigkeit hat hinzuzufügen: *que les loix y favorisoient le débordement des moeurs!* Auch die ausnehmende Popularität des Königs ist ihm anstößig, und er prophezeit ihr Folgen, wovon keine einzige sich bisher gezeigt hat, auch schwerlich je zeigen wird. Bey andern und kleinern Höfen hat er die in seinen Augen so wichtige Etiquette, und den dazu gehörigen Repräsentationsprunk nach Wunsch antreffen können! In Rußland freylich fand auch Er es etwas unbequem bey Erscheinung einer Kaiserlichen Equipage und noch so rauher Witterung aus dem Wagen steigen zu müssen, oder in einem der Krone zugehörigen Garten nur mit unbedecktem Kopfe spazieren gehen zu dürfen: so schwer hält es überall, die einem Jeden behagende Mittelstraße ausfindig zu machen! — Der schon mehrmahls erwähnte Berichtiger stellt in diesem letzten Bande sich gleichfalls ein, leistet seinem Beruf aber nur selten Gnüge, und statt die von Andern begangnen Fehler zu verbessern, verdoppelt er sie mit unter durch neue. So will er z. B. seinen Landsmann über die Bevölkerung Berlins zurecht weisen, und gibt, statt der

vom Abbé angegebenen 140 bis 150 tausend Einwohner deren 220 tausend an; was nach seitdem erfolgter Zunahme, selbst mit Einschluß der zahlreichen Besatzung, auch jetzt noch gewiß um mehr als 30tausend zu viel ist. In was für Litaneyen er bey der Reise durch Wittenberg über den Häresiarch M. Luther, und das durch ihn über die ganze Christenheit gebrachte Unheil ausbricht, kann man sich vorstellen. Die Schlacht bey Kesseldorf, unweit Dresden, erzählt er, habe Friedrich 1745 in Person gewonnen; da, wie Jedermann weiß, er diesen Sieg doch seinem Feldherrn, dem Fürsten Leopold von Dessau zu danken gehabt. Der oft jämmerlich verunstalteten Namen in allen cislemanischen Sprachen wollen wir gar nicht einmal gedenken: wer z. B. wird in Hautghuits den Deutschen Haugwitz, wenn er sonst nichts von ihm gehört, wiederfinden? denn daß man eben diesen Namen im Latein des Mittelalters wohl in Huguccio übersetzt gehabt, davon dürfte dem Abbé schwerlich etwas bekannt geworden seyn! — Zwey eng bedruckte, dem letzten Band vorangestellte Bogen enthalten eine Art von Wegweiser durch die von ihm durchstrichenen Länder, mit Anzeige der Poststationen, besten Wirthshäuser, daselbst gangbaren Münzsorten, kurzen Ortsbeschreibungen u. s. w. Ungerechnet die hier noch häufigern Namensverstümmelungen, muß ein solches vor vielen Jahren schon gefertigtes Verzeichniß sehr unsicher geworden seyn, und in jeder Richtung würde dieser sogenannte Guide seine Landsleute nunmehr gewaltig irre führen!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 29. Julius 1820.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Commentationes Herodoteae.
Scriebat Fridericus Kreuzer. Aegyptiaca
et Hellenica. Pars I. 1819. X und 446 S. 8.

Real-Commentare zu den Hauptautoren sind ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Wo grammatische Critik und Interpretation einige Fortschritte gemacht: ist es vor allem nöthig, die tiefere Erklärung vorzubereiten, welche sich nicht mit dem allgemeinen Sinn einer Stelle begnügt, sondern sowohl deren Beziehung auf die Zeit des Schriftstellers, als auch ihre Bedeutung für die Gesamtheit philologischen Wissens darzulegen strebt. Eines Real-Commentars von dieser Art bedarf in der That vor allen Herodotus. Denn indem er die Basis geworden für die alte Geographie und Ethnographie Asiens und Africas, indem er uns vor allen zu einer tiefern und unbeschränktern Ansicht der ältesten Mythologie verholfen hat, indem er zu gründlichen Forschungen und leichtfertigen Hypothesen gleiche Veranlassung gegeben: verdient er wohl, daß das von

2 (6)

ihm zum Theil ausgegangene Licht durch einen sich frey und leicht ausbreitenden Commentar auch auf ihn selbst wieder zurückgeworfen werde.

Als Hr. Kreuzer im Jahre 1803 die treffliche Schrift über die historische Kunst der Griechen herausgab, beschäftigte er sich zugleich mit einem Commentar über Herodot, in welchem außer Critik und Interpretation die Forschungen ausländischer und Deutscher Gelehrten gesammelt, durch einander vervollständigt und berichtet, und auf diese Weise ein Schriftsteller erläutert werden sollte, zu dessen Gesammtumfassung wohl selten ein Gelehrter vielseitig genug seyn möchte. Eine würdige Vorbereitung zu dieser Arbeit waren die *Fragmenta Historicorum antiquissimorum* 1806: da erst durch diese und ähnliche Sammlungen eine genauere Kenntniß der kurzvorhergehenden und gleichzeitigen Geschichtsschreibung möglich ward. Indessen ist Schweighäusers Ausgabe erschienen, und hat bey anderweitigen Verdiensten jenes Bedürfniß nur noch fühlbarer gemacht, indem die neuabgedruckten Noten Valckenaers und Wesseling's, welche das Triviale breit, das Schwierige oft gar nicht erläutern, wohl als kein Commentar in diesem Felde gelten können. Aber eben darum hat der verdienstvolle Herausgeber Herodots gewünscht, daß sich die Arbeiten Hrn. Kreuzers gewissermaßen als Supplement an die seinigen anschließen möchten. — Bey der endlichen Erscheinung der *Commentationes* gesteht Ref. neben der Freude, eine gespannte Erwartung nicht getäuscht zu sehen, auch einige Besorgniß gefühlt zu haben. Der vorliegende Band erstreckt sich dem beyweitem größten Theile nach nur über eine bedeutende Anzahl Stellen des 2ten Buchs. Wenn die andern acht Bücher sich eben so ausführlicher Erläuterungen erfreuen dürfen (wozu die Vor-

rede S. VIII einige Hoffnung macht): so müßten in neun Bänden Commentar doch noch viele schwierige Stellen unerklärt bleiben. Oder bieten die andern Bücher weniger Stoff zur Forschung, weil keine Description de l'Egypte vorhanden?

Caput I. zu Herodot II, 85 — 90. Eine fortlaufende Erläuterung dieser Stelle, durch welche zugleich Gebräuche der Trauer und die Behandlung der Leichname gelehrt erklärt werden. Ueber die *ταπιχευταί*, ihre Werkzeuge und Vorrichtungen und alle nöthigen Materialien wird umfassend gehandelt: zugleich der geistreiche Hauptgedanke durchgeführt, daß die Mumifirung des Leichnams die Kraft und Wirkungen einer heiligen Einweihung habe, und Osiris selbst vor seinem Wiederaufleben als die erste Mumie, als der Prototypus aller andern gedacht werde.

§. 7. wird beyläufig die Fabel von dem Corinthischen Kypselos, welcher als Kind im Kasten verborgen wird, und seiner Mutter Labda als ein Reflex der heiligen Sage von Isis und Osiris gedeutet. Doch wird Hr. Kreuzer schwerlich Jemanden überzeugen, daß die Erklärung des Etymologicums "die ungestalte Labda habe ihren Namen davon, weil ihre Weine wie ein Lambda gestaltet gewesen seyn" mehr sey als ein alberner Spas eines Grammatikers. Damit fällt aber die sonst witzige Auslegung großentheils. Darauf werden die Worte cap. 86 *ἐν οἰκήματι θνητάω* behandelt, und zuletzt die Lesart *θηβαίω* vorgezogen. Allein diese nackte *θηβαίω* kann bey unbefangener Lesung schwerlich gefallen, und wenn man mit wenigem zufrieden ist, fordert man doch wohl: *τινὶ τῶν ἐν Θήβαις*.

An diese Stelle schließt sich mit Cap. II eine

Abhandlung über Aegyptens vorzüglichste Todtenstädte. Zuerst von Theben; wo Ref. es nur willführlich findet, die Inseln der Glücklichen, bey Herod. 3, 26 sieben Tagereisen von Theben, auf die Todtenkammern bey Theben zu beziehen, so schön die Idee auch ist. Nach Herodot war jener Ausdruck Griechische Benennung einer kleinen Oase mitten in der Sandwüste; während die Catacomben gewöhnlich gerade in den unfruchtbarsten Sandfeldern angelegt sind. Abydus, welches mit Theben den Osirisdienst und das Memnonion gemein hat, und wo die Angesehensten sich bestatten ließen, weil hier Osiris selbst begraben liegen sollte. Memphis der Hafen der Guten, d. h. der Todten, die Grabstätte der Isis mit weitausgedehnten Todtenfeldern. So liegen die Götterleichname selbst als Palladien bey den Hauptstädten und die menschlichen Todten um sie her. Busiris, wo Osiris Glieder in einem hölzernen Stier nach der Sage begraben lagen, Atarbechis, wo die Gebeine der Ochsen begraben wurden. Hieran werden mehrere seitabgehende Untersuchungen angeknüpft, über das Begräbniß im Stier, wobey auf die Kretischen Fabeln von Pasiphae ein wunderliches, astronomisches Licht geworfen wird, über den Cultus des Apis und der Thiere in Aegypten überhaupt und deren Mumifirung. Ein Grab des Osiris ist endlich auch auf Philä im Nil, an welches der Verf. die Deutung des Todes dieses Gottes aus Naturphänomenen anknüpft. Mit großem Recht wird Zoëga's historisirende Ansicht bestritten, nach welcher Osiris von Philä ein Pharao Oberägyptens seyn soll, der bey der Vertheidigung des Vaterlands gegen fremde Völker umgekommen sey. Dabey werden ausführliche Erörterungen über die Gegend von Philä am obern Nil, über die Tempel und Ca-

cra daselbst, über die Herrschaft der Hyksos, über die Weihungen der Pharaonen und ihr Verhältniß zur Priesterschaft u. s. w. eingeschaltet voll geistreicher Combinationen versteckter Autorenstellen mit neuentdeckten Bildwerken. Nur verwundert sich Kef. bisweilen über das alles Maas überschreitende Zutrauen zu Schriftstellern ohne allen Credit. So fällt es dem Heliodor oder wem vor ihm auf, daß der Name *Neilos*, die Buchstaben als Ziffern genommen und addirt, grade 365 gibt; und hieran wird die Bemerkung geknüpft, daß der Nil eins sey mit dem Jahre. Hierin ist in der That wenig Ernsthaftes: aber Hr. Kreuzer fährt fort: *Quid quæris? pertinent haec ad rationem arcanæ disciplinae etc.* — p. 185. Dagegen ist die Beweisführung, daß Osiris von Ursprung an Gott erst nach und nach in mancher Sage eine mehr heroische Gestalt angenommen habe, ohne Zweifel als genügend anzuerkennen.

Als Parallele wird dem Gange der Aegyptischen Mythologie eine ähnliche Erscheinung aus einem Griechischen Cultus gegenübergestellt: die Feste des Dionysos nämlich, welche die Sicyonier auf den Helden Adrastus übertrugen. Daran knüpft sich eine Abhandlung über die Spartanischen Heroen Astrabakos und Mopekos, von denen der erste wunderbar in die Geschichte des Spartanischen Königs Demarat verflochten ist, den seine Mutter für einen Sohn jenes Heros ausgab, während das Volk an *ἀσπάβη* denkend seinen Vater zum Eseltreiber machte. Wenn nun auch in dem über Astrabakos Gesagten Manches zweifelhaft seyn sollte, besonders was die vorgegebene astronomische Bedeutung anlangt (*Ἀσρόβακος*): so geht doch hervor, daß er als Hirtendämon gedacht wurde,

mit allen Eigenschaften der Thierart, welcher er vorstand.

Sehr interessant und lehrreich sind die Betrachtungen, zu denen das bekannte Märchen Veranlassung gibt: "daß die Juden einen Esel angebetet hätten." Nachdem überhaupt die Bedeutung des Esels in alttestamentlicher Symbolik nachgewiesen, und darin eine Spur alter *sacra gentilitia* eines wandernden Hirtenvolks aufgefunden ist: tritt die Religion des Aegyptischen Ackerbauvolks damit in den vollsten Gegensatz, in welcher der Esel als das Thier des bösen Dämon, Typhon, erscheint. Typhon aber bezeichnet geographisch nicht selten die wüsten Sandstrecken, in denen höchstens für ein nomadisches Volk und besonders für den genügsamen Esel einige Weide ist. — Diese Combinationen kann man nicht anders als anziehend und den Verhältnissen der Aegypter zu den Nachbarvölkern angemessen nennen. — S. 298 ff. Ueber den "Leichnam des Orestes" als Palladium Spartas, zu Herod. 1, 67. S. 307 ff. Ueber das "Aegyptische Dogma der Unsterblichkeit und Seelenwanderung." Zum Theil eine Erweiterung der Ideen Zoegas, dem der Verf. auch in der Ableitung der Homerischen Fabeln vom Elysion aus Aegyptischen Dogmen betritt. Der Glaube an Unsterblichkeit in Aegypten wird dahin bestimmt, daß die Priester eine geistige und tiefere Lehre von der Palingenesie für sich behalten, dem Volke aber eine rohere Vorstellung von Seelenwanderung mitgetheilt hätten: was doch wohl nur darum so gestellt wird, um die höhere Idee Griechischer Philosophen, besonders des Pythagoras, direct aus den Aegyptischen Priesterweihen ableiten zu können.

Cap. III. Gelehrte Erläuterungen Aegyptischer Reliefs und Malereyen in Bezug auf "Todtenbesorgung und Todtenreich" mit Rücksicht auf

Herodot. — Besonders wird ein "Relief aus den Krypten von Theben" erläutert (Descr. de l'Ég. Antiqq. Vol. II. pl. 83 fig. 1, 7) wovon auch eine Abbildung dem Werke selbst zugegeben ist (von der nur zu bemerken ist, daß sie nicht in allen Exemplaren colorirt ist, obgleich sich der Text wiederholt, und mit Recht, auf die Farben bezieht): Osiris mit 9 Beyfügern einen Todten richtend, der die Wage des Gerichts auf den Schultern trägt, und Hermes den Verdammten als Schwein vor sich hertreibend; wie Zomard schon richtig erklärt hatte. Hermes, der hier als ein sehr schlimmer *ψυχοπομπός* erscheint, wird von S. 353 an auch als *ἐνταφιαστής* betrachtet, wie er mit dem Hundkopf (Anubis) eine Mumie inauguriert oder consecrirt.

Von S. 360 werden noch Bemerkungen über die Mumien, ihren Namen, ihre Unzerstörbarkeit, wenn sie von der ersten Classe, endlich die Hieroglyphenschrift ihrer Hülle nachgeschickt, die sich oben Cap. I an die Stelle Herodots nicht bequem anknüpfen ließen. Was die Schrift anbetrifft: tritt der Verf. der begründeten Meinung Zomard's bey, der den Charactern nach nur zwey Schriftarten anerkennt, die hieroglyphische und gemeine, die hieratische aber nur durch die Bedeutung der Zeichen von der hieroglyphischen verschieden hält. Diese Ansicht wird durch eine Stelle des Plotinos bestätigt.

Das Ganze wird durch eine Abhandlung über eine weibliche Mumie zu Darmstadt beschloffen, deren gemahlte Decke mit der höchsten Genauigkeit Stück für Stück durchgemustert und so lehrreich und eindringend erklärt wird, daß man diese Erklärung sehr wohl als eine Einleitung in die Aegyptischen Alterthümer betrachten und anwenden kann.

Als Appendix sind Summarien, Scholien, Lesarten aus einem Cod. Palatinus Nr. 129 beygefügt,

der freylich nur sehr dürftige Excerpte enthält. — Die Correctheit des Drucks ist mit Dank anzuerkennen, wofür in Leipzig Sorge getragen ist.

K. O. M.

Berlin.

In der Maurerschen Buchhandlung: Blumenlese aus den Minnesingern, herausgegeben von Wilhelm Müller, Mitgliede der Gesellschaft für Deutsche Sprache. Erste Sammlung. 1816. XLII und 171 Seiten in Octav.

Die Anzeige dieses neuen Versuchs, unsre alten trefflichen Minnesinger immer mehr dem neueren Publicum bekannt zu machen, hat sich in unsern Blättern ein wenig verspätet. Vielleicht ist indessen eine zweite Sammlung hinzugekommen, die uns noch nicht bekannt geworden ist. Es liegt uns aber auch nur daran, mit wenigen Worten der verdienstlichen Bemühung dieses neuen Bearbeiters der Minnelieder zu erwähnen, da zu einer Critik, die in das Einzelne eingeht, hier kein Raum ist. Der Vorzug, den diese Sammlung vor mehreren ihr ähnlichen hat, ist, daß der Originaltext im altschwäbischen Dialecte und in richtig abgetheilten Strophen den freyen metrischen Uebersetzungen, die den Sinn im Ganzen ziemlich gut wiedergeben, zur Seite steht. Dilettanten, die mit der altdeutschen Litteratur noch nicht bekannt sind, erhalten also dadurch für den ersten Anlauf eine nützliche Anleitung, die alten Lieder mit einer ihnen verständlichen und nicht unpoetischen Uebersetzung zu veraleischen. Aber ein guter Theil der eigenthümlichen Naivetät dieser alten Lieder ist in dem modernen Tone der Uebersetzungen verloren gegangen. Hier und da ist auch einiges Fremdartige in die Uebersetzung hineingekünfelt. Die ausführliche litterarische Vorrede gehörte wohl an einen andern Platz, da sie für die Classe von Lesern, denen die Minnesinger erst durch Uebersetzungen bekannter werden sollen, nicht bestimmt zu seyn scheint.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 29. Julius 1820.

Göttingen.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende ökonomische Preisfragen aufgegeben:

Welche Arten von Gewerben sind in Hinsicht auf die natürliche Beschaffenheit und die übrigen Verhältnisse des Oberharzes am meisten dazu geeignet, neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben, einem Theile der dortigen Einwohner einen angemessenen und dauernden Unterhalt zu verschaffen, und durch welche Mittel würde dort solchen neuen Gewerben am leichtesten Eingang verschafft werden können?

Zur Beantwortung dieser Frage sind vier Schriften eingegangen, welche einen erfreulichen Beweis von der Theilnahme geben, den die Aufgabe gefunden.

Nr. 1. Mit dem Motto: *artem quaevis terra alit*, nebst einem später, aber noch zur rechten Zeit eingesandten Nachtrage.

Nr. 2. Mit dem Virgilischen Verse: *Solabar fatis contraria fata rependens.*

B (6)

Nr. 3. Mit dem Denkspruch: Hier hilft das Tap-
pen nichts; eh' man was Gutes macht, muß man
es erst recht sicher kennen.

Nr. 4. Mit dem Motto: Nur aus der Kräfte schön
vereintem Streben, erhebt sich wirkend erst das
wahre Leben.

Die drei ersten dieser Concurrenz-Schriften
enthalten viel Treffliches und der Beherzigung Wer-
thes; jede derselben würde man gut nennen, wenn
man sie nicht in Beziehung auf die bestimmt ausge-
drückten Forderungen obiger Aufgabe beurtheilen
müßte; jede liefert schätzbare Beiträge zur Beant-
wortung der Preisfrage. Aus Allen leuchten aber zu-
gleich die Schwierigkeiten hervor, die mit einer genü-
genden Lösung der Aufgabe verknüpft sind, die nicht
allein allgemeine gründliche Kenntnisse des Gewerbe-
wesens, sondern zugleich tiefe Einsichten in die Ver-
hältnisse des Oberharzes erfordert, sowohl in die na-
türlichen, als auch in die, welche durch die Eigen-
thümlichkeiten seiner Bewohner und seiner Verfas-
sung herbegeführt worden.

Der Verfasser der Abhandlung Nr. 1 legt die ge-
naueste Bekanntschaft mit dem Oberharzischen Berg-
bau an den Tag, so wie mit allen Dingen, die damit
in nächster Beziehung stehen. Wäre von ihm das,
was den Hauptgegenstand der Aufgabe ausmacht,
mit derselben Gründlichkeit abgehandelt, womit der
jetzige Zustand des Oberharzischen Bergbaues und
das was man in Zukunft davon zu erwarten hat, dar-
gestellt worden, so würden durch seine Arbeit die Wün-
sche der Königl. Societät der Wissenschaften in Er-
füllung gegangen seyn. Die Abhandlung zerfällt in
die Beantwortung folgender Fragen:

1. in welchem Dauer-Verhältnisse befindet sich der
jetzige Silberbergbau als Nahrungs-Quelle für
jede einzelne Bergstadt?
2. welche Maßregeln sind vor Einführung fremd-
er Gewerbe zu nehmen?

3. welche Arten von Gewerben eignen sich am Harz zu einer dauerhaften Nahrungsquelle?
4. durch welche Mittel wird diesen neuen Gewerben am leichtesten Eingang verschafft werden können, und welche Bergstädte sind für jetzt zu berücksichtigen?

Die Beantwortung der ersten Frage macht einen Haupttheil der Abhandlung aus, wiewohl sie nicht eigentlich zu den Forderungen der Aufgabe gehört, die das darin Abgehandelte als bekannt voraussetzte. Als Einleitung ist indessen das Gesagte überaus zweckmäßig und schätzbar, indem man dadurch eine vollständige Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande des Oberharzischen Silber- und Bleibergrubens erhält.

Die Beantwortung der zweyten Frage berücksichtigt:

- a) die vollständige Benutzung der dem Harz eigenthümlichen Erwerbsmittel;
- b) die Vermeidung der Uebervölkerung.

Richtig bemerkt der Verfasser in Hinsicht des ersten Punctes: daß auf den Ackerbau wenig zu rechnen sey, daß aber die Viehzucht mehr gehoben werden müsse; daß man dahin streben möge, die Bergleute allmählich mehr auch an Wald- und andere Tage-Arbeiten zu gewöhnen, damit man die Einwohner beschäftigen und fremde Arbeiter entbehren könne; daß man auch bey dem Eisensteinsbergbau und den Handwerken mehr auf die Anwendung und Zuziehung eingeborner Arbeiter sehen möge.

Bei der Beantwortung der dritten Frage, stellt der Verfasser gewiß mit Recht den Grundsatz auf: daß nur solche Manufacturen und Fabriken für den Harz sich eignen, deren Haupt- und Nebenmaterialien man sich in hinreichender Menge und zu wohlfeilen Preisen am Harz verschaffen kann. Nach seiner Meinung würden sich zur Einführung schicken: Blankeschmieden, Feilen- und Senseschmieden, Nagelschmieden,

Stahlfabriken, Messerfabriken, Gold-, Silber- und Eisendrath-Fabriken, Messingfabriken, Kupferhämmer, Bleyweiß- und Mennigfabriken, Braunstein-Handel, Schachteln- und Siebfabriken, Sägemühlen. Von diesen Gewerben sind bekanntlich Mehrere dem Harz nicht fremd, sondern daselbst bereits im schwunghaften Betriebe.

Diese Beantwortung, die einen Haupttheil der Abhandlung hätte ausmachen sollen, nimmt kaum drey Seiten ein. Um der Preisfrage zu genügen, hätte der Verfasser hier von der Untersuchung ausgehen müssen, welche Naturproducte am Harz zur Begründung neuer Gewerbe geeignet sind, und welche fremde Materialien etwa vortheilhaft zu erlangen und zu benutzen seyn möchten. Darauf hätte die Untersuchung folgen können, welche neue Gewerbe am Harz sich rücksichtlich der erforderlichen Haupt- und Hülfsmaterialien, der Bedürfnisse der Bewohner des Harzes, ihrer Eigenthümlichkeiten und übrigen Verhältnisse, so wie in Hinsicht der Verhältnisse des auswärtigen Debiten u. s. w. mit Vortheil würden einführen lassen. Eine Vergleichung des Harzes mit anderen, ähnlichen Gebirgsgegenden, z. B. mit dem Thüringer Walde und dem Schwarzwalde, wo neben den Gewerben des gesunkenen Bergbaues, viele Andere mit Glück betrieben werden, würde ohne Zweifel die besten Erfahrungen dargeboten und die Lösung der Aufgabe erleichtert haben.

Der vierte, durch einen Nachtrag bedeutend erweiterte Abschnitt, enthält viele treffliche Bemerkungen, die den genauen Kenner des Harzes beurkunden, deren Werth aber hätte erhöht werden können, wenn sie mit einer gründlicheren Behandlung des ersten Theils der Aufgabe in Verbindung gesetzt wären.

Der Abhandlung ist ein lesenswerther Anhang über die Ausrichtung neuen Bergbaues am Oberharz beygefügt, der in Verbindung mit dem ersten Theile der Abhandlung, eine von der Beantwortung der

Preisfrage unabhängige, schätzbare Bergmännische Schrift bilden könnte.

Die Abhandlung Nr. 2 ist von Allen die ausführlichste und umfassendste. Sie ist mit großem Fleiße, vieler Gründlichkeit und lebhaftem Eifer für die Beförderung des Guten verfaßt. Zieht man aber von derselben den ganz überflüssigen Redeschmuck und viele Bemerkungen ab, die nicht eigentlich zur Sache gehören, so erscheint die Schrift in weit geringerem Umfange und ihrem Zwecke angemessener. Der Verf. legt überall gute, theoretische Kenntnisse vom Gewerwesen und Belesenheit in manchen darauf sich beziehenden Schriften, so wie aufrichtige Liebe zum Vaterlande an den Tag. Die Abhandlung würde aber unstreitig der Aufgabe im höheren Grade genügen, wenn sie mit mehr practischer Einsicht in das Gewerwesen und mit einer gründlicheren Bekanntschaft mit allen Verhältnissen des Oberharzes verfaßt worden wäre. Der Verf. bringt manche Dinge zur Verbesserung des Zustandes des Oberharzes in Vorschlag, die sich für denselben auf keine Weise eignen. So verspricht sich derselbe z. B. von der Erweiterung des Ackerbaues am Oberharze viel zu viel. Er führt eine lange Reihe von Gewerben auf, die dem Oberharze bisher fremd waren und die er einzuführen rath, ohne genau zu prüfen, ob sich keine unüberwindliche Hindernisse ihrer Einführung in den Weg stellen und ohne gehörig zu untersuchen, welchen von jenen Gewerben der Vorzug einzuräumen sey. Eben so ist dasjenige, was der Verf. über die zur Einführung neuer Gewerbe nöthigen Maßregeln hin und wieder beybringt, zu einseitig auf theoretische Ideen, zu wenig auf practische Erfahrungen gegründet. Zu dem vielen Trefflichen, was übrigens diese Abhandlung auszeichnet, gehören besonders die Hinblicke auf die Industrie anderer Gebirgsgegenden, die man nothwendig mit befragen muß, wenn man in Hinsicht des Harzes Vorschläge zur Einführung neuer Gewerbe thun will.

Nach einer sehr ausführlichen Einleitung berücksichtigt der Verf. in der eigentlichen Abhandlung:

1. den Landbau am Harz;
2. die Gewerbe, die sich auf die Oberharzischen Bergproducte gründen lassen;
3. die Erwerbsarten, zu welchen der Wald die Gelegenheit darbietet;
4. Gewerbe, welche bey fabrikmäßigem Betriebe größtentheils vom Berg- und Waldbau unabhängig sind;
5. die Zweige der städtischen Industrie und des häuslichen Fleißes; welche Eintheilung für den Zweck der Aufgabe nicht unpassend ist.

Der Verfasser der Abhandlung Nr. 3 hat den fraglichen Gegenstand weit leichter, aber freylich auch oberflächlicher behandelt, wie der der Abhandlung Nr. 2. Uebrigens verräth derselbe eine allgemeine Bekanntschaft mit den Beschaffenheiten und Verhältnissen des Harzes und urtheilt in den meisten Fällen richtig. Die von ihm erteilten Winke über die Einführung neuer Gewerbe am Harz, sind sehr schätzbar, und bezeugen einen practischen Blick. Aber die Abhandlung geht zu wenig in das Einzelne und ist im Ganzen zu unvollständig, um für eine genügende Beantwortung der Preisfrage gelten zu können.

Auf eine Einleitung, die von den Erwerbsquellen des Oberharzes handelt, folgt:

1. Andeutung der vorzüglichsten Verwaltungs-Verhältnisse, in welchen sich der Harz bewegt;
2. Vorschläge, Lust und Liebe zu producirenden und veredelnden Gewerben am Harz zu erregen.
3. Vorschläge zu producirenden und veredelnden Gewerben, welche insbesondere die natürliche

Beschaffenheit des Harzgebirges zu begünstigen scheint.

Die Abhandlung Nr. 4 steht den drey ersten weit nach. Der Verfasser hat den wahren Zweck der Aufgabe nicht gehörig aufgefaßt. Auch scheint derselbe nicht genau genug mit dem Oberharze bekannt zu seyn, um der Aufgabe genügen zu können. Es fehlt dem Vortrage an gehöriger Ordnung und die von dem Verfasser gemachten Vorschläge stützen sich nicht sowohl auf practische Erfahrungen, als auf theoretische Speculationen. Der Verfasser wirft die Frage auf: ob nicht die Gewinnung und Zugutemachung der Erze am Harz, in manchen Stücken zu verbessern und den Erfahrungen in den physischen und chemischen Wissenschaften angemessener zu betreiben sey? Indem er aber mit Vorschlägen dazu hervortritt, beweiset er, wie wenig er mit der metallurgischen Praxis vertraut ist; sonst würde er z. B. nicht den nassen Weg statt des sogenannten trockenen, zur Darstellung der Metalle im Großen empfohlen haben! Was die Vorschläge zur Einführung neuer Gewerbe betrifft, so hält er sich besonders bey Gegenständen auf, die für den Harz von keiner bedeutenden Wichtigkeit seyn und werden können, wohin z. B. die Erweiterung des Landbaues, die Erzielung und Benützung verschiedener landwirthschaftlicher Producte, die Anlage von Badeanstalten u. dergl. gehört; wogegen denn aber von ihm andere Gegenstände so gut wie ganz vernachlässigt werden, deren Berücksichtigung die Aufgabe zunächst verlangte.

Aus den hier entwickelten Gründen hat sich die K. Societät bewogen gefunden, diese Preisfrage, die für den Harz von Wichtigkeit ist und bedeutende Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint,

unter den unten anzuzeigenden Bestimmungen, für den Julius 1822 von neuem aufzugeben.

* * *

Inzwischen bleiben für die nächsten drey Termine folgende ökonomische Preisfragen in ihrer schon früher in diesen Blättern bekannt gemachten Ordnung.

Nehmlich für den dießjährigen November:

Die Innerste, welche bey Langelsheim den Harz verläßt, und dann ihren Lauf durch das Hildesheimische nimmt, um sich bey Ruchte mit der Leine zu vereinigen, führt von den Abfällen der am Oberharze an ihr liegenden Poch- und Hüttenwerke viele Theile mit sich fort, wodurch nicht allein ihr Wasser gewisse nachtheilige Eigenschaften zu erhalten scheint, sondern wodurch auch besonders die in ihrer Nähe liegenden Wiesen und andere Ländereyen mit sehr unfruchtbaren, der Vegetation schädlichen Theilen überschwemmt werden, wodurch jährlich der Ertrag eines sehr großen Areal's bedeutend vermindert wird, wie solches mit Mehrerem aus einem diesen Gegenstand betreffenden schätzbaren Aufsätze im 28. Stücke des Hannoverischen Magazins für 1818 zu sehen ist. Es sind bereits zu verschiedenen Zeiten Mittel vorgeschlagen, um jenem großen Uebel zu steuern, gegen deren Anwendbarkeit man aber mit Recht Zweifel erhoben hat. Man wird auch wahrscheinlich nicht eher zweckmäßige Vorkehrungen zur Verminderung des durch die Innerste bewirkten Schadens auffinden, bevor man nicht eine gründ-

liche Einsicht in die Natur desselben erlangt hat. Es ist aber bis jetzt noch nicht einmahl entschieden, ob die Innerste allein durch die sogenannten After (die Abfälle von den Pochwerken) welche durch sie aufgeschwemmt werden, oder auch durch ihr Wasser, welches vielleicht schädliche Theile chemisch aufgelöst enthält, schade; ob die After bloß mechanisch, oder ob sie auch durch ihre Bestandtheile nachtheilig einwirken u. s. w.

Die Königliche Societät d. W. verlangt daher, um die Aufklärung dieser Sache und wo möglich die Auffindung wirksamer Mittel gegen das große Uebel, welchem die Landwirthschaft einer Provinz des Königreichs Hannover fortwährend ausgesetzt ist, zu veranlassen, eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Schadens, den die Innerste den angrenzenden Länderen auf ihrem Laufe durch das Hildesheimische zufügt, nebst Vorschlägen zu wirksamen und im Großen ausführbaren Maßregeln, um demselben so viel wie möglich Einhalt zu thun.

Was die zu erwarteten Vorschläge betrifft, so würde dabey unter andern zu berücksichtigen seyn:

1. Vorkehrungen, die etwa in der Nähe der Pochwerke und Hütten selbst, zur Verminderung der in die Innerste übergehenden Abfälle zu treffen seyn dürften.
2. Vorkehrungen zur Ableitung und Auffangung der bereits fortgeführten After.
3. Vorkehrungen zur Verminderung der Ueberschwemmungen der Innerste.
4. Erprobte Mittel um die bereits aufge-

schwemmen Theile oder das mit den Ländereyen in Berührung kommende Wasser, auf die Vegetation wo möglich weniger schädlich zu machen.

5. Auf Versuche sich gründende Angaben, in wie fern vielleicht die aufgefundenen Alster auf irgend eine Weise, z. B. zum Wegebau, sich benutzen lassen dürften.

Für den Julius künftigen Jahres:

Der Mangel sehr feuerfester Schmelzgefäße, welche höhere Hitzegrade als z. B. die bekannten Almeröder Tiegel aushalten können ohne zu schmelzen, ist in manchen Gegenden von Deutschland, bey verschiedenen technischen Anwendungen, sehr fühlbar. Die Erfahrung lehrt, daß Talkerde die Feuerbeständigkeit des Thons sehr zu vermehren vermag und es fragt sich, ob nicht etwa die aus den Mutterlaugen von der Kochsalzsedung auf manchen Salinen in Menge darstellbare kohlen-saure Bittererde oder Talkerde haltige Fossilien; wie u. A. der Serpentin, mit Vortheil als Zusatz bey der Fabrication solcher Schmelzgefäße angewandt werden könnten?

Die Königl. Societät d. W. macht daher zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

Eine auf Versuche gegründete Beantwortung der Frage: wie die auf den Salinen zu gewinnende kohlen-saure Talkerde, oder andre Talkerde haltige Körper, zur Verfertigung sehr feuerfester Schmelzgefäße mit Vortheil benutzt werden können?

Wobey die Königl. Societät d. W. erwartet, daß der Anleitung zu Anfertigung derselben,

Proben von dem nach derselben bereiteten Schmelzgeräthe zur Prüfung beygefügt werden.

Für den November desselben Jahres:
 Die mechanische, maschinelle Bearbeitung des Flachses Statt der bisher üblichen Rottung oder Röstung desselben, fesselt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der deutschen Landwirth im hohen Grade. Eine unparteyische, vollständige und richtige Abwiegung der Vorthelle oder Nachtheile die mit der einen oder anderen dieser Methoden verknüpft sind, wird erst in der Folge möglich seyn, wenn eine bedeutende Sammlung unzweydeutiger Erfahrungen zu Gebote stehet und alte Gewohnheit und Vorurtheile auf der einen Seite, so wie eine zu lebhaftige Hinneigung zum Neuen auf der andern überwunden seyn werden. Eine solche Beurtheilung wird aber überall nur dann gründlich seyn können, wenn sie sich auf eine genaue Kunde der Veränderungen stützt, die bey den verschiedenen Zubereitungsarten mit dem Flachs vorgehen und der Eigenschaften, welche der Flachs dadurch erlangt; wiewohl außerdem noch manche andere Dinge dabey zu berücksichtigen sind. Längnen läßt es sich nicht, daß dieser Gegenstand im Allgemeinen und besonders auch für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist. Die Königliche Societät der Wissenschaften wünscht daher ihrer Seits zur künftigen, richtigen Würdigung der Sache beyzutragen, indem sie folgende Aufgabe zum Gegenstande einer Preisbewerbung macht:

Eine gründliche Nachweisung der Veränderungen, welche der Flachs bey den verschiedenen Arten seiner Zubereitung durch das Rotten oder auf dem bloß mechanischen Wege erleidet, nebst einer genauen Untersuchung und Vergleichung der in Beziehung auf die weitere Verarbeitung wichtigen Eigenschaften des nach den verschiedenen Methoden bearbeiteten Flachses.

Die K. S. d. W. wünscht, daß dabey die in verschiedenen Gegenden üblichen Proceffe der Wasser- und Thauröste einer Prüfung unterworfen werden, wobey es erforderlich ist, daß die Veränderungen welche darin mit dem Flachse vorgehen nicht bloß, wie solches schon oft geschehen, im Allgemeinen nachgewiesen, sondern mit Genauigkeit chemisch verfolgt werden, welches bisher nicht genügend geschah. Eben so ist es in Hinsicht der bloß mechanischen Bearbeitung erforderlich, die verschiedenen Modificationen der dazu in Vorschlag gebrachten Mittel zu prüfen. Sodann sind die Eigenschaften des auf verschiedene Weise zubereiteten Flachses durch genaue Beobachtungen und Versuche vergleichend auszumitteln und zugleich sowohl die Quantität der erhaltenen Producte als auch die Abfälle nach ihrer Natur und Benutzungsfähigkeit, so wie auch die Beschaffenheiten der durch weitere Verarbeitung des Flachses erhaltenen Fabricate zu berücksichtigen. Es versteht sich dabey von selbst, daß, um zu sichereren Resultaten zu gelangen, der zu den vergleichenden Untersuchungen bestimmte, rohe Flachs von einer und derselben Qualität seyn müsse.

122. St., den 29. Julius 1820. 1221

Um die Beantwortung dieser Preisfrage zu erleichtern, will die K. S. d. W. sie nicht ausdrücklich auch auf den Hanf ausdehnen; es wird indessen gern gesehen werden, wenn von den Preisbewerbern die Behandlung dieser Pflanze mit berücksichtigt wird.

Für den Julius 1822 wird wie gedacht die nachstehende Preisfrage vom neuem, und zwar mit Verdoppelung des dafür bestimmten Preises in der Weise aufgegeben, daß im Fall Eine genügende und die andere überwiegende Schrift einkommt, ihr Verfasser den doppelten Preis, also vier und zwanzig Ducaten erhalten soll. Falls hingegen zwei gleich gute einlaufen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preise von zwölf Ducaten honorirt werden wird.

Die Verf. der schon eingesandten Concurrenz-Schriften können Abänderungen derselben, oder Nachträge dazu einschicken; auch wenn sie es nöthig finden sollten, eine Abschrift ihrer frühern Abhandlungen von hier aus besorgen lassen.

Die Aufgabe selbst ist folgende:

Da das Zusammentreffen verschiedener Umstände bewirkt, daß der Betrieb der Bergwerke am Oberharz gegenwärtig nicht mehr so schwunghaft seyn kann, als er es vormahls war; und da die allmähliche Verminderung der Erze, falls nicht etwa unerwartet neue, große Anbrüche entdeckt werden sollten, eine Einschränkung des Betriebes und dadurch die Verminderung einer Haupterwerbsquelle für viele Menschen nothwendig zur Folge haben muß; so ist es gewiß gerathen, bey Zeiten zu untersuchen: welche Arten von Gewerben sich am besten dazu eignen dürften, um am Oberharz neben den eigentlichen

Bergmännischen Gewerben mit Vortheil betrieben zu werden, und welche Mittel am dienlichsten seyn möchten, um solche neue Gewerbe dort mit Glück einzuführen. Die Königl. Societät d. W. bestimmt daher, um ihrer Seits dazu beyzutragen, die Aufmerksamkeit auf diesen, für jeden Freund des Vaterlandes und jener merkwürdigen Gebirgsgegend insbesondrer, so wichtigen Gegenstand zu leiten, zur Preisaufgabe, die beste Beantwortung der Frage:

Welche Arten von Gewerben sind in Hinsicht auf die natürliche Beschaffenheit und die übrigen Verhältnisse des Oberharzes am Mehrsten dazu geeignet, neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben, einem Theile der dortigen Einwohner einen angemessenen und dauernden Unterhalt zu verschaffen, und durch welche Mittel würde dort solchen neuen Gewerben am leichtesten Eingang verschafft werden können?

* * *

Der auf jede dieser Preisaufgaben ausgesetzte Preis ist von zwölf Ducaten.

Die Concurrenz-Schriften für die Juliusaufgaben müssen vor Ablauf des Mayes, und die für den November vor Ende des Septembers jedes Jahrs postfrey eingesandt seyn.

Paris.

Lettres sur l'Italie, faisant suite aux lettres sur la Moree, l'Hellespont et Constantinople. Par A. L. Castellan, Membre honoraire de l'académie royale des beaux arts. Cinquante planches dessinées et gravées par l'auteur. 1819, 3 Voll. 8. von 367, 307, 365 S. So viel auch schon über Italien geschrieben ist: so werden diese Briefe doch gewiß vielen Lesern, wie dem Recens., Vergnügen gewähren.

Schilderungen der Natur, noch weit mehr aber der Kunstwerke, ältere besonders, diese letzteren, ihre Urheber und Beförderer betreffende Geschichte, und dem Verf. aufgestoßene oder gelegentlich mitgetheilte tragische und komische Ereignisse wechseln mit einander ab; der Vortrag ist überhaupt unterhaltend und anziehend. Zwanzig Jahre erst nachdem er bey längerem Aufenthalte in Italien seine Ansichten und Gefühle aufgezeichnet hatte, gab sie der Verf. heraus; als junger Mann zum Künstler sich bestimmend, in der Folge Ingenieur-Officier. Obgleich am ausführlichsten bey Kunstwerken, übergeht er doch auch das politisch-, sittlich und physisch-merkwürdige nicht; und ermangelt nicht der Kenntnisse und des Sinnes, um auch dieses gehörig aufzufassen und vorzutragen. Der erste Band fängt mit Korfu an und endigt mit Neapel. Die berühmten Säulen zu Brindisi (worüber der Verf. auch eine Vorlesung in der Kön. Academie der schönen Künste gehalten hat) beschreibt und beurtheilt er in Manchem anders als seine Vorgänger, z. B. Niedeser, mit dem er doch noch mehr als mit einigen andern zufrieden ist. Sehr rühmt er die gute Gesellschaft in den dasigen Klöstern, *l'asyle de la tolerance, de la politesse et des plaisirs décens*; und die ärztliche Hülfe, durch die sie sich um die Einwohner verdient machen; wovon sie selbst wohl die Hälfte enthalten. Nicht ein Wirthshaus im Orte. Die Umgegend von Cannae (la Puglia) fast nur eine dürftige Weide für Benachbarte und aus der Ferne kommende Hirten; und doch zum Anbau wohl geeignet; wozu auch Liebhaber sich finden, den aber die Regierung nicht begünstiget, wegen des (übel berechneten) Vortheils, den sie unmittelbar aus den Verpachtungen an die Hirten zieht. Daß der Verf. Portici und Pompeii nicht stillschweigend übergangen habe, wird man wohl vermuthen. Im 2ten B. beschäftigt sich der Verf. mit Rom, hauptsächlich aber mit Tivoli, dessen Naturschönheiten, alten und neuen Willen, in 2 Briefen XLII und XLIII mit Raphael und Mich. Angelo, der Geschichte der *Mosaik terra invetriata*

und der daraus entstandenen Majolica. (Der Name Porcellan soll II. 383 aus dem Portugiesischen abstammen; aber die Ableitung von der Porcellanschnecke *Cypraea* ist viel gegründeter.) Die Austrocknung der Pontin. Sümpfe hält der Verf. für gelungener als andere Reisende; *il s'y formera bientôt des villages; et cette plaine, naguere si malsaine redeviendra le grenier de Rome et du reste de l'Italie* S. 35. Der dritte Band handelt von den, wiederum vorzüglich künstlerischen, Merkwürdigkeiten im Toscanischen Gebiete, und der darauf sich beziehenden Geschichte; am ausführlichsten von den Villen um Fiesole (*Faesolae*), von denen Ariosto (ein wenig poetisch) sagt:

A veder piendi tante ville i colli,
Par, che'l terren ve le germagli, come
Vermene germogli soule e rampolli.
Se dentro un mur, sotto un medesimo nome,
Fosser raccolti i tuci palazzi sparsi,
Non ti serian da ugualiar due Rome.

Von der, in den neuern Zeiten zwar vernachlässigten, aber noch immer wundervollen und auch wohl wegen ihrer vortheilhaften Lage, von den Reisenden nur selten besuchten Villa Pratolino, die der Großherzog Francis. Medicis sich und seiner ihn beherrschenden Bianca Capello — deren so schrecklich endigende Geschichte eingerückt ist — zum Lieblingsaufenthalt gewählt hatte, in 3 Briefen S. 216—263. Von der Abtey Vallombrosa und deren Umgebungen in den letzten 2 Briefen; gelegentlich von der in diesem Kloster erfundenen, die Mosart auf eine eigene Art, mit achtbaren Eigenschaften, nachahmenden Kunst *la scagliola*. Mit Künstler-Enthusiasmus und Kennerblick vom Florentinischen Museum. Der Verf. tritt der Meinung bey, daß die Mediceische Venus wirklich von Cleomenes sey S. 132. Wie überhaupt der Abstand des Florent. und Römischen Gebietes viel Auffallendes hat: so ist dieß auch die Kleiderpracht der Landleute: *à voir l'élegance des villageuses, on pourroit dire que le luxe s'est réfugié dans les campagnes, nämlich aus den Städten, wo die dagegen erlassenen Gesetze des Großh. Leopold mehr gemirkt haben. Les jours de fêtes on croit être transporté dans un pays de féerie — Chaque jeune fille doit, en se mariant, porter en dot trois habillemens complets de soie de diverses couleurs u. s. w.* S. 312 f. Die 50 Abbildungen, vom Verf. selbst verfertigt, thun, obgleich nicht fein ausgearbeitet, für den hier wesentlichen Zweck volle Wirkung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 31. Julius 1820.

Paris.

Bey Firmin Didot, Treutel und Würz: Histoire littéraire de la France. Ouvrage commencé par des Religieux Bénédictins de la Congrégation de Saint-Maur, et continué par des Membres de l'Académie Royale des Inscriptions et belles-Lettres. Tome XV. Suite du douzième Siècle MDCCCXX. Mit dem dazu gehörigen Register 659 S. 4. S. diese Anzeigen Jahrg. 1815. S. 697. 1817. S. 2001.

Mit diesem Bande ist die Französische Literaturgeschichte des zwölften Jahrhunderts beendigt. Er enthält Leben und Verdienste der litterarisch-merkwürdigen und wichtigen Männer, deren Tod in sein letztes Decennium gefallen ist; ein Umstand, der diesem Bande nicht den wichtigsten Stoff zur Verarbeitung dargeboten hat. Zwar trauerten während dieses Zeitraums die Schulen um ihren Gaultier de Lille, einen der vorzüglichsten Lateinischen Dichter des Mittelalters, dessen Heldengedicht von Alexander dem Großen nach

(6)

Curtius lange Zeit (zum Schaden des Geschmacks) die Aeneide aus den Schulen verdrängt hat; während desselben verlor Frankreich und England den Archidiaconus von Bath, Peter von Blois, einen Universalgelehrten seiner Zeit, dessen Briefe insonderheit einen Schatz der wichtigsten Nachrichten enthalten, und andere im Einzelnen verdiente Männer, welche den seit der Scholastik in die Wissenschaften gebrachten Schwung erhalten, und in das dreizehnte Jahrhundert hinübergebracht haben: aber der Tod vieler ausgezeichnet großer Männer fiel nicht in dieses Jahrzehend: es starb darin kein großer scholastischer Philosoph und Theolog, kein Gelehrter, der die Naturwissenschaften aus ihrem langen Schlaf zu wecken versucht hätte, und unter dem Troß von Chronisten, die Städte und Klöster aufstellten, keizner, der sich in Geschichtsdarstellung und Behandlung ausgezeichnet hätte, man müßte denn Gilbert von Mons hieher rechnen, dessen Chronik für die Geschichte der Chevalerie voll Nachrichten ist, die man anderwärts vergeblich sucht, und dessen Artikel (ob er gleich schon im zwölften Bande enthalten war) wegen der ihm nöthigen Berichtigungen in diesem Bande nochmahls wiederholt ist. Die Rechtsgelehrsamkeit hat nur das Andenken des Placentius, eines Schülers des Irnerius, zu ehren, doch nicht wegen seiner Summen über den Codex und die Institutionen, die nie zu sonderlichem Ansehen gelangt sind, sondern weil er das Studium des Römischen Rechts nach Montpellier verpflanzt hat, und dadurch Stifter der ersten Rechtsschule in Frankreich geworden ist. In die Todtenliste des ganzen Jahrzehndes konnte nur selten ein Heros eingetragen werden, der den Litterator, der ersten Wissenschaften in Begeisterung setzen kann, was sich in den frühern Decennien des zwölften Jahr-

hundreds anders verhielt. Dennoch ist sein letztes auch der Geschichte der Litteratur unvergesslich wegen der häufigern und kühnern Versuche in der Landessprache, worüber auch die Artikel von den Verfassern dieses Bandes recht mit Liebe gearbeitet sind. Sie sind daher auch das Einzige, worüber wir unsern Lesern einen etwas umständlichern Bericht zu erstatten haben, ob wir gleich nicht bezweifeln, daß auch andere Artikel bey künftigen Untersuchungen über die Specialgeschichte einzelner Wissenschaften sehr nützliche Angaben liefern werden: nur bey dem ersten Anlauf, der einem Recensenten obliegt, fallen die Fortschritte, welche die romantische Litteratur durch diesen Band gemacht hat, am stärksten in die Augen.

Die Geschichte der Provenzaldichtkunst scheint den wenigsten neuen Boden gewonnen zu haben. Von ihren Beschützern ist Raymund V., dessen Tod in diese Zeiten fällt, nicht vergessen, doch auch zugleich (wie er es verdiente) nach seinen Verdiensten um die Gründung der Communen in seinem Gebiete geschildert. Von C. 434 bis 493 und noch in zerstreuten Stellen stehen Leben von lauter Troubadours, und zu denselben Nachträge aus Renouard's choix C. 640, wieder ohne große neue Aufklärung. Desto mehr Neues ist in diesem Bande über die Nordfranzösische Poesie enthalten. In das Gewirre ihrer Romane scheint durch die einzelnen Artikel von den Trouvères Ordnung und Licht zu kommen. Nach den hier vorkommenden Nachrichten waren die Nordfranzösischen Romane ohne Ausnahme in ihrem Ursprung Lateinisch geschrieben. Im 12ten Jahrhundert wurden sie in England, das damals die Sprache der Normandie in seinen obern Ständen redete, und wo auch die meisten Lateinischen Originale der romantischen Dichtun-

gen entstanden seyn mochten, in Französische Prosa übersezt, und diese prosaischen Uebersetzungen noch in demselben Jahrhundert in Französische Verse gebracht; dann diese wieder im vierzehnten Jahrhundert aufs neue in Französische Prosa aufgelöset. Noch in das zwölfte Jahrhundert fallen die versificirten Romane von Alexander dem Großen, und der Tafelrunde. Nach den Verfassern hat Lambert Li-Cors den Alexandre le grand angefangen, und der Trouvère Alexander aus Bernay in der Normandie, mit dem Zunamen von Paris, ihn nur fortgesetzt. Schon Lambert Li-Cors bediente sich dabei des Alexandriners; und wenn in dieser Folge die beiden Dichter Antheil an dem Alexandre gehabt haben und nicht in der umgekehrten, so kann der Alexandriner nicht wohl vom Alexander aus Bernay, sondern er muß von dem Roman Alexandre, der in dieser Versart verfaßt ist, seinen Namen erhalten haben. Die Dichter wolten ihn aus dem Lateinischen gezogen haben; aber das kann weder Curtius noch die Alexandreis des Gautier de Lille seyn (vermuthlich also eine Lateinische Uebersetzung eines fabelhaften Lebens Alexanders, dergleichen man mehrere in Neupersischer Sprache hatte). Der Roman ist kurz vor dem Jahr 1184 erschienen, und webt zwischen die fabelhaften Thaten Alexanders Vorfälle aus dem Ende der Regierung Ludwigs des jüngern und aus dem Anfang der Regierung Philipp Augustus ein. Ein umständlicher Auszug mit vielen wörtlich mitgetheilten Stellen steht S. 163—179. Von den Fortsetzungen dieses allegorischen Romans (le Testament d'Alexandre von Saint-Eloot, und la Vangance d'Alexandre von Jean le Nevelois) weiß man bisher nur aus Citationen. Von demselben Alexander von Bernay ist auch der Roman

Athys und Porfilias oder Prophylas, den man bisher nur aus 6 im neuen dü Tange angeführten Stellen gekannt hat, der aber hier von S. 179 — 193 umständlich mit vielen wörtlich eingeschalteten Stellen ausgezogen ist. Der Dichter hat darin alles zusammengetragen, was er von Rom und Athen wußte und es mit den abenteuerlichsten Auftritten der Liebe versehen. Außerdem scheint auch der noch nicht näher beschriebene Roman *Li siège d'Ataines (le siège d'Athènes)* den Alexander aus Bernay zum Verfasser zu haben.

In diese Zeit gehören auch die versificirten Romane von der runden Tafel in Nordfranzösischer Sprache. Alle diese Dichtungen (was wir zur allgemeineren Verständniß vorausschicken) gehen von der Erzählung aus: In den Kelch, dessen sich Jesus bey der Einsetzung des Abendmahls bediente, sang Joseph von Arimathea das Blut auf, das aus Jesus Seite bey der Kreuzigung floß. Mit diesem Kelch, der Graal (etwa von *sanguis realis*, dem in ihm aufgefangenen Blut?) genannt, verrichtete Joseph in verschiedenen Ländern, besonders in England, erstaunliche Wunder; daher er als ein wichtiges Eigenthum auf seine Nachkommen forterbte, welche auch die Wunder mit ihm fortsetzten. Nach einigen Geschlechtern ging er verloren. Ihn wieder aufzusuchen, stiftete (der Vater Arthur's oder Artus) Utter Pandragon den Orden der Tafelrunde, dessen Rittern als erste Verpflichtung oblag, die ganze Welt zu durchstreifen, um den h. Graal aufzusuchen. Arthur (Utter's Sohn) gab diesem Ritterinstitut eine noch vollkommenere Einrichtung, durch die es unter seiner Regierung zu dem Gipfel seines Ruhms gelangte. — Auch die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde waren ursprünglich Lateinisch vorhanden. Chres-

stien von Troyes hat sie noch im zwölften Jahrhundert in Nordfranzösischen Versen dargestellt. Es sind ihrer vier. 1. Der erste, der h. Graal, oder Geschichte des Kelchs mit dem sanguis realis, ist nach der Versification des Chrestien de Troyes noch nicht bekannt: denn der h. Graal in Französischer Prosa, als Schluß des Perceval de Gallois bekannt, ist von Robert von Borron. 2. Der Tristan de Leonnois schließt sich in Stoff und Verwicklung der Fabel dem h. Graal am nächsten an, geht ihm aber beyweitem in Erfindung und an Interesse vor. Chrestien de Troyes hat ihn nach dem Lateinischen des Luce du Gua versificirt. Noch ist aber keine Handschrift des Romans aus irgend einer Europäischen Bibliothek bekannt. Wir kennen seinen Inhalt aus der Auflösung in Prosa, aus welcher der Graf Tressan einen Auszug in der Romanenbibliothek gegeben hat. 3. Der Perceval de Gallois ist seinem Inhalt nach aus der profaischen Auflösung des Robert von Borron bekannt, aus welcher der Graf Tressan seinen Inhalt in der Romanenbibliothek mitgetheilt hat. Es hat sich daher der Verf. dieses Artikels in der hist. litt. de la France nur auf einzelne Proben aus dem versificirten Text des Chrestien de Troyes eingeschränkt, ohne die ganze darin enthaltene Geschichte auszuziehen. 4. Lancelot (oder Roman de Charette ou de Lancelot), 1190 angefangen von Chrestien de Troyes, und geendiget von Godfroi de Beingni, enthält (um es kurz zu sagen) die an Abenteuern reiche Befreyung der Königin Genèvre und ihrer Mitgefangenen vom Hofe Arthur's aus dem Schloß des Méléaganz durch den tapfern Ritter Lancelot. Der Verf. dieses Artikels hat diesen Roman in einen umständlichen Auszug mit vielen wörtlich eingerückten Stellen gebracht.

Außer diesem Cyclus von Romanen, die man gewöhnlich vorzugsweise die von der Tafelrunde nennt, hat Chrestien des Troyes noch den Stoff zu andern

vier Dichtungen genommen, deren Helden an dem Hofe Arthur's lebten: 1. Roman d'Erec et d'Enide, 2. Roman de Cligès. 3. Roman du Chevalier au Lion, ou les Aventures d'Yvain, fils du roi Urien, 4. Roman de Guillaume d'Angleterre. Aber eingedenk, daß wir diese Anzeige für ein Blatt niederschreiben, welches das merkwürdigste Neue von der gesammten Litteratur zu umfassen hat, müssen wir unsre Leser auf die Auszüge verweisen, welche von S. 197 bis 244 stehen, und uns damit begnügen, Liebhaber und Kenner der romantischen Litteratur auf dieses Werk aufmerksam gemacht zu haben, aus dem sich manches für ihren Zweck schöpfen läßt.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Dort erscheint jetzt das "vaterländische Archiv, oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist;" dessen erstes Heft wir im 130. Stück d. vor. Jahrg. angezeigt haben. Sechs Stücke, die den ersten Band ausmachen (1819 XVI u. 412 Seit. in 8.), kamen noch in Celle heraus; der zweyte Band (1820. XVI u. 366 S.), ist in dem Verlage der Hahnschen Hofbuch. besorgt; wo denn auch die Folge herauskommen wird. Jährlich sollen zwey Bände, jedes in zwey starken Heften erscheinen; als Herausgeber hat sich nur der Hr. Senator und Canzleyprocurator G. H. G. S v i e l zu Celle genannt. Die vorliegenden Hefte beweisen es, wie sehr der Herausgeber sein Versprechen zu erfüllen, gestrebt hat; sie liefern recht reichhaltige Beyträge, vorzüglich zur Geschichte unsers Vaterlands. Ihren Inhalt speciell anzugeben, würde hier zu weit führen; Ref. begnügt sich, nur einige der größern Abhandlungen kürzlich anzudeuten. So findet man im ersten Bande, eine treffliche Abhandlung des verstorbenen Schlichthorst's, betitelt: historisch-diplomatisch-statistische Nachrichten von dem Flecken, Kirchspiele und der Amtsvogtey Wiffelhövede, mit mehreren ungedruck-

ten Urkunden; — eine Uebersicht der vaterländischen Literatur vom Jahre 1808 — 1818, als Ergänzung und Fortsetzung des bekannten v. D m p t e d a ' s w e n Werts, von dem Hrn. Hof- und Canzleyrath Spaugenberg; — eine Abhandlung über des verewigten Vicepräsidenten von Pufendorf handschriftlichen Entwurf eines Codicis Georgiani, nebst einem Vorwort gegen die Entwerfung allgemeiner neuer Gesetzbücher; von demselben; — einen sehr gehaltreichen Aufsatz über den Ursprung des Kalands, von dem Hrn. Bürgermeister Vogell in Celle; — mehrere biographische Artikel über hannoversche Geschäftsmänner, von dem Domprediger Hrn. Rotermund in Bremen, und Hrn. Pastor Schläger; — mehrere Beschreibungen von Alterthümern, und merkwürdige ungedruckte Urkunden; — eine Geschichte der Versorgungsanstalt Neuwerk zu Goslar, nebst den sie betreffenden Urkunden, u. s. w. Im zweyten Bande sind vorzüglich zu bemerken: eine Abhandlung über die altgermanischen Gräber in der Amtsvogtey Fallingbommel, die sieben Steinhäuser genannt, und über ein Hünengrab im Bremischen; mit 2 Kupfern; vom Hrn. Regierungsrath Blumenbach in Hannover; Characterzüge aus dem Leben Königs Georg III. von demselben; — die vaterländischen Jahrbücher, von dem Herausgeber; — Nachrichten über einige heidnische Alterthümer und Denkmähler, im Lüneburgischen; von demselben; — eine Abhandlung zur nähern Kenntniß der Quellen, aus welchen eine pragmatische Geschichte der Graffschaft Hoya zu bearbeiten ist; vom Hrn. Geh. Rath v. Spilcker zu Krossen; — die Regierungsinstruction Herzogs Friedrich des Frommen, v. J. 1466; von demselben; — eine Abhandlung über die steinernen Zerrbilder an der Kirche zu Marzenhase in Ostfriesland; vom Hrn. Pastor Gittermann in Emden; — die Nachrichten zur Geschichte des Schlosses und der Stadt Dannenberg, vom Hrn. Gerichtsverwalter Sültemeyer daselbst; u. a. m. — Sehr zu wünschen ist es, daß diese so viel versprechende Zeitschrift einen gedeihlichen Fortgang haben möge; und daß weder Mangel an Interesse, noch Mangel an Unterstützung den bescheidenen Herausgeber nöthigen möge, ein Unternehmen aufzugeben, das so schöne Hoffnungen erregt, und noch schönere Früchte für die Folge verspricht!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 3. August 1820.

P e s t h.

Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos, und von da zurück über Nicca und Nicomedien von Joseph von Hammer. Mit Kupfern, Karten und Inschriften. 1818. X und 200 Seiten in Quart.

Einen sehr reichhaltigen Beytrag zur genauern Kenntniß des auf dem Titel dieser Schrift angegebenen Gebietes von Kleinasien, das in vieler Hinsicht noch sehr unbekannt, doch in jeder Hinsicht höchst wichtig für die Vergangenheit war, und für die Gegenwart fortdauernd ist, enthält dieser Umblick eines mit den Sprachen, der Geschichte und überhaupt dem Geiste des Morgenlandes so vertrauten und durch seine rastlos thätigen Mittheilungen und Forschungen berühmten und hochverdienten Mannes, der auch in dieser kleineren Arbeit um so belehrender und erweckender spricht, da sie zugleich aus Einsicht, mit Anschauung und Gelehrsamkeit hervorging. Im Jahr 1804 besuchte der Verf. als Oesterreichischer Gesandtschaftssecretär mit zwey andern Be-

D (6)

gleitern, von Constantinopel aus, die gegenüberliegende Küste Kleinasiens, und obgleich nur vierzehen Tage Zeit auf diesen Ausflug verwendet werden konnten: so war diese für ein so reiches doch kleines Gebiet hinreichend, um mit geübtem Auge vieles zu erspähen, zu berichtigen, und späterhin bey Muße, reich ausgestattet, damit die Erdkunde des Morgenlandes zu beschenken. Diese Schrift steht demnach in der Mitte der früheren, von dem Verf. herausgegebenen, topographischen Ansichten, und der so eben von demselben angekündigten: Constantinopolis und der Bosphoros, eine Schrift, deren baldige Erscheinung sehr erwünscht seyn muß. Von Constantinopel aus, reißte der Blick auf das ferne Schneehaupt des Olympos, als eines Grenzvächters des großen Taurusgebirges, zu einem Besuche; an seinem Fuße bot Brussa, die Wiege Osmanischer Herrschaft, der Sitz der Türkischen Gewalthaber vor der Eroberung von Constantinopel, mit seinen Grabstätten, alten Gebäuden, Bädern und seiner paradisischen Lage, vielfache Belehrung dar. Der Weg dahinwärts wurde zur See genommen, der Rückweg aber über das alte Nicäa und Nicomedien, jetzt Isnik und Isnikmid, und somit im kürzesten Raume ein classischer Boden besucht auf der Grenze von Asien und Europa, der bisher von keinem Wanderer speciell ins Auge gefaßt war. Außer den Orts- und Naturbeschreibungen, in denen der ganze Prunk des Morgenlandes sich ausspricht, der die Einbildungskraft des Lesers oft noch mehr als die Sache selbst es vermag, auf Asiatischen Boden versezt, finden sich bey jedem Schritt des Reisenden Winke, gelehrte Nachweisungen und Untersuchungen in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht, durch welche viele Localitäten, zumahl in Beziehung auf die Geschichte der Kreuzzüge

und des Mittelalters erläutert und berichtigt werden. Im ersten Kapitel wird der Küstenweg von Constantinopel nach Brussa beschrieben, über Modanja, die Ruinen von Apamea, und den Nilufer. Im zweyten Kapitel folgt die Topographie von Brussa, ihre unbeschreiblich reizende Lage am Nordfuß des Olymp, mit, wie das Sprichwort sagt, den dreyhundert fünf und sechzig Spaziergängen oder Lustorten, so daß dessen Schönheit nur mit dem Paradiese von Granada und Damaskus unter allen Städten des Muhammedanischen Reiches verglichen werden kann. Die benachbarten Waldungen, der Quellenreichtum, die Badeanstalten der Stadt in ihrem großen Einfluß auf die Sitte des Morgenlandes; dann folgen genaue Beschreibungen der Architecturen der vorzüglichsten unter den zweyhundert Moscheen der Stadt, unter denen vorzüglich Ulu Dschanin, die Große, einen sehr eigenthümlichen Character hat, durch das Viereck, in dem sie gebaut ist, durch das Dach von 19 Kuppeln, das sie deckt, und den leeren runden Luft-raum für den zwanzigsten Kreis der Decke, der nur mit einem Drathnetz überzogen, den Sonnenstrahl wie dem Regentropfen dem senkrechten Zugang in die Mitte der Moschee nicht verwehrt, wo ein großes Marmorbassin in seinem Wasser- spiegel die blaue Himmelsdecke zurückstrahlt. Beschreibung des Schlosses, der Grabmahle der Sultane, der Heiligen und der Gelehrten von Brussa, wo überall interessante literarische Notizen beygefügt sind, die nur der Kenner der Türkischen Litteratur zu geben vermochte. Das dritte Kapitel erzählt die Besteigung des schneehohen, quellenreichen Olympos. Der Weg hinauf führt durch Gökdere, d. h. Himmelsthal, eine ungeheure Bergkluft, in deren Namen sich noch alte heidnische Zeit erhalten hat; dann auf

eine große Wiesenplatte, den vorzüglichsten Sitz Turkomanischer Hirten, deren Kiaja oder Oberhaupt auf dieser schönsten und reichsten Alpe sein Sommerlager zu nehmen pflegt, den Rest des Jahres aber in der Ebene von Brussa zubringt. Einige zwanzig solcher Alpen, Jaila's (im Gegensatz der Winterwohnung, Kishla) von etwa 800 Familien Turkmanen bewohnt, in Sennen: Hütten bogenförmig mit Pelz bedeckt, die wie halbversunkne Lastwagen oder Archen aussehen, liegen auf den Vorhöhen des Olympos umher und nähren die Heerden dieses umherziehenden Nomadenvolks, das eben daher den Namen Jürüt (d. i. Nomade) führt. Sie zahlen ihr Weidengeld an die Türkischen Oberherren, sind von eigenem Menschenschlage, lebhaft, unternehmend, gastfrey, doch nicht ohne Hinterlist und Misstrauen gegen Fremde, die sie besuchen, um bey ihnen auf den höchsten Alpen Nachtquartier zu nehmen zur Besteigung des Gipfels des Olympos. Die letzte Jaila liegt auf zwey Dritttheil der ganzen Berghöhe, da nimmt die Vegetation ab, Forellen leben noch in den Alpenwassern von da 2 Stunden aufwärts zum Schneegipfel dessen Fuß eine halbe Stunde am Rande des Schnees vom Frühling umkränzt war, wo an 15. August Weilchen und Schneeglöckchen blühten; Karawanen schneebedeckter Esel führten das kühlende Getränk für Brussa und die Hauptstadt Stambul in die Ebene. Die reizende Aussicht beym Sonnenaufgang über Asia und Europa mit seinen Wasserbrücken, über den Spiegel des Meers und den Landocean wogiger Berggipfel, reizend und belehrend geschildert. Morgenländische Sagen von Helden- und Riesengräber auf den Berggipfeln, die an die Titanen und Gigantenkämpfe erinnern, und von den Wunderkräften der purpurnen Schneewürmer (Car

tharis fusca Linn.), die auf dem blendenden Weiß der Eisfelder den Namenszug der Allmacht des Schöpfers bezeichnen. Ein Plan der Stadt Brussa und des Olympos nach Winkelbestimmungen mit dem Compas von dem Verfasser, sind eine sehr dankenswerthe Zugabe zu den Beschreibungen. Im vierten Kapitel wird der Weg von Brussa nach Nicäa beschrieben, und vorzüglich die Lage von Kemlik, das alte Kios, berichtet; im fünften wird Nicäa beschrieben, das neue Jonik, und manche Localberichtigung zur Geschichte der Kreuzfahrer bey Haken und Wilken beygebracht. Gegenwärtig liegt der kleine Fleck nur inner der Ringmauern und Trümmer des alten Nicäa im nördlichen Winkel, nur aus 200 Häusern bestehend, da das Byzantinische Nicäa ins. Gevierte gebauet, auf jeder Seite eine Stunde Ausdehnung hatte. Unter den Trümmern fand der Verf., nach der Erdbeschreibung Hadschi Chalfa's im Dschihannuma S. 657, die Reste der alten Griechischen Kirche, in welcher das Concilium gehalten worden, bestimmt wieder auf in der Moschee Orhans, der zu seiner Zeit die Hauptkirche in eine Moschee verwandelte. Im sechsten Kapitel folgt die Reise von Nicäa nach Nicomeden; die wichtigste Untersuchung betrifft hier die Geschichte des Projectes zu einem Canalbau, welches schon Plinius d. J. dem Kaiser Trajan mittheilte, das in neuerer Zeit unter Türkischer Herrschaft zweymahl zur Sprache gebracht in den Jahren 1503 und 1765, aber noch nicht ausgeführt worden. Plinius Vorschlag war, nach dem Verf., einen Emiffair aus dem See Sakandscha in den Nicomedischen Meerbusen zu leiten; die neuern Vorschläge gingen noch weiter, nämlich auch denselben See mit dem Fluß Sakaria (Sangaris) zu verbinden, wodurch eine Schiffahrt des Schwarzen mit dem

Marmor-Meere bewerkstelligt würde, auf welcher man die Gefahren des Canals von Constantinopel bey der östlichen Einfahrt für Holz und Getreideflotten zu vermeiden gedachte. Ausführliche Actenstücke aus dem Dschihannuma u. a. sind in den Beylagen hinzugefügt und des Plinius misverstandene Stelle commentirt. Den Beschluß im siebenten Kapitel macht die Beschreibung von Nicomedia, jetzt Iznikmid, als der Haupt-Kastort für alle Asiatischen Reisenden, Carawanen, Heere und die Topographie der Straße von ihr bis Constantinopel. An dem Vorgebirge Fanarbagdschessi, wo an der Stelle eines alten Tempels der Venus Marina ein Leuchtthurm sich erhebt, in der Nähe des alten Chalcedon da endet die Beschreibung des reichen Umblicks, welchem als Anhang einundzwanzig auf dem Wege gesammelte Inschriften zugegeben sind.

Würzburg.

Die Staatswirthschaft, von Theod. Conr. Frener, der Rechte Dr. etc. Erster Theil. 1819. gedr. bey Steph. Richter. Auf XVI und 172 S. in 8.

Dieser erste Theil enthält die Lehre vom Staate und die von der Staatswirthschaft; in dem zweyten, der bald nachfolgen soll, soll die Finanzwissenschaft vorgetragen, und der Inhalt der wichtigsten Kön. Bayerischen Finanzverordnungen angegeben werden. In der Lehre vom Staate zeichnet sich der Verfasser, ein Tiefdenker, durch die, ihm eigenthümliche Ansicht und Darstellungsweise aus. Wir enthalten uns, darüber zu urtheilen: wollen aber unsere Leser durch einige Proben, deren Sinn durch Ausnehmung aus dem Zusammenhange nicht verstellt seyn soll, selbst dazu in den Stand setzen. S. 3. Der Staat über-

Haupt ist das absolut freye Seyn der Einheit in der Vielheit, und dieser in jener. §. 7. Die Einheit ist im Absoluten für die Reflexion das Herrschende — die Regierung, und die Vielheit das Beherrschte — das Volk. §. 11. Der Act der Subjectobjectivirung, in welchem das Absolute sich selbst anschauet, und worin es das Unendliche dem Endlichen, das Ideale dem Realen einbildet, wiederholt sich in allen, dem Universum einverleibten Ideen. Jede Idee, weil sie im Absoluten, und das Absolute selbst ist — indem im Absoluten keine reale Differenz statt findet, ist demnach eine Wiederholung des vorigen Acts der Subjectobjectivirung, eine ewige Einbildung des Unendlichen ins Endliche, des Idealen ins Reale. Aber weil diese Einbildung absolut ist, so ist zwischen Idealem und Realem keine Differenz. Die Idee des Staats begreift deßhalb die doppelte Einheit als ununterschiedene Einheit in sich; nur für die Reflexion müssen sie unterschieden werden, — die ideale Einheit begreift die Freyen, die Regierenden; die reale die Nichtfreyen, die Untertanen. — Weil aber derselbe Act der Einbildung sich in beiden Einheiten wiederholt, und jede Seite darum wieder ideal-real, und real ideal ist; so sondert sich der Staat auf beiden Seiten wieder in besondere Einheiten für die Reflexion, und diese kann man Stände nennen. Diese sind der ideale und reale. §. 12. Der ideale der Stand der Freyen begreift in sich diejenigen, welche in bloßer Idealität leben, die Gelehrten. §. 13. Der reale die Producenten und Handelsleute. §. 14. Plato schloß die Dichter aus seinem Staate aus; ich, der B., scheine den Adel und den Kriegsstand auszuschließen. Aber es ist nur Schein. §. 15. Der Adel gehört zu den Freyen, und steht auf der idealen Seite des Staats. §. 16. Für den Kriegsstand, ich, der B. muß es zu seiner Demüthigung gestehen; finde für ihn keinen Platz im Staate; aber wohl zu merken, nur an sich und absolut betrachtet. Anders verhält es sich aber §. 17 im

wirklichen Staate. In der zweyten Abtheilung dieses ersten Theils scheint der Verf. die Ideen-Welt, die er sich für die erste geschaffen hatte, ganz verlassen zu haben. Hier geht er in die Ansichten anderer Schriftsteller ein, und bedient sich eines völlig populären Vortrags; jedoch handelt er unter der Rubrik der Staatswirthschaft nur die Lehren von der Production, Circulation und Consumtion ab.

Braunschweig.

Im Verlage der Schulbuchh.: Neue, vollständige, und auf die möglichste Erleichterung des Unterrichts abzweckende Englische Sprachlehre für die Deutschen, von Karl Franz Christian Wagner, Dr. der Philos., der Gr. und Lat. Litteratur und der Beredsamkeit ordentl. Prof. zu Marburg u. s. w. Mit dem Motto: Sic vos non vobis; mellificatis apes. 1819. S. VI und 403 in 8.

Der gegründete Beyfall, den des Verf. vollständige Englische Sprachlehre seit dem J. 1802, wo sie in demselben Verlage erschien, erhielt, (auch in diesen Blättern vom J. 1802. St. 162. S. 1615 ff.), und dadurch seiner vollen Bestätigung gewiß seyn konnte, daß sogar Engländer sie zu Rath zogen; hat die Verlagsbuchhandlung bewogen, an eine neue Auflage zu denken. Doch hat der Verf. vorgezogen, ein eignes von jenem ersten unabhängiges Werk auszuarbeiten, welches als Sprachlehre den Freunden der Englischen Litteratur in die Hände gegeben würde, und jenes an Brauchbarkeit bey dem ersten Unterrichte überträte. Kürze und Deutlichkeit empfehlen dieses Handbuch, und da der Verf., als guter Forscher der Englischen Sprache, wie überhaupt als Kenner der Linguistik bereits hinlänglich bekannt ist, so darf an dem vorzüglichen Werthe dieses Werks nicht gezweifelt werden. Er hat Murray's und Lloyds Sprachlehren mit seinen eignen Forschungen verglichen und gebraucht, aber zu unserer Vermunderung keine der seit 1802 erschienenen ausführlicheren Englischen Grammatiken zu benutzen für gut gefunden. Ein besondrer practischer Theil soll Uebungen zum Uebersetzen, ins Englische enthalten. Den Beschluß macht ein wohlgerathener Abschnitt von der Prosodie oder Verskunst. Daß billigende Urtheil unserer Blätter vom J. 1802 über das Werk in seiner ersten Erscheinung wiederholen wir über dieses Handbuch mit Vergnügen.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 5. August 1820.

A r a u.

Bev Sauerländer: Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. Ein geschichtlicher Umriss von Heinrich Zschokke. 1819. 124 S. gr. 4.

Diese Schrift ist zuerst in einigen Heften der "Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit," welche der Verfasser herausgibt, erschienen. Der Verleger hielt sie eines besondern Abdrucks würdig. Wir urtheilen eben so, und freuen uns, daß sie auf diesem Wege mehr Leser finden und sorgfältiger aufbewahrt werden wird. Es ist zwar kein Abriss der kirchlichen Geographie; die verschiedenen Christenparteyen, welche jetzt auf der Erde verbreitet sind, werden nicht nach ihren Unterscheidungen characterisirt, auch nicht vollständig angegeben; die Ausdehnung und Zahl der verschiedenen Bekenner des Christenthums wird nicht genau bestimmt; die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel werden fast gar nicht angegeben. Es ist ein Umriss des Ganzen, mit Hervorhebung besonders merkwürdiger Züge, mehr mit allgemeinen als besonderen Angaben, mit historischen, philosophischen und religiösen Reflexionen. Was gegeben wird, ist offenbar aus einer großen Menge von Schriften gezogen. Da es nicht selten von dem, was wir, die wir uns gleichfalls viel mit

E. (6)

diesem Fache beschäftigt haben, fanden, abweicht oder uns neu war, so haben wir allerdings oft gewünscht, daß die Quellen angeführt wären. Die originelle, kräftige, gedrängte und erhebende Manier des Verf., die man schon aus andern Schriften kennt, trifft man auch hier an. Die Wärme, Begeisterung und Beredsamkeit, womit er sich über die Göttlichkeit des Christenthums ausdrückt, hat uns desto mehr gerührt und erfreut, je weniger von dieser Art wir jetzt selbst in den Schriften Deutscher Theologen zu lesen gewohnt sind, und je öfter wir in denselben gerade das Gegentheil finden. Auf die angegebenen Punkte wollen wir bey der näheren Anzeige dieser Schrift besondere Rücksicht nehmen. Bey Europa wird nur ein Ueberblick über die allmähliche Ausbreitung und jetzige Ausdehnung des Christenthums daselbst, und dann eine Nachricht vom Cap- und Nordlande, von den Ueberbleibseln des Heidenthums daselbst und den Versuchen, die Nomaden unter den Polkreisen für das Christenthum zu gewinnen, gegeben. Europa kommt unter allen Welttheilen am kürzesten weg, am ausführlichsten ist Asien abgehandelt. Zuerst wird ein Blick auf die erste Ausbreitung und nachmahlige Beschränkung des Christenthums geworfen. Die einzelnen Kirchenparteyen werden hier mehr, jedoch nicht sowohl nach ihrem Glauben und ihrer innern Verfassung, als nach ihrem äußern Zustande und Verhältnisse beschrieben. Bey Rußland ist fast nur von den Missionen die Rede. Bey Tibet und dem Birmanischen Reiche wird die Aehnlichkeit des Lamaischen Kirchenwesens mit dem catholischen und Griechischen ins Licht gesetzt. Bey China kommt die Zwietracht der Missionare in besondere Betrachtung. Bey Hindostan wird vorzüglich hervorgehoben, wie die Ostindische Compagnie ehemahls aus politischen und mercantilischen Ursachen den Missionen entgegen gewesen, darauf aber seit 1813 die Brit-

tischen Besitzungen in Ostindien eine unabhängige kirchliche Verfassung erhielten und die Bekehrungsanstalten dasebst immer mehr vervielfältigt wurden. Bey den Persischen Christen kommt auch etwas von den Zabiern und Sufas vor. Den Beschluß macht eine "allgemeine Betrachtung über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien," aus welcher wir die Hauptsache auszeichnen wollen. Nur ein kleiner Theil der Asiaten bekennt den Glauben der Christen und nur ein kleiner Theil der dortigen Christen trägt die ewige durch Jesum geoffenbarte Wahrheiten im Gemüth. Länder von unermesslichem Umfange und Inseln ohne Zahl liegen dort in der Finsterniß des rohen Heidenthums verloren. Vor den Tugen der Asiatischen Völkerverwanderung war der Fortschritt des Christenthums dasebst rascher gewesen, er drang durch alle Tartareyen bis in das Innere von China. Das kommt daher, weil wir heut nicht mehr die Christusreligion in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die früheren Jesusboten haben. Man muß in den Vorträgen Jesu den Geist und die Form unterscheiden. Er lehrte die erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlicher Kraft äußern: Glauben, Liebe, Anbetung Eines Gottes, Unsterblichkeit und Vergeltung, Pflicht der Menschheit, vollkommen zu werden, wie Gott, Liebe Aller zu Allen. Die Art aber, wie er dieß lehrte, war nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt. Zum Unglück geschahen gleich in den ersten Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen. Diejenigen, welche in die Fußstapfen der frühesten Glaubensboten traten, hielten an Allem fest, was von denselben noch herstammte, am Außerwesentlichen und der Form, wie am Wesen. Daraus entsprangen bey Menschen und Völkern die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und Misverständnisse. Die Lehrer meist Kinder andrer Weltgegenden und Jahrhunderte mischten ihre da-

mahligen Ansichten unwillkürlich hinzu. Das Einfache wurde verwickelt, das Klare finster, der Geist der Christusreligion über dem Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt. So erhob sich aus allerley Zusammentragungen endlich ein Lehrgebäude des Glaubens, welches den Aberglauben abendländischen Heidenthums mit Spitzfindigkeit der Scholastik und orientalischem Bilderthum seltsam vermählte. Mit diesem Lehrgebäude wandern die Heilsboten unsrer Zeit, aus verschiedenen Kirchen, zu den Nationen fremder Welttheile. Im tausendjährigen Wahne ihrer Vorfahren erhärtet scheint ihnen das, was über Christus und seine Person gesagt wird, wichtiger, als was er selbst gelehrt hat. Sie glauben, daß das, was Christus lehrte, wenn man alles davon abnimmt, was er bloß mit Beziehung auf Jüdische Begriffe und Gebräuche sagte, viel zu einfach, viel zu wenig sey, sich gleichsam von selbst verstände und in jedes menschlichen Vernunft gegraben liege. Sie wollen weiser, als ihr göttlicher Meister seyn, der eben jene Glaubenslehre von Gott, Ewigkeit und menschlicher Bestimmung zuerst in einer Klarheit, Verknüpfung und Vollendung offenbarte, wie nie vorher geschehen war und der eben die Verkündung dieser Wahrheiten zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Es ist einer von den ungeheuern Irthümern der Menschheit in früheren und jezigen Zeiten, daß man das Höchste, was Jesus gelehrt, Naturreligion nennt, als wenn die Natur des Geisterthums und ihr Licht nicht das Werk Gottes wäre, als wenn es außer der göttlichen Natur noch eine andre geben könnte. Die göttliche Urreligion hat Jesus geoffenbart. Wenn nun die Europäischen Missionare nicht mit ihr, sondern mit dem, was späterhin über Jesum und sein Wesen und Werk gemuthmaßt und gelehrt wurde, zu fremden Völkern kommen, so bringen sie nicht göttliche, sondern menschliche zweifelhafte Lehren. Daher ist es kein Wunder wenn sie sich vergeblich abmühen und wenige oder schlechte Früchte ihrer Anstrengungen wahrnehmen wenn man durch sehr irdische Mittel, durch Beredun-

gen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken Heiden zur Taufe bewegt hat, wenn die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft, wenn die Bekehrten so leicht der erlernten Gebräuche und Dogmen wieder vergessen und mit dem Frühergewohnten austauschen. Zu welchem Volke Asiens man die Missionare sendet, überall wird die von Jesu geoffenbarte Urreligion jedes vernünftige Wesen durch die unwiderstehliche Macht ihrer Wahrheit ergreifen. Aber der Lehrer lehre so wie Jesus und die Apostel, sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volks anschmiegend. Die eigene Weise der verschiedenen Europäischen Missionare erklärt es noch mehr, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die der catholischen und Griechischen Kirche achteten oft mehr auf äußere kirchliche Form, als auf innere Heiligung, vergaßen oft die Liebe, welche sie lehren wollten, brachten aus Europa den Gewissenszwang, statt die Gewissen frey zu machen. Die Mönche brachten aus Europa die gegenseitige Eifersucht ihrer Orden und machten sich den Nationen, die sie bekehren wollten, durch ihr Gezänk oft zum Aergerniß und Gespött. Die protestantischen Missionare hielten auf die Dogmen ihrer symbolischen Bücher, wichen von Luthers und Zwinglis hellerem Sinne, noch mehr von dem des Erlösers ab. Sie, besonders die Herrnhuter, Methodisten u. a. strebten zwar größerer Einfalt im Glauben und Leben nach, oft aber artete ihre Religiosität zu sehr in eine unhaltbare Spielerey der Einbildungen und Gefühle aus, sie traten oft mit mehr Verliebtheit in Jesum, als edler Liebe des göttlichen, unter die Heiden. Sie haben viel Gutes gewirkt; allein große Wirkungen auf die Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen selbst oft die nöthige wissenschaftliche Vorbildung und Weltkenntniß oder vielmehr die tiefe Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterrichte den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit den Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geistesreichs zu geben fähig waren. So konnten Protestanten und Catholiken mit vielhundertjähriger Mühe nicht die großen Wirkungen in der Heidenwelt hervorbringen, welche sie beabsichtigten und welche sie hervorgebracht haben würden, hätten sie im Geiste Jesu gelehrt, was er, und wie er, nicht aber, wie und was später Menschen von ihm gelehrt haben. Wir können in so fern nicht beytreten, als der Grund, warum das Christenthum nicht weiter und mit wohlthätigerem, heiligerem Erfolge verbreitet wurde, darin liegen soll, daß die Glaubensboten den Geist und die jüdische Form des Christenthums nicht von

einander unterschieden, diese für eben so wesentlich ausgaben, als jenen, ja den Geist über der Form vergaßen, die Lehre von Jesu, seiner Person, seinen Thaten und Schicksalen nur eben so wichtig, auch wohl für wichtiger erklärten, als das, was Jesus selbst gelehrt hatte. Jesus hat in der That sich selbst auch zum Gegenstande seiner Religion gemacht, er will als der Sohn Gottes, als der Erlöser, als der Herr der Menschheit, als das höchste Muster der Gottähnlichkeit von Juden und Heiden anerkannt seyn, er weiß voraus gewiß, daß er es werden wird. Er ordnet die Taufe auf den Vater, den Sohn und den Geist für Menschen aus allen Völkern an. So kundiget er sich selbst an, so wird er in den Evangelien und in den Briefen der Apostel, so wurde er auch mündlich von den ganz ersten christlichen Glaubensboten unter Juden und Heiden verkündigt. Er lehrte zwar die göttliche Urreligion oder wie es andre nennen, die Natur- und Vernunftreligion, aber zugleich eine historische Religion. Dieß gehört zur innersten Eigenthümlichkeit des Christenthums und dadurch tritt es ins Leben und in die Geschichte ein, wird die Religion ganzer und vieler Völker, stiftet Kirchen und eignet sich zu Missionen. So wenig das Vernunft- und Naturrecht der Schulen je einen Staat gegründet hat, eben so wenig die Vernunftreligion eine Kirche, nicht einmahl im Kleinen, noch weniger im Großen. Die positive und historische Seite des Christenthums mag man eine Jüdische Form nennen: sie kann nichtsdestoweniger wahr, göttlich und allen Völkern angemessen seyn und wie sehr sie dieß ist, das hat ihre wunderbare, immer noch fortgehende Ausbreitung in allen Weltgegenden unter dieser Form bewiesen. Wer das Christenthum für göttlich hält, muß es auch als historische Religion dafür halten. Sobald man es versucht, es bloß als Vernunftreligion zu lehren, so verwickelt man sich in unüberwindliche Schwierigkeiten, und steht sich selbst im Wege bey der Ausbreitung desselben. Man reißt es gewaltsam aus dem Zusammenhange, in welchem es von seinem Stifter und seinen ersten Glaubensboten vorgetragen wurde. So ist es auch von allen, selbst den besten Missionaren als eine historische Religion verkündigt worden. Den Völkern, welche man zum Christenthum bekehren will, muß man die Bibel überliefern oder doch ihrem Inhalte nach bekannt machen. Da aber finden sie das Positive und Historische innigst in die christliche Religion selbst verwebt; gibt der Missionar dieß nur für Jüdischen Anstrich aus und lehrt unter dem Namen des Christenthums die Vernunftreligion, so bringt er sich um alles Vertrauen oder wird nicht verstanden. Soll etwa der Lehrer desselben in Tibet, China &c sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volks anschmiegend, dem Christenthum anstatt des Jü-

bischen Anstrichs einen Tibetanischen, Chinesischen zc. geben? Wie soll er dieß angreifen? Wie weit soll er gehen? Man sieht es auch selbst in den Christengemeinen, daß, je mehr das Christenthum in dem Unterrichte und in den Vorträgen von seiner Positivität und historischen Beschaffenheit entkleidet und bald als diese bald als jene Religionsphilosophie vorgetragen wird, die kirchlichen Vereine losen, die Vorträge minder kräftig und wirksam, die gottesdienstlichen Versammlungen leerer und kalter, Lehrer und Zuhörer minder eifrig werden. Als in Asien das Christenthum reifere und weitere Fortschritte machte, wie in späteren Zeiten, da wurde es durchaus in Verbindung mit der Geschichte seines Stifters und selbst mit theologischen Speculationen und dogmatischen Bestimmungen, welche gar nicht durchaus verwerflich, sondern innerhalb gewisser Grenzen nothwendig, dem Christenthum nicht zuwider, und für die Ausbreitung desselben beförderlich sind, verkündigt. Bey Africa wird zuerst das Aufblühen und der Verfall des Christenthums geschildert. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient das, was von der Sierra Leona-Gesellschaft und von den Missionsbemühungen auf dem Cap der guten Hoffnung vorkommt. S. 82 heißt es: "Die edelste Frucht aller Verwandlungen, welche sich heute in den allgemeinen Staatenverhältnissen offenbaren oder vorbereiten, wird vielleicht für das menschliche Geschlecht, neben der Freiheit Americas, die Versittlichung der Africaner durch Europäische Bildung und christlichen Glauben seyn. Was in dieser Hinsicht geleistet werden könne, wird Großbritannien bald glänzend darstellen. Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen versäumten es in mehrhundertjähriger Muße und Gelegenheit." In der Darstellung der Verbreitung des Christenthums in America kommen folgende Artikel vor: Einführung des Christenglaubens daselbst — Las Casas — Untergegangenes Christenthum an Grönlands Ostküsten — Der ehrwürdige Hans Egede — Die Brüdergemeinen in Grönland — Die Befehrungen in Labrador — Das Heidenthum des äußersten Norden Americas — Blick auf die beiden Canadas. — Bewundernswürdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern und in den Gebieten der vereinigten Staaten und der Spanischen Gebiete Nordamericas — Befehrungsgeist im Span. Nordam. Die Californier und ihre religiöse Mythen — Das Span. und Port. Südam. Das Reich der Jesuiten am Uraquay. Geringer Fortgang des Christenthums in neuesten Zeiten — Blick auf Brasilien und die Guianas — Die westind. Eilande — Die Negerclaven — das Reich der Schwarzen auf Haiti — Thätigkeit der evangelischen Missionare auf Britischen und Dänischen Inseln. — In den allgemeinen Betrachtun-

gen über die Verchristlichung Americas, welche den Beschluß machen, lesen wir S. 115 folgende Abnung. "Die Kirchen in diesem Welttheile werden andere Formen annehmen und gewiß, nach der reineren Bildung und bessern Erkenntniß des Zeitalters, einfachere. America hat bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf noch ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, noch immer durch neue Einwanderungen von außen her wachsende Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen. Ist dies einmahl vollendet, wird die Lebenskraft von innen heraus wirken, und nicht mehr empfangen müssen, sondern selbstthätig schaffen. America wird keine kirchlichen Reformatoren erhalten. Denn, was die Europäer bisher dahin brachten, war Europäisches Werk, Frucht der Europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältnisse, Nachlaß Europäischen Jahrhunderte, kaum für die Amerikanischen Climate und Ortsverhältnisse passend. Es besteht noch, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der Amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie ganz zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die Europäische Ergeße; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die *acta conciliorum*, die Augsburgische Confession und der Heidelberger Catechismus." Bey Südindien ist alles Wesentliche in der Kürze angeführt, was wir bis jetzt über die Verbreitung des Christenthums daselbst wissen. Tiefe Verehrung gegen das Christenthum und Sehnsucht nach der allgemeinen Verbreitung desselben auf der Erde drückt sich, so wie in vielen vorhergehender Stellen, also auch noch am Ende dieser Schrift aus. "Keiner von allen, heißt es unter andern, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottesurkunde so heil aufgethan, so klar alle Räthsel des Lebens gelöst und Verhältniß und Verbindung der Geisterwelt zum höchsten aller Wesen enthüllt, keiner unter den Weisen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als der Einzige und Höchste und Unerreichbarste der Menschenöhne, Jesus von Nazaret. In uns allen ist das Göttliche, in ihm war die Fülle der Gottheit. Und seine Offenbarungen suchen, wie Lichtstrahlen, durch die Finsterniß des Geisterreichs und verwandeln die Welt. Er konnte sagen: Die Welt wird vergehen, aber mein Wort vergeht nicht. Verklärt durch ihn, adelt sich das menschliche Geschlecht, indem es Gott näher tritt und sich in Gesinnungen und Werken vergöttlicht und was es ist und thut, nur in Bezug auf Gott und Ewigkeit ist und thut, nicht für Gold, Sinnenfüßel und Ehren, nicht für den schönen Gewinn eines unsterblichen Namens auf den Zungen der Sterblichen."

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 5. August 1820.

Paris.

Mémoire et rapports sur les fumigations sulfureuses appliquées au traitement des affections cutanées et de plusieurs autres maladies par J. C. Galés Docteur en médecine de la faculté de Paris etc. imprimés par ordre du Gouvernement. 1816. chez l'Auteur, rue St. Anne Nr. 59. 137 Seiten in 8. mit 8 colorirten Kupferplatten, welche größtentheils flechtenartige Ausschläge darstellen und die beygefügtten Beobachtungen erläutern.

Das gegenwärtige Buch ist deßhalb für das Publicum der Aerzte wichtig, weil es eine neue Methode, die chronischen Hautkrankheiten durch Schwefelräucherungen zu heilen lehrt, und zwar auf eine leichtere Art und auf einem kürzern Wege; wie bisher, wo bey veralteten Flechten, Krätze, Scropheln, Drüsenverstopfungen, chronischen Rheumatismen durch einen anhaltenden Gebrauch innerlicher Arzneymittel oft der Darmcanal und ganze Körper sehr geschwächt wurde, und sich dennoch die Heilung nicht selten sehr

in die Länge zog. Die in neuern Zeiten allgemeiner gewordene Anwendung von Bädern aller Art ist schon im Allgemeinen unter die wichtigsten Fortschritte der Heilkunst zu zählen, weil sie die Haut in Anspruch nimmt, durch sie weit stärker, schneller und ohne den großen Aufwand und Verlust von Körperkräften auf die Ausleerung vieler Krankheitsstoffe wirkt und nicht selten schon als Ableitungsmittel der Krankheit von den innern Theilen vortreffliche Dienste leistet. Besonders heilsam aber haben sich in den genannten Krankheiten die Schwefelbäder bewiesen. Hat man aber diese sehr verdünnten Schwefelaufösungen schon so wirksam gefunden, um wie viel mehr Wirksamkeit läßt sich von den weit kräftigern Schwefeldampfbädern erwarten? Schon den Römern war der Nutzen der Dampfbäder bekannt. Noch jetzt sieht man zu Bajae am Golf von Neapel die Ruinen der sogenannten Stufen des Nero, in den Felsen gehauene Gänge, die zu einer siedend heißen Quelle führen und mit 60° Reaumur heißen Dämpfen angefüllt sind. In diese Gänge begaben sich die Kranken entkleidet, ihre Haut wurde gereizt, und die Ausdünstung bis zu heftigen Schweißen vermehrt. Fand der Krankheitsstoff durch diese feinen Ausweg, so wurden sie geheilt. Eben solche Bäder befanden sich mehr in der Nähe von Neapel bey dem Lago Agnano, bey der allgemein bekannten Hundsgrotte; diese sind noch jetzt zum Gebrauch für Kranke eingerichtet, und werden häufig benutzt. Hier leitet man Dämpfe einer heißen Quelle in mehrere Zimmer, von denen das letzte, welches der Quelle zunächst steht, das heißeste ist. In den Bädern zu Lucca hat man eine andere Vorrichtung getroffen, um die Dämpfe der heißen Mineralquellen zu Bädern zu benutzen. Ueber dem Reservoir, aus welchem das

Wasser in die Badewannen geleitet wird, befinden sich 2 am Grunde durchlöcherete Kasten, von denen jeder einen Kranken in sich aufnehmen und um den Hals des Kranken geschlossen werden kann, so, daß der Körper des Badenden von den Dämpfen der Mineralquelle umgeben ist, während die Lunge atmosphärische Luft athmet. Von dieser frühern Beschränkung des Dampfes scheint der Gedanke zu dem Apparat unsers Vf. entlehnt zu seyn, als er den Dampf des verbrannten Schwefels nicht zur Berührung der Lunge, sondern bloß zur Berührung der Haut gelangen lassen wollte. Es hatten nämlich die Schwefeldampfbäder bey ihrer ersten mangelhaften Anwendung das Unangenehme, daß wenn die Dämpfe dem Räucherungsapparat entschlüpfen, sie erstickend auf die Respiration wirkten. Daher erhoben sich mehrere warnende Stimmen gegen die Anwendbarkeit desselben, da sie den von der Unvollkommenheit des Apparats herrührenden Nachtheil auf Rechnung des Mittels selbst schoben. Die genaue und gute Construction des Räucherungsapparats oder Kastens, welcher überall luftdicht verschlossen seyn muß, ist allerdings eine Hauptbedingung, wenn das Mittel ohne Nachtheil angewendet werden soll: denn der Schwefel wird hier verbrannt; zur schwefelichten Säure umgewandelt, welche nicht ohne Lebensgefahr eingeathmet werden kann, weil sie durchaus zerstörend und erstickend auf Athem und Lunge wirkt. Allen diesen Nachtheilen hat Hr. Dr. Galés durch allmähliche Verbesserung seines Apparats abgeholfen. Seit 1792 in den verschiedenen Hospitälern zu Paris angestellt und seit 13 Jahren am Hospital des heil. Ludwigs, fand er häufig Gelegenheit, theils die heilsamen Wirkungen der Schwefelräucherungen auf Kräfte, Ausfluß, Flechten, Sicht, chronische Rheumatis-

menlähmungen, Drüsenverhärtungen, Scropheln und Quecksilberkrankheiten zu beobachten, theils die Vorgesetzten der Hospitäler von der Wohlthätigkeit seiner Heilmethode zu überzeugen und den Räucherungsapparat nach und nach so zu vervollkommen, daß von den Schwefeldämpfen, die die Haut berührten, nicht das Geringste entweichen und sich mit der zum Athmen bestimmten atmosphärischen Luft vermischen konnte. Mit einem so vollendeten Räucherungsapparat trat Hr. Galés endlich hervor, nachdem er seine Schwefelräucherungen viele Jahre zuvor im Hospital St. Louis mit einem durchlöcherten Gefäß, in welchem Schwefel verbrannte, und welches dem Kranken unter die Bettdecke geschoben wurde, angefangen hatte. Das Französische Gouvernement überzeugete sich bald von der großen Wirksamkeit der Schwefeldampfräucherungen, gab Befehl, sie in allen großen Civil- und Militär-Krankenhäusern einzuführen, und veranlaßte Hrn. Galés in diesem vorliegenden Buche seinen Apparat zu beschreiben und seine Beobachtungen über die wichtigsten Krankheitsfälle, in welchen sie eine schnelle und dauerhafte Hülfe geleistet hatten, beizufügen. Die Ordnung, welche der Verf. in diesem Buche befolgt, ist folgende: Zuerst stellt er den theoretischen Grundsatz auf, auf welchen sich seine Methode, die Krätze durch Schwefelräucherungen zu heilen, stützt. Er nimmt keine psorische Schärfe, scharfe Lymphe oder Krätze-materie an, sondern findet die einzige Ursache der Krankheit und ihrer Ausbreitung in der Krätze-milbe (*acarus scabiei*), weshalb er sich auf seine Brochure in 4. Essai sur la gale avec figures (Paris, chez Méquignon l'aîné) beruft. Billig hätte hier der erste Gewährsmann, unser verstorbenen Wichmann angeführt werden sollen. — Da er nun die Ursache der Krätze bloß in der

Milbe findet, und der Schwefel in allen Formen als das beste und heilsamste Mittel in der Krätze und andern Hautkrankheiten sich bewiesen hat; so kann wohl der Grund davon kein anderer seyn, als daß er die Krätzmilbe tödtet. Es kommt also bloß darauf an, die Form der Anwendung zu bestimmen, durch welche die Milben am schnellsten getödtet werden. Daß dieß keine andere als die Dampfgestalt seyn könne, zeigt der Verf. durch seine Versuche mit den lebendigen Krätzmilben, die er den Schwefeldämpfen aussetzte, von welchen sie sogleich starben; er beweiset dasselbe auch dadurch, daß jedes Thier, welches Schwefeldämpfe einathmet, sogleich ersticken müsse. S. 6 schildert der Verf. die Grundsätze der Construction des Räucherungskastens. Hierauf läßt er die Erfahrungen S. 7 folgen, welchen die Aufseher der Hospitäler und eine dazu ernannte Commission von geschwornen Ärzten über den Nutzen seiner Methode machten. Diese Herren waren folgende: der berühmte Pinel, der Baron Dubois, Esparon und Tartra, und der Chemiker Bouillon la Grange. Der vortheilhafte Bericht, den diese Herren von den schnellen und glücklichen Heilungen, die sie von den Schwefelräucherungen erfolgen sahen, abstateten, ist auf Seite 24 bis 42 abgedruckt. Seite 18. 19 und 20 hatte der Verf. eine Berechnung der Unkosten, welche die Behandlung der Krätziggen mit der Schwefelsalbe und mit den Schwefelräucherungen dem Krankenhause verursachen, vorgelegt, aus welchen sich ergibt, daß nicht nur der günstige Erfolg der Heilung, sondern auch die ökonomische Ersparniß zum Vortheil der letztern ausfällt. Bey der vergleichenden Untersuchung, welche die geschwornen Ärzte mit den Schwefelräucherungen und andern Schwefelmitteln anstellten, fand es sich, daß die Schwefel-

dämpfe durchaus jede Krätze schneller heilten, als jedes andere Mittel. Gleich nach den ersten Schwefelräucherungen spürte der Kranke Linderung, und das heftige Jucken ließ nach, so, daß die Commission meinte, die Krätzmilben müßten gleich bey den ersten Räucherungen getödtet werden, und die folgenden könnten nur dazu dienen, daß die Pusteln oder papulae dadurch ausgetrocknet und geheilt würden. Viele Kranke wurden schon mit 6 bis 7 Räucherungen vollkommen hergestellt, andere, die an veralteter und sehr hartnäckiger Krätze litten, wurden erst nach 20 Räucherungen vollkommen geheilt. Alle die Unannehmlichkeiten, welche mit dem Einreiben der Schwefelsalbe verbunden sind, als der üble Geruch, das Beschmutzen der Wäsche, die häufigen Bäder, u. dgl. fallen hier weg, und der Kranke hat nichts von dem sogenannten Zurücktreiben der Krätze zu befürchten, weil diese durch die starke Ausdünstung, welche bey den Schwefelräucherungen erfolgt, verhütet wird, da hingegen durch das Einreiben der Schwefelsalbe, wenn nicht häufig dabey gebadet werden kann, die Poren der Haut verstopft, und die unmerkliche Ausdünstung gestört werden muß. Die genannten Aerzte fanden die Schwefelräucherungen eben so heilsam bey den Flechten als bey der Krätze, die hartnäckigsten Flechten, welche jedem andern Mittel widerstanden hatten, mußten den Schwefelräucherungen sogleich weichen. Sie gestanden, die chronischen Hautauschläge, Flechten, syphilitische Pusteln, Kopfgrind, Kleyengrind, Läusesucht und andere veraltete und für unheilbar gehaltene Uebel müßten den Heilkräften der Schwefelräucherungen weichen. Einige würden zwar mehrere Räucherungen erfordern als die Krätze, alle würden jedoch endlich durch die fortgesetzten Räucherungen geheilt werden.

In einigen Krankheiten könne man die Räucherungen verdoppeln, ja sogar 4 an einem Tage nehmen lassen, besonders wenn der Kranke seine Heilung sehr zu beschleunigen wünschte, und wenn sein Temperament und übrigen Gesundheitsumstände zu dieser Maßregel anriethen. Die Dauer einer jeden einzelnen Räucherung könne man nach Beschaffenheit der Umstände eines jeden Kranken auf eine Viertel-, halbe oder ganze Stunde festsetzen, bey den meisten aber würde, um den Kranken durch die Einförmigkeit seiner Stellung in dem Kasten nicht zu sehr zu ermüden, eine halbe Stunde schon hinreichend seyn, um gute Wirkungen hervorzubringen. Die geschwornen Aerzte beschloßen demnach die Wirksamkeit und Unschädlichkeit der Schwefelräucherungsmethode als vollkommen erwiesen und dargethan zu erklären und zu bezeugen, daß sie, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle, doch bey den meisten den Vorzug vor andern Anwendungen des Schwefels verdienen. Es wurde beschloßen, sie ferner durch die Aerzte auszubreiten, bekannter zu machen, und sie zumahl zur gewöhnlichen Heilung der Krätze in allen Hospitälern einzuführen. Es solle Befehl gegeben werden, die Schwefelräucherungen auch auf Schiffen, in den Casernen und in den Lazarethen der Gefangenen, wie in den Feldlazarethen unverzüglich einzurichten. Hier folgen nun die Unterschriften der Mitglieder der Commission, S. 43 bis 60 erzählt der Verfasser 58 Krankheitsfälle größtentheils von Krätzigen, die sämmtlich geheilt wurden, so hartnäckig auch einige derselben im Anfange sich zeigten. Die 17te Beobachtung S. 48 enthält einen Fall, der durch eine Kupferplatte erläutert wird, die aber nichts weniger als eine Krätze darstellt: denn es sind hier keine Pusteln, sondern dicke graue Schorfe dargestellt,

ohne alle Entzündungsröthe. Der Fall ist folgender: "Roquet, ein junger Mensch von 17 Jahren, hatte eine hartnäckige Krätze, er bekam vom 17. bis 21. April 9 Schwefel-Dampfbäder. Nach den beiden ersten bemerkte er nicht die geringste Besserung, aber nach dem fünften spürte er auffallende Erleichterung: denn das heftige Jucken hatte merklich nachgelassen, und am 15ten Tage seiner Behandlung im Krankenhause fühlte er sich schon so vollkommen hergestellt, daß er am 21. April gesund entlassen werden konnte." Auch diese 58 Beobachtungen sind von den erwähnten Mitgliedern der Untersuchungs-Commission Tartra, Pinel, Dubois, Bouillon Lagrange und Esparon unterschrieben. Von S. 62 bis 73 sind die 58 angeführten Beobachtungen in tabellarischer Form zur schnellern Uebersicht zur Beglaubigung aus dem Journal des Krankenhauses nachmahls mitgetheilt und von den erwähnten geschwornen Commissärs unterschrieben. Hierauf folgen 18 Beobachtungen von verschiedenen andern Krankheiten, die sämmtlich mittelst bloßer Schwefelräucherungen geheilt, und deren Fälle unter der Aufsicht der Herren Professoren Hallé und Leroux sen. der medicinischen Facultät gesammelt und beschrieben wurden von Hrn. Doctor La Roche. Diese Krankheiten waren theils trockne, krustenartige, theils nasse und zusammenfließende Flechten, theils herpes squamosa centrifuga furfuracea ciscinata, theils einfach, theils mit Gelbsucht und andern Krankheiten complicirt, theils fressende, theils mit Scorbut verbundene Flechten, Rheumatismen, eine lymphatische Kniegeschwulst mit Jucken über den ganzen Körper, Hemiplegie der rechten Seite, allgemeine Atonie nebst einer angehenden Lähmung des linken Armes. Der Gelbsüchtige aus Versailles, der zugleich voller

Flechten war, und dessen Krankheit und Heilung in der 9ten Beobachtung S. 80 beschrieben wird, ist abgebildet, sowohl von der Vorder- als Hinterseite, eben so der Gegenstand der dritten Beobachtung über eine krustenartige Flechte und der Flechtenkranke mit der chronischen Augenentzündung, dessen Krankheit und Heilung S. 79 in der 6ten Observation erzählt wird. Die Abbildungen sind richtig gezeichnet, und drücken sogar die Französische Nationalphysiognomie aus, keinesweges aber den speciellen Character der Krankheit, welche bloß im Totalhabitus und nach ihrer allgemeinen Verbreitung über den ganzen Körper angedeutet ist. Künstler von Profession werden gewöhnlich eilen, sich bald von diesen unästhetischen Gegenständen zu entfernen, und sich nicht die Mühe nehmen, das Specielle des Ausfalls auszudrücken. Sowohl die Abbildungen als die Beobachtungen sind von den Hrn. Prof. Verour und Hallé als richtig unterzeichnet. S. 37 läßt nun der Hr. Verfasser seine eigenen Beobachtungen über die Heilung der Flechten durch die Schwefeldampfbäder folgen, und bringt auch andere von andern Aerzten bey, die er gesammelt hat. Viele derselben sind durch die Abbildungen der Kranken erläutert, wie z. B. die zweyte Observation über trockne schuppige Flechten, und die dritte über erbliche schuppige Flechten, wo die eine fürchterliche Ansicht von vorn füglich hätte wegbleiben können; die zehnte Observation einer trocknen schuppigen mit Gelbsucht verbundenen Flechte; die eilfte von einer über den ganzen Körper verbreiteten Flechte. Die Erzählung dieser Krankheitsfälle, die sämmtlich die Heilkräfte der Schwefeldampfbäder beweisen und in 25 unständlichen Observationen abgefaßt sind, von denen die letztern im Hospital Zabach von Hrn. Dr. Pavet, von Hrn. Dr. Dusoubrier Chirurg

gus der Garde und von Hrn. Dr. Demangeon gesammelt sind, gehen bis 110. Seite. Hierauf folgen von S. 111 bis 114 wieder 5 Beobachtungen über partielle und universelle Lähmungen, welche durch Schwefelräucherungen glücklich geheilt wurden, und welche von Tartra Berminier und Lucas unterzeichnet sind. Hierauf folgt eine Sammlung von Krankheitsfällen, welche in dem Clinicum der medicinischen Facultät beobachtet und unter der Aufsicht des Decans derselben des Dr. Leroux niedergeschrieben wurden von Hrn. Dr. La Roche. Diese Beobachtungen beweisen den Nutzen der Schwefeldampfbäder in der Sicht, in chronischen Rheumatismen, bey der fressenden Nasenflechte, bey Lähmungen der obern und untern Extremitäten, in Knöchenschmerzen und Quecksilberkrankheiten, und in der Hemiplegie. Den Beschluß machen noch zwey Berichte von der medicinischen Facultät zu Paris an den Minister des Innern und mehrere Briefe und schriftliche Zeugnisse und Dankagungsschreiben, welche sämmtlich die Heilkräfte und großen Nutzen der Schwefeldämpfe lobpreisen, obgleich die Commission der Facultät, welche aus Hrn. Percy, Leroux, Richerand und Dupuytren bestand, sich nicht für die Einführung der Schwefeldampfbäder bey dem Felddienst und in den Hospitälern der Armee erklären wollte, wahrscheinlich jedoch bloß wegen des beschwerlichen Transportes der dazu gehörigen Geräthschaften und wegen der Hindernisse, welche ein so unstetes Leben, ein beständiger Wechsel des Aufenthaltes, Wechsel der Witterung, und leicht mögliche Erkältungen der Anwendung dieses die Ausdünstung so sehr befördernden Mittels entgegenzusetzen möchten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Anwendung der Schwefeldämpfe auch in Deutschland bey mehreren Haut-

Erkrankheiten, besonders aber in der Krätze häufig und, wie zu erwarten steht, mit großen Nutzen versucht und verbessert werden wird, ja in Wien sind bereits, wie aus Hufelands Bibliothek der practischen Heilkunde 1819 April (4tem Stück) zu ersehen ist, und wie es Hr. Dr. de Carras practische Beobachtungen über die Schwefel-Räucherungen beweisen, dieselben Anstalten wie in Paris getroffen. — Wir fügen noch bey:

Appareils à Fumigations. Description des Appareils à Fumigations établis, sur les dessins de Mr. Arcet, à l'hôpital Saint-Louis en 1814, et successivement dans plusieurs Hôpitaux de Paris pour le traitement des Maladies de la peau 1818. 50 Seiten in gr. 4. nebst neun saubern Kupfertafeln, welche die zu den mannichfaltigen Räucherungen bestimmten, bis für zwölf Personen zugleich anzuwendenden Apparate von allen Seiten genau darstellen. Diese mit Autorisation des Conseil général d'administrations des Hôpitaux zu Paris gedruckte Schrift, beginnt mit der Observation préliminaire, daß ungeachtet alle zur Heilung von Hautkrankheiten empfohlenen Methoden im Dictionnaire des Sciences médicales beschrieben wären, man dennoch für nützlich erachtet habe, durch diese Schrift die häufigen Anfragen über die Einrichtung der Räucherungsapparate aufs vollständigste zu befriedigen. Dann folgt der Herren Morgue und Rochefoucauld, Rapport über die Ansprüche der Hrn. Galés und d'Arcet auf die Erfindung und des Eigenthums dieser in den Civil-Spitälern eingeführten Räucherungsanstalten an jenes Conseil général des Hospices, aus welchem hervorgeht: daß ungeachtet schon 1659 Glauber, balnea sicca von Schwefel-Gas zur Heilung der Krätze vorgeschlagen hatte, doch dem Apotheker Galés die

Ehre gebühre, zuerst Räucherungskasten zu gleichem Zwecke angewendet zu haben, welche freylich bald von d'Arcet durch seine weit vollkommeneren hier beschriebenen Anstalten übertroffen wurden. Uebersicht der von 1814 bis 1817 angewendeten Räucherungen und deren Kosten. Die genaueste Description dieser Appareils fumigatoires gegen die Krätze und andere Hautkrankheiten, durch die schönen Abbildungen erläutert, macht den Beschluß dieser nützlichen Schrift.

Philadelphia.

The american register: or summary review of history, politics and literature. 1817. 2 Voll. gr. 8. von 450 und 464 S. Diese durch einen Ungenannten veranstaltete Sammlung enthält Abhandlungen, größtentheils aus Französischen und Englischen Schriften genommen; beurtheilende, oder auch nur den Titel betreffende Anzeigen Americanischer und ausländischer Schriften; ausführliche und kurze Nachrichten interessanter Ereignisse, in Hinsicht auf die oben genannten Gegenstände, wovon einige bis auf die Revolution zurückgehen, durch welche die nordamericanischen Freystaaten entstanden sind. Da an eine vollständigere Anzeige des Inhaltes hier nicht zu denken ist, so schränken wir uns auf Einiges ein, woraus die Denkart und Absichten des Herausgebers sich abnehmen lassen; und auf Einiges, was Deutschland betrifft. Durchweg erscheinen Bonaparte und seine Genossen in dem nachtheiligsten Lichte; die Treulosen, die bey der Rückkehr von der J. Elba den König verlassen, als shameless oracles of fraud and falsehood; Carnot's kette Vertheidigung, alle Treue gegen Regenten vernichtend; Mr. de Pradt, als wohlunterrichteter Schriftsteller, Achtung; aber sein

dabey sich zeigender Character tiefe Verachtung verdienend I. 338. Südamerica sey lange noch nicht reif genug (by no means ripe) zu republicanischen Verfassungen; aber jede Verfassung, welche die dortigen Colonien sich etwa geben möchten, doch wohl besser, als die bisherige. Von den Deutschen Schriftstellern sind mit vieler Achtung aufgeführt N. W. von Schlegel, Joh. von Müller, Herder, Adlung, Vater, Hegewisch, Heeren, Bouterweck, Eichhorn. Ihre Schriften seyen treasures of the most serviceable erudition. Doch findet der Beurtheiler überhaupt in den Schriften der Deutschen Gelehrten mehr den Fleiß und die Gelehrsamkeit schätzbar, als erfindendes, fortwirkendes Genie. — Die sogenannte Naturphilosophie wird I. 334 gewürdigt, wie sie es verdient; presenting altogether the most preposterous of all imaginable compounds of theology, physics, Spinozism and rabinical mysticism etc. Hart aber ist es, daß dieses auf den angesehensten Deutschen Universitäten verachtete und verabscheute Gemengsel hier schlechtthin german philosophy, german school heißt. So wird — fast immer und überall — wie im Staate, in der Welt Gottes — so denn auch in der Litteratur des Zeitalters das Misfällige, eben weil es misfällig ist, aufreißt, am meisten bemerkt. — Der Herausgeber, überhaupt ein warmer und einsichtsvoller Föderalist, wünscht und rath nachdrücklich, in Washington eine nach den besten Europäischen verfaßte Universität zu errichten. Zu Cincinnati, und an mehreren Orten in den westlichen Staaten am Ohio sind schon Schulen nach der Bell-Lancasterischen Lehrart; und seyen dort Fortschritte vor den übrigen östlichen Staaten wahrscheinlich zu erwarten. Die südlichen Staaten werden wegen des Clavenhaltens scharf getadelk. — In Bezir-

hung auf diesen letzten Gegenstand ist auch II. S. 223 — 237 die merkwürdige Unterredung Clarksons mit dem Kaiser von Rußland zu Paris im J. 1816 eingerückt.

R o m.

Hier hat Hr. Wilh. Manzi, Vorsteher der Barberinischen Bibliothek drucken lassen: ΔΙΚΑΙΑΡΧΟΥ ΤΟΥ ΜΕΣΣΗΝΙΟΥ ΑΝΑΓΡΑΦΗ ΚΑΙ ΒΙΟΣ ΕΛΛΑΔΟΣ. ΑΝΩΝΥΜΟΝ περίπλευς Διβύης. ΝΙΚΗΦΟΡΟΥ τῆ βλεμμίδου Γεωγραφία συνόπτικῆ. ΤΟΥ ΑΥΤΟΥ ἰσορία περί τῆς γῆς ἐν συνόψει. Cum Lucae Holstenii lucubrationibus ad priora duo opuscula. Accesserunt ad caeteros Geographiae auctores Holstenii item notulae non antea editae. Haec omnia cura ac studio Gulielmi Manzi etc. proferuntur. 1819. Ex typographio Francisci Bourlié. S. 104. In Quart.

Sammlungen der Bruchstücke verloren gegangener Werke des Alterthums zu veranstalten, ist von jeher für sehr verdienstlich gehalten worden, weil dadurch das Andenken trefflicher Männer der Vorzeit, denen der Zufall so viel geschadet hat, wieder angefrischt und erhalten wird, und weil die Kenntniß der Sachen und Sprache dadurch gewinnen. Der sehr gelehrte Lukas Holsten, nicht Holstein, dessen Leben und Wirken durch die Bemühung des sehr geschickten Französischen Humanisten Hrn. Prof. Boissonade gute Erläuterungen vor kurzem erhalten hat (vergl. Götting. gel. Anz. 49. St. 1818), mußte bey seinen Forschungen der alten Geographie auch auf den Δικάρχου stoßen, und die ἀνάγραφη καὶ βίος Ἑλλάδος Gegenstände seines Fleißes

werden. Er war auf dem Puncte der Herausgabe, als ihn der Tod hinwegraffte im J. 1661. Seine Schriften, folglich auch dieß Manuscript, blieben in der Barberinischen Bibliothek, wo sie der jetzige Bibliothekar Hr. Manzi fand, und davon dieß ohne die mindeste Zuthat auf eigene Kosten abdrucken ließ. Holsten hatte die Oxford Ausgabe von Hudson zum Grunde gelegt, und verbessert mit Zuziehung der Augsburger von Höschel. Das Fragment de monte pelio hat H. Manzi aus der Oxford Ausg. hinzugefügt, worüber sich keine Holstenschẽ Bemerkungen finden: Hanno's so sehr bekannte Umschiffung eines Theils von Africa ist aus Holstens Bearbeitung, dessen Bemerkungen zu andern Geographen den Schluß machen. Die beiden Schriften des Nicephorus hat Hr. Manzi aus einem Barberinischen Manuscript, das er 400 Jahr alt schätzt, abdrucken lassen, mit dem Versprechen, wenn seine Arbeit Beyfall fände, noch mehr aus den Kleinodien dieser Bibliothek in der Folge mitzutheilen. Ohne Zweifel kann er auf den Dank der Freunde des Alterthums für das was er gegeben hat, rechnen. Schon die Besorgung des Abdrucks schätzbarer, bisher ungedruckter Werke des Alterthums ist lobenswürdig, und niemand hat das Recht bey Geschenken mehr zu verlangen, als der Geber gerade schenken will. Daß diese Fragmente Diklaarch's aus einem noch dazu lückenhaften Manuscripte, aus dem Italiänischen, geflossen sind, leidet keinen Zweifel. Dieß zeigt Holsten und hegt die Meinung, daß Stephanus Cas, sie seyen ein Theil des Werks vom Leben in Griechenland eben so irrig sey, als Conrad Ritterhusens Meinung, wir hätten nur einen Auszug. Vielmehr haben sie mit jenem Werke, das nach den Zeugnissen der Alten von den ersten Stiftern der Nation, von der al-

ten Lebensweise, von den Sitten, Einrichtungen, Gesetzen, öffentlichen und Privatgebräuchen gehandelt habe, durchaus nichts gemein. Dieß zeigt er ziemlich genugthuend; doch widerstreben noch verschiedene Zweifel, und es bleibt daher immer noch zu wünschen, daß Dikáarch, dieser so hoch berühmte Schüler des Aristoteles eines Humanisten Aufmerksamkeit, Fleiß und Critik gewinnen möge, da, wie aus dem uncritischen Artikel bey Fabricius (Bibl. graec, Vol. III. p. 486 ff. Harles) erhellet, hier noch sehr viel zu thun ist. Voran hat Holsten den Artikel aus Euidas gestellt, ohne demselben die Aufmerksamkeit zu gönnen, welche derselbe noch verdient. Alsdann folgt die *Ἀναγγραφή πρὸς Θέοφραστον*, ohne Lateinische Uebersetzung, aber mit Anmerkungen unter dem Texte, größtentheils erklärend: die Critik ist unbedeutend, ob sie gleich manches noch zu thun hat. S. 51 *Isaaci Vossii judicium de circumnavigatione Hannonis.* und dann das Werkchen selbst, bis S. 61. Die geographischen Nachrichten des Nicephorus Sohns vom Blemmides folgen S. 63—101. S. 103 ff. Holstens *notulae ad caeteros Geographiae auctores*, wozu des sel. Bredows *epistolae parisienses* S. 9 ff., wo Lucas Holstens *epistola ad Peirescium* abgedruckt ist, zu vergleichen sind. Was er gesammelt hat, wird hier angezeigt: Nach dem zu urtheilen, was Holsten geleistet hat, hätte die Kunde der alten Geographie nur wenig sehr bedeutende Hülfe von ihm erhalten: indes verdient doch diese Mittheilung Dank und es ist zu wünschen, daß ein wohlunterrichteter mit diesem Fache vertrauter Humanist, der auch Geograph ist, die *Holsteniana* zu Rom einer sorgfältigen Untersuchung würdigen wolle.

Kpf.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 7. August 1820.

Paris.

Bey J. P. Aillaud: 'Des principes d'économie politique et de l'impôt, par Mr. David Ricardo; traduit de l'Anglois par F. S. Constancio, D. M. etc.; avec des notes explicatives et critiques, par Mr. Jean Baptiste Say, membre des académies de St. Pétersbourg etc. T. I. S. X und 431, T. II. S. VI und 375. 1819. in Octav.

Indem wir uns auf die Anzeige der Englischen Urschrift (G. g. A. d. J. St. 69. 70) beziehen, so kann hier nur von der Uebersetzung als solcher, und den beygefügtten Anmerkungen die Rede seyn. Bey der erstern stieß dem Rec. gleich zu Anfang ein gar nicht unbedeutender Unterschied zwischen ihr und der Urschrift auf, den er nicht eher zu erklären mußte, als bis er inne ward, daß es die zweyte Ausgabe des Englischen Werks sey, die er als ein Geschenk des Verfassers sehr schnell erhalten und vor sich liegen hatte, nach welcher er die Vergleichung anstellte, während die Uebertragung in das Französ.

fische, wahrscheinlich zufolge der ersten Auflage, die ihm nicht zur Hand war, gefertigt ward. Späterhin waren die Abweichungen unbedeutender. Hiervon abgesehen, wie es billig ist, wird man den Fleiß und die Einsicht, die bey der Uebersetzung angewendet worden sind, nicht verkennen, und es wäre zu wünschen, daß, wenn eine Uebersetzung in das Deutsche statt finden sollte, das Geschäft in gleich geschickte Hände stelle; wenigstens kann der Rec. dieß Urtheil verbürgen, so weit er die Vergleichung angestellt hat, ohne zu läugnen, daß er hier oder da einen andern Ausdruck gewünscht hätte, welches näher anzuführen zu weitläufig seyn würde.

Was die hinzugefügten Anmerkungen betrifft, so werden Unparteyische und Einsichtsvolle wohl ihre Zustimmung theilweise geben und verweigern. Wenn z. B. gleich in der ersten Anmerkung behauptet wird, daß, indem Ad. Smith, der zuerst den Unterschied zwischen dem Gebrauchs- und Tauschwerthe aufgestellt habe, mit dem Letztern sich gleichsam ausschließend beschäftige, und dadurch die Wissenschaft ganz besonders gefördert habe; so möchten Andere wohl geneigt seyn, eben daraus dem gemeinschaftlichen Lehrer einen Vorwurf zu machen, und behaupten, daß er bey diesem Verfahren, wie groß auch sonst seine Verdienste sind, einer gewissen Einseitigkeit sich schuldig gemacht habe. Wenn aber (I. S. 9) in der Anmerkung Hr. Ricardo beschuldigt wird, daß er, bey Ausmittelung dessen, was den Tauschwerth begründe, den Nutzen oder den Gebrauchswerth der Sache, woraus eben die Nachfrage entstehe, ganz übersehe; so ist dieß zwar sehr begründet, obwohl er diesen Nutzen, wie er gleich zu Anfang sagt, voraussetzt: allein wie reimt sich dieß mit der frühern Behauptung, daß Smith deßhalb besonders Lob

verdiene, weil er auf den Tauschwerth allein Rücksicht nehme, wie mit dem andern Sage, daß aller Reichthum nur in diesem Tauschwerthe bestehe? Diese letztere Ansicht wird (Th. II. S. 64 bis 102) gegen Ricardo verfochten, aber gewiß nicht mit Glück. Auf gleiche Weise würde man bey andern Anmerkungen sich erklären, und bald dem Einen, bald dem Andern beytreten müssen, dieß aber durchaus zu verfolgen ist nicht thunlich, wenn wir anders nicht ein Buch voll von Anmerkungen über diese hinwieder schreiben wollten. Der Rec. begnügt sich demnach mit der allgemeinen Erklärung, daß Herr Say zuweilen recht gut und treffend die Einseitigkeit seines Gegners darthut, der einem sonst unbezweifelten Sage oder Ausdrucke oft eine nicht zu rechtfertigende Ausdehnung gibt, und zu wenig auf Anderes, das zugleich statt findet, als auf Nachfrage und Absatz Rücksicht nimmt u. f.; allein es würde Hrn. Ricardo nicht schwer seyn, Aehnliches in andern Fällen seinem Gegner zu erwiedern, auch würde er hier und da behaupten können, man habe ihn nicht recht verstanden. Dem Recens. scheint es, der Wissenschaft würde mehr gedient worden seyn, wenn Hr. Say anstatt solche Anmerkungen beyzufügen, Dieß oder Jenes zu widerlegen, das Ganze aufgenommen und zusammenhängend einer Prüfung unterworfen hätte. Es ist nicht gut bey solchen Untersuchungen, Einzelnes außer dem Zusammenhange herauszuwählen, zu tadeln, oder zu berichtigen, obschon in dieser Beziehung auch Hr. Say über N. klagen kann.

Im Ganzen rühmt der Erstere die frühern Bemühungen des Letztern über das Papiergeld und die Banknoten, gibt aber zu verstehen, daß von diesem seinem letztern Werke wenig Fruchtbringendes zu erwarten sey. Der Rec. hält da:

für, ohne jedoch dem Urtheile des Edinburger Reviews über Ricardo's Werk beyzutreten, daß dennoch der Einsichtsvollere durch das Lesen des letztern mannichfaltig werde angeregt werden, auch dann, wenn er nicht betritt, daß die Wissenschaft dadurch mehr als durch die populäre, übrigens rühmliche Behandlung dieser Kenntnisse in Gay's bekanntem Werke gewinnen könne.

Zugleich darf man nicht verschweigen, daß in den Anmerkungen, bey allen Artigkeiten gegen Hrn. Ricardo, ein recht bitterer Haß und ein lang verhaltener Groll gegen die Britten, und besonders gegen die Brittische Regierung zuweilen gewaltsam hervorbricht. Wenn, wie es jetzt Sitte ist, bey der großen Menge gewöhnlicher Tagblattschreiber dergleichen vorkommt; so kann man dazu schweigen, nicht aber wenn sonst verständige und achtungsvolle Männer mit einstimmen. Nach den Anmerkungen II. S. 16 und 246 besteht die Brittische Regierung aus den gewissenlosesten Verschwendern der öffentlichen Gelder, die, unter dem Vorwande edlerer Beweggründe, einer tollern Kriegslust ergeben sind, eben dadurch aber und durch das Vergeben einträglicher Stellen und Sinecuren ihre Herrschaft befestigen, und die Bevorrechteten gegen das Beste des Volks in den Schutz nehmen. Das Parlament besteht aus Augendienern der Minister, die gegen das Volk verschworen sind, welchem Uebel nicht abzuhelfen ist, bevor nicht eine starke und unabhängige Volksvertretung (*une représentation nationale forte et indépendante*) an dessen Stelle tritt. Dieß lautet ziemlich radical.

Wir wollen nicht Sinecuren vertheidigen, wir würden eifrigst bis zur Abschaffung der letztern mitwirken, wenn wir es vermöchten, und wenn sie nicht als Belohnung wirklich geleisteter Dienste zum gemeinen Besten zu rechtfertigen stehen,

welche Belohnung man in andern Ländern Pensionen zu nennen pflegt; aber man muß doch gar schlecht unterrichtet seyn, wenn man glaubt, daß eine Versammlung, wie das Britische Parlament, worin Männer sitzen, die zusammen ein von der Regierung gänzlich unabhängiges jährliches Einkommen von zehn bis zwölf Millionen Pfund Sterling besitzen, durch Bestechung mit ein paar mahl hundert tausend Pfund, dem Betrag der *Sinecuren*, und durch die bey weitem beträchtlichern Einkünfte der von der Regierung abhängigen Stellen zu slavischen Jähren herabgewürdigt werden könnten. Es wirken zugleich ganz andere Gründe, welche die wahrhaft Unabhängigen oft oder meist mit den Ministern stimmen lassen. Eine so starke und unabhängige Volksvertretung, wie die der *forts de la halle*, oder der Unbehofeten aus den Vorstädten von Paris, will man nicht; und auch Die sind eingeschüchtert worden, welche sonst einer verständigen Parlaments-Reform ergeben waren, obwohl man diese ernstlich wünschen muß. Wie oft wird durch Uebermaß von der einen Seite das Beste verschertzt oder doch aufgeschoben, was man von der andern wollte! Verhältnißmäßig haben alle Regierungen größerer Völker in Europa weit mehrere und einträglichere Stellen zu vergeben, als die Britische, dieß könnte, und dieß sollte Jeder billig wissen, der darüber sich zu reden erlaubt. Was endlich die leichtsinnig unternommenen Kriege betrifft, so ist die Britische Regierung freylich so wenig deßhalb frey zu sprechen, als irgend eine andere, welche ihrer Kraft sich bewußt worden; Republiken wie Monarchien, Volksversammlungen, Könige und deren Minister, haben gleiche Vorwürfe von Zeit zu Zeit auf sich geladen. Die Gesinnung der Mächthaber entscheidet. Allein wer zwang Robert Wal-

pole zum Kriege, und wer verhinderte Will. Pitt an der Kriegserklärung gegen Rußland? Ist endlich von dem letzten Kampfe die Rede, von welchem die noch vorhandene große öffentliche Schuld herkommt, die so schwer auf dem Volke lastet, so kann man ihn in Wahrheit nicht der leichtsinnigen Eroberungslust der Brittischen Regierung bey messen, vielmehr der starken Volksvertretung des National: Convents und dem neuen Französischen Muhammed. Es war bey diesem Kriege von Seiten Englands nicht von Eroberungen die Rede, sondern von Behauptung der eigenen Unabhängigkeit und Freyheit, es galt der Frage: to be or not to be, es mußte die Auflösung jeder Ordnung bekämpft werden. Wenn die Anhänger der Starken des Convents oder des Corsischen Helden, die Lusternheit nach fremdem Gute, welche noch in dessen Schweif, wie man dort sagt, sich regen soll, nicht zu bezweifeln steht, und der Ruhm der auf jener terre de gloire haftet, nicht vergessen ist; so kann man den übrigen Mächten nicht verdenken, wenn sie auf die eigene Erhaltung eifrigst bedacht sind. Andern die Schuld bey messen, den Splitter in des Nächsten Auge erkennen, den Balken im eigenen übersehen, ist freylich nichts Neues: aber es ziemt den Weisen des Volks nicht solcher Fehler sich schuldig zu machen. G. G.

W i e n.

ΛΥΡΙΚΑ τῶ ἀρχαίου μ. γ. λογοθέτου κυρίου
 'ΑΘΑΝΑΣΙΟΥ ΧΡΙΣΤΟΠΟΥΛΟΥ, νεωστὶ μετατυπωθέντα. 1818. 220 Seiten in Octav.

Der außerordentliche Eifer, mit welchem seit ungesähr fünf und zwanzig Jahren die Nachkommen der alten Hellenen sich bestreben, ihren Vorfahren wieder ähnlicher zu werden, und sich besonders der Unwissen-

heit und Barbarey zu entziehen, die man ihnen bis dahin nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, zeigt sich nun auch schon auf eine sehr interessante Art in der seit dieser kurzen Zeit sehr veränderten, und jetzt erst eigentlich aufblühenden, oder vielmehr aufkeimenden Neugriechischen Litteratur. Der Antheil, den wir an dieser geistigen, wenn gleich noch nicht politischen Wiedergeburt des alten Vaterlandes der Europäischen Kunst und Wissenschaft nehmen müssen, macht uns zur Pflicht, auf die neuesten Erscheinungen in dieser veränderten Neugriechischen Litteratur von Zeit zu Zeit besonders aufmerksam zu machen. Die vor uns liegenden Iyr. schen Gedichte, deren erste Ausgabe uns nicht bekannt geworden, gehören zu den geistvollsten und schönsten ihrer Art. Der Dichter, Hr. Athanassios Christophulos, vormahls Staatsbeamter in Diensten des Fürsten von der Moldau, ist auch Verfasser einer im J. 1805 zu Wien herausgekommenen Neugriechischen Grammatik, durch die er beweisen will, daß die gemeine Neugriechische Sprache *äolisch-dorisch* sey, und daß man sie also nicht nach dem attischen Dialecte umbilden müsse. Wir haben also auch in diesen Gedichten die Neugriechische Sprache nicht in der veredelten Gestalt, um die besonders der mit vollem Rechte verehrte Hr. Coray sich so große Verdienste erworben hat, sondern ganz so vor uns, wie der gemeine Mann in Griechenland sie spricht. Um so bewundernswerther ist die Feinheit und Grazie dieser Gedichte. Durch den Ausdruck in der eigentlichen Volkssprache haben die üppigen Spiele der Phantasie und des Witzes noch eine besondre Naivetät erhalten, die nicht wenig zu ihrer Schönheit beyträgt. Wir wünschen deswegen, daß diese Sprache, die Hr. Christophulos *äolisch-dorisch* nennt, ja nicht aus der poetischen Litteratur der Nation ganz verdrängt werden möge; so barbarisch auch vieles in ihr dem durch das alte, und zwar nicht bloß das attische Gr. verwöhnten Ohre vorkommen muß. Aber noch mehr würden wir bedauern, wenn die grammatischen Grundsätze dieses Dichters die Oberhand über diejenigen bekommen sollten, die aus

der Schule des Hrn. Coray hervorgegangen sind. Doch dieß glauben wir auch nicht besorgen zu dürfen. Die kleinen meisterhaften Gedichte des Hrn. Christophos sind erotische und bacchische Scherze in anakreonthischem Geschmacke, also, wenn auch noch so schätzbar in ihrer Art, doch von einer der untergeordneten Gattungen, deren Bearbeitung zur Wiederbelebung und Bildung des Geistes der Nation im Ganzen wenig beitragen kann. Daß die höhere Poesie und die Wissenschaften eine andre Sprache verlangen, die dadurch geschaffen werden kann, daß man die Neugriechische Volkssprache in die Nähe der Altgriechischen, besonders der Attischen, hinaufrückt, so weit es ohne Affectation und ohne Zerstörung der Formen, ohne welche die Neugriechische Sprache aufhört, eine lebende zu seyn, möglich ist, davon ist der Verf. dieser Anzeige so überzeugt, wie die meisten der gebildeteren Neugriechen, die es im Ganzen mit Hrn. Coray halten, der uns in der Beurtheilung mehrerer zur Volkssprache gehörenden Wörter und grammatischen Formen nur ein wenig zu streng zu seyn scheint. Wie sehr es der gemeinen Neugriechischen Volkssprache an der *συνότης* und *μεγαλοπρέπεια* fehlt, die zur höheren Poesie gehört, zeigt schon das diesen lyrischen Gedichten angehängte, auch der Grammatik des Verf. beygefügte dramatische Gedicht *Achill*, das sich zwar nur ein heroisches Drama, nicht eine Tragödie, nennt, aber in keiner Hinsicht, auch was die Sprache betrifft, eine Vergleichung mit den dramatischen Meisterwerken der alten Griechischen Dichter aushält. Anstatt also der Frage: *Τί μωραίνουμεν*; beyzustimmen, die dieser Dichter in seiner Grammatik an die nach Veredelung ihrer Volkssprache strebenden Schriftsteller seiner Nation richtet, möchten wir vielmehr, wenn unsre Stimme so weit reicht, ihnen zurufen: Hütet euch, daß ihr nicht, durch einen anakreonthischen Dichter verführt, in der kaum begonnenen litterarischen Cultur eurer Muttersprache, die mit den ihr wesentlich eignen neuen Formen noch immer eine der schönsten in Europa werden kann, wieder rückwärts, aber auch ja nicht in der Entfernung von der bey euch üblichen Sprache des gemeinen Lebens über eine gewisse natürliche Grenze hinausgehet.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 10. August 1820.

P a r i s .

Bei Bachelier: *Traité complet de Mécanique appliquée aux arts, contenant l'Exposition méthodique des théories et des expériences les plus utiles pour diriger le choix, l'invention, la construction et l'emploi de toutes les espèces de machines. Par J. A. Bognis. Ingénieur et membre de plusieurs Académies. Composition des machines. 126 Quartf. 43 Kupfertafeln. 1818.*

Der Verf. ist willens, ein vollständiges Werk über alle im gemeinen Leben vorkommende Maschinen, zu welchem Kunst- oder Gewerbezwec sie auch bestimmt seyn mögen, herauszugeben, und dazu war also, als Einleitung, ein besonderer Band erforderlich; in welchem zunächst bloß diejenigen Bestandtheile und Bewegungsorgane erklärt würden, welche ohne Rücksicht auf eine besondere Anwendung zu diesem oder jenem Kunstzweck, überhaupt bey der Construction der Maschinen angewandt zu werden pflegen, und diese Elementartheile machen. denn den Inhalt

§ (6)

dieses gegenwärtigen Bandes unter dem Titel Composition des machines, aus. Da es bey der großen Anzahl einzelner Vorrichtungen, welche nachher in mannichfaltigen Combinationen zu diesem oder jenem besondern Zweck angewandt werden, zur bessern Uebersicht erforderlich war, solche nach einer gewissen Ordnung zu classificiren, so hat der Verf. diesen Band in folgende 6 einzelne Bücher abgetheilt. Das erste enthält alle diejenigen Vorrichtungen, welchen der Verf. den Namen der *recepteurs* ertheilt c. a. d. *les organes destinés a recevoir l'action immediate des agens moteurs*, also alle die einzelnen Vorrichtungen, an welchen die Kraft von Menschen oder Thieren, der Stoß oder Druck des Wassers, des Windes, die Wirkung der Dämpfe u. dgl. unmittelbar angebracht ist, die mancherley Gattungen von Rollen, Rädern, Balanciers, Kurbeln &c. je nachdem dadurch diese oder jene verticale, horizontale, oder andere Richtung der Bewegung hervorgebracht werden soll. Das zweyte Buch begreift alle diejenigen Organe, welche von dem Verf. *Communicateurs* genannt werden, c. a. d. *des organes destinés à transmettre les mouvements*, z. B. Räder und Getriebe, Verbindungen von mehreren Hebeln, Anwendung schiefer Ebenen, gekrümmter Flächen, unter einander verbundener Ketten zu diesem Zweck, Feldgestänge, Flaschenzüge, Schrauben u. s. w. Im dritten Buche *les organes modificateurs*, solche Vorrichtungen, wodurch die Geschwindigkeit der Bewegung zu diesem oder jenem Zwecke modificirt wird. Im vierten *les supports* c. a. d. *les organes qui servent de centre de suspension ou de rotation et d'appui aux autres organes* z. B. *supports a coin*; *supports à coulisse*, *supports tournans*, *supports à chariot*,

die verschiedenen Arten von Echappements und dergl. Im fünften Buche les organes regulateurs, c. a. d. qui corrigent les irrégularités des mouvements, qui previennent et diminuent les effets nuisibles des résistances passives, qui reglent la grandeur, la durée, la vitesse du mouvement, et qui en dirigent les interruptions, les renouvellemens périodiques et les changemens de toute espèce. Im sechsten Buche les organes opérateurs, qui opèrent et produisent l'effet final. Z. B. die verschiedenen Arten von Pumpen, Blasebälgen, Maschinen etwas zu zerdrücken, zu zerreiben, zu schleifen, zu poliren, zu durchbohren u. s. w. ohne Rücksicht auf einen besondern Kunstzweck. Von allen diesen einzeln Bewegungsorganen wird so viel gesagt, als nöthig ist, ihre Wirkungsweise im allgemeinen zu verstehen. Bey manchen sind auch die Principien mitgetheilt, nach denen die Quantität der Wirkung beurtheilt werden kann, wiewohl dem Vf. um eine detaillirte Theorie hiervon eben nicht zu thun war; doch werden überall die theoretischen Werke angeführt, aus denen der Leser den weitern Unterricht hierüber schöpfen kann. Zu einer Uebersicht alles einzelnen Details, wovon bey zusammengesetzten Maschinen Gebrauch gemacht wird, ist dieser erste Band sehr nützlich, denn nicht leicht wird man irgend eine brauchbare Vorrichtung vermissen, von der nicht wenigstens eine kurze Beschreibung und in den meisten Fällen eine hinlänglich deutliche Abbildung gegeben wäre, daher die große Menge von Kupfertafeln, auf deren jeder man im Durchschnitt wohl an 11 bis 12 einzelne Figuren antrifft, deren jede ein besonderes Bewegungsorgan darstellt. Nach der weitern Abtheilung der angeführten Hauptklasse von Bewegungsorganen, in Ordnungen,

Gattungen, Arten, Varietäten, wie man solche in dem Buche dargestellt findet, wird die Uebersicht einer so großen Mannichfaltigkeit noch um so mehr erleichtert, so daß wir dieses Buch mit Recht einem jeden empfehlen dürfen, welcher sich mit der Maschinenlehre beschäftigen will. Von den Anwendungen auf die mannichfaltigen Künste und Gewerbe u. wird der Verf. in den folgenden Bänden handeln.

Paris.

Ben Richaud: Mémoires sur quelques Changements faits à la Boussole et au Rapporteur, suivi de la description d'un nouvel instrument nommé Grammomètre, servant à disposer sur les Plans et Chartes les hauteurs et l'inclinaison des Ecritures et à diviser sans Compas les lignes droites par M. Maissiat, Chef d'Escadron au Corps Royal des Ingénieurs Géographes militaires. — — 178 Octav. 8 Kupfertafeln. 1817.

Die hier beschriebene Bouffole, deren sich die Französischen Ingenieure vortheilhaft zu militärischen u. a. Detailvermessungen bedient hätten, enthält in der Hauptsache nichts, was Deutschen Künstlern und Geometern unbekannt, und von diesen nicht auch schon längst an Werkzeugen dieser Art angebracht worden wäre, z. B. feinere Bewegungen außer den gröbern, Vorrichtungen, den eingetheilten Ring um sein Centrum zu drehen, damit wenn nach Maßgabe der Abweichung der Magnetnadel die Nadel auf 0° einspielt, die Alhidade die Lage der Mittagslinie selbst angebe, Anwendung einer Libelle auf der Alhidadenregel, Vorrichtungen zur Seite der Bouffole, um in bergichten Gegenden auch Elevationswinkel messen zu können u. dgl., und es scheint fast, als

wenn die Französischen Ingenieure erst in Deutschland selbst, solche Verbesserungen und Zusätze an Werkzeugen dieser Art näher kennen gelernt hätten, und der Gebrauch der Boussole zu Feldmesserarbeiten bisher in Frankreich weniger als in Deutschland üblich gewesen sey. Das in gegenwärtiger Schrift beschriebene Werkzeug ist zum Gebrauche so zweckmäßig eingerichtet, und so deutlich nach seinen einzelnen Theilen dargestellt und abgebildet, daß wir nichts wesentliches daran vermissen, auch ist in der Kürze die Vermessungsmethode mit diesem Werkzeuge, so wie die Art des Auftragens beschrieben, wobey denn diejenige, die beobachteten Abweichungswinkel der visirten Linien von der Richtung der Magnetnadel, oder auch (nach der oben angeführten Einrichtung der Boussole) von der Mittagslinie selbst, mittelst eines zweckmäßig eingerichteten Transporteurs abzutragen, als die brauchbarste und genaueste empfohlen wird, wogegen wir auch nichts erinnern wollen, wenn man nun einmahl glaubt, zur Entwerfung eines gewissen Details die Boussole anwenden zu müssen, oder sie für besonders bequem dazu hält, und man zu Hause nicht mit einem hinlänglich festen Tische versehen ist, um das unstreitig bequemere Abtragen mit der Boussole selbst, genau genug bewerkstelligen zu können. Das von dem Verf. angegebene Grammo-mètre dient, um nach einem bey einer Charte zum Grunde gelegten verjüngten Maßstabe die Höhe der Buchstaben, womit diese oder jene Namen auf einer Karte nach dem Tableau des écritures adopté au dépôt général de la guerre pour les chartes géographiques et topographiques geschrieben werden sollen, gehörig zu proportioniren, Theilungen und ähnliche Operationen, welche sonst wohl mit dem gewöhnlichen Proportionalzirkel bewerkstelliget werden, auszuführen, wozu uns jedoch der Proportionalzirkel

wenigstens eben so bequem zu seyn scheint. Der Verf. erinnert selbst, daß sein Instrument mit besonderer Sorgfalt gearbeitet seyn müsse, wenn es seinem Zwecke entsprechen soll. Wir können uns von den besondern Vorzügen desselben nicht sehr überzeugen.

Kopenhagen.

Im Verlage des Verfassers: Bidrag til den Danske historie, og til Kundskab om Danmarks aeldre politiske forhold, af udenlandske manuscriptsamlinger, ved Dr. P. O. Brønsted, Professor ved Kiøbenhavns Universitet etc. Iste Hefte. 1817. XVI und 101 Seiten. Ildet Hefte 1818. 251 Seiten. Octav.

Hr. Prof. Brønsted zu Kopenhagen hat, laut der Vorrede, während seines Aufenthalts zu Paris, wohin ihn andre litterarische Zwecke geführt hatten, seine Erholungsstunden benützt, auf der Königl. Bibliothek daselbst mehrere altfranzösische Handschriften aufzusuchen, die für ihn ein vaterländisches Interesse hatten. Er beklagt bey dieser Gelegenheit sehr die Unvollkommenheit des Catalogs jener Bibliothek. Wir lernen nun durch ihn ein altfranzösisches Gedicht, oder vielmehr eine gereimte Chronik, kennen, deren Inhalt die räuberischen Einfälle der Normänner in Frankreich und die darauf erfolgte Besitznahme und folgende Geschichte der nach diesen Normännern genannten Normandie sind. Schon der Stoff ist der Aufmerksamkeit werth. Nicht nur von der historischen Seite sind diese kräftigen Abenteuer interessant, die sich erst einen so ansehnlichen Theil von Frankreich nebst der Lehnshoheit über Burgund ertrösten, dann von ihrer neuen Heimath aus die Angelsächsische Monarchie stürzten, in Neapel und Sicilien ein neues Reich gründeten, und durch andre kühne Unternehmungen sich

auszeichneten; auch den Einfluß, den diese Französischen Normänner auf die erste Bildung der Französischen Sprache und Litteratur erhielten, macht die von einigen unter ihnen verfaßten altfranzösischen Gedichte und Chroniken merkwürdig. Der Verf. des metrischen Romans von Rollo (Roman de Rou), von dem wir in den vor uns liegenden Heften die ersten gedruckten Proben erhalten, Robert Wace, Canonicus zu Caen in der Normandie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, war schon dem Namen nach und auch als Verf. eines aus dem Nönchslatein übersehten Brutus von England bekannt, über den vor einiger Zeit in der Bibliotheca britannica mehreres gesagt ist. Den Roman von Rollo schrieb Wace auf Verlangen seines Öhners und Herzogs Heinrich II., der ein großer Freund von alten vaterländischen Geschichten war. Das ganze Werk besteht aus drey Theilen. Der erste enthält die Geschichte Rollo's (Rou) oder Robert's I., wie er hieß, nachdem er sich hatte taufen lassen, dessen Sohns Wilhelm Langschwert (Dänisch. Langsvärd, Französisch Longue-épée), nebst dem Anfange der Geschichte Richard's I., in Alexandrinern (also schon damahls in Alexandrinern, dem Lieblingsverse der Franzosen!) gereimt; der zweyte Theil die Fortsetzung dieser Normännischen Regensengeschichten bis unter Heinrich I., aber nicht mehr in Alexandrinern, die dem Verf. zu mühsam geworden zu seyn scheinen, sondern in den bekannten kurzen Versen von acht Sylben, die den alten romantischen Dichtern leichter aus der Feder flossen. Der dritte Theil liefert eine Einleitung in das Ganze als einen Nachtrag, nämlich die Geschichte der Herkunft der Französischen Normänner und der räuberischen Heldenthaten der Abenteuerer Hasting (Hastainz) und Björn (Bier) vor Rollo's Landung, auch in kurzen Versen. Zu diesem Nachtrage findet sich unter den alten Handschriften ein Seitenstück von einem gleichzeitigen Reimer Benoit de St. More, der seinem Herzoge zu Gefallen

früher die Arbeit zu Stande brachte, als Vace mit dem Beschlusse, der der Anfang hatte seyn sollen, zu lange zögerte. Vieles ist nun freylich aus dem auf diese Art an das Licht gezogene Roman von Kollo nicht zu lernen; was auch der Herausgeber selbst bemerkt. Von der ästhetischen Seite angesehen, ist das Werk, ein paar Stellen abgerechnet, ohne allen Werth. Dem gelehrten Geschichtsforscher möchte es wohl kein neues Factum von sonderlicher Bedeutung bekannt machen, und zwar um so weniger, da die Verf. der gereinigten Chroniken überhaupt sehr unzuverlässige Gewährsmänner sind. Der Titel "Bevtrag zur Dänischen Geschichte," den Hr. Prof. Brönstäd den beiden Heften gegeben hat durch die wir den Robert Vace näher kennen lernen, konnte wohl passender mit dem Titel: "Bevtrag zur Kenntniß der altfranzösischen Sprache und Poesie" verkauft werden. Unterdessen bleibt dem Werke allerdings auch ein gewisser historischer Werth in so fern, als die Nachrichten, die es enthält, mit den schon bekannten zu vergleichen sind, besonders aber als historisches Sittengemälde im Geiste seiner Zeit. Einige Züge sind drollig genug. Z. B., als der zu einem Robert umgetaufte und mit dem neuen Herzogthume belehnte Kollo nach damaliger Sitte dem Könige, seinem Oberlehnsherrn, den Fuß küssen soll, will diese Art von Huldigung den freyen Normanne nicht einleuchten. Aber er weiß sich zu helfen. Er faßt mit seiner starken Hand den Fuß des Königs, und führt ihn sich so zum Munde, daß der König rücklings zu Boden fällt. Der mannhafte Scherz wird ihm aber keinesweges übel genommen. *Assez s'en rissent tuit (s'en riront tous), et li Roiz se drescha (et la roi se releva)*. Damit war die Sache abgethan. — Der Herausgeber hat den alten Französischen Text, von dem er eine genaue Abschrift genommen, für unser Zeitalter verständlicher gemacht durch die in den Anmerkungen beigefügten neuern Französischen Wörter, wo der Sinn der alten sich nicht leicht errathen läßt. Wenn auf diese Art, oder mit einem Glossar nach Roquefort versehen, einmahl das Ganze abgedruckt werden sollte, wird es keiner Uebersetzung bedürfen, am wenigsten einer metrischen. Aber um in Dänemark Interesse für das Werk zu erregen, hat der Herausgeber allerdings wohl gethan, den von ihm als Probe bekannt gemachten Stücken eine Dänische Uebersetzung in Versen beizufügen, über deren Werth dem Verf. dieser Anzeige kein Urtheil zukommt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 12. August 1820.

Paris.

Suite des quatre Concordats, par M. de Pradt, ancien Archevêque de Malines 1820. S. 162. Mit sieben Beylagen S. 69 in 8.

Da sich Hr. de Pradt wie er S. 3 selbst zu verstehen gibt, zum Geschichtschreiber seiner Zeit einmahl berufen glaubt, und deswegen auch für alle Angelegenheiten seiner Zeit doppelt interessiert fühlt, zugleich aber eben so stark gedrungen fühlt, seine Ansichten und Urtheile über diese Angelegenheiten seinen Zeitgenossen noch vor der Nachwelt mitzutheilen, so muß es ihm unvermeidlich oft begegnen, daß er zu der schon von ihm beschriebenen Geschichte des Tages Nachträge zu machen hat, weil aus den Ereignissen, die er im Augenblick ihres Eintritts haschte, wieder eine neue Geschichte herauswuchs. Doch bey dem eigenen seiner historischen Manier bringt dieß weiter keinen Nachtheil; vielmehr bleibt ihm auch schon hier die Mitwelt mehrfach dafür verpflichtet, daß er durch sein augenblickliches Aufhaschen der Ereignisse des Tages so manches zu ihrer

Kenntniß gebracht hat, was ihr die dabey spie-
 lenden Hauptpersonen gerne vorenthalten hätten.
 Dieß ist zwar nicht mit allen den Notizen der
 Fall, die er ihr in dieser Schrift mitgetheilt hat,
 denn die bedeutendsten darunter, nämlich die
 Notizen von den weitem Verhandlungen über
 das verunglückte Concordat vom J. 1817 konn-
 ten in Frankreich selbst die Natur eines politi-
 schen Geheimnisses nicht lange behalten, hinge-
 gen das auswärtige Publicum würde doch schwer-
 lich ohne Hrn. de Pr. so bald darin eingeweiht
 worden seyn. Wirklich ist es aber sehr anzie-
 hend zu erfahren, wie sich einerseits die Franzö-
 sische Regierung, und andererseits die Römische
 Curie aus der Verlegenheit heraus halfen, in
 welche sie der so laut geäußerte Unwille der Na-
 tion über jenes Concordat versetzt hatte, bey dem
 man es den Kammern nicht einmahl zur Bestä-
 tigung vorzulegen wagte. Die Hauptverlegenheit
 für beide entsprang dabey daraus, weil man
 durch das Concordat vom J. 1817 die in dem
 Concordat vom J. 1801 bestätigte Eintheilung
 der Französischen Kirchen so vielfach wieder ver-
 ändert, so manche neue Bisthümer errichtet,
 und selbst schon ihre Inhaber von Seiten der
 Regierung und der Curie designirt hatte. Da
 sich nun das Concordat nicht in Kraft setzen,
 und also auch die neue Eintheilung nicht vollzie-
 hen ließ, so kam man nicht nur wegen der neuen,
 sondern auch wegen der für die alten Bisthümer
 zu ernennenden Titularen in große Noth, denn
 der Pabst konnte ihnen die canonische Institution
 nur nach Maßgabe desjenigen ertheilen, was in
 dem neuen Concordat wegen ihrer Diöcesen re-
 gulirt worden war, da er von der Nichtvollzie-
 hung des Concordats keine Notiz nehmen konnte.
 Daraus würde aber die äußerste Verwirrung ent-
 sprungen seyn; also schickte man im J. 1818 Hrn.

von Portalis nach Rom, der sich mit der Curie über irgend ein Hülfsmittel für das gegenwärtige Uebel vereinigen sollte, und sich endlich auch über eine neue Convention mit ihr vereinigte, wovon der Pabst den Cardinälen in einer Consistorialversammlung den 23. Aug. 1819 (s. Beyl. S. 31 — 39) den Französischen Bischöfen aber in einem eigenen Schreiben vom 14. Aug. (Beyl. S. 14 — 27) Nachricht gab. In dieser Convention regulirte man bloß einen provisorischen Zustand für die Französische Kirche, der so lange dauern sollte, bis das Concordat vom J. 1817 in Kraft gesetzt werden könnte. Der König sagte nämlich dem Pabst, und der Pabst gab sich das Ansehen, als ob er es glaubte, daß das einzige Hinderniß, das bis jetzt die Vollziehung dieses Concordats aufgehalten habe, aus der Dotation der neu zu errichtenden Bisthümer entsprungen sey, wofür man nicht sogleich habe Rath schaffen können. Es könne daher nicht fehlen, daß es bald dazu kommen werde, mithin könne auch der Pabst leicht darenin willigen, daß alles in Frankreich noch einige Zeit in dem bisherigen Zustand bleiben möchte, denn die Regierung könnte freylich auf keinen andern provisorischen Zustand, als auf den bisher bestandenen antragen, so wie er durch das Concordat vom Jahr 1801 festgesetzt worden war. Der Pabst ertheilte also jetzt, was das dringendste Bedürfniß für die Französische Kirche war, allen neu ernannten Bischöfen die canonische Institution, jedoch um die Formen zu retten, denjenigen, mit deren Diöcesen durch die Convention vom J. 1817 eine Veränderung vorgenommen worden war, nur in der Weise, daß sie denjenigen Theil davon, der ihnen auch nach der Convention geblieben wäre, als Ordinarien — jenen Theil aber, der durch das Concordat vom J. 1817 davon getrennt worden war, pro-

visorisch als apostolische Vicarien administrieren sollten, jenen Bischöfen hingegen, welche für die erst zu bildenden neuen Diöcesen ernannt waren, wurde nur angekündigt, daß sie sich bis auf weiteres aller amtlichen Functionen zu enthalten hätten. Wenn nun Hr. de Pr. S. 18—34 ausführt, wie viel besser bey diesem Provisorio für die Ehre und für die Präntensionen des Pontificats als für die Ehre der Französischen Regierung, und für das Beste der Französischen Kirche gesorgt worden sey, so mag er darin sehr Recht haben; wer sieht aber nicht, daß der Hauptgewinn, der dem Pabst aus der neuen Uebereinkunft zuwächst, im Grunde doch nur darin besteht, daß er jetzt die Kränkung mit Ehren ignoriren kann, welche ihm die Französische Nation durch die Verwerfung des Concordats vom J. 1817 zugesügt hat. — Unter den Actenstücken, welche Hr. de Pr. bey dieser Gelegenheit dem Publicum als Zugaben mitgetheilt hat, dürfte man ihm am meisten für einen ältern Brief des Pabsts vom 24. März 1813 verpflichtet seyn, worin dieser seine Unterschrift des den 25. Jan. mit Napoleon zu Fontainebleau geschlossenen Concordats zurücknahm, denn es wäre desto mehr Schade, wenn dieser Brief für die Geschichte verloren gegangen wäre, je gerner man es wahrscheinlich zu Rom dazu hätte kommen lassen. Hier findet man ihn S. 69—77. Eine zweyte Zugabe machen S. 94—105 die Artikel aus, welche im J. 1818 auf einer Zusammenkunft zu Frankfurt von den Gesandten mehrerer protestantischen Bundesglieder als die Grundlage eines mit dem Pabst gemeinschaftlich zu schließenden Concordats entworfen, und im folgenden Jahr durch eine eigene Gesandtschaft von ihrer Seite an ihn gebracht wurden. Diese Artikel und die Geschichte der Verhandlungen darüber wird jedoch das Pu-

blicum gewiß noch in einer authentischeren Form erhalten, so wie es auch die Verhandlungen der Parteyen in dem großen Rathe zu Freyburg über die Wiederaufnahme der Jesuiten, welche unter die Beylagen S. 59. 69 aufgenommen sind, bereits erhalten hat. Hingegen ein officieller, hier S. 40 — 55 aus dem Moniteur aufgenommener Bericht des Grafen Decasez an den König vom 24. Aug. 1819 verdiente allerdings gar sehr, daß ihm eine größere Publicität gegeben würde, weil man darin — was gewiß von dem Minister des Innern am besten geschehen konnte — alles zusammengestellt findet, was vom J. 1815. von der Französischen Regierung für die Kirche gethan wurde. Nach diesem hat die letzte wenigstens von einer Seite her nicht über Vernachlässigung zu klagen, denn was sie jetzt jährlich aus der Staatscasse zieht, beträgt 34 Millionen, und da sie aus den Departemental- und Commun-Cassen noch völlig eben so viel an Zuschüssen erhält, so macht ihre jährliche Einnahme nicht weniger als 68 Millionen aus.

Stuttgart und Tübingen.

Von J. G. Cotta: Zoega's Leben. Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke durch Friedrich Gottlieb Welter. Erster Theil mit Zoega's Bildnisse von Thorwaldson gezeichnet und von Ant. Krüger gestochen. S. XXIV und 470. Zweyter Theil S. 457. In Oc-tav. 1819.

Anstatt des kleinen Abrisses vom Leben des zu Rom am 10. Febr. 1809 verstorbenen Zoega, welches der Herausg. für die Bassirilievi bestimmt hatte, erhalten wir dieß Werk, das zwar nicht in der schulgerechten Form einer Biographie erscheint, gleichwohl den Freunden und Bekannten

des Trefflichen erwünschter seyn möchte. Man findet hier die Materialien dazu geliefert, die den Leser sehr anziehend zum Nachdenken reizen, in mehr als 500 chronologisch geordneten Briefen Zoega's an seinen Vater, an Esmarch und andre Freunde. Zwischendurch zu Anfange und zu Ende hat der Herausg. seine Erzählung als Nachhülfe und Verbindung eingeschoben. Wir sehen in diesen vertraulichen Briefen, die vom Aufenthalte in Göttingen bis nicht lange vor seinem Tode in Rom fortlaufen, den biedern, aufrichtigen und geistvollen Zoega sich so darstellen, wie er wurde und war, das Fortschreiten zum Guten, nicht ohne die Hindernisse, Bekämpfung und Ueberwindung, die ihn in aller Absicht beschäftigen. Für diese Sammlung haben wir dem Herausg., der fast zwey Jahre mit Zoega vertraulich in Rom lebte, der Frau Conferenzzrätthin, Friederike Brun, geb. Münter, dem Hrn. Etatsrath Ritter Nissen u. a. unsern Dank abzustatten. Zoega verdiente die Bemühung dieser seiner Freunde um seinen brieflichen Nachlaß, und wird, wenn er oben weiß was hier unten vorgeht, nicht unwillig darüber seyn, daß diese Briefe ins Licht der Oeffentlichkeit treten. Was der Herausg. hierüber in der Vorrede sagt, wird jeder unterschreiben, wie Johann von Müllers bekanntes auch hier angeführtes Urtheil, als er das jätliche vor mehr als 300 Jahren geschriebene Liebesbriefchen einer Braut gedruckt gelesen, die ausdrücklich es keinem zu zeigen gesteht hatte. Georg Zoëga (denn so, mit dem Tréma sollte eigentlich sein Name geschrieben werden) ward am 20. Dec. 1755 zu Dahler, einem Pfarrdorfe der Grafschaft Schackenburg des Stifts Ripen in Jütland geboren: sein Vater Wilhad Christian ward einige Jahre darnach Probst zu Mögeltonhern in derselben Grafschaft, berühmt durch die

1699 und 1734 dabey gefundenen zwey goldnen, nachher im J. 1782 gestohlenen und eingeschmolzenen Hörner (vergl. Gött. gel. Anz. 1807. S. 521 ff.). Bey seiner Schwächlichkeit war er früh sehr lernbegierig, und zeichnete sich zu Hause und auf der Schule zu Altona sehr aus, wie unter andern sein damahliger Mitschüler, der jetzige Director der Schule zu Altona H. Struve, bezeugt hat. Vom J. 1773 bis 1776 studirte er in Göttingen, wo ihn alte und neuere Litteratur, Geschichte, welche er sehr liebte, Philosophie und Mathematik beschäftigten, und Heyne, Feder und Meiners seine werthesten Lehrer waren, deren er auch mit Liebe gedenkt, ob er gleich sonst über Universitäten und Professoren mit vornehmerer Miene hinsieht und urtheilt. Eine Reise nach Rom auf eigene Kosten unternommen, erweitert seinen Gesichtskreis. Diese Briefe sind sehr anziehend. Hier erfährt man, daß die Zoegas aus der Gegend von Verona herkommen, indem ein unglücklicher Duell den Grafen Matthias Zoega gegen das Ende des 16. Jahrh. zur Flucht gezwungen, die ihn ins nördliche Deutschland gebracht etc. Er kehrt zurück, sucht vergebens eine Anstellung in Kopenhagen, bis es ihm gelingt, im J. 1779 einem jungen Hrn. von Heinen als Begleiter nach Italien empfohlen zu werden. Bey dieser Gelegenheit hält er sich eine Zeit lang in Göttingen auf, wo ihn Heyne für die Archäologie gewinnt. Nach Beendigung dieser Reise macht er auf Königl. Dänische Kosten eine zweyjährige Reise über Wien nach Italien, um sich der Münzkunde zu widmen. So geht er im J. 1782 über Wien, wo er Eckhels Umgang und Lehre benützt. Mit einer Beharrlichkeit und Eifer studirte er, die zum Verwundern geht: er studirte und excerpirt die Alten nach Scaligers und Hemsterhuis Vorschläge und Muster, indem er ganz chronologisch in der Lectüre verfuhr. Seine nachgelassene Excerpensammlung ist durchaus zweckmäßig eingerichtet.

Der Herausg. stellt ihn in dieser Hinsicht des Exercipirens dem Johann von Müller an die Seite, und vergißt nicht an Wyttenbachs Bericht und Urtheil über das Exercipiren in Ruhnkens Biographie zu erinnern. Nur wenige glückliche entzogen sich dem mühsamen Geschäfte und wurden doch groß, wie Ernesti und Heyne! Mitten in diesen Arbeiten hemmten seine Fortschritte auf eine Zeit das glühende Augenpaar der madonnenhaften Maria Pietruccioli, eines unbemitteltesten Mahlers Tochter: um sie heirathen zu können, ward er im Jul. 1783 heimlich catholisch, also aus ganz andern Gründen als Lucas Holsten und Joh. Winckelmann. Des Dänischen Ministers Guldbergs Ungnade bringt ihn nach Rom aus Paris zurück, und er läßt sich in Rom nieder, wo er nach manchem Schwanken, wozu ein Ruf als Professor in Kiel viel beyträgt, doch endlich von Königl. Dänischer Seite unterstützt, bleibt. Hier ward er geachtet und vom Papste unterstützt: Borgia ward und blieb sein Freund &c. Auf beider Antrieb verfaßte er mehrere Schriften, besonders über die Obelisten, Bassirilievi u. s. w. worüber des Herausg. geistreiche Bemerkungen und Urtheile nachgelesen und beherzigt zu werden verdienen. Jeder Leser wird nach der Lesung dieses Werks unstreitig das Urtheil fallen, daß Zoega zu den trefflichsten Köpfen gehöre, die sich in neuern Zeiten mit den Alterthumswissenschaften beschäftigt, und zur Verbreitung der bessern Einsichten in dieselben beigetragen haben. Er verband Gedächtniß, Phantasie, Gefühl, Urtheil und Gesetzmäßigkeit mit einem unermüdeten Fleiße und mit der musterhaftesten Redlichkeit: man hat ihn mit dem Socrates verglichen, und Männer, die ihn lange kannten, haben immer mit Hochachtung, andern mit Bewunderung von ihm gesprochen. In unsern Blättern, die zu Auszügen sich nicht eignen, können wir keine Proben seiner Denkart und Gesinnung aus seinen Briefen geben, unter welchen die Auswahl auch nicht leicht seyn würde. Zur Empfehlung sind die über seine Religionsveränderung, die seinem Vater sehr mißfällig war, über seine Studien &c. Nicht lange vor seinem Tode verlor er seine liebe Gattin durch den Tod: von elf Kindern hinterließ er die älteste und jüngste Tochter und einen Sohn, der Mathematik studiert. Die Königl. Dänische Fürsorge und einige Freunde haben die Kinder vor Mangel gesichert. Er schied von der Erde mit dem Bewußtseyn einer nicht unnütz verlebten Zeit, und mit dem Wunsche der Bescheidenheit und Demuth, mehr geleistet zu haben. Ave pia anima!

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 12. August 1820.

H a l l e.

In der Kengerschen Buchhandlung: Bemerkungen über einige wichtige Gegenstände aus der Feldwundarzeney (Feldwundarzeneykunde), und über die Einrichtung und Verwaltung der Lazarethhe von John Hennen Dopuß, Inspector der Hospitäler, aus dem Englischen übersezt von Wilhelm Sprengel. 1820. S. 491. 8.

Die großen Fortschritte, welche die Wundarzeneykunst in den lezten Jahrzehenden gemacht hat, verdankt sie wohl größtentheils den anhaltenden Kriegen in den verschiedensten Zonen der Erde und unter so verschiedenen Völkern und den mannichfaltigen Gelegenheiten, die dem Wundarzte dargeboten werden, Verletzungen jeder Art zu sehen, und die Wirkksamkeit der Natur, die hier gewiß oft mehr leisten muß, als die Kunst zu thun vermag, zu beobachten. Schon der siebenjährige Krieg gab diesem Zweige der Heilkunde einen andern Schwung, und die Fortschritte in derselben, welche wir einem Schmußker, Lhedon, Bilguer und andern Feldwundärz-

R (6)

ten zu verdanken haben, stammen von demselben ab. — Daß ein Krieg, wie ihn die Französische Revolution veranlaßte, in dieser Rücksicht nicht unfruchtbar seyn würde, ließ sich leicht vermuthen, und schon während desselben erhielten wir durch den ersten Theil des Larreyschen Werkes eine große Bereicherung, die nachher durch die Herausgabe des zweyten Theils desselben noch sehr vermehrt worden ist. — Das vor uns liegende Werk des Hrn. Hennen, dessen Uebersetzung uns früher als das Original zugekommen ist, hat aus der nämlichen Quelle seinen Ursprung genommen, und ist reich an Bemerkungen, Beobachtungen und Erfahrungen, die zwar größtentheils nicht neu und unbekannt sind, aber doch für jeden Wundarzt eine große Wichtigkeit haben, da sie bekannte Wahrheiten bestätigen, die große Wirksamkeit der Natur beweisen, das einfachste und beste Verfahren der Kunst vor Augen legen und es deutlich darthun, was ein kenntnißreicher, kluger, gewissenhafter und vorsichtiger Wundarzt zu leisten vermag, und wie er sich bey den schwierigsten Fällen und unter den ungünstigsten Verhältnissen zu benehmen habe, um seinem wichtigen Amte ein völliges Genüge zu leisten. Der Verfasser sowohl als der Uebersetzer haben den gerechtesten Anspruch auf den Dank des Publicums. In Rücksicht der Anzeige, welche der Ref. von diesem Werke zu geben hat, muß er sich damit begnügen, nur eine kurze Uebersicht der Materien zu liefern, und den Leser auf das Werk selbst zu verweisen, welches in keiner ärztlichen Bibliothek fehlen sollte, und sich zum Nachlesen und Selbststudium vorzüglich empfiehlt. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über den schlechten Zustand der Feldwundarzeneykunde in den frühern Zeiten zeigt der Verf., daß seine Laufbahn, die

er seit den ersten Jahren unsers Jahrhunderts zur Hülfe Verwundeter und Verletzter eröffnete, und die er theils im mittelländischen Meere, theils in dem ganzen Spanischen Kriege und zuletzt in dem jüngsten Befreiungskriege als Wundarzt fortsetzte, dem die Aufsicht über ein großes Hospital und die Vorsoorge über sämtliche Verwundete und Gesundheitsbeamte anvertraut war, ihm vielfältige Gelegenheiten zur Beobachtung einer großen Menge chirurgischer Fälle, und zur besten Behandlungsweise derselben gegeben habe. Die hierauf folgenden Angaben zur Vorbereitung zum Feldzuge in Rücksicht aller dem Feldwundarzte nöthigen Dinge, enthalten im Kurzen alles zu diesem Zwecke erforderliche. Sodann geht er zu den Behandlungen der Wunden, besonders der Schafswunden im Allgemeinen über, und zeigt, daß letztre an und für sich nichts weiter als eine Quetschung mit mehr oder minderer Trennung des Zusammenhanges seyen, deren Folgen sehr oft nach der natürlichen Constitution und Disposition des Verwundeten sehr verschieden seyen, indem der eine bey den schwersten Verletzungen frey von allen übeln Zufällen bleibe, ein anderer aber diesen bey der unbedeutendsten Wunde unterworfen wäre. Die einfachste Behandlung aller Arten derselben sey immer die beste. Die Wirkung der Kugeln ist oft ganz anders, wie man nach ihrem Aus- und Eingange vermuthen sollte; oft glaubt man, daß sie eine Höhle ganz durchdrungen und die darin liegenden Organe durchbohret habe, und bey genauer Untersuchung findet man nichts davon, sieht ihren Weg inwendig um die Höhle herumgenommen, ohne daß darin Enthaltene zu berühren; sie kann so nicht allein den äußern convernen Theil eines Bogens, sondern auch den innern concaven Theil desselben durchlaufen, ohne von

ihrem Wege abzuweichen. Sie macht auf diese Weise nicht allein die sonderbarsten Gänge, sondern kann auch, wenn sie durch nichts aufgehalten wird, in ganz entfernte, kaum zu errathende Gegenden dringen, und beym Auffuchen viel zu schaffen machen. Was das bey großen Schußwunden gleich, oder sobald als möglich nach der Verletzung zu beobachtende Heilverfahren anbringt; so ist dieses nach Beschaffenheit derselben auch verschieden. Sind Arm oder Bein ganz durch eine Kugel abgerissen worden, so ist die Amputation im Gesunden nothwendig, um die zerrissene und gequetschte Wunde in eine reine zu verwandeln. Ist der Kopf des Oberarms verletzt, mit Zerstörung der weichen Theile zerschmettert, oder derselbe allein in der Gelenkhöhle zurückgeblieben und der andre Theil des Arms weggerissen, so schneidet man ihn aus seiner Höhle heraus. Die Ausschneidung des Oberarms aus dem Gelenke oder gar der Hüfte, wie sie Larrey vorgeschlagen hat, hält der Verf. auf dem Felde für bedenklich, sie selbst nicht so leicht und gefahrlos und verweist sie in die Hospitäler, wo die Nothwendigkeit und Ehnlichkeit derselben einer genauern Prüfung unterworfen werden kann. Große Gelenkverletzungen machen die Amputation unmittelbar nach der Verwundung nothwendig, eben so die zusammengesetzten Knochenbrüche nahe am Gelenke, besonders wenn zugleich viele Gefäße oder Nerven zerrissen sind, ferner großer Substanzverlust oder gänzliche Vernichtung der weichen Theile, sodann Knochenbrüche oder Verrenkungen ohne Verletzung der Haut aber mit großen Verderbnissen der Wäuder und Gefäße wegen der Gefahr innerer Verblutungen. Die Amputation auf der Stelle ist im Allgemeinen jedem Vorzuge derselben vorzuziehen, doch muß der Wundarzt sich auch hier nach den

Umständen des Verwundeten richten, und z. B. den sehr Schwachen oder Erschrockenen erst Erholung und die Wiederherstellung einer guten Stimmung gönnen. Alle Fälle, wo Verstümmelung vermieden werden kann, müssen zwar einfach aber auch mit der größten Vorsicht und den Regeln der Kunst gemäß behandelt werden, und der Wundarzt darf sich dabey keine Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen. Nach diesem wendet sich der Verf. zu den Feldhospitälern, und zeigt, wie sie eingerichtet und welche Lebensordnungen in denselben eingeführt werden müssen, und geht nun zu den Behandlungen der Verletzungen selbst über. Hier spricht er nun zuerst von dem gleich nach der Verletzung anzulegendem Verbande, den er mit kaltem oder Soulard'schen Wasser und ähnlichen Dingen benetzt, ihn aber bald nachher mit warmen Umschlägen, denen er sehr das Wort redet, vertauscht, und diese so lange anwendet, bis der höchste Grad der Entzündung vorüber und der Brandschorf abgefallen ist, wobey er die nöthigen Einschnitte empfiehlt, theils um Gänge zu verhüten, theils die Spannung der Sehnenscheiden zu heben. Hiebey darf aber das allgemeine Heilverfahren, welches sich nach der Constitution des Verwundeten und den Umständen richtet, nicht vernachlässigt werden, besonders heilsam sind hier zum öftern Aderlässe und Abführungsmittel mit einer sparsamen entzündungswidrigen Diät. Ein Hauptgeschäft des Wundarztes ist nächstdem das Ausziehen fremder Körper aus den Wunden, welches mit großer Vorsicht und Umsicht geschehen muß, und oft sehr mühsam ist. Zuweilen ist es sehr schwer, und erfordert eine schmerzliche Operation, und in diesem Falle ist man oft genöthigt, den fremden Körper ruhig liegen zu lassen; die Natur stößt ihn nicht selten von selbst aus; er

kann sich auch ein unschädliches Bett in den weichen Theilen machen, und in diesem Zeitleben ohne Beschwerden bleiben. Die Folgen der Schußwunden sind oft sehr bedeutend und gefährlich, ohne doch die augenblickliche Absezung eines Gliedes zu indiciren. Zu diesen gehören Quetschungen, Erschütterungen, Brüche und Verderbniß der Knochen, Verletzungen der Blutgefäße, Nerven und Gelenke. Die schlimmern Verletzungen dieser Art sind die Streifschüsse, bey welchen die äußere Haut unverletzt, die unter ihr befindlichen Theile aber sehr beschädigt sind. Hier sind Aderlässe und äußerlich gelinde stärkende und reizende Mittel anwendbar und vom größten Nutzen, wobey die blutigen und eitrigen Feuchtigkeiten, welche sich unter der Haut gebildet haben, zeitig durch einen Schnitt ausgeleert werden müssen. Eben so gefährlich sind die Erschütterungen, die von Kugeln hervorgebracht werden, und sich oft auf entferntere edle Theile verbreiten, besonders wenn eine der größern Höhlen getroffen ist; eine schlimme Folge derselben ist Blutergießung und Zerstörung der Organisation innerer Gebilde. Die sogenannten Luftstreifschüsse führen oft diese Verletzungen herbey; ihre Entstehung erklärt der Verf. nicht, beweiset aber doch ihre Wirklichkeit, und zeigt, wie Soldaten davon getödtet sind, ohne daß man die geringste Verletzung an ihnen wahrnahm. Sehr ausführlich handelt der Verf. von den Knochenverletzungen, zeigt die verschiedenen Gänge, welche die Kugeln dabey nehmen, die Verwüstungen, die sie anrichten können, und das Verfahren, welches der Wundarzt bey allen beobachten muß. Erhaltung und möglichste Sorgfalt für die Wiederherstellung des Gliedes sind seine Hauptpflichten, und sein erstes Geschäft, um diesen Zweck zu erreichen, besteht in der sorgfältigen Aussu-

chung und Entfernung der Kugel, so wie aller
 loser Knochen splitter, und aller fremden Körper.
 Nach diesem gibt er dem verletzten Gliede die ge-
 hörige Lage, und diejenige ist ihm immer die be-
 ste gewesen, in welcher die Muskeln am meisten
 erschlafft sind, sodann sucht er durch innere und
 äußere Mittel, der Entzündung vorzubeugen oder
 sie zu heben, und macht nicht eher einen Ver-
 such zur Einrichtung eines gebrochenen Knochen
 mit Zersplitterung desselben und äußern Wun-
 den, als bis diese gehoben ist. Zum Verbande
 bey complicirten Knochenbrüchen bedient er sich
 der Binde des Scultetus. Viele und tiefe Ein-
 schnitte um die Abblätterung eines entblößten
 Knochens zu bewirken, widerräth er sehr, und
 überläßt hier lieber den Heilungsproceß der Na-
 tur. Beym Knochenbrande, wo der erstorbene
 Knochen mit einem lebenden Ueberzuge bedeckt
 ist, der immer fester wird, und in welchem der
 Sequester festsiß, räth der Verf. gegen Weid-
 mans Rathe an beiden Enden der neuen Kno-
 chenscheide anzuboren um dadurch dem abgestorbe-
 nen Knochen Luft zu geben und Gelegenheit, ihn
 ausziehen zu können, zu erhalten. Eine sehr
 böse Knochenverletzung ist die, wo die Kugel auf
 den Knochen geschlagen ist, ihn an dieser Stelle
 zersplittert hat, oder ganz durch ihn durchgefah-
 ren ist, auch wo sie in die Gelenkköpfe einge-
 drungen ist. Hier sind oft Knochen splitter tief
 in die Markhöhle gedrungen, haben das Mark
 zerstört oder zerstören es in Folge der durch ihre
 Gegenwart unterhaltenen Reizung. Das Auffin-
 den derselben ist sehr schwer, da sie selbst die
 Oeffnung im Knochen verschließen und darin fest
 eingekleilt sind. Die Felae ist Entzündung des
 Knochens, Verdickung der Knochenhaut, Erzeu-
 gung krankhafter unformlicher Knochenmassen,
 Unbrauchbarkeit und Verderbniß des Gliedes.

Die Cur ist langwierig und kann oft nicht ohne Verlust des Theils bewirkt werden, besonders wenn die Köpfe der Knochen verletzt sind, bey welchen die Heilkraft der Natur nicht so viel vermag, als bey dem Körper derselben. Gelenkverletzungen sind immer von großer Bedeutung und Wunden desselben fast immer mit dem Verluste des Gliedes verbunden, ob es gleich auch Fälle gibt, bey welchen die Natur eine glückliche Heilung bewirkte, aber diese sind doch selten. Schlimm sind die Wunden von Kugeln, die durch die Hand- und Fußwurzel oder in das Hüftgelenk gegangen sind. Ist die Constitution des Verwundeten gut und treten keine Folgen der Verletzung der Sehnen, als Kinnbackenkrampf ein, so kann wohl durch Ruhe und ein aufs strengste beobachtete entzündungswidriges Verfahren der Heftigkeit der Entzündung vorgebauet und eine mäßige Eiterung hervorgebracht werden, in deren Folge Heilung statt hat. Oft aber ist das Glied nicht zu erhalten oder so wieder herzustellen, daß es brauchbar bleibt. Allgemeine und örtliche Blutentziehungen täglich und zuweilen mehrere mahl im Tage wiederholt, nebst einer ganz mageren entzündungswidrigen Diät und kalte Umschläge sind, so lange noch Entzündung vorhanden ist, die Hauptmittel. Bey den nach Verletzungen zurückgebliebenen Steifigkeiten der Glieder bediente sich der Verf. mit dem meisten Glück der im Hilsea-Hospitale gebräuchlichen Maschine, deren Beschreibung er hier liefert und welche nachgelesen zu werden verdient. Verletzungen der Blutgefäße sind entweder gleich tödlich oder bewirken dieses erst in der Folge, oder haben auch nur geringen Blutverlust zur Folge, indem die Gefäße zerrissen oder gequetscht sind, sich zurück und zusammenziehen, ohne dem Blute den Ausfluß aus ihren Mündungen zu verstaten.

Oft erfolgen auch Nachblutungen, die in ihren Folgen sehr gefährlich werden können. Die Verletzung einer großen Arterie, die nicht unterbunden werden kann, erfordert oft die Amputation; in allen Fällen muß aber der Wundarzt zu dem verletzten Gefäße zu kommen und die Unterbindung zu machen suchen. Eine Nachblutung erfolgt gewöhnlich zwischen dem 5ten und 11ten Tag, und erfordert Unterbindung, wobey aber der Wundarzt sehr darauf zu achten hat, ob das verletzte Gefäß noch gesund ist, und das Glied durch die Seitenäste genugsam mit Blut versorgt werden kann; ist dieses nicht, so hilft die Unterbindung nicht, und das einzige Mittel das Leben zu erhalten, bleibt die Amputation. Zur Unterbindung nimmt der Verf. sehr feine Fäden, und schneidet die Enden derselben nahe am Gefäße ab. Diätfehler und Ausschweifungen tragen sehr zu den Nachblutungen bey. Oft erfolgen auch späterhin Aneurismen, die auf die bekannte Weise geheilt werden. Die Verletzungen, welche die Nerven erleiden können, bestehen entweder in gänzlicher oder theilweiser Trennung derselben, oder in einer spätern Entzündung und Verdickung des Neurolems oder endlich im Drucke, den sie von benachbarten verdickten Theilen leiden. Gänzliche oder theilweise Unbrauchbarkeit des Gliedes, dessen Nerve verletzt ist, ist die Folge, oder es entstehen heftige und dauernde Schmerzen, deren Grund man nicht immer zu entdecken im Stande ist; die Empfindung und der Schmerz, der oft nach einem abgesetzten Gliede noch immer in demselben und seinen einzelnen Theilen empfunden wird, ist eine bekannte Erscheinung, deren Gründe man nur in der Seele suchen kann. Daß bey der Wiedervereinigung zweyer Nervenenden durch eine neugebildete organische Zwischenmaterie die Beweglich-

Zeit allein wieder hergestellt werde, die Empfindlichkeit aber verloren bleibe, wie Cuvier behauptet, hat der Verf. nicht gefunden. Das nach Verletzung eintretende Fieber ist gewöhnlich entzündlicher Art, und erfordert eine diesem Character angemessene Behandlung; schlimmer ist das in Folge der Eiterung oft erscheinende hecticische Fieber, welches dem Wundarzte viel zu schaffen macht; dieses sowohl wie die meisten andern Folgen der Verletzungen sind, aber sehr von dem Zustande der Hospitäler, der Reinlichkeit und Folgsamkeit der Soldaten, so wie von der Diät abhängig, und machen die größte Aufmerksamkeit der Hospitalärzte nothwendig. Ein lesenswerther Abschnitt in dieser Schrift ist derjenige, welcher vom Hospitalbrande handelt, den der Verf. in einem bey Bilbao gelegenen mit tausend Verwundeten angefüllten Hospitale in seiner ganzen Schrecklichkeit so wie nachher minder gefährlich in andern Hospitälern in Portugal und den Niederlanden beobachtete. Dieses Uebel ist so schrecklich und so schnell um sich greifend, daß es die beste Hülfe oft verspottet. Ueberfüllung der Hospitäler, Unreinlichkeit, schlechte feuchte Luft und ungesunde Nahrungsmittel sind seine entfernten Ursachen und ein wirkliches Contagium ist seine nächste. Bey den leichtesten, keine Gefahr verrathenden, oder schon meist geheilten Wunden stellt er sich so gut ein, als bey schlimmen. Kopf- und Augenschmerzen, Eingenommenheiten des Vorderkopfs, Mangel an Schlaf und Eflust gingen demselben vorher, und nun traten Fieberbewegungen ein. Die Wunde ward schwulstig, trocken und schmerzhaft, verlor ihre gute Farbe, und bekam einen trocknen glänzenden Ueberzug. Wurde dann gleich ein Brechmittel, welches sehr viele Galle ausleerte, gegeben, so verbesserte sich der Zustand der Wunde,

und suchte man jetzt den Kranken in ein reinliches Zimmer zu legen, ihn selbst zu reinigen, und von allen schmutzigen Umgebungen zu entfernen, so war man gewöhnlich so glücklich, den fernern Fortgang des Uebels zu verhindern. Wurden diese Maßregeln versäumt, so nahm das Fieber zu, die Haut um die Wunde wurde hochroth, bläulich, zuletzt schwarz, es bildeten sich Blasen, und der übrige Theil des Gliedes bekam eine ödematöse Anschwellung. Dieses Alles erfolgte in den ersten 24 Stunden, und in diesem Zeitraume erhielt auch schon die Wunde ihre charakteristische kreisrunde Gestalt, mit hervorragenden harten und zackigten Rändern, die ihr ein becherförmiges Ansehn gaben. Alsdann sonderten sich große faule Stücke ab, die rosenrothe Bläue und die Blasenzeugung nahm überhand, und Streifen roth entzündeter Lymphgefäße liefen zu den nächsten Drüsen, und bildeten da einen Sitz für den Brand. Dabey sanken nun die Kräfte des Kranken immer mehr, es entstanden heftige Schmerzen, krampfhafte Bewegungen des leidenden Theils, die größte Seelenreizbarkeit mit völliger Muthlosigkeit. Nun trat mit dem dritten Zeitraume eine blutige Ausschüßung auf der Wunde ein, es entstanden freywillige Blutungen aus den Venen, Arterien barsten, und ihre Mürbigkeit machte die Unterbindung unmöglich, und in kurzem machte der Tod dem Leiden ein Ende. Mit der größten Schnelligkeit griff dieses Uebel im ganzen Hospitale um sich, und gesellte sich zu den unbedeutendsten und leichtesten Verletzungen, nur wenige blieben davon verschont. Haut und Zellengewebe schienen die ursprünglich und zuerst leidenden Theile zu seyn. Die Eingeweide der Brust und des Unterleibes litten gewöhnlich nicht dabey, doch bemerkte der Verf. in zwey Fällen ein Mit-

ergriffenschn derselben. Die Knochen wurden selten und nur wenig davon afficirt, zuweilen aber wurden sie doch vom Beinfrasse ergriffen, und schwanden ganz weg, oder wurden in eine gallertartige Masse verwandelt. Die Blutgefäße litten auf verschiedene Weise, und wurden oft ganz zerstört. Die Cur dieses Uebels wurde immer mit Brechmitteln und Reinigung des Unterleibes angefangen, traten typhöse Zufälle hinzu, so wurde ganz wie beym Typhus verfahren, Opium, Wein und nährende Speisen gereicht. Fiebereinde schadete. Aderlässe wurden anfangs nicht indicirt gefunden, als aber das Thermometer sank, und Kälte eintrat, zeigte sich eine catarrhalisch entzündliche Disposition, bey welcher dasselbe im Geleite andrer entzündungswidriger Mittel heilsam befunden wurde. Neuerlich wandte man nach den Umständen verschiedene Mittel an, im Allgemeinen gährende Breyumschläge oder Bleywasser, bey vielen Schmerzen Opiumtinctur mit Kampferöl oder einen Brey mit Kampfer und Opium, auch wohl bey vielem Gestanke Holzasche mit China und Kampfer, so wie verdünnte Salpeter oder Zitronensäure. Eine Hauptsache war aber immer Reinlichkeit. An Amputation konnte nicht eher gedacht werden, als bis das Fieber verschwunden, und die allgemeine Krankheit in eine örtliche verwandelt war. Einmahl sah der Verf. den chronischen Hospitalbrand in einem auf einem feuchten schmutzigen Boden und in sehr unreiner Umgebung liegenden Hospitale, in welchem sowohl als in der Umgegend, die Menschen an remittirenden und intermittirenden Fiebern litten. Dieser verhielt sich aber ganz anders, wie der vorige, und hatte nicht das eigenthümlich Characteristische, er bestand mehr in einem allgemeinen Erödten und Wegfaulen der Muskeln und weichen Theile.

China, Wein, Kampfer, Opium und äußerlich Holz-
 Kohlen mit gährendem Breye waren nebst großer
 Reinlichkeit die Hauptmittel gegen denselben.
 Bey dem Brande, der sich zu Schußwunden und
 andern äußern Verletzungen einfindet, und nicht
 bald zum Stehen gebracht werden kann, rath
 der Verf. mit Larrey die Absezung des Gliedes
 zu unternehmen, ohne auf die Absonderungslinie,
 welche die Natur bey dem freywilligen Brande zu
 ziehen pflegt, zu warten. In Rücksicht des
 Starr- oder Wundkrampfes stimmt der Verf. in
 die Klagen aller Wundärzte ein, und bekennt,
 daß er den acuten oder symptomatischen immer
 tödlich gefunden habe. Seine Beobachtungen
 haben ihn auch in Rücksicht der nähern Veran-
 lassungen zu demselben im Dunkeln gelassen, und
 selbst die anatomischen Untersuchungen ihm kein
 Licht gegeben. Einmahl hat er ihn auf starke
 Mercurialeinreibungen, ein andres mahl nach der
 Amputation, und ein drittes mahl auf Tabacks-
 Klystire und starke Gaben von Aether- und Mohn-
 safttinktur weichen sehen, aber die Kranken star-
 ben doch bald nachher. Von der Digitalis hofft
 er am wenigsten. In dem Abschnitte über die
 spätere Amputation gibt der Verf. mit Hinweg-
 lassung des darüber Bekannten nur das Besondre
 an, was ihm seine Erfahrungen gezeigt haben.
 Soll diese Operation gemacht werden, so muß die
 allgemeine Constitution des Kranken so beschaffen
 seyn, daß er nicht noch außer derselben von einer
 andern Krankheit zu leiden habe. Fieber oder
 andre Unordnungen in der thierischen Haushal-
 tung müssen so viel wie möglich erst gehoben wer-
 den. Dann ist Reinigung des Unterleibes und
 der Aufenthalt in einer guten gesunden und rein-
 lichen Wohnung die Hauptsache. Die spätern
 Amputationen werden oft durch Knochen- und
 Gelenkverletzungen nothwendig gemacht. Hunters

Behauptung, daß diese Verletzungen desto gefährlicher seyen, je weiter sie sich von der Quelle des Kreislaufes befinden, hat der Verf. nicht bestätigt, sondern oft das Gegentheil davon gefunden. Zur Unterbrechung des Blutumlaufts in dem zu durchschneidenden Gefäße zieht er den Druck mit der Hand eines Gehülfen jedem Tournikette vor. Die Ablösung des Arms aus dem Schultergelenke macht er auf die bekannte Weise. Ist der Kopf des Oberarms allein verletzt, so amputirt er diesen allein aus seiner Verbindung heraus. Die Amputation aus dem Hüftgelenke hat er nicht verrichtet, aber doch den Schenkel so hoch oben abgesetzt, daß er fast das Kapselband berührte. Am Arm amputirt er nach Alansons Methode, am Schenkel durchschneidet er erst mit einem Kreischnitte die Haut und die sehnichte Binde, und bildet einen Lappen von den Muskeln. Sein Verband ist sehr einfach. Der Tod nach Amputationen, wenn auch die Operation ganz glücklich vollbracht war, hat seinen Grund in Entzündung der Arterien und Venen, die oft bis zum Herzen geht, und nicht leicht zu entdecken ist, in Abfaß von Eiter oder andern Feuchtigkeiten in die Brust und Unterleibshöhle und in Desorganisation der edlern Organe, dann endlich in nachfolgenden Krankheiten der Knochen und Gelenke; Absterben, Entzündung, Desorganisation derselben; in letztern Fällen ist noch eher Hülfe zu leisten, als in erstern. Nach diesem mehr das Allgemeinere der chirurgischen Krankheiten, der Operationen und des Heilungsverfahrens betreffenden gibt uns der Verf. noch eine ausführlichere Darstellung der Verletzungen des Kopfes, des Auges, des Ohrs, des Antlitzes, des Halses, der Brust und des Unterleibes, die seine Kenntnisse und Erfahrungen bekrunden und sehr unterrichtend sind, aber sich nicht zu einer kurzen Anzeige eignen, sondern selbst nachgelesen zu werden verdienen.

Heineken.

Hannover. Osnabrück.

Von der im 21sten Stück dieses Jahrgangs angezeigten "Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämtliche Provinzen des Hannoverschen Staats — bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind; herausgegeben von dem Hrn. Hof- und Canzleyrath Spangenberg in Celle" ist nun auch im Laufe d. J. der zweyte Band in der Hahnschen Hofbuchhandl. zu Hannover erschienen. Er umfaßt die Jahre 1760 bis 1779, und enthält V und 746 Seiten in kl. Quart.

Einigermassen steht mit dieser Sammlung in Verbindung: der "Codex Constitutionum Osnabrugensium." Zweyten Theiles Erster und Zweyter Band. Osnabrück gedr. bey Kistling. 1819. 860 Seit. und 23 nicht paginirte Bogen, in Quart; indem durch denselben die Gesetzgebung des neuerworbenen Fürstenthums Osnabrück abgeschlossen wird. Im Jahre 1783 kam nämlich ein nach Materien geordneter Codex Constitutionum Osnabrugensium heraus; der jedoch mit dem ersten erschienenen Theile ins Stocken gerieth. Der vorliegende zweyte Theil enthält nicht nur alle diejenigen Verordnungen und Ausschreiben, welche seit der Herausgabe des ersten Theils bis zu dem Jahre 1808, als der Epoche der feindlichen Usurpation, erlassen sind, sondern auch alle frühern Verfügungen, die das System jenes ersten Theils nicht befaßt, und zwar in chronologischer Ordnung, weil die Fortsetzung des früherhin erwählten Systems aus vielen Rücksichten als nicht wünschenswerth erschien. Es sind jedoch, um ein chronologisches Repertorium über das Ganze zu erhalten, die Rubriken aller in dem ersten Theile enthaltenen Verfügungen, auch in diesen zweyten Theil übergetragen, und es ist dabey auf die Seiten zurückgewiesen, wo sie sich in dem ersten Theile abgedruckt befinden. Verfügungen, welche entweder ihrer Bestimmung nach nur vorübergehend wa-

ren, oder durch neuere Ordnungen ausdrücklich aufgehoben sind, oder auch selbst einen historischen Werth nicht haben konnten, sind nur auszugsweise mitgetheilt. Die nicht paginirten Bogen enthalten ein sehr vollständiges Sachregister, und einen Anhang aufgefundenener Verordnungen. Verfasser dieser Sammlung ist der Hr. Consistorialdirector und Justizrath Dr. Le hzen in Osnabrück.

J e n a.

Bey Schreiber: Commentatio de Marculfinis aliisque similibus formulis, Liber singularis. Auctor Dr. J. A. L. Seidensticker. 1818. 40 und 42 Seiten in Quart.

Das letzte, und leider unvollendete Werk des vereinigten Oberjustizraths Seidenstickers. Die Absicht desselben war, in mehreren Programmen jene alten Formelsammlungen aus verschiedenen Gesichtspuncten zu untersuchen. Zwey derselben waren vollendet; der Tod verbinderte den Verf. sich über den übrigen Theil seiner Aufgabe zu verbreiten, und dem Ganzen einen schicklichen Schluß hinzuzufügen. Einige wenige Exemplare dieser beiden Programme sind unter dem oben gedachten unbehülfsichen Titel, von dem Verleger in den Buchhandel gesandt. Das erste Programm enthält eine außerordentlich genaue Literarnotiz über alle Formeln des Mittelalters, welche vor dem vierzehnten Jahrhundert in Sammlungen vereinigt sind: ihre sind sehr scharfsinnige und historische Bemerkungen eingeschaltet. Das zweyte Programm beschäftigt sich mit einer Classification derselben nach verschiedenen Eintheilungsgründen, unter welchen die nach dem Alter am sorgfältigsten bearbeitet ist, und einen eigenthümlichen Werth hat. Aus innern Gründen hat nämlich der Verf. das Alter der einzelnen Formelsammlungen, oder wenigstens einzelner in denselben erhaltenen Formeln, zu bestimmen gesucht, und wie sehr ihm dieses gelungen ist, beweiset der zweyte Band des v. Savigny'schen Meisterwerks, über die Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter, da die Richtigkeit der Beobachtungen des Verf. auch hier durch äußere Gründe nachgewiesen ist. Das Werkchen ist daher in jeder Hinsicht als eine höchst schätzbare Bereicherung unserer Litteratur zu betrachten, und es ist gemiß äußerst zu beklagen, daß es ein bloßes Bruchstück geblieben ist.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 14. August 1820.

London.

Journey through Asia Minor, Armenia and Koordistan, in the Years 1813 and 1814; with Remarks on the Marches of Alexander, and Retreat of the Ten Thousand. By John Macdonald Kinneir, Captain etc. 1818. XII und 603 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieses Reisetagebuchs, durch eine frühere Arbeit über Persien schon vortheilhaft bekannt, erhielt von seiner Regierung den Auftrag, diejenigen Länder und Straßen Vorderasiens zu besuchen, durch welche ein feindliches, Europäisches Kriegsheer einen Einfall nach Indien zu versuchen geneigt seyn könnte, insbesondre aber Nachrichten über die nordöstlichen Provinzen Persiens und die großen Ebenen jenseit des Oxus bis an die Grenzen des Russischen Reiches einzuziehen. Krankheiten und Zurückberufung nach Madras hinderten die Erfüllung des letztern Auftrags, und gleich anfänglich wurde der Verf. von seinem nordischen Wege durch Rußland nach Deutschland abgelenkt, da

£ (6)

Buonapartes Rückzug von Moskau und die Hauptquartiere der Monarchen ihn nun über Dresden, Wien und Constantinopel nach Asien zu gehen veranlaßten. Von da aus durchkreuzte er auf verschiedenen Wegen Vorderasien bis zum Persischen Meerbusen, wurde dann auf der Reise nach Madras seiner meisten Papiere beraubt, ordnete aber das ihm gebliebene Journal in Madras, und gab es mit Beyhülfe einiger Freunde zum Druck. Sein Begleiter Mr. Chavasse, der schon früher in Mosul gestorben war, hatte ihm astronomische Bestimmungen überlassen, die nebst vielen neuen Beobachtungen und Reiserouten zu einer verbesserten Karte von Vorderasien dienten, welche dem Werke beygegeben ist. Von Arrow-smith ist sie gezeichnet, die Reiserouten des Verf. sind roth angegeben, die seiner Freunde blau, auch die Heereszüge Alexanders, Xenophons, Kaiser Julians und Heraclius mit vielen Details bezeichnet. Ihre Vergleichung mit dem meisterhaften so eben erschienenen geographischen Entwurfe von Kleinasien, und der vorzüglichsten Reisen der Europäer durch dieses Land, von Chr. G. Reichard, Nürnberg 1820, welcher jene Angaben noch nicht benutzen konnte, möchte nebst Kennells Karte zum Xenophon, etwa erschöpfend zeigen, was bis jetzt über diesen bisher so sehr vernachlässigten classischen Theil der Erde von neuern Geographen geleistet werden konnte. Neue Meridianbestimmungen betreffen die Orte Angora, Kara Hissar, Doscot, Caesarea, Iconium, Adana, Antiochia; die Küste von Samsoun bis Trebisond wurde nebst den Breiten von Vnaboot, Erzeroom, Lees, Betlis, Merdin berichtet, und viele früher von Europäischen Reisenden noch nicht besuchte Neben- und Querrewege wurden durch Kinneir selbst genau, nach Wegdistanzen eingetragen und beschrieben. Seit

dem zwölften Jahre im Kriegsdienst geübt, an alle Beschwerden im Felde gewöhnt, früher im Morgenlande auf Reisen bewandert, gelang es dem Verf., durch Kühnheit und seltene Entschlossenheit, in möglichst kurzer Zeit die gefährlichsten und unbefuchtesten Wege durch die Provinzen der Asiatischen Türkei glücklich zurückzulegen und allen Nachstellungen der Parteyen, der wandernden Horden und zahlreichen Räuberbanden zu entgehen. Von Wien längs der Donau durch das Bannat über Bukharest und den Balkhan nach Constantinopel, beginnt das Tagebuch. Von dieser Hauptstadt ging die erste Reise S. 22 über Nicäa, Eski Ghehr, Angora, zum Kizil Irnak, nach Doscat, Caesarea, durch die Cilicischen Pässe nach Tarsus, Adana, Antiochia, Latakie. Von da über Eppern zurück nach Karamanien, über Kelenderi, Karaman, Iconium, Laodicea, Kara Hissar, Kutaiah, Bursa nach Constantinopel zurück. Schon aus dieser Hauptangabe ergibt sich wie viel neue, seit langem von Europäern unbefuchte Orte, von ihm durchzogen wurden. Die zweyte Reise, in Begleitung von Mr. Chavaffe, ging von derselben Hauptstadt zu Wasser nach Nicomedien, dann zu Lande nach Boli, über den Sangar, nach Kostambul (Germanicopolis), durch das so unbekannte Galatien, nach Samsoon über den untern Kizil Irnak, und von da über Cap Jasonium, und zu Lande denselben Weg, den Xenophons Zehntausend rückwärts genommen bis Keresun, wo die Reisenden wider Willen gezwungen wurden, auf einer Felucke den Küstenweg bis Trebisond zu beendigen. Von hier nahmen sie Turneforts Weg nach Erzerum, dann aber die Straße der Zehntausend über die Quellen des Araxischen Phasis zum Bingheul und Murad, oder Ostarm des Euphrat, entdeckten einen für Europäer bisher unbekanntem See

Nazook, zogen am bisher von Europäern unbesuchten Van See vorüber, nach der gleichfalls wenig besuchten Carawanenstation Betlis, einer alten Hauptstadt Curdistans, dann über die Quellen des Tigris nach Sert, dem alten Tigranocerta, nach Mardin, Nisibis, Mosul, Bagdad und Bassora. Jene erste Reise führte vorzüglich auf den Schauplatz der Heere und Thaten Alexanders, diese zweyte auf den der Zehntausend Griechen unter Xenophons Leitung; bey einem so aufmerksamen und geübten Beobachter, wie Kinneir, der zugleich als Militair zu urtheilen weiß, wird es nicht auffallen, hier manches wichtige Datum zum Verständniß der alten Geschichte zu finden, und reiche, wiewohl ganz nüchtern hingestellte mühsam gemachte Angaben und Fingerzeige zu weitem Forschungen. Nur Beobachtungen enthält dieses Werk und wenig Raisonnements, von denen bey Inhaltsarmuth nicht selten zum Ueberdruß so viele neuere Reisebeschreibungen überfließen, weil beobachten schwer und mühsam, beurtheilen leicht und willkommen ist. Zu den vielen Bereicherungen, welche dieß Buch darbietet, gehören die Nachrichten über die Alterthümer vieler der besuchten von den Hauptstraßen entlegenen Orte, mit 26, S. 540 bis 551, in einem Anhange mitgetheilten Griechischen Inscriptionen, die genauen Angaben vom Streichen der Gebirgsketten und vom Laufe der Ströme, von den Naturgrenzen der Provinzen Kleinasiens u. a. m. Ueber Angora S. 64 und die Verbreitung der Angoraziegen von Bulli Chan im W. bis zum Halys im Osten. Von dem Zustande der Turkmannen Horden und ihren selbstständigen Oberhäuptern S. 57, 76, 86 und 88; von dem Kizil Irmaß, welchen der Verf. viermahl übersetzte; vorzüglich über das unbekante Caesarea und den hohen Argish,

131. St., den 14. August 1820. 1309

Mons Argaeus, den höchsten Gipfel des Landes, und von der alten Sage, daß man von ihm beide Meere im Süden und Norden erblickt. Umständliche Nachricht über die Vereisung der Cilicischen Pässe und über das Terrain von Anas, Issus, Scanderoon, und das Schlachtfeld Alexanders S. 139 bis 145. Beschreibung von Caraman, S. 210, von Iconien 217. Ueber die Obstwälder im nördlichen Kleinasien, über das alte Galatien, über Verschiedenheit des Klimas im N. und S., über die Nordküste am Schwarzen Meere, über das Cap Jasonium und Buna S. 322 über den Handel von Trebisond und Armenien, und v. a. Beygegeben sind eine Abhandlung über das Project eines Einfalls aus Europa in Indien S. 512 bis 539, eine Tafel der astronomischen Beobachtungen und zwey Itinerarien des Verf. und Mr. Bruce's, durch Kleinasien nebst den oben angeführten Inschriften.

B o n n .

Bey Adolph Marcus: Regierung des Saahd Aldaula zu Aleppo. Aus einer Arabischen Handschrift herausgegeben, übersetzt und durch Anmerkungen erklärt von Dr. G. W. Freytag, ordentlichem Professor der orientalischen Sprachen. 1820. 28 S. Steindruck und 39 S. 4. Für Ausländer, die der Deutschen Sprache unkundig sind, aber doch den Arabischen Text benutzen können, ist auch ein Lateinischer Titel beygesetzt: *Regnum Saahd-Aldaulae in oppido Halebo, e Codice Arabico editum, versum et adnotationibus illustratum.*

Was nicht Liebe und Eifer für ein Fach vermag? Um während der Zeit, da eine doppelte Arabische Schrift, eine größere und kleinere, zu Text und Anmerkungen, für die Preussischen Uni-

versität zu Berlin in Arbeit ist, in der angefangenen Herausgabe des Kemaleddin nicht innehalten zu müssen, hat sich der Hr. Prof. Freytag für die Darstellung des Arabischen Textes seines Autors durch Steindruck geholfen. Auf die *Selecta ex historia Halebi*, die der Verf. im vorigen Jahr herausgegeben (s. diese Anz. 1819, S. 605), hätte zwar die Geschichte Saifeddaula's, des Stifters der Dynastie der Hamdaniden in Aleppo, folgen sollen. Aber unglücklicher Weise enthielt Kemaleddin bloß einzelne Scenen aus dessen Leben ohne innern Zusammenhang, und diesen in seinen Anmerkungen aus andern Schriftstellern zu bringen, fehlte es dem Herausgeber zu Bonn an handschriftlichen Hülfsmitteln. So anziehend nun auch eine nähere Kenntniß von Saifeddaula, einem in seinem Zeitalter sehr ausgezeichneten Fürsten, ausgezeichnet als Dichter, Gelehrter und Feldherr in den 33jährigen Kriegen, die er mit den Byzantinern geführt hat, gewesen seyn würde, so nehmen wir doch auch das minder wichtige seines Sohns und Nachfolgers, Saadeddaula, mit Dank an. Ueber ihn können wir mit Kemaleddin von den gedruckten Arabischen Geschichtschreibern (da Abulfaradsch seiner nur einmahl im Vorbeygehen gedenkt) doch Abulfeda und Elmacin, die einzelne Merkwürdigkeiten von ihm in ihre allgemeine Geschichte aufgenommen haben, vergleichen, was denn Rec., der diese Vergleichung angestellt hat, in die Stimmung versetzt haben mag, in welcher sich die Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts, als erst der Anfang mit der Bekanntmachung der Griechischen und Römischen Classiker gemacht war, befunden haben müssen. Kein Schritt läßt sich vorwärts thun, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, die den, der weiter will, bis zum Verdruß aufhalten. So theilen

sich die vier Schriftsteller gleich beym Namen des Feldherrn, den Saabeddaula von seinem Vater geerbt hat, in قرعوبه, قرعوبه, und قرعوبه, was ist nun richtig? In solchen und andern Fällen, bey Verschiedenheit der Lesart und bey Sachen, kann die Hülfe häufig nur aus andern Schriftstellern, die den Gebrauch einer an Manuscripten reichen Bibliothek voraussetzen, genommen werden. Und wo finden sich diese in Deutschland? Wie ganz anders war damahls die Lage der Humanisten, als gegenwärtig die der Orientalisten! Jenen kam die Schnelligkeit mit der man in Italien und Frankreich mit den Classikern unter die Presse eilte, entgegen, und die Deutschen, damahls gleichfalls größtentheils von Griechischen und Lateinischen Handschriften, wie gegenwärtig von orientalischen, verlassen, konnten, wenn sie gleich nicht erste Herausgeber der Classiker werden konnten, doch zu ihrer Aufrichtung mit berichtigten und erläuternden neuen Ausgaben dem Auslande zuvoreilen, und fanden dazu ihre Wechele, Commeline und Frobene. So kam die alte Litteratur schnell weiter. Wer möchte aber zu hoffen wagen, daß nach 300 bis 400 Jahren die Asiatische zu einer ähnlichen Höhe werde gelangt seyn? wo wären für Deutschland die Arabischen und Jüdischen Wechele, Commeline und Frobene? u. s. w. Wir erkennen mit Dank, was einige Deutsche Regierungen in dem letzten Jahrzehend zur Beförderung des Studiums der Asiatischen Litteratur in Deutschland gethan haben; aber Heil und Segen kommt erst in solche Dinge, wenn auch der Privatstand kräftig in sie mit eingreifen kann.

Außer der sehr correcten Abzeichnung des Arabischen Textes zum Steindruck, und seiner sehr richtigen Darstellung in einer Deutschen Uebersetzung

hat sich der Herausgeber durch erläuternde Anmerkungen um denselben verdient gemacht. Sie konnten freylich nicht so reichhaltig, wie in den Selectis ausfallen, da ihm die an Arabischen Manuscripten reiche Königl. Bibliothek zu Paris, in deren Nähe er bey der Ausarbeitung jenes Buchs lebte; zu Bonn bey der Zubereitung dieser Schrift zur Presse abging. Aber was sich ohne diese leisten ließ, ist mit Kenntniß und Unverdroffenheit geschehen. Die Anmerkungen betreffen die Lesart, den historischen Werth des Kemaleddin auch in den frühern Jahrhunderten, der besonders durch eine Vergleichung der Byzantiner, die mit ihm übereinstimmen, und die er auch da zu kennen scheint, wo sie Dinge berichten, die Aleppo nicht betreffen, dargethan wird; sie machen auf seine Umständlichkeit bey manchen Puncten, die den Gebrauch von Urkunden vermuthen läßt, auf seine Uebereinstimmung mit Abulfeda und Abulfaradsch, und die Abweichungen von ihnen in Zeit und Sachen aufmerksam, und geben Erläuterungen aus Geographie, Alterthümern, Sitten, Gewohnheiten, über die Sprache, und den angenommenen Sinn. Völlige Uebereinstimmung aller kundigen Gelehrten wird der sprachgelehrte Verf. nicht erwarten; und darum werden einzelne Abweichungen von seinen Erklärungen ihn nicht befremden. Wenn es z. B. von der Mutter des in der Schlacht gebliebenen oder kriegsgefangen hingerichteten Abu Faras (denn die Nachrichten lauten verschieden) heißt:

ولطمت أمه سخيبة حتى قلعن عنها عليا

so würden wir weder übersetzen: "seine Mutter, die edle Frau, zerschlug sich so die Wange, daß sie ohnmächtig über ihn herfiel" (wie S. 2. 3 geschieht), noch mit veränderter Lesart (wie S. 23 vorge schlagen wird): "seine Mutter schlug ihre Brüste, bis dieselben sich von ihr losrissen und auf ihn fielen:" sondern "seine Mutter, die edle Frau, starb, so daß sie, zu ihm hingezogen, von sich selbst abgezogen wurde" d. i. so daß sie, aus Liebe zu ihm, sich selbst vor Gram verzehrte. An dem etwas gekünstelten Ausdruck ist die Liebe zur Kürze durch eine constructio praegnans Schuld.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 17. August 1820.

L e i p z i g.

Bey Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von D. C. F. Stäudlin und D. H. W. Tzschirner, IV. Bandes 3. Stück. 1820. 465—690 S. gr. 8.

Den größten Theil dieses Stücks nimmt der I. Aufsatz ein: "Der religiöse Glaube der gebildeten Laien in Deutschland und die altdeutsche Religionsprache in den Zeiten des Mittelalters, namentlich im 13. Jahrhundert." Aus neuen Quellen, von M. C. A. Peschel, Pfarrer zu Lückendorf und Dybin in der Oberlausiz. Neu heißen die Quellen, aus welchen hier geschöpft wird, deswegen, weil sie hier das erstemahl zu dem in der Aufschrift ausgedrückten Zwecke gebraucht werden, wozu sie auch vollkommen taugen. Es sind die Gedichte von 140 Dichtern aus der Zeit, da unter den Schwäbischen Kaisern der Gesang in Deutschland blühte, welche Manesse zu Zürich, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts lebte, in eine Sammlung brachte, die hernach Bodmer und Breitinger im J. 1759

M (6)

in 2 Theilen durch den Druck bekannt machten, und außerdem wird auch aus dem Niebelungenliede geschöpft. Der altschwäbische Dialect wird zu größerer Verständlichkeit in den jezigen Hochdeutschen umgesetzt, doch so, daß nur Orthographie und Flexion der Wörter geändert, die Ausdrücke aber bis auf solche, die sonst die meisten Leser gar nicht verstehen würden, beybehalten sind. Alles, was hier durch Stellen aus den alten Deutschen Dichtern belegt wird, betrifft die Lehren 1. von Gott, 2. der Schöpfung, 3. den Menschen, sofern sie zwar reich von Gott begabt, aber in die Sünde gefallen sind, 4. der von Gott für sie veranstalteten Rettung durch Christum und den heiligen Geist, 5. der Art und Weise, wie die Menschen diese Rettung zu suchen und zu empfangen haben, 6. dem zukünftigen Leben. Man wird durch viele herrliche Gedanken und Gesinnungen überrascht, und wir haben auch hier bestätigt gefunden, was von jeher unsere Ueberzeugung war, daß der Glaube in jenen Jahrhunderten nicht so schlecht beschaffen war, als man sich gewöhnlich vorstellt, daß er übrigens besser war, als in dem der Reformation näher liegenden Zeitalter. Der Verfasser sagt: "Wollte jemand, wie hier die Dogmatik, so die Moral jener Zeit bearbeiten, der dürfte sich durch Reinhard's Aeußerung (Mer. I. 59. 4. A.): daß man in diesem ganzen Zeitraume außer schlechten Homilieen, dürftigen moralischen Abhandlungen, lügenhaften Legenden und abenteuerlichen Bussbüchern nichts finde, was man zur populären Moral rechnen könnte, nicht irren lassen, sondern würde sowohl in den Manessischen Minnesingern, in einigen didactischen Gedichten des 13. und 14. Jahrhunderts, und besonders auch in dem Jenaischen Codex alter Minne- und Meisterfänger gar sehr vieles von populärer Mo-

ral finden". Der Verf. hat selbst schon im 5ten Abschnitte manches dahin Gehörige ausgezeichnet. Wir fordern ihn auf, daß er sich das neue Verdienst erwerbe, das Ganze zu liefern. Uebrigens sind in der vorliegenden Abhandlung nur die Stellen der Dichter, zum Theil mit erläuternden Anmerkungen, herausgesetzt, was darin liege, was für den religiösen Glauben des Zeitalters daraus geschlossen werden könne, bleibt dem Nachdenken des Lesers überlassen. Das Eigenthümliche der Religionsprache fällt jedem in die Augen, gibt aber gleichfalls Stoff zum Nachdenken. Anhangsweise ist noch beygefügt eine Sammlung von Stellen, welche die Rechtgläubigkeit, die Bibel, den Pabst, den Clerus und die Mönche betreffen. II. "Georg von Polenz, der allererste evangelische Bischof," eine Vorlesung, in einer zur Feyer des Geburtstags des Königs bestimmten Versammlung der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten von D. G. A. Böckel, Prediger in Danzig. Polenz war Bischof von Samland, und wurde vom Markgrafen Albrecht, der 1521 nach Deutschland reisete, sammt dem Comthur von Königsberg zum Regenten des Landes in der Abwesenheit des Fürsten ernannt. Als der Markgraf zurückgekommen war, fand er bey dem Bischofe dieselbige Neigung zur Reformation, die er selbst gefaßt hatte. Auf sein Anrathen bat Albrecht Luthern, Theologen nach Preußen zu schicken, um das reine Evangelium daselbst zu verkündigen. Polenz selbst ließ sich von diesen Theologen in der evangelischen Lehre genauer unterrichten, und fing an zu reformiren. Im J. 1524 erklärte er sich öffentlich in Predigten für die Reformation. Luther drückte darüber seine höchste Freude aus, und schrieb an ihn: "Dich einzig und allein unter allen Bischöfen der Er-

de hat Gott erwählt — denn wir sehen gar nichts an den andern Bischöfen, als Empörung gegen Kaiser, Könige und Fürsten und Toben gegen das wieder emporkommende Evangelium — Dir aber ist diese besondre und wunderbare Gnade geschenkt, daß du nicht allein öffentlich das Wort annimmst und glaubst, sondern auch vermöge bischöflicher Gewalt es durch das freye öffentliche Bekenntniß lehrst und dafür sorgst, daß es in deiner Diöcese gelehrt werde ic.“ Als darauf der Markgraf seine Hochmeisterwürde niederlegte, und sich Preußen vom Polnischen Könige als ein weltliches erbliches Herzogthum zu Lehn geben ließ, so übergab der Samländische Bischof das Weltliche seines Stifts in die Hände desselben, und behielt sich gegen einen standesmäßigen Unterhalt nur die geistlichen Geschäfte vor, und der Fürst nahm alle Anwesende zu Zeugen, daß Polenß diesen Schritt aus eigenem, freyem Antriebe und ohne sein Zumuthen gethan habe. Im J. 1525 heirathete der Bischof, und verfaßte in Verbindung mit einigen andern Geistlichen die neue Kirchenordnung, welche im folgenden Jahre von dem Herzoge und den Ständen bestätigt wurde. III. “Ueber den Ungriſchen Superintendenten Stephan Beythe. Von Gottl. Gamauf, Prediger in Dedenburg.” In dieser Lebensbeschreibung wird vornehmlich, was vorher streitig war, gezeigt, daß Beythe vom J. 1585 bis 1597 evangelischer Superintendent in Ungarn war, darauf aber des Calvinismus in der Abendmahlslehre nicht mit Unrecht beschuldigt wurde, und seitdem zwar nicht förmlich erwählter oder ernannter Superintendent, aber doch Oberhaupt der reformirten Partey wurde, die vorher mit der evangelischen vermischt war, und sich nunmehr trennte. IV. “Die Leser in Nordschweden von D. F. W. von Schubert,

Professor der Theologie zu Greifswalde." Die Leser (laesare) sind eine Parthey, welche mit großer Strenge auf die Reinheit der evangelischen Lehre überhaupt und besonders der vom Glauben dringt, zwar sich nicht vom öffentlichen Gottesdienste absondert, aber doch den Predigten solcher Geistlichen, die sie nicht für echt lutherisch gesinnt hält, selten beywohnt, das Abendmahl häufiger, als andre genießt, die in Nordschweden überall in den Dörfern gebräuchlichen Erbauungstunden öfter, als andere, hält, die neue Liturgieen, Gesangbücher und Catechismen mißbilligt, und die meisten weltlichen Vergnügungen verwirft. Der Verf. hat seine Nachrichten über diese Secte auf einer Reise durch Scandinavien im J. 1817 gesammelt. Die Frucht derselbigen Reise ist eine Schrift "über Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen," welche in Kurzem erscheinen wird. V. "Feyer des Jubelfests der Reformation im J. 1817 in Schweden und Norwegen. Von Ebendemselben."

S e n a.

Zwey öffentliche Schriften sind uns vor Kurzem von unserer dortigen Schwesler-Academie gekommen, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser gerne richten möchten, weil jede davon eine treffliche Musterprobe in einer Gattung, in welcher es bey uns seit einiger Zeit gar sehr daran fehlte — eine treffliche Musterprobe von gelehrter historisch-critischer Forschung enthält. — In der ersten, in dem Pfingst-Programme des vorigen Jahres 1819 — ist von Hrn Dr. Gabler eine Untersuchung über die Echtheit eines anaeblichen Documents aus dem ersten Jahrhundert angestellt worden, welches von dem Herausgeber eines neuen Englischen Tagblatts seinen Landsleuten als ein äußerst wichtiger aus dem Vaticanischen Archive jetzt erst ausgegrabener Schatz mit:

getheilt, und zugleich auch von einigen seiner Deutschen Collegien, als ein höchst merkwürdiges und interessantes Actenstück ausposaunt worden war. So bald nur gesagt wird, daß dieß Document kein anderes als der berühmte Brief ist, worin ein gewisser Publius Lentulus, der zu der Zeit Jesu Präses oder Prätor von Jerusalem gewesen seyn soll, dem Römischen Senate einen amtlichen Bericht von ihm erstattete, so wird es jeder Gelehrte als wahre Herablassung erkennen, daß sich Hr. D. G. der Untersuchung unterzog, aber jeder wird es auch als höchst verdienstliche Herablassung erkennen, da es gewiß Zeit war, daß einmahl der Unwissenheit so mancher vorlauter Sprecher in unsern Unterhaltungsblättern eine recht vollständige Beschämung bereitet wurde. Trefflicher konnte aber auch kein Gegenstand dazu geeignet seyn, als dieser, denn alles vereinigt sich dabey, die Beschämung eben so eindringlich als vollständig zu machen. Die Unechtheit der Urkunde verräth sich durch so viele und so schreyende äußere und innere Zeichen, daß sie nicht nur dem geübten Auge des Kenners, sondern schon dem Auge des Neulings in der Wissenschaft auf den ersten Blick auffallen muß. Das saubere Machwerk selbst kannte man schon so lange, denn es wurde nicht nur von den Magdeburgischen Centuriatoren in ihre Sammlung, sondern auch von Fabricius in seinen Codex aufgenommen, der jedem Anfänger in dem Studio der Kirchengeschichte bekannt seyn muß. Man findet es auch an mehreren Orten in das Deutsche übersezt, aber man findet es nie von der historischen Critik erwähnt, ohne daß sie zugleich dem Urtheil beigetreten wäre, das zuerst Laurent. Vallæ darüber aussprach: "Epistola Lentuli nomine improbe ementita est." Wenn es also irgend möglich ist, die Ignoranz zum Erröthen zu bringen, so muß es bey dieser Gelegenheit geschehen seyn; will man jedoch diese Möglichkeit noch für etwas zweifelhaft halten, so sind wir gewiß, daß die Vermählung, welcher sich Hr. D. G. unterzog, auf einer andern Seite desto größern

Nutzen stiften wird. Das von ihm gegebene Muster, wie man bey critisch-historischen Untersuchungen zu verfahren, das Muster der Vorsicht und Umsicht, die man dabey zu beobachten, vorzüglich aber das Muster des gelehrten Fleißes, mit dem man dabey zuerst alles zu sammeln hat, was man zu den historischen Urtheilen bedarf: — Dieß muß bey unsern angehenden Historikern desto mehr wirken, je leichter sich ihnen gerade an diesem Gegenstande die Nothwendigkeit davon zeigen ließ. In Beziehung auf das Resultat der Untersuchung stimmen wir mit H. G. vollkommen darin überein, daß der Stoff zu dem schönen Fabricat aus dem kurzen Aufsatz de forma et moribus Beatae Mariae et ejus unici filii Jesu, genommen ist, der unter die Opuscula Anselms von Canterbury hineinkam, aber gewiß auch nicht von diesem herrührt. Irgend ein Mönch, der auch etwas von profaner Gelehrsamkeit zeigen wollte, brachte ihn denn nur in die Form eines Briefs, und setzte ihm den Namen von Lentulus vor, der ihm vielleicht, so weit seine Kenntniß der Römischen Geschichte reichte, am häufigsten vorgekommen oder durch irgend etwas besonders merkwürdig geworden war: nur möchte Rec. eben deswegen den Fabricanten lieber im funfzehnten Jahrhundert als in einer früheren Zeit suchen, denn im funfzehnten Jahrh. konnte sich wohl auch ein Mönch wieder zu so etwas versucht fühlen, und zugleich fing sich jetzt ein gelehrter Sammlungsgeist zu regen an, der wohl zuerst mit dem sehr vielen trefflichen dessen Erhaltung wir ihm zu danken haben, auch Maritäten dieser Art nur allzugern aufnahm. Daher fand sich auch der Brief in dem Manuscripten-Schatz so mancher Bibliotheken, und die Jenaische Universitäts-Bibliothek selbst konnte eine Zeit lang ein doppeltes Exemplar davon aufweisen. Ein zweytes und zweites: neueres Jenaisches Programm (1820. S. 34 in 4.) in welchem H. G. Eichstädt die nach der Lynkerischen Stiftung zu haltende Rede zum Angedenken der Augsp. Confession für dieses Jahr ankündigte, enthält eine eben so musterhafte critische Beleuchtung der Frage: ob Lucian durch seine Schriften die christliche Religionslehre und ihre Verbrei-

tung begünstigen wollte? Diese Frage hatte H. Prof. Kestner in seiner viel besprochenen Agapenueuerlich wieder aufgeworfen, und die gewöhnliche allgemeinere Ansicht, welche Lucian feindselige Gesinnungen gegen das Christenthum zuschrieb, eifrig bestritten, weil sie seiner Hypothese von einem geheimen, im zweyten Jahrh. zu Stand gekommenen Christenbunde mehrfach im Wege stand, oder weil er die entgegengesetzte Ansicht zu der Befestigung jener Hypothese besser brauchen zu können glaubte. Auch fehlte es wenigstens einigen der Gründe, mit welchen er sie vertheidigte, gar nicht an Scharfsinn, daher konnte immer mit Ehren darüber gestritten werden; ja vielleicht hätte einem Gegner, der sich nur auf das allgemeine mit ihm eingelassen hätte, der Sieg immer noch schwer werden mögen; aber wenn ein Gelehrter aus der Classe, worin H. E. steht, den Streit aufnahm, so ließ sich freylich leicht voraussehen, wie es kommen mußte, denn es ließ sich sehr gewiß voraussehen, daß ihn dieser sogleich in das Einzelne und Besondere hinein führen würde. Dieß ist in dieser Schrift mit einer Art geschehen, welche nach allen Beziehungen für musterhaft gelten kann. Jeder der speciellen Vermuthungsgründe, welchen H. K. für seine Ansicht theils von dem ganzen Geiste und von der Stellung Lucians, theils von den einzelnen Aeußerungen und Anspielungen auf christliche Lehren und Meinungen, die sich in seinen Schriften finden oder finden sollen, theils von besondern Zeitverhältnissen hergenommen hatte, ist hier in eine ruhige, aber genaue und bedachtsame Prüfung genommen worden; durch diese aber ist es zuverlässig jedem unbefangenen Beurtheiler gewiß geworden, daß zwar Lucian nicht unter die erbitterten Gegner des Christenthums gehörte, daß er es vielleicht selbst nicht gerade bestritten, jedoch sicherlich auch nicht begünstigen wollte. Träten nun der Gelehrten noch mehrere unter uns heraus, um mit einigen andern der Haupt- und Hülfsweweise, worauf H. K. die Hypothese von seiner Agape gesucht hat, die nehmliche Operation vorzunehmen, so würde der Streit darüber bald zum Schlusse gebracht seyn; so gewiß es aber für Rec. ist, daß er nur auf diesem Wege zu einem Schlusse gebracht werden kann, bey welchem auch die Wissenschaft etwas gewinnen dürfte, so geneigt ist er auch, H. K. zuzutrauen, daß er selbst seine Hypothese dem Vortheil der Wissenschaft aufopfern könnte, und vielleicht schon aufgeopfert haben würde, wenn nur der Streit darüber von Anfang an mit dem Anstand, mit der Ruhe und mit der Billigkeit, womit es hier geschehen ist, mit ihm geführt worden wäre.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 19. August 1820.

W i e n.

Bey Carl Ferdinand Beck: Physiologie oder Lehre von der Natur des Menschen, von Dr. u. Prof. Georg Prochaska, K. K. N. O. Reg. Rath, des Oesterreichischen Kaiserlichen Leopolds-Ordens Ritter und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. — 1820. S. XIV u. 608 in 8.

In zwey frühern Schriften (*disquisitio anatomico-physiologica organ. hum. etc.* 1812, und Versuch einer empirischen Darstellung des polarischen Naturgesetzes 1815) suchte der Verf. die Identität des Lebensprocesses und Galvanismus darzuthun: die durch ferneres Nachdenken wachsende Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Ansichten, so wie der Beyfall, den sie erhielten, bewogen ihn, sein Handbuch der Physiologie für diese Auflage ganz neu, und nach jenen Ansichten umzuarbeiten. — Neben dem physischen Lebensprincip betrachtet der Hr. Verf. im Menschen noch ein geistiges, welches an mehreren Lebenserscheinungen zugleich Antheil hat, die auch Seelenverrichtungen genannt werden, und das
N (6)

animale Leben ausmachen: er nennt es äußeres Leben, weil wir durch dessen Berrichtungen mit der Außenwelt in Wechselwirkung stehen, im Gegensatz zum innern Leben (physischen oder vegetativen), welches in solchen Erscheinungen besteht, an welchen das geistige Princip keinen unmittelbaren Antheil hat, und welche bloß nach physischen Gesezen vor sich gehen. Die Analogieen der letztern mit den Erscheinungen und Wirkungen der galvanischen Säule werden in den einzelnen Abschnitten besonders erörtert, welche Ref. in der Kürze anführen will, ohne sich in eine Untersuchung der logischen Richtigkeit der aufgestellten Begriffe über Leben und dessen Erscheinungen näher einzulassen. — I. Abschnitt. "Von der äußern Beschaffenheit des Menschen." Stete Verwandlung der Materie des Erdkörpers, neue Formen und Zerstörung: Vorzüge des Menschen vor den Thieren, Racenverschiedenheit: Letzterer unterscheidet der Verf. fünf: die weiße, die schwarze, Neger: der neugeborne Neger hat eine gleiche Farbe als der Europäer, nur an den Mängeln trägt er die Merkmale seiner künftigen Farbe: die olivenfarbige, Hindostaner, und als Abart die Zigeuner: die braune, Malape: und die zimt- oder kupferfarbene, Americaner. Prof. Mitchil zu Newyork statuirt nur drey Racen, die braungelbe, Tartar, Chinese, Malay: und Americanischer Indianer, und hält sie für Abkömmlinge der Tartaren, die weiße und schwarze, welche als Varietäten aus der erstern erst hervorgegangen seyn sollen. — Außer dem Licht, der Luft und äußern Eindrücken sezt der Vf. die Ursache der Farbe in eine eigenthümliche Mischung der festen und flüssigen Theile, die sich bey den verschiedenen Gattungen, wie bey den Thieren, fortpflanzt. — II. Abschnitt. "Von den Bestandtheilen des menschlichen Körpers und ihrer

Mischung." Erweiststoff ist Hauptbestandtheil der organ. Masse, der aber in verschiedenen Thiergattungen und ihren Theilen eine verschiedene Mischung erhalte, daher der verschiedene Geschmack ihres Fleisches, Geruch der Ausdünstung, die ihren Grund in dem ihnen eigenthümlichen Lebensproceß haben müsse. Diese bey jeder Gattung sich fortpflanzende Mischung unterliege Modificationen durch Geschlecht, Alter, Temperament, gesunden oder kranken Zustand, ohne die Gattungseigenthümlichkeit zu verlieren. — III. Abschnitt. "Das Leben überhaupt aus den Gesetzen des electricischen Proceßes abgeleitet." Das Leben ist durch die ganze Natur verbreitet, und in so fern es das Entstehen und Untergehen des irdischen Lebens bezeichnet, so kömmt es auch den Fossilien zu; seine Erscheinungen in letztern sind Schwer-, Cohäsions- Anziehungskraft, chemischer Proceß, galvanische Electricität. Das Leben der Pflanzen gründet sich auf einen jeder Gattung eigenthümlichen Chemismus, und so ließe sich schon daraus folgern, daß galvanische Electricitätsgesetze im organischen Leben obwalten, was sich am deutlichsten schon in den Krampffischen (*Gymnotus electricus* etc.) ausspricht; überall wo feste Theile mit flüssigen im organ. Körper in Berührung stehen, muß eine Electricitäts-erregung statt finden, obgleich nicht in dem Intensitätsgrade als in den electricischen Fischen. Der Verf. vergleicht daher das organische Leben mit den Wirkungen einer Voltaischen Säule, und wie diese zum Theil nach außen durch ihre Spannung und Vertheilung wirkt, und sich am Electrometer äußert, zum Theil auch nach innen und bey geschlossenen Kettengliedern auf selbe chemisch wirkt, eben so theilt sich das Leben in das geistige äußere, und das physische innere. — IV. Abschnitt. "Von den Nerven und Seelen-

verrichtungen überhaupt." — Aus der Dicke des Sehnerven, um die retina zu bilden, zieht der Verf. den Schluß, daß die geringe Masse Nervenmark in sämtlichen Hirn- und Rückenmarksnerven kein allgemeines Verbreiten in alle empfindliche Punkte des Körpers vermuthen lasse, und daß nicht nur die Nerven, sondern auch alle übrigen Theile des Körpers für sich und durch die Kraft ihres Lebens mehr oder weniger für Reize empfänglich seyen. Alle Empfindung sey demnach Wirkung des Lebens und des Reizes zugleich: Empfindung mit Bewußtseyn oder auch das körperliche Gefühl ohne Bewußtseyn sey der Compass des Lebens, der uns die Bedürfnisse des Lebens anzeigt. Der Verf. bezweifelt Keils Meinung, daß die Eindrücke von außen durch das Nervenmark zum Hirn, die innern Eindrücke vom Hirn zu den Muskeln aber durch die Nervenscheide fortgepflanzt werden, weil die Ursache auch in dem innern Nervenende z. B. in der doppelten Wurzel der Rückenmarksnerven liegen könne, wovon etwa die eine die Eindrücke zur Empfindung, die andere zur Bewegung leite: die Scheide diene aber nur zum Schutz. — Im S. 77. 78 entwickelt der Verf. die Möglichkeit einer polaren Wechselwirkung auch ohne Nerven durch alle festen und flüssigen zwischenliegenden Theile, und will darin die Erklärung von dem Wechsel der Hautausschläge mit Durchfall, Harnverhaltung mit Harnbrechen, Blindheit mit andern Uebeln u. s. w. finden, indem zwey Organe, die eine Affinität gegen gewisse Materien enthalten, in einen starken Gegensatz von elektrischer Spannung getreten sind, wodurch die Materie von einem Organ zum andern nicht durch Gefäße noch durch Nerven, sondern gerade durch alle zwischenliegenden Theile übergeführt wird, wie eine ähnliche Ueberführung bey der

galvanischen Säule statt fände, wodurch die Mittelsalze zersezt, und eine ihrer Basen von einem Pol zum andern durch verschiedene Medien unverändert übergeführt wird: zur Stütze seiner Ansicht wählt er Pioriet des Jüngern Versuche. Hierher gehören Rheumatismen, Catarrhe, Koliken bey nasskalter Witterung, die Wirkung äußerer Hautreize, endlich die Erscheinungen der Pubertät, so daß Zerstörung der Hoden, Mangel an Bartwuchs u. s. w. zur Folge hat. — Seelenverrichtung nennt der Verf. die, welche mit Bewußtseyn verbunden sind, und nimmt für jeden Sinn einen Hirntheil an, wo die Perception zum Bewußtseyn komme. — Von den äußern und innern Sinnen, Muskelbewegung, Stehen und Gehen und dem Schlaf. — V. Abschnitt. "Von dem Kreislaufe des Blutes überhaupt." Blut: das Volumen des Blutes wird durch die Blutwärme rarifizirt, nach dem Tode zusammengezogen, so daß es sich im Tode zu dem im lebenden Zustande wie 1 : 9 verhalte: die Blutkügelchen sind als fest granulirte Theile anzusehen, die ihre Rundung aus ähnlichen Ursachen, wie die abgerundeten Steine in Flüssen erhalten zu haben scheinen (?). — Kräfte, die den Blutumlauf vermitteln, sind die Contraction des Herzens und seiner Vorkammern, die Elasticität der Arterien, die Bewegung der willkürlichen Muskeln und des Athmens. Die verschiedenen Bewegungen des Blutes sind die fortschreitende, durch die neue aus dem Herzen in die Arterie getriebene Blutwelle verursacht, und die Seitenbewegung, die die Ausdehnung der Arterie veranlaßt (Puls). — VI. Abschnitt, "Von dem Athmen und dessen Nutzen für das Leben überhaupt." Dieser enthält das Nöthige über die Luft, die Respirationsorgane, Mechanismus der Respiration und ihren verschiedenen Nutzen. Der

Verf. nimmt einen wirklichen Uebergang des Oxygens in die Lungen und Ausscheiden des überflüssigen Kohlenstoffs aus dem Blute an. Verschiedene Modificationen des Athmens, Lachen, Seufzen, Schluchzen u. s. w. Sprache und Stimme. Der Verf. unterscheidet die Sprache der Leidenschaften, als angeboren, und bey allen Nationen im Ausdruck gleich: und die Begriffssprache als eigenthümliche Erfindung der Menschen, durch Uebung und Anweisung ausgebildet: endlich die Mimiksprache als eigne Erfindung der Taubstummen. Der Verf. fand Adermanns und Malecarnes Entdeckung, daß bey Cretinen der Schädel von oben gegen die Basis stark eingedrückt sey, bestätigt, indem die Tiefe der Schädelhöhle nur 4 Zoll, dagegen beym wohlgebildeten Schädel 5 Zoll ausmachte. — VII. Abschnitt. "Von dem Ernährungs- oder Reproductionsproceß überhaupt." — Hautausdünstung: mit ihr vereint der Verf. zwey außerordentliche Erscheinungen, die Läusesucht und die Selbstverbrennung (*incendium spontaneum*). Letztere vergleicht der Hr. Verf. mit den Wirkungen des Wetterschlags, und schreibt sie der Electricität zu; (eine Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts der Luft- und Erdelectricität, die durch jene Menschen ihren Weg nahm): daß diese Menschen starke Getränke zu sich nahmen, möge die ungewöhnlichen Zerstörungen und Zersetzungen ihres Körpers verursachen. — Vom Harn, Hunger und Durst, Verdauung: Die Auflösung der Speisen ist nach dem Verf. analog der Währung oder Fäulung, welche ebenfalls unter dem Einflusse der mit den Speisen verschluckten Luft und der Wärme der umliegenden Theile geschieht, wozu auch der durch die Bewegung des Magens und Bauchpresse verursachte Druck, Reibung und Mischung der Speis-

sen mit dem Magensaft viele beytragen müsse. Chylification, Mey, Milz: Ueber den Nutzen derselben. theilt uns der Verf. keine neue Ansicht mit, sondern erwähnt nur derer von Haller, Blumenbach und Home. Pancreas: Leber-Darmcanal: Blutbereitung. Der Verf. nennt sie einen thierisch: chemischen unnachahmlichen Proceß, der von dem Leben des ganzen Organismus und seinen Theilen abhängt. — Von der Ernährung insbesondere: Daß die Ernährung nicht innerhalb der Gefäße, sondern außerhalb derselben durch die den einzelnen Organen eigenthümliche Anziehungskraft geschehe, glaubt der Verf. daraus erweislich, weil sonst durch die mechanische Bewegung des durch die Zusammenziehung des Herzens und der Arterien getriebenen Blutes aller Ansaß neuer Materie gestört würde. — Von der Erzeugung des Fettes: Absonderung der Säfte. — VIII, Von der Zeugung überhaupt. Der Verf. ist mit den Neuern einig über die generatio aequivoca. Vom Geschlechtsunterschiede: den männlichen und weiblichen Zeugungstheilen: Brüsten; monatlicher Reinigung: Befruchtung und Empfängniß: der Frucht und deren Misbildungen: — Schwangerschaft und Geburt. — IX. Abschnitt. "Von dem Alter überhaupt und seinen Eintheilungen." Veränderungen in den Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, und Erscheinungen des Todes.

Göttingen.

Hier hat: der H. Dr. des Gymnasiums Joh. Friedr. Ad. Kirsten bey Heint. Dieterich die Fortsetzung des Programms, wovon wir im vorigen Jahre St. 64. S. 640 dieser Anz. den ersten Theil angezeigt haben; drucken lassen, als Ankündigung der Schulfeyerlichkeit oder Censur: de moribus, optimis legum adjutoribus et vicariis commentatio II. In Octav. 24 S. Der

Verf. zeigt die Art und Mittel, wodurch die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit, als Grundsäulen der Liebe zu den Gesezen und zur Verfassung des Staats, in die Gemüther der Jugend gebracht und so befestigt werden, daß sie in Thätigkeit übergehen, und sichtbar werden. Mit Recht und trefflicher Einsicht zeigt er, daß frühe Angewöhnung, Unterweisung von Seiten der Mütter, Väter u. s. w. vorangehen, daß alle diese Erzieher sich nicht besonders in Gegenwart der Kinder widersprechen, selbst ein gutes Beyspiel geben sollen, daß die Ueppigkeit beschränkt, jedes schlechte vermieden, dagegen zu rechter Zeit von Gott und seinen in die Augen fallenden Eigenschaften, besonders in der freyen schönen Natur mit höchster Würde und Verehrung gesprochen werde u. s. w. Sehr früh beginne die Erziehung. Hier ist das Beyspiel Alexanders, der erst als 15jähriger Jüngling den Aristoteles zum Lehrer erhielt, nicht an seinem Orte. Die Pflichten der Lehrer werden recht brav geschildert, doch auch zugleich in Erinnerung gebracht, daß es nicht genug sey, den Werth des Lehrstandes anzuerkennen, aber nichts dafür zu thun, und die größtentheils dürftig besoldeten Lehrer schmachten oder durch Nebenarbeiten sich das Nöthige erwerben zu lassen. Er bemerkt dagegen, daß man Sängern u. dgl. ansehnlich belohnt, und daß ihnen außerordentliche Ehrenerweisungen zu Theil werden, während nichts für diesen Stand, wovon er spricht, geschehe. Wie alt diese Klagen sind, zeigt der wohlmeinende Vf., doch führt er einige Beyspiele an, welche beweisen, daß man sich hier und da, aber bey weitem nicht allgemein und recht durchgreifend redlich bemüht habe, diesem Uebel abzuhelfen, und überhaupt das Schulwesen den bessern Ansichten gemäß zu ordnen u. dgl. Aber wie viel ist auch hierin noch zu wünschen, zu thun übrig!

Kpf.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 19. August 1820.

Göttingen.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 15. Julius, hielt der Hofrath Hausmann eine Vorlesung: De confectione vasorum antiquorum fictilium, quae vulgo Etrusca appellantur.

Die sogenannten Etrurischen Gefäße haben mit Recht schon seit längerer Zeit die besondere Aufmerksamkeit gelehrter Forscher und Sammler auf sich gezogen. Ihre schönen und höchst mannichfaltigen Formen, so wie die darauf befindlichen vorzüglich durch Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichneten Malereien, fesseln eben so sehr das für Schönheiten der Kunst empfängliche Auge; als die Eigenthümlichkeiten und merkwürdigen Gegenstände der Vasengemälde, die mythologischen, historischen und antiquarischen Studien beschäftigen. Diesen ist durch die über jene Gemälde angestellten Forschungen, bereits mannichfaltiger Gewinn zu Theil geworden. Eben so hat sich die Töpferkunst durch Nachbildung der antiken, edlen Formen, in neueren Zeiten

ungemein gehoben. Diese Formen, so wie die geschmackvollen Ornamente an jenen Gefäßen, sind ebenfalls bey den Verzierungen von Gebäuden, Zimmern, Meublen, Zeugen und vielen andern Luxus-Artikeln mit Glück nachgeahmt worden; so daß gegenwärtig die von jenen alten Kunstwerken entlehnten Formen bey uns so gewöhnlich sind, daß wir bey ihrem Anblicke kaum noch an ihre Abstammung denken. Obgleich nun auf solche Weise manchen unserer heutigen Künste und technischen Gewerbe, durch die Auffindung und Nachbildung der Werke jener alten Kunst, eine bedeutende Bervollkommnung zu Theil geworden, so hatte doch bisher das wissenschaftliche technologische Studium, und die Geschichte der mechanischen und chemischen Künste, keine besondere Vortheile aus ihrer Untersuchung gezogen. In den Schriften der Alten finden sich keine Nachrichten über die Verfertigung jener Thongefäße. Ihre genaue Betrachtung und Versuche über die Beschaffenheiten ihrer Materialien, sind allein vielleicht im Stande, einige Aufschlüsse darüber zu ertheilen.

Eine im vorigen Jahre zurückgelegte Reise durch Italien, auf welcher der Hofrath Hausmann die Ehre hatte, Sr. Durchlaucht, den jetzt regierenden Fürsten von Lippe-Detmold zu begleiten, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, in den öffentlichen und Privat-Sammlungen von Florenz, Rom und Neapel eine große Anzahl von den sogenannten Etrurischen Gefäßen genau zu betrachten. Die dabei von ihm, in Hinsicht auf die Verfertigung jener Thongefäße gemachten Bemerkungen und manche, durch nachher angestellte Versuche darüber gesammelte Erfahrungen, machen den Hauptgegenstand obiger Abhandlung aus, von welcher hier nur ein gedrängter Auszug mitgetheilt werden kann.

Erster Abschnitt. "Von den sogenannten Etrurischen Gefäßen im Allgemeinen." Zuerst über die Benennung und Fundorte dieser Gefäße. Der Verfasser geht die verschiedenartigen bemahlten und unbemahlten, aus einem hohen Alterthume stammenden Thongefäße durch, die in verschiedenen Gegenden von Italien, vorzüglich aber im Königreiche beider Sicilien, außerdem aber auch in Griechenland ausgegraben worden sind, und daher sehr mit Unrecht den allgemeinen Namen der Etrurischen Gefäße führen, indem die wenigsten wirklich Etrurischen Ursprungs sind. Es reihen sich daran Bemerkungen über die verschiedene Güte dieser Gefäße; über das wahrscheinliche Alter derselben und über die Art und Weise wie sie in Gräbern gefunden werden; über welche Gegenstände freylich nur das bereits Bekannte, in möglichst gedrängter Zusammenstellung mitgetheilt werden konnte. Darauf versucht der Verf. eine allgemeine Classification jener Gefäße in technischer Hinsicht. In die erste Classe werden von ihm die ganz einfachen Gefäße, von der Farbe des gebrannten Thons, ohne Ueberzug und Malerney gestellt, die besonders in einigen Gegenden des Neapolitanischen, zugleich mit bemahlten ausgegraben sind. Die zweite Classe begreift Gefäße mit einem dünnen, die Farbe etwas erhöhenden Ueberzuge; die dritte, durch und durch schwarz gefärbte Gefäße, die theils schlicht, theils mit vertieften, selten mit erhobenen Ornamenten, zuweilen mit weißer oder gelblicher Malerney versehen sind. Die vierte Classe umfaßt Gefäße mit einem schwarzen Ueberzuge, die entweder ganz schlicht sind, oder Verzierungen haben, die mit weißen, gelblichen und rothen Farben aufgetragen sind. Die fünfte Classe enthält die irrig sogenannten Aegyptischen Gefäße, die auf einem Thon-

grunde von gelber oder gelbrother Farbe, mit Figuren von einer braunen, nicht vollkommen deckenden Farbe bemahlt sind; welche unter Allen am seltensten gefunden werden. In die sechste Classe stellt der Verf. die sogenannten Sicilianischen Gefäße, welche auf dem unbedeckten oder etwas aufgehöheten Thongrunde, schwarze Figuren und Ornamente besitzen, die zuweilen auch noch mit rothen und weißen Farben ausgemahlt sind. Die siebente Classe begreift die gewöhnlichsten unter den bemahlten Gefäßen, an denen die von einem schwarzen Grunde umgebenen Figuren, entweder durch die ganz gesparte, oder nur durch einen dünnen, durchsichtigen Ueberzug etwas aufgehöhet Farbe des Thons gebildet werden; die dann übrigens entweder einfach, oder mit schwarzen Konturen, oder noch mit anderen, aufgetragenen, weißen, gelblichen, rothen, braunen, blauen Farben versehen sind. In die achte Classe stellt endlich der Verf. die seltenen Gefäße, deren Thon mit einer schwarzen Decke ganz überzogen ist, auf welcher sich rothe, weiß untermahlte Figuren befinden.

Zweiter Abschnitt. "Von der Verfertigung der sogenannten Etrurischen Gefäße insbesondre." Erstes Kapitel. "Vom Hauptmaterial." — Die im Vorhergehenden characterisirten Gefäße sind aus einem feinen, eisenhaltigen und daher sich mehr und weniger roth brennenden Thone gearbeitet, dessen Beschaffenheit übrigens bey den verschiedenen Abänderungen abweichend ist. Die Masse der besseren, bemahlten Gefäße ist feiner, als die Masse derer, welche mit einem einfachen, schwarzen Ueberzuge versehen, oder die durch und durch schwarz sind. Hiermit stehen auch die Grade der Leichtigkeit im Verhältnisse. Im Allgemeinen sind sie ausgezeichnet leicht; aber im besonders hohen Grade besitzen die edleren, be-

mahlten Gefäße diese Eigenschaft; und auch unter den letzteren finden in dieser Hinsicht Abstufungen statt. Die Gefäße von Nola scheinen unter Allen die leichtesten zu seyn. Auch die Farbe der Masse zeigt Verschiedenheiten. Bey den feineren nähert sie sich zuweilen dem Ziegelrothen; am häufigsten ist sie gelblichroth. Die Masse der schlechteren Gefäße pflegt von einer lichteren gelblichrothen Farbe zu seyn, als die der besseren. Bey den Gefäßen, deren Masse nicht durch und durch schwarz gefärbt ist, bemerkt man keine fremde Beymischung, z. B. von Sand. Man hat den Thon entweder in dem Zustande angewandt, in welchem er sich fand; oder ihn, zumahl für die besseren Gefäße, vielleicht durch Schlämmen, verfeinert. Der zu den besseren Gefäßen angewandte scheint Aehnlichkeit gehabt zu haben mit dem, der gegenwärtig in der Türcy zu den rothen Pfeifenköpfen gebraucht wird. Die Farbe der durch und durch schwarz gefärbten Gefäße, ist offenbar durch eine dem Thone beygemengte, schwärzende Substanz bewirkt.

zweytes Kapitel. "Von der Bildung der Gefäße." — Die sogenannten Etrurischen Gefäße sind zuverlässig ohne Ausnahme auf der gewöhnlichen Töpferscheibe gebildet. Dieses wird dadurch bewiesen:

1. Daß nur solche Formen vorkommen, deren Bildung auf der gewöhnlichen Töpferscheibe möglich ist; nämlich nur Formen mit kreisförmigen Querdurchschnitten.

2. Daß Spuren von der Bildung auf der Scheibe sehr oft, zumahl an den inneren Flächen, sichtbar sind.

3. Daß dagegen niemals Spuren vorkommen, die auf eine künstlichere Formung schließen lassen, z. B. keine sogenannte Näthe.

Auf die Ausbildung der Gefäße ist eine verschiedene Sorgfalt gewandt. Die feineren, bemahlten, sind mit großem Fleiße gebildet. Die Dimensionen sind gleichmäßig; die Ausdehnung ist zum Theil sehr dünn; die Außenflächen sind sehr eben. Man ersieht daraus, daß man auch nach dem Aufdrehen, und nachdem die Masse etwas angetrocknet war, Mittel zur Abputzung angewandt hat; die denen ähnlich gewesen seyn mögen, welche von unseren Töpfern bey der Ausbildung der edleren Waaren angewandt werden.

Die Mannichfaltigkeit der Formen, von denen die Abhandlung eine allgemeine Uebersicht gibt, ist in demselben Grade bewundernswürdig, als der Geschmack, der darin herrscht; wiewohl auch in dieser Hinsicht eine Verschiedenheit nicht zu verkennen ist, die unter den besseren und weniger sorgfältig gebildeten sich zeigt; so wie zwischen denen die Griechischen und wirklich Etrurischen Ursprünge sind.

An den Gefäßen kommen einzelne Theile vor, die nicht zugleich mit dem Haupttheile auf der Scheibe gebildet seyn können, sondern die besonders geformt und nachher angefügt seyn müssen; wohin namentlich Griffe und Henkel, so wie ein prismatischer Fuß, statt des gewöhnlichen runden gehören. Auch an diesen Theilen ist Nichts zu sehen, was zur Vermuthung berechtigen könnte, daß sie in Formen gebildet worden. Sie scheinen vielmehr aus freyer Hand gebildet zu seyn.

Drittes Kapitel. "Vom der plastischen Verzierung der Gefäße." — Es kommen an den Gefäßen Verzierungen vor:

1. Die offenbar bey der Ausbildung derselben auf der Töpferscheibe bewirkt sind, z. B. in horizontalen Kreislinien laufende Leisten, Rundlinien, Hohlkehlen; die ohne Zweifel durch angehaltene Schablonen gebildet worden;

2. Die nicht zugleich auf der Scheibe gebildet seyn können; dahin gehören namentlich:

a) erhobene Arbeiten, die selten an dem Haupttheile der Vasen, häufiger an Griffen und Henkeln bemerkt werden. Auch diese Verzierungen sind offenbar nicht in Formen gemacht, sondern aus freyer Hand bossirt, welches dadurch bewiesen wird, daß niemahls Spuren der Form daran sichtbar sind, und daß oftmahls die zusammengehörenden Bildwerke nicht völlig übereinstimmen.

b) Eingedrückte Verzierungen. Sie bestehen theils in einer gewissen Punctirung, theils in krummlinigen Vertiefungen. Auch diese scheinen aus freyer Hand, mit einer harten Spitze, vermuthlich als der Thon lufttrocken war, eingedrückt worden zu seyn, wofür die Unregelmäßigkeiten reden, die darin sich zeigen. Ganz dasselbe gilt von der vertieften Schrift, die sich zuweilen an Griechischen Vasen findet. Diese, so wie manche andere Wahrnehmungen, beweisen aufs Neue, daß die Alten ihre Künste mit einer bewundernswürdigen Handfertigkeit ausübten; aber dagegen mit vielen der einfachsten mechanischen Hülfsmittel der neueren Künste unbekannt waren.

Viertes Kapitel. "Von dem Brennen der Gefäße." — Die Gefäße sind ohne Ausnahme gebrannt, aber in sehr verschiedenem Grade; doch aber nie stärker, und oftmahls viel schwächer als unsere feinere Töpferwaare oder Fayance. Niemahls wird eine Zusammensinterung oder ein Fluß der Masse bemerkt; niemahls daher eine Aehnlichkeit mit unserem eigentlichen Steingute. Im Allgemeinen sind die besseren, bemahlten Gefäße schärfer gebrannt, als die gewöhnlicheren und unter diesen am schwächsten; die durch und durch schwarz gefärbten. Diejenigen, welche bisher über die Verfertigung der so-

genannten Etrurischen Gefäße Vermuthungen geäußert haben, sind der Meinung: daß wenigstens die bemahlten wiederholt gebrannt seyn müßten, wie unsere Fayance, und zwar zuerst schwach, und dann, nach aufgetragener Malerey, noch einmahl stärker. Man kann es den Gefäßen natürlicher Weise jetzt nicht ansehen, ob sie nur einmahl oder wiederholt gebrannt sind; aber nach dem, was sich über die Bemahlung der Gefäße ausmitteln läßt, scheint es sehr wahrscheinlich zu seyn, daß sie nur einmahl gebrannt worden, wodurch sie den erforderlichen Grad der Härte und Festigkeit erlangt haben, ohne ihre Porosität ganz zu verlieren; und daß nachher die Schwärze bey geringerer Erhitzung der Gefäße, aufgetragen ist.

Fünftes Kapitel. "Von der Bemahlung der Gefäße. 1. Von den Beschaffenheiten der Farben." — Die Gefäße sind mit keiner eigentlichen Glasur versehen, die entweder für sich, oder in Verbindung mit Farben, die Oberfläche bedeckt. Die durch und durch schwarzen Gefäße haben gar keine Decke, die von der Masse verschieden ist; sondern der Glanz, den die Oberfläche zeigt, rührt von der Masse selbst her. Andere Gefäße haben einen einfachen, schwarzen Ueberzug, der aber nicht unsern Ebsperglasuren, sondern vielmehr einem schwarzen Firniß gleicht. Die bemahlten Gefäße zeigen entweder stellenweis die ganz unbedeckte Oberfläche des Thons; oder dieser ist zum Theil von einem sehr dünnen, durchscheinenden, firnißähnlichen Ueberzuge bedeckt, der die Farbe des Thons nur erhöht und ihr gemeinlich einen schwach bräunlichen Anstrich gibt. In der Malerey der Gefäße ist die schwarze Farbe die allgemeinste, die in ihren Eigenschaften mit dem schwarzen Ueberzuge anderer Gefäße übereinstimmt. Weit seltner und beschränkter kommen andere Farben vor.

Jene Schwärze, welche ganz besonders die sogenannten Etrurischen Gefäße characterisirt, verdient vor Allem eine nähere Untersuchung. Ihre Farbe ist gemeiniglich ein Pechschwarz, welches sich oft noch mehr in das Braune zieht, ja, wenn sie dünn aufgetragen ist, wohl kaffeebraun erscheint. Seltner zeigt sie einen Stich in das Blaue oder Grüne. Sie hat einen bald stärkeren, bald schwächeren, firniskartigen, nie einen glasartigen Glanz. Ueberhaupt hat der schwarze Ueberzug nie das Ansehn eines Glases oder eines Emails; wohl aber überzeugt man sich bey der Beobachtung unter der Loupe, daß er geschmolzen oder geflossen ist. Er haftet fest, ohne in die Thonmasse eingedrungen zu seyn. Er zeigt keine Risse und Sprünge. Von Säuren und andern Flüssigkeiten wird er nicht aufgelöst. Auch widersteht er in einem gewissen Grade, der Einwirkung der Hitze. Bey genauer Betrachtung wird es sehr wahrscheinlich, daß der dünne, durchscheinende Ueberzug dieselbe Substanz wie die fattere Schwärze ist, nur in einem mehr verdünnten Zustande, oder schwächer aufgetragen. Man kann die unmerklichsten Abstufungen von der fatteden Schwärze, bis in jenen zarten, schwach tingirenden Ueberzug verfolgen. Ja man findet zuweilen in einem Pinselstriche die verschiedensten Gradationen.

Vauquelin hat zuerst gefunden, daß die Schwärze eine kohlige Substanz ist, und die Vermuthung geäußert, daß sie vielleicht aus Graphit oder Anthracit bereitet seyn möchte. Die Versuche des Hofraths Hausmann haben in Hinsicht der Natur jener Schwärze, dasselbe Resultat gegeben; er hält es aber nicht für wahrscheinlich, daß man die eben erwähnten kohligen Mineralkörper zur Darstellung derselben angewandt habe. Die Farbe der Schwärze stimmt

weder mit der des Graphits noch mit der des Anthracits überein. Da sie offenbar mit dem Pinsel aufgetragen ist, so mußte sie entweder selbst ein flüssiger Körper seyn, oder vermittelst eines andern flüssigen aufgetragen werden. Da sie offenbar geschmolzen, geflossen ist, so mußte sie entweder für sich schmelzbar, oder von einem andern Flußmittel eingehüllt seyn. Auch ist anzunehmen, daß dazu ein Körper angewandt wurde, der in den verschiedenen Gegenden, in denen man jene Gefäße in großer Menge verfertigte, entweder gewonnen wurde, oder wenigstens durch den Handel leicht zu erhalten war. Nach manchen vergeblichen Versuchen, ist es dem Hofrath Hausmann gelungen, dem gebrannten Thon einen Ueberzug zu geben, der in den meisten Eigenschaften mit der vorhin beschriebenen Schwärze auf den alten Thongefäßen übereinkommt. Sollte dadurch das Geheimniß jener alten, merkwürdigen Malerey, noch nicht vollkommene Aufklärung erhalten haben, so dürfte dazu doch nun wenigstens der Weg gebahnt seyn. Der Hofrath Hausmann bedient sich einer Auflösung von schlackigem Bergpech (Asphalt) in Bergnaphtha (oleum petrae). Wird die gebrannte Thonmasse, die den Anstrich erhalten soll, bis zu dem Grade erhitzt, bey welchem das Bergpech schmilzt und nun der Anstrich gegeben, so bildet sich schnell, indem die Naphtha verdampft, ein fest haftender, glänzender Ueberzug, dem man die verschiedensten Grade dadurch geben kann, je nachdem man die Auflösung in einem mehr verdünnten, oder in einem concentrirteren Zustande anwendet; oder je nachdem man nur einmahl oder wiederholt aufstreicht. Wird die Thonmasse so lange in der Hitze erhalten, bis die Naphtha völlig verdampft ist, so trocknet der Ueberzug, der dann nach dem ver-

schiedenen Grade der Intensität, eine braune oder schwarze Farbe hat und entweder den Thon durchscheinen läßt, oder ihn völlig deckt. Ist der Thon weder zu stark noch zu schwach gebrannt, so zieht seine Rinde die auf ihr schmelzende Schwärze so schnell an, daß die schärfsten Conturen zu erlangen sind. Das Auftragen muß aber mit großer Schnelligkeit geschehen, und in der Zeichnung begangene Fehler können nicht wieder gut gemacht werden. Der Hofrath Hausmann hat eine ähnliche Schwärze auf Thon durch die Anwendung von natürlichem Bergtheer hervorgebracht. Jene Auflösung von Asphalt in Bergnaphtha gewährt aber den Vortheil, daß man den Anstrich leichter auf verschiedene Weise modificiren kann. Es ist bekannt, daß Asien die erwähnten Materialien in großer Menge liefert, und daß sie im Alterthume bekannt, durch den Handel verbreitet und zu verschiedenen anderen Bereitungen in Anwendung waren. Von dem beschriebenen Verfahren, dem gebrannten Thon einen schwarzen, dauerhaften Ueberzug zu geben, wird man vielleicht bei verschiedenen unserer Thonfabrikate nützlichen Gebrauch machen können, nicht allein zur Verzierung, sondern besonders zur schützenden Decke, z. B. bei Ziegeln; wozu man sich dann im Großen des Bergtheers, oder vielleicht mit besonderem Vortheil, des Steinkohlentheers würde bedienen können.

Außer der Schwärze kommen zuweilen auf den alten Gefäßen noch andere Farben vor; namentlich ein Weiß; ein gelbliches Weiß; rothe, braune; selten in das Blaue stehende, oder vollkommen blaue Farben. Alle diese sind Deckfarben, die aus Erden, Metalloxyden und Metallsalzen bereitet wurden. Das Weiß scheint weißer Thon, das Roth und Braun, Eisenoxyd zu

seyn. Diese Farben sind nicht verglast, sondern haben noch ganz das ursprünglich-erdige Ansehen. Sie sind sehr viel weniger fest mit dem Thone verbunden als die Schwärze. Sie springen ab, oder lassen sich leicht abschaben und werden auch zum Theil von Säuren angegriffen. Sie sind gemeinlich auf die Schwärze gesetzt.

2. "Von dem Mechanischen der Auftragung der Farben." — Die von Einigen, noch neuerlich von Kossi geäußerte Vermuthung, daß bey gewissen Arten der Vasenmahlerey Patronen zu Hülfe genommen seyen, sucht der Hofrath Hausmann zu widerlegen und zu zeigen, daß Alles aus freyer Hand gemahlt worden, wobey, da es sehr schnell geschehen mußte, selbst bey sehr geübtem Pinsel, manche Unregelmäßigkeiten und Fehler nicht vermieden wurden. Oft wurde den Gefäßen zuerst ein sehr dünner Anstrich gegeben, der nur die Farbe des Thons etwas erhöhte, worauf dann die sattere Schwärze gesetzt wurde, die man durch wiederholtes Auftragen verstärken konnte. Die Conturen der Figuren und Ornamente wurden oft zuerst durch Linien mit derselben Schwärze, vermittelst der Pinselspitze angedeutet, damit nachher die Füllungen, zumahl bey den Mahleren mit gesparten Figuren, mit nallern Pinsel schnell angelegt werden konnten. Zuweilen wurden auch die Conturen zuvor mit einem spizen Werkzeuge in den Thon gerissen; welches wahrscheinlich geschah, als der Thon noch nicht gebrannt, sondern nur lufttrocken war. Die übrigen Farben wurden später aufgesetzt, nachdem der schwarze Grund ganz vollendet war.

3. "Von der Vollendung der Mahleren." — Nachdem die Schwärze und Farben aufgetragen waren, wurden sie mit keinem weiteren Ueberzuge versehen. Aber wohl hat nachher die Natur mitgewirkt, um die Schwärze und die Far-

ben zu erhalten; indem die in den Gräbern gefundenen Gefäße, größtentheils einen kalkigen Ueberzug haben, der durch Säuren aufgelöst wird. Das Einzige, was zuweilen nach dem Auftragen der Farben, absichtlich noch damit vorgenommen zu seyn scheint, besteht darin: daß man Conturen, z. B. im Innern der schwarz angelegten Figuren, mit einer harten Spitze so weit eurtst, daß die Farbe des Thons zum Vorschein kam. Man bemerkt dasselbe zuweilen da, wo eine rothe oder braune Farbe die Schwärze deckt, indem dann wohl, wie bey den Gefäßen der achten Classe, Conturen bis auf den schwarzen Grund eingerissen sind.

Sechstes Kapitel. "Von der Verfertigung der durch und durch schwarz gefärbten Gefäße." — Man könnte auf den ersten Blick verleitet werden zu glauben, daß diese Gefäße aus einer ähnlichen Masse bereitet seyen, woraus die schwarze Waare der Englischen Steingutfabriken besteht. Der Hofrath Hausmann fand aber, daß die Schwärze jener alten Gefäße durch das Glühen verloren geht, und daß sie sich in jeder Hinsicht, wie die Schwärze auf den bemahlten Gefäßen verhält; daß auch sie durch eine kohlige Substanz bewirkt ist. Daß diese Substanz nicht etwa Graphit ist, wie bey den schwarzen Zpfer Siegeln, davon überzeugt man sich leicht durch Vergleichung der Farbe und des Glanzes. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Thon durch kohlenhaltige Dämpfe durch und durch schwarz gefärbt werden kann. Daß aber jene alten, schwarzen Thongefäße nicht durch dieses Mittel gefärbt sind, wird dadurch bewiesen, daß sie nur schwach gebrannt sind, und daß man auf ihrem Bruche deutlich wahrnimmt, daß die Schwärze durch eine brennende Substanz bewirkt worden.

Der Hofrath Hausmann suchte daher durch

Anwendung desselben Körpers, mit welchem die Schwärze der bemahlten Gefäße nachgeahmt wurde, auch diese Masse zu Stande zu bringen, welches ihm vollkommen gelungen ist. Wird dem mit Wasser erweichten Thon fein pulverisirtes Bergpech in einem solchen Verhältnisse innig bergemengt, daß die getrocknete Masse eine licht graue Farbe erhält, wenn der Thon zuvor weiß war; wird darauf die lufttrocken gewordene Masse sehr allmählich in die Hitze gebracht und so weit gebrannt, daß das Bergpech schmilzt und den Thon ganz durchdringt; so erhält dieser nicht allein im Innern völlig das Ansehn von der Masse der alten Gefäße, sondern auch äußerlich denselben firnifartigen Schimmer, der jenen Gefäßen eigen ist. Der Hofrath Hausmann machte den Versuch, Thon mit Bergtheer anzumengen und die dadurch erhaltene Masse schwach zu brennen, ohne jedoch dasselbe Resultat zu erhalten. Der Zusatz von Bergtheer hebt die Bindung des Thons auf; es erfolgt daher durch das Brennen zwar eine schwarze, aber keine fest zusammenhängende Masse. —

Die Untersuchung der Masse, woraus die durch und durch schwarz gefärbten, in Italien ausgegrabenen Gefäße bestehen, hat den Hofrath Hausmann auf eine Bemerkung geführt, die für die Geschichte der Töpferkunst und für die Geschichte der Verbreitung der Künste im hohen Alterthum überhaupt von Interesse seyn dürfte; daß nämlich ein großer Theil der altdeutschen sogenannten Aschenkrüge aus einer ähnlichen Masse besteht und auf ähnliche Weise verfertigt worden, wie jene Griechischen und Etrurischen Gefäße. Auch bey den altdeutschen Thongefäßen pflegt der färbende Stoff ein kohliges zu seyn. Die meisten derselben, welche der Hofrath Hausmann zu untersuchen Gelegenheit hatte, wozu

u. A. auch die bey Weesde und am Hainberge bey Göttingen ausgegrabenen gehören, sind aus einer etwas gröberer Masse gearbeitet und noch schwächer gebrannt, als die in Italien gefundenen. Auf dem Bruche nimmt man nicht selten eine unvollkommene Vermengung des Thons mit dem schwarz färbenden Körper wahr. Auffallend ist es, daß in manchen Stücken sogar in der Form die Deutschen Gefäße mit manchen Griechischen und Etrurischen überein stimmen. Der Hofrath Hausmann hofft im Stande zu seyn, seine Untersuchungen über die altdeutschen Thongefäße weiter fortzusetzen und wird jeden auch noch so geringen, ihm dazu dargebotenen Beytrag, mit größtem Danke benutzen.

In derselben Sitzung ward der Kön. Societät auch ein Aufsatz des Hrn. Oberstaabschirurgus Dr. Spangenberg's zu Hannover über die Natur der sogenannten Luftstreifschüsse vorgelegt. Erst genaue Schilderung der Erscheinungen, die sich dabey am Körper zeigen. Wie dann die meist schon matten Kanonen- und Haubizenkugeln schwere oft tödtliche Verletzungen, verderbliche Zerstörung der innern Theile, der Eingeweide, Muskeln ic. selbst der stärksten Knochen — und das ohne sichtliche äußere Verwundung, verursachen. Dann kritische Prüfung der mancherley theils seltsamen und durchgängig unzureichenden Hypothesen, die seit 60 J zur Erklärung des wichtigen Phänomens aufgestellt worden. Compression der Luft, allein oder in Verbindung mit einem vermeinten dahinter entstehenden luftleeren Raume; electriche Wirkung; Anhäufung von Wärmestoff; Gegenschleudern zerschossener Balken, Masten, Gewehre ic.; körperliche und geistige Anstrengung der Betroffenen, und was dergl. mehr erfunden worden. Dagegen behauptet der Verf. aus physisch-mechanischen Gründen die wirkliche Berührung der schief auftreffenden und wieder abprellenden Kugel, nach den Gesehen

der Wurf- und Schwerkraft, zumahl aber ihrer Centrifugalkraft, nahmentlich bey den Haubigenkugeln, als bey welchen wegen ihres dicken Bodens der Schwerpunct nicht im Centrum liegt. Dieß alles im Verhältniß zu der verschiedenen Widerstandskraft nach Verschiedenheit der Organisation des getroffenen Theils.

Berlin.

Sumtibus tabernae librariae Friderici Nicolai: Aug. Theophili Richteri, medicinae et chirurgiae doctoris et professoris publ. ordinari. n universitate literaria Georg. Augusta, magn. britann. regia consilii aulae et archiatri Therapiae specialis, Opus posthumum secundum schedulas relictas edidit suisque observationibus adornavit Georgius Augustus Richter, medicinae et chirurgiae doctor, professor extraordinarius in universitate literaria Berolinensi, et eques crucis ferreae ordinis secundi, eoque monente ad editionis secundae idioma a germanico in latinum transtulit sermonem Fred. Guilelm. Wallroth medicinae et chirurgiae doctor, Heringensis dittonis physicus, societatis natur curios. Berolinensis, Wetteraviensis, Halensis et Turicensis sodalis. Tomus I. Morborum acutorum Pars I. 1819. P. 602. in 8.

Eine Anzeige dieses Deutschen Werkes ist bereits in diesen Blättern gegeben worden; vorliegende Arbeit, die sich durch treue Uebersetzung empfiehlt, kann keinen weitem Zweck haben, als den schätzbaren Nachlaß des verdienstvollen Richters auch dem Auslande bekannter und verständlicher zu machen. Diese erste Abtheilung des ersten Bandes handelt, nach vorausgeschickten Aphorismen über das Savoir faire des Arztes, und wahre Studium der Heilwissenschaft, von den Fiebern und den Entzündungen der edlern Eingeweide.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 21. August 1820.

L o n d o n.

An Essay on the chemical History and the medical Treatment of Calculous Disorders, by Alex. Marcet, Physician to St. Guy's Hospital 1817, mit zehn, zum Theil farbigen Kupfern. 181 Seiten in 8 In der Zueignung an W. H. Wollaston, gesteht der Verf. dieses reichhaltigen trefflichen Werkes dankbar, den schriftlichen und mündlichen Mittheilungen desselben das vorzüglichste von ihm vorgetragene schuldig zu seyn. Introduction. Wenn auch durch alle auf sein Werk gewendete Mühe, nur palliatif bey Steinbeschwerden geholfen werden könnte, so sey es doch ein großer Gewinn, in den früheren Stadien die Krankheit aufzuhalten, oder nach dem Steinschnitte einen Rückfall zu verhüten. Noch immer müßte man unter fünf Steinschnitten auf Einen tödlichen Ausgang rechnen. Doch ließe sich hoffen, daß mit der Verbesserung der Methode die weibliche Harnröhre zu erweitern, man künftig den Steinschnitt bey dem weiblichen Geschlechte würde ganz-

P (6)

lich entbehren können. Chap. 1. Von den verschiedenen Stellen (Situations), an welchen man in den Harnwegen Steine antrifft, und von den Zufällen, die sie erregen. Die Anwesenheit von Steinen in jedem Theile der Harnwege, nämlich den Nieren, den Harnleitern, der Harnblase und der Harnröhre, wird durchaus nach eigenen Wahrnehmungen angegeben, und durch treffliche Abbildung versinnlicht. Die Zufälle, welche Steine nach der Beschaffenheit dieser verschiedenen Stellen verursachen, werden nebst der Veränderung, die man an denselben bey den Leichenöffnungen bemerkte, genau beschrieben. Ein entscheidendes Kennzeichen von der Gegenwart der Steine in der Prostata fehle noch. Inzwischen erkannte sie der hocherfahrne Astley Cooper dennoch in einem Falle im Leben, mittelst des in den After gebrachten Fingers. Chap. 2. Ueber das verschiedene Vorkommen der Harnsteine, in verschiedenen Districten und Spitälern und die verhältnißmäßige Häufigkeit der Steinbeschwerden in verschiedenen Ländern. Kaum glaublich sey es, daß man in den größten Spitälern Londons, keine Verzeichnisse der an Steinschnitt Operirten aufgehoben findet. Die Infirmarys in Norwich und Norfolk dagegen machten eine rühmliche Ausnahme, und könnten hierin als Muster dienen. Die 506 binnen 44 Jahren daselbst ausgeschnittenen Steine, werden sorgfältig nebst den dazu gehörenden Krankengeschichten aufbewahrt, und wurden mit größter Bereitwilligkeit dem Verf. zur Einsicht mitgetheilt. Die Sterblichkeit der Operirten verhielt sich dort in Kindern wie 1 zu 29 in Erwachsenen wie 1 zu 18. Man sollte Harnsteine nicht in Gläsern aufheben, ohne zugleich ein Stückchen derselben chemisch untersucht zu haben. Dr. Dobsons Beobachtung (s. unsere umständliche Anzeige davon 1780. St. 80

Seite 649) daß sogenannte harte Wasser, die Steinkrankheit abhalten, wurde durch die guten Wirkungen der Wasser von Burton, Matlock, Bath und Bristol bey Steinbeschwerden bestätigt. Der Steinschnitt scheint jetzt weniger als sonst in London vorzukommen. Unter Kindern finden sich Steinbeschwerden nur bey den ärmern oder schlecht genährten. Im Edinburger Infirmary kommt der Steinschnitt jährlich nur zweymahl vor. In Frankreich haben die Steinbeschwerden sich seit der Revolution sehr vermindert, weil nämlich die ärmere Classe dermahlen weniger elend als vordem, rücksichtlich der Diät, lebe. In Wien sey die Operation des Steinschnitts verhältnißmäßig selten, wiewohl Pajola dort genug am Stein Leidende antraf. In Genf ist der Stein nicht so häufig als in Lyon. Nach Dr. Scott's gerichtlichem Zeugnisse ist in Ostindien der Stein fast unbekannt. Man sollte bey nahe vermuthen, daß die Tendenz zur Harnsteinzeugung von einigen allgemeinen, vom Essen und Trinken unabhängigen Ursachen entspreche, und daß es eine wesentliche Verbindung zwischen den Functionen der Haut und dem Vorkommen der Steinbeschwerden geben müsse. Chap. 3. Von den verschiedenen Arten der Harnsteine, ihren äußeren Kennzeichen, ihrer Natur und Classification. Gegen Hrn. Brande und andere Schriftsteller beweisen dem Verf. vor ihm liegende Steine, daß in den Nieren jede Art von Harnsteinen, nicht bloß nur die eine oder die andere Art derselben ausschließlich vorkomme. Mancher Harnblasenstein besteht aus allen vier, schichtenweis übereinander liegenden Arten, dergleichen er einen sehr schönfarbig abbildet. Gegen Dr. Pearsons Benennung uric acid, lasse sich erinnern, nicht nur daß man dasselbe in gichtischen Concretionen ebenfalls wie im Harn finde, sondern

auch, daß es dem Worte urea, welches einen von dem lithic acid ganz verschiedenen Stoff bezeichnet, zu sehr gleiche. Die bis jetzt im Harn entdeckten Substanzen seyen Lithic oder uric acid, phosphate of lime, Ammoniac - Magnesian Phosphate, Oxalate of lime und Cystic oxyd. Der Verf. unterscheidet nun Arten Harnsteine: 1. Lithic calculus; 2. Bone earth Calculus; 3. Triple Calc., oder Ammoniac Magnesian Phosphate Calc.; 4. Fusible Calc.; 5. Mulberry Calc. oder Oxalate of Lime Calc.; 6. Cystic Oxyd Calc.; 7. Alternating Calc.; 8. Compound Calc., dessen Bestandtheile so innig gemischt sind, daß sie ohne chemische Analyse nicht von einander gesondert werden können; 9. Stein der Prostata, bestehend, aus phosphorsaurer Kalk. Außer diesen neun Arten fand der Verf. noch zwey Steine, welche sich nicht zu diesen rechnen ließen. Die steinige zwischen der Eichel und Vorhaut sich bisweilen ablegende Masse, sey mit Nr. 4 von gleicher Beschaffenheit, und schnell zunehmend. Indem nämlich der Harn bey der Fäulniß durch Entwicklung von ammonia sich zersetzt, wird der im Harn enthaltene phosphorsaure Kalk gefällt. Der mulberry calculus entstehe wahrscheinlich in den Nieren, und sollte daher renal oder nephritic oxyd heißen. Brandes Bemerkung, daß Personen, welche diese Art Steine ausleeren, weniger der Wiederkehr von Steinbeschwerden ausgesetzt seyen, als die am lithic acid leiden, wird bestätigt. Da der Alternating Calculus bewiese, daß gelegentliche Variationen in dem Zustande des Körpers, eine gänzliche Veränderung in der Natur der Harnsecretion bewirkten, so ließe sich auch hoffen, daß man einstens diese krankhafte Secretionen werde bemeistern können. Chap. 4. Ueber zwey Steine, welche zu keiner der bis jetzt beschriebenen

nen Arten gerechnet werden können, Sie scheinen dem Verf. zu selten, um für eigene Arten zu gelten. Einer dieser Steine ließ sich sowohl in Alcalien als Säuren auflösen und verdiente seiner gelben Farbe wegen den Namen Xanthic Oxyd, der andere schien aus verhärteter erweißähnlicher Materie zu bestehen und dürfte fibrinous calculus heißen. Ch. V. Ueber die verhältnißmäßige Frequenz der verschiedenen Arten von Harnsteinen. Der Verf. gibt darüber vergleichende Tabellen. Die meisten Todesfälle fanden sich unter denen, die an der zusammengesetzten oder gemischten Art von Steinen gelitten hatten, weniger unter den maulbeerförmigen. Es scheint daher; daß nicht sowohl die mechanische Reizung des Steines, als vielmehr eine besondere diathesis der Harnsecretion, auf den Erfolg der Operation Einfluß habe. Chap. VI. Analyse der Harnsteine, um sie leicht zu unterscheiden. Der Verf. beschreibt nebst Abbildungen einen sehr einfachen, nett eingerichteten Apparat um Harnsteine bequem untersuchen zu können. Ch. VII. Von einigen andern Arten thierischer Concretionen, welche nicht die Harnwege betreffen, sowohl in Menschen als in Thieren. Die Concretionen in der Zirbel des Gehirns, in den Speicheldrüsen, im Pancreas, in den Gekrösdrüsen, der Milz, dem Uterus und den Lungen, wie auch der Weinstein an den Zähnen bestehen meist aus phosphorsaurem Kalk, mit etwas beygemischter thierischer Materie. Steine im Darmcanale des Menschen seyen seltener als bey Thieren. Der übertriebene Gebrauch von Magnesia erzeugt Steine im Darmcanale. Der Verf. erhielt ein Concremat, welches ihm unverdauter Käse, oder Portionen von der käsigten Materie genossener Milch schien, auch einen oaten calculus, wahrscheinlich von genossenem Hafermehl. Im Darmcanale geronnenes Blut gleiche dem Caffeesatz. Die Bezoare, dergleichen einen

er aus dem Rhinoceros untersuchte, bestehen aus triplephosphate. Die Harnsteine der Thiere enthalten nicht wie die menschlichen lithic acid, sondern carbonate und phosphate of lime durch thierischen Stoff verbunden. Die Excremente von Boa constrictor bestünden aus lithiat of ammonia. Zuletzt wird noch der Sichtconcretionen und Gallensteine gedacht.

Ch. VIII. Von den Gemischen und physiologischen bey Behandlung der Steinkrankheiten zu beobachtenden Grundsätzen. Ein vorzüglich schätzbarer Abschnitt. Was sich von der Kunst gegen die Steinkrankheiten erwarten lasse, sey entweder Verhütung der Zunahme des bereits gebildeten Steines, oder Schüzung des Körpers gegen die Uebermacht der besondern ihn erzeugenden diathesis. Die im Urin enthaltene phosphorsaure Kalkerde, phosphorsaure Magnesia, und Steinsäure seyen als verhältnißmäßig weniger als andere Bestandtheile des Urins auflösbar, geneigter in concreter Form sich abzusondern. Diese zwey erdigen Salze würden hauptsächlich durch die Phosphorsäure und zum Theil durch die Milchsäure aufgelöst gehalten. Frischer Urin ist etwas säuerlich; von dem Ueberschusse sowohl an Phosphorsäure als zum Theil an Milch- und Steinsäure. Durch tagelanges Stehen, oder auch bloßes Erkalten des Urins setzen sich von selbst Portionen der Steinsäure und des phosphorsauren Kalkes zu Boden. Mit noch längerem Stehenlassen beginnt die Zersetzung. Eine Quantität Ammonia wird erzeugt, welche sich mit einer uncombineden Portion der Säure vereinigt neutralisirt, und dadurch den Niederschlag der erdigen, und wenig auflösbaren Salze, besonders des phosphate of lime und ammoniaco-magnesian phosphate veranlaßt. Was daher den Abgang des Urins aus der Blase aufhält, veranlaßt auch diese Niederschläge und die Ansätze, um fremde, in die Harnblase etwa gerathene Körper. Wird daher ein Alkali z. B. wenige Tropfen Ammonia, zu frisch gelassenem Urin gethan, so er-

scheint ein Wölken, und in vier Unzen etwa zwey Gran eines aus phosphorsaurem Kalk und ammoniaco - magnesian phosphate bestehenden Sages. Kalkwasser macht einen noch stärkern Niederschlag, in dem sich der Kalk mit dem Ueberschuß phosphorischer, vielleicht auch milchiger Säure verbindet, fällt er nicht nur den von diesen Säuren aufgelöstem Kalk, sondern zersezt auch die andern Phosphate und erzeuat eine additionelle Quantität salzsauern Kalkes. Mischt man dagegen etwas Säure, Phosphorsalz oder Essigsäure zu frischem Urin, so setzen sich in ein paar Tagen, röthliche, crystallinische Partikelchen ans Glas. Auf diesen beiden Thatsachen beruhen am Ende die Grundsätze der chemischen Behandlung. Ist nämlich lithic secretion (Erzeugung der Steinsäure) vorherrschend, so sind Alkalien passende Heilmittel, Säuren, besonders Salzsäure dagegen, wenn kalkige oder magnesige Salze im Bodensatz des Urins vorherrschen. Daß aber Alkalien in die Harnwege wirklich gelangen, ist längst entschieden, und zwar zeigt sich der Urin in wenig Minuten nach eingenommenen Alkalien, alkalisch. Nicht so leicht ist dagegen die Entscheidung rücksichtlich der Säuren, da der Urin an sich natürlich sauer ist. Doch war der Verf. Zeuge, daß eine steinige diathesis, entgegengesetzter Art, durch Säuren gemindert wurde. Allein gesetzt auch, daß kein Atom Säure oder Alkali die Harnwege erreichte, so könnten sie doch die gewünschte Wirkung schon während der ersten Periode der Assimilation verrichten, und in den ersten Wegen bereits durch Neutralisirung die Neigung zur Säuerung oder Alcalescenz mindern, oder auf eine andre Art die Assimilation hindern, welche in den darauf folgenden Processen der Assimilation und Secretion Steinbeschwerden veranlassen. Kohlen säure ist ein sehr schickliches Behülfel alkalischer Arzeneyen. Priestley, Percival, Dobson, Saunders, Falconer und Brande irrten, wenn sie glaubten, daß Kohlen säure uncombined die Harnblase erreichen

könnte. Unter der Luftpumpe entwickelt sich Kohlenfäure aus dem Urin, nur nicht nach vorher getrunkenem Sodawasser. Der Nutzen der Alkalien bey Steinbeschwerden beschränkt sich aber nicht bloß auf ihre chemische Wirksamkeit, weil man durchaus findet, daß sie die Reizung der Blase mindern, und den Fluß des Harnes befördern, selbst wenn vermoge der chemischen Zusammenziehung der Steine, alkalische Arzeneyen als Apoposionsmittel, letzteren von keinem Nutzen seyn könnten. Diese bis jetzt unerklärte Wirkung leistet sowohl kauftisches als mildes Kali, ja in gewissem Grade selbst Magnesia. Dem Alkali zuzurechnen Opium ist dabey sehr kräftig mitwirkend. Leider wird aber durch die Alkalien, wegen des Abscheidens der Schleime vom Urine, der Steinbeschwerden begleitende Sclerim nur noch vermehrt, dessen Secretion dagegen verdünnte Salzsäure beschränkt. Eine große Schwierigkeit läge freylich in der Alternirung verschiedener Steinabsätze, till essen dürfte man nach Dr. Prouts Bemerkung schließen, daß wenn sich viel uræa im Harn zeige, die phosphate, wenn sich dagegen viel Farbe- und Extractivstoff zeigt, lithic acid die vorherrschende Secretion ausmacht. Ein rasches Abführungsmittel nußt, besonders bey der Gicht, auffallend, nicht nur durch Beförderung des Abgangs kleiner Steine, sondern auch durchs Einhaltthun der Steinbildung, so auch Terpenthinöl mit Mohnsaft. Ein zur Säure neigender Zustand der Verdauungsorgane begleitet fast beständig Steinbeschwerden und Gicht. Ausschließliche Fleischdiät befördert die Secretion der Steinsäure. Häufig entstehen Steinbeschwerden von in Unordnung gerathener Verdauung. Die Function der Haut habe einen weit größern Zusammenhang mit der Steinbildung, als man gewöhnlich glaubt. Denn Steinbeschwerden sind nicht nur, wie schon bemerkt worden, in heißen Climates selten, sondern selbst in England mindert starker Schweiß die Absonderung der Steinsäure. Von Einspritzungen in die Harnblase lasse sich nichts vorzügliches erwarten. Erklärung der Tafeln. Tab. 1. durch Steine ausgedehnte Niere, welche im Leben keine Beschwerden verursacht hatten; 2. ähnliche mit Steinen gefüllte Niere; 3. verdickte, einen runden Stein haltende Harnblase; 4. Harnblasensteine in Pölsen enthaltend; 5. einen Stein haltende verdickte Harnröhre; 6. Farbige Abbildung, aus Steinsäure bestehender Blasensteine; 7. Farbige Abbildung, schmelzbarer und maulbeerartiger Blasensteine; 8. besonders treffliche, farbige Abbildung verschiedener Blasensteine; 9. kranke Harnblase und Vorsteherdrüse, nebst farbiger Abbildung der Vorsteherdrüse-Steine; 10. Lineare Abbildung der zur chemischen Analyse solcher Concretionen dienlichsten Geräthschaften.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 24. August 1820.

L e i p z i g.

Von Joh. Ambr. Barth: Probabilia de Evangelii et Epistolarum Joannis Apostoli indole et origine eruditorum judiciis modeste subjectit Carolus Theoph. Bretschneider. 1820. XVI und 224 S. in 8.

Eine kleine, aber wichtige Schrift; nicht als ob sie noch nie gesagte Zweifel gegen Johannes Evangelium und Briefe vortrüge (denn wer wüßte nicht, mit welcher Heftigkeit in den neuesten Zeiten Johannes Schriften bestritten worden?) sondern weil sie gerade dieser gelehrte Theolog auf eine seiner würdige Weise mit Ruhe und Mäßigung zur Sprache bringt, und dabey seinen eigenen Gang geht. Wer sollte einen solchen Zweifler nicht gerne an- und anhören? Schriften der Art erhalten den Forschungsgeist wach und sind zulezt bisher immer eine Wohlthat für das Christenthum gewesen.

Johannes, der Apostel, war nicht, wie es dem Verf. scheint, Verfasser des vierten Evangeliums; und überhaupt war es kein Zeuge des Lebens Jesus. "Der Jesus des Johannes ist ein ganz anderer als der der drey ersten Evangelien. Jener spricht in einer dunkeln, my-

stischen, dieser in einer planen, allgemein verständlichen Sprache; jener macht den speculativen Theologen, dieser den practischen Volkslehrer; jener fließt immer von seiner Verbindung mit Gott über und verkündiget sich als Messias, dieser spricht gar nicht davon und verbietet sogar, ihn als Messias bekannt zu machen. Nur die Reden, welche Jesu von den drey ersten Evangelisten in den Mund gelegt werden, können echt seyn, die im Johannes nicht; in jenen athmen sie eine Beredsamkeit, die eines Volkslehrers würdig ist, und ihrer Wirkung gewiß seyn kann, in diesem nicht; in jenen ist alles natürlich, in diesem alles gekünstelt und unnatürlicher; und eben darum ist es unmöglich, daß in jenen ein gedichteter Messias vorkomme, wohl aber in diesem, dem Johannes." Aehnliche Zweifel hat ehedem auch der Recensent lange mit sich herumgetragen; sie haben sich aber alle, bis auf einen, den er auch öffentlich eingestanden hat, der aber dem Verf. nicht brauchbar wäre, in ihm nach und nach gelöst. Nur scheinbar ist Johannes Jesus ein anderer, als der der drey ersten Evangelisten. Erklären sie nicht die Größe Jesus wie er? Ihnen entsprang sie daraus, daß er das *πνεῦμα ἅγιον* hatte, dem Johannes daraus, daß mit ihm der *λόγος* verbunden war. Und wäre *πνεῦμα ἅγιον* und *ὁ λόγος* nicht einetley? Die Verschiedenheit der Evangelien über Jesus liegt nur in den Worten, nicht aber in der Sache, und in dem Unterschied, daß die drey ersten Evang. bey dem einfachen Satz stehen bleiben: durch das mit ihm verbundene *πνεῦμα ἅγιον* ist Jesus *χριστός, υἱὸς τοῦ Θεοῦ*, ohne sich in weitere Entwicklungen einzulassen. Johannes aber versucht letztere, und will das Höhere in Jesu begreiflich machen. Ob er wohl daran gethan hat, ist eine andere Frage; wer kann das Ueberfinnliche in der Erscheinung begreiflich machen? Hat er aber einmahl den kühnen Versuch wagen wollen, so ist nicht mehr befremdend, daß sein Evangelium in

eben dem Maße speculativ ist, als die der übrigen populär sind. Die ganz eigene Sprache, die er Jesu in den Mund legt, und die sich nicht selten in Dunkelheiten verliert, ist des Evangelisten, nicht Christus Sprache. Ueberhaupt braucht die Sprache der ersten Wortführer des Christenthums nicht mit der Sprache Jesus übereinzustimmen: der Schüler wird zwar immer etwas von der Sprache seines Lehrers annehmen, und wo etwas darauf ankommt, selbst mit den Worten seines Lehrers sprechen: aber, wofern er nur selbstständig ist, wird der Schüler seinen Geist in dessen Lehren legen, und sie in der Sprache, die Ausfluß seines Geistes ist, vortragen. Solche Selbstständigkeit hatten die Apostel; und wohl uns, daß sie von solcher Geistesfähigkeit waren! sie müssen die Lehren Jesu in ihren Geist aufgenommen, sie dabey in ihr Eigenthum verwandelt und sich ihrem Geist in der Darstellung überlassen haben, weil sie darin so verschieden sind. Wenn Jacobus Moral lehrt, ist die Darstellung moralischer Ideen nicht völlig ihm eigen? und Johannes dürfte nicht in Manier und Darstellung des Lebens und der Reden Jesu von der in den drey ersten Evangelien abweichen? Ließ sich eine theosophische Deutung der übermenschlichen Höhe und Würde Jesus so populär darstellen, wie die leicht verständlichen und leicht darzustellenden Lehren der Moral der andern Evangelisten? Kann ein an Geist so ausgezeichnete Mann, wie Johannes auch nach den andern Evangelisten war, der seine Bildung in zwey Schulen genommen hatte, in der des Täufers und Jesus, deren Eigenthümlichkeiten er in sich verschmelzt haben mag, kann er bey seiner Individualität, seiner reichen Phantasie, seinem feurigen, aller Eindrücke fähigem Character, seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Dichterverken seiner Nation — kann, muß ein solcher Mann nicht vieles anders auffassen, als seine andern Zeitgenossen? muß nicht manches, von Jesu nur verloren hingeworfen, auf ihn tiefere Eindrücke, als

auf andere gemacht haben? und wenn er diesem besonders nachging, muß er nicht Eigenthümlichkeiten als Schriftsteller, in Sprache und Inhalt, haben? Offenbar ging Jesus über seine Person nur nach und nach durch einzelne Züge, die er gelegentlich einfließen ließ, und nicht aufeinmahl und gerade zu heraus, um die irdischen Hoffnungen seiner Zeitgenossen nicht aufeinmahl niederzuschlagen, und desto eher Eingang zu finden; und war dieß nicht Lehrweisheit? Werden alle das versteckt vorgetragene mit gleichem Scharfblick bemerkt haben? Er verbot zu gewissen Zeiten seinen vertrautern Schülern, die an ihm den Messias erkannt hatten, ihn nicht als solchen bekannt zu machen; und davon sprechen die drey ersten Evangelien, weil diese sich hauptsächlich an den Theil seines Lebens halten, da er auf der Flucht vor Herodes war: davon aber ist im Johannes nicht die Rede, weil er diesen Theil gar nicht berührt. Uns scheint daher der Abstand, der zwischen seinem Evangelium und denen der übrigen Evangelisten unleugbar statt findet, nicht nothwendig auf einen spätern Schriftsteller zu führen, zumahl wenn man erwägt, daß Johannes für Hellenisten und für etwas spätere Bedürfnisse der Kirche schrieb. — Auch die anstößigen Stellen, in denen das Evangelium nicht so sprechen soll, wie sich von dem Apostel Johannes erwarten ließe, erscheinen uns nicht in diesem Lichte. Der Verf. geht ihnen im Einzelnen nach, worin wir ihm nicht folgen können. Um indessen nur die ersten Beispiele zu berühren: Joh. 1, 27 — 30 soll dem Täufer etwas beygelegt werden, was er nicht wohl habe lehren können, daß der, welcher nach ihm aufgetreten sey, schon vor ihm gewesen, und ihm in Zeit und Würde vorgehe. Palaestinenses autem, Jesu tempore, in Messia Numen aliquod cogitasse, probari non potest. Wenn auch nicht sollte bewiesen werden können (was doch dahin steht), daß damals schon dem Messias der Name Jehova beygelegt worden,

nennt ihn denn nicht Lucas (1, 78) ἀνατολή ἐξ ὕψους? 2, 4 soll in der Rede Jesus an seine Mutter, τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι; ein Mangel an Ehrerbietung liegen, den ihm der Apostel Johannes gewiß nicht aufgebürdet habe. Aber worin läge er? In γύναι nicht, da die feinsten Griechen eine Mutter mit γύναι anreden; und τί ἐμοὶ καὶ σοί kann ja auch sommit der Anrede sprachrichtig heißen: "was geht das uns an, liebe Mutter?" Die Unterredung Jesus mit dem Nicodemus (3, 1 bis 21) trifft allerdings der Vorwurf der Mangelhaftigkeit in der Darstellung, was aber im N. T. noch kein Grund der Verwerfung seyn kann; noch weniger kann daraus gefolgert werden, daß die ganze Unterredung erdichtet sey. Man könnte vielmehr einen Beweis für ihre Echtheit daraus führen. Der Verf. des Evangeliums zeigt ja einen so gewandten Geist, daß er wohl im Stande gewesen wäre, bey gehöriger Aufmerksamkeit auf sich selbst in die Rede den vollkommensten Zusammenhang zu bringen. Und hätte er die Unterredung mit Nicodemus erdichtet, so würde das Bewußtseyn davon seine Aufmerksamkeit geschärft haben, daß er sich vor jeder Blöße gehütet hätte. Da sich nun das Gegentheil davon zeigt, so kann es für einen Beweis seiner Unbefangenheit gelten, die nicht von ferne ahnet, daß man gegen seine Erzählung, wenn sie mangelhaft in der Darstellung ausfalle, Zweifel fassen könne. Was nun sonst noch dem B. in diesem Abschnitt auffällt, erklärt sich aus dem Schleißen des Nicodemus, das sich schwerlich ableugnen läßt, und aus andern Entwicklungen der Sprache. Wie könnte Christus unter πνεύμα (B. 5) Wundergaben, die durch Auflegung der Hände mitgetheilt worden, verstanden haben, und etwas anderes als seine Lehre? wofür aber Geist beybehalten werden muß, um auf das Folgende vorzubereiten: "wer nicht durch Wasser und Geist ein ganz geistiges Wesen wird." Weiter

dieser Critik einzelner Stellen nachzugehen, wäre zu umständlich für diesen Ort: uns wenigstens scheinen die vom Vf. erhobenen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten zu gehäuft zu seyn. Und nun erst die Beweise, daß der Verf. des vierten Evangeliums kein Zeuge der erzählten Begebenheiten gewesen seyn könne, sondern sie aus der Tradition geschöpft habe, läßt sich an dem Daseyn eines Teichs Bethesda zweifeln, weil sich keine Nachrichten von einem Bad der Art in oder bey Jerusalem nachweisen ließen, und es doch durch die Zerstörung Jerusalems nicht verschwunden seyn könne. Auch dann nicht, wenn es ein animalisches Bad, am Fuße des Tempelbergs war, das nach der Zerstörung des Tempels und dem Aufhören der Opfer nicht weiter fortdauern konnte? Kann das Stillschweigen der drey ersten Evangelien von einem Factum ein hinreichender Grund seyn, seine Wahrheit zu bezweifeln, und es auf die Rechnung der Tradition zu setzen, wie wenn Johannes allein erzählt, daß Jesus während seines Lebens durch seine Jünger habe taufen lassen, und vor dem Anfang des Passamahls seinen Jüngern die Füße gewaschen, und Lazarus erweckt habe? Machen die drey ersten Evangelien Anspruch auf Vollständigkeit? wie vieles übergehen sie, das doch historisch wahr seyn kann!

So weit gehen des Verf. Beweise, daß der Apostel Johannes nicht Verfasser des vierten Evangeliums seyn könne. Er bemüht sich aber auch noch zu zeigen, daß sein Verf. weder aus Palästina noch ein geborner Jude gewesen sey. Zuerst wegen des λόγος. Wie aber Johannes aus Palästina, wenn es nur seine Richtigkeit damit hat, daß er in seinen besten Jahren unter die Hellenisten nach Kleinasien gekommen sey, den λόγος habe kennen lernen können, um ihn an die Spitze seines Evangeliums zu stellen, ist zu bekannt, als daß wir uns dabey hier aufhalten sollten. Denn es ist ohne Beweis gesagt, daß Johannes erst im hohen Greifenalter, wo man keine neuen Begriffe mehr an-

nehme, nach Kleinasien gekommen sey. Eben so übergehen wir die Voraussetzung, daß der Evangelist den Alexandrinischen Begriff von *υἱὸς Θεοῦ* Gott, Gott gleich, den Palästinsischen Juden (Joh. 5, 17. 18. 10, 33—38) der Geschichte entgegen belege, da doch was Ehikane der Juden war, nicht für einen in Palästina gewöhnlichen Begriff vom Evangelisten ausgegeben wird. Wo steht Joh. 1, 4. 5 daß der *λόγος* alle weise Männer der alten Welt belehrt habe? Wenn ein Jude von unmittelbarer Belehrung Gottes redet, so hat sie nur bey seiner Nation (wie auch B. 10 vom *λόγος* steht) statt gehabt; er dehnt sie nie auf die Weisen des Heidenthums aus: So auch im Evangelium Johannes. Wie könnte nun daraus gefolgert werden, daß der Verf. desselben kein Jude seyn könne? Gesezt (aber nicht zugegeben), die von Joh. 6, 48—63 gegebene Erklärung wäre zulässig, und es folgte daraus, daß die von Christus zu erwartende Auferweckung gegen andere Schriften des N. T. in dieser Stelle dem *λόγος* (sonst Gott) beygelegt werde, hätte nicht auch Paulus Röm. 1, 4 Christus eigene Auferweckung (nach den meisten Auslegern) von dem mit ihm verbundenen *πνεῦμα ἁγιοσύνης*, das doch mit dem *λόγος* einerley ist, abgeleitet? Wie kann es unpalästinsisch heißen, daß, wenn vom Zustand nach dem Tode die Rede ist, immer nur von *ζωή* und *θάνατος*, und nicht von *ἄδης* und *γεέννα* geredet wird? waren nicht die ersten beiden Worte für seinen Zweck passender? konnte er *ἄδης* für den Ort der Seligen brauchen? war es nicht der allgemeine Name von dem Aufenthalt nach dem Tode, der sich in *παράδεισος* und *γεέννα* theilte? Warum hätte ein Jude, der im Auslande schrieb, und von einem Fest in Palästina reden wollte, dasselbe nicht der Bestimmtheit wegen *ἑωρτη τῶν Ἰουδαίων* nennen dürfen, wie 2, 13. 23. 11, 55? warum

hätte Jesus in einer Rede an Juden nicht das mosaische Gesetz νόμος υμῶν (wie 8, 17) nennen können, und dafür gerade νόμος ἡμῶν sagen müssen? und in der dritten Person νόμος αὐτῶν (τῶν Ἰουδαίων wie 15, 25) sagen können? Wir übergehen die Erklärungen jüdischer Sitten und Gebräuche, die noch kein Beweis seyn können, daß kein Jude Verfasser des Evangeliums sey, weil dieser keine solche Erklärungen für nöthig würde gehalten haben, da Juden, wenn sie für das Ausland schrieben, häufig solche Erläuterungen geben, wovon schon Marcus 7, 3 ein Beyspiel seyn kann. Nach dem Auslande richtet daher das Evangelium, auch seine Tags- und Stundenberechnungen ein, um allen verständlich zu seyn u. s. w.

Wegen dieser Zeichen der Anechttheit (bey denen wir uns als der Hauptsache verweilt haben, und das übrige nun nur summarisch anzuführen brauchen) ist dem Verf. das Evangelium Johannes eine erst im Anfang des zweyten Jahrhunderts von einem Heidenchristen verfaßte Apologetik des damahls aufgekommenen höhern Lehrbegriffs von Christus. Seitdem man υἱὸς τοῦ Θεοῦ im metaphysischen Sinn genommen, und Jesus zu einer Art von Gott gemacht hatte, zum Anstoß der Juden und Heiden, trat der Verf. mit seinem Evangelium auf, um aus allem, was die Tradition von Jesus Reden, Thaten und Schicksalen aufbehalten hatte, durchzuführen, daß in Jesu eine göttliche Natur gewohnt habe. So mußte das Evangelium nicht eine Geschichte des Menschen Jesus, sondern Jesus des λόγος werden. Durch eine Vergleichung des Märtyrers Justin und Origenes sucht der Verf. wahrscheinlich zu machen, daß der Pseudo-Johannes gegen Gegner der Art, wie Tryphon und Celsus waren, das Evangelium erdichtet habe. Doch hiebey (was mit Gelehrsamkeit durchgeführt ist) können wir uns eben so wenig verweilen, als bey den übrigen Abschnitten dieser gelehrten Schrift, worin er die Briefe Johannes auf den Verfasser des Evangeliums zurückführt, die Apokalypse aber ihm abspricht, was nothwendig war, wenn kein geborner Jude Verfasser des Evangeliums seyn sollte, da die Apokalypse sich allzulaut als das Werk eines Judenchristen ankündigt. Den Beschluß macht ein Versuch, die kirchliche Tradition für den Apostel Johannes als wirklichen Verfasser der ihm beygelegten Schriften, des Evangeliums und der Briefe, zu entkräften.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 26. August 1820.

R o m.

1819, bey Bourlie: Nuova Descrizione de' Monumenti antichi ed oggetti d'Arte contenuti nel Vaticano, e nel Campidoglio, colle nuove scoperte fatte etc. nel Foro Romano: Compilata per uso de' culti Viaggiatori dal D. Carlo Fea. IV u. 289 C. 8. Nebst vier Kupfertafeln, worunter ein Prospect von Rom.

Diese Schrift enthält einen Wegweiser, um mit wahren Nutzen die vorzüglichsten Kunstwerke des Vatican und Capitolium nebst einigen Entdeckungen im Campo Vaccino, zu besehen. Der gelehrte Verfasser ist Hr. Fea, gegenwärtig Präsidant der Alterthümer in Rom, und durch mehrere Schriften vorzüglich durch die Ausgaben von Vitruv, Winkelmann und Mengs hinreichend bekannt. Die Beschreibung nimmt ihren Anfang mit dem Vatican, nämlich der Engelsbrücke, der Mole Adriana, gegenwärtig Engelsburg. Es war das Grabmahl von Kaiser Hadrian, ganz mit Statuen umgeben, wovon man in Graben unter Urban VIII. den schönen schlaf

R (6)

fenden Faune fand, den man gegenwärtig im Palast Barberini bewundert. Auf die Spitze der Engelsburg wurde unter Benedict XIV. ein Engel aus Bronze gestellt, nach einem Modell von Peter Werschaffelt aus Gent, und nicht Vanschefeld. Die Tumba des Kaisers war aus Porphyr. Innocenz II. bestimmte sie zu seinem Grabmahl, und man findet sie im Lateran. Hierauf folgen nebst zwey Abbildungen die Beschreibungen des Platzes, Säulengangs, Obelisten, Fontainen, die den Eingang der Basilica des h. Petrus zieren. Der Obelisk aus einem Egiptischen rothen Granit hat die Höhe von 76 Fuß, mit Postament und Kreuz 126 Fuß. Es ist der einzige von den vielen in Rom, der ganz geblieben ist. Er hatte ehemahls zu Heliopolis gestanden, wurde unter Caligula nach Rom gebracht, und Sixtus V. ließ ihn durch Domenico Fontana den 10. September 1586 errichten. Seit 1817 dient er als Gnomon. S. 14 Geschichte der Basilica des heil. Petrus. Da so viel darüber schon geschrieben ist, so übergehen wir diesen Abschnitt. Bey der neuen Sacristey befindet sich auch ein Archiv, welches wichtige Schriften enthält, worunter die Werke des heil. Hilarius vom Jahre 510 und das Leben des h. Georg mit Miniaturen von Giotto. Der Marchese Canova verfertigt das Grabmahl für Jacob III. und für seine beiden Söhne, die in der Petrikirche, so wie seine Gemahlinn Maria Clementina beygesetzt worden. S. 54 folgt die Beschreibung des Vaticanischen Palastes. Wir übergehen die schon längst bekannten Sachen, als die Capella Sistina, und Paolina. Appartamento Borgia. Hier finden sich nunmehr durch besondere Fürsorge des regierenden Pabstes, die Hauptgemälde in Del, wovon der größte Theil in Paris war und welche mit der Transfiguration von Raphael den

Anfang machen. Das Originalgemälde, die so bekannte Nuptiae Aldobrandinae haben S. 5. Pius VII. im Jahre 1818 gekauft, es ist ein Fresco-Gemälde. Die Madonna von Fuligno von Raphael etc. S. 76 Museo Chiaramonti delle Inscrizioni, besteht in einem langen Gang (Corridore), wo in die Wände mehrere Griechische und Lateinischen Inschriften eingemauert sind. Die großen Bogenöffnungen sind nun mit Fenstern eingeschlossen. S. 77 Die Vaticanische Bibliothek. Sie hat ihren Anfang im Jahr 461 durch Pabst Hilarius genommen. S. 81 das Museum Sacrum besteht aus Gemälden, Bildsäulen, die alle auf Gegenstände der catholischen Religion sich beziehen. An dieses stößt die so sehr berühmte Stanza de' Papiri, wo die vielen Schriften auf Papyrus aufbewahrt werden, und die herrlichen Gemälde von K. Menges. S. 83 La Biblioteca Chiaramonti, Es ist die ganze Bibliothek des Cardinal Zelada, die der regierende Pabst an sich gebracht hat, womit eine große Sammlung von Kupferstichen und andere Alterthümer verbunden sind. S. 86 Museo Chiaramonti, von Statuen und Reliefs, wovon schon mehrere Bände in Fol. erschienen sind, und ebenfalls durch den regierenden Pabst entstanden ist. S. 91 Giardino della Pigna, wo das so sehr berühmte und bekannte Museo Pio-Clementino anstößt, dessen Beschreibung von S. 95 bis 134 geht. Dieses zerfällt in die große Sammlung der Statuen und Reliefs. Sala degli Animali. Galleria delle Statue. Gabinetto delle Maschere. Loggia Scoperta. Stanza delle Muse. Sala Rotonda. Sala a Croce Greca. Stanza della Biga. Galleria delle Miscellaneae. Galleria de' Candelabri. Galleria Geografica und Stanza degli Arazzi di Raffaele. Hierauf folgen die Logge und

Stanze di Raffaele nebst dem Saal von Constantin, wo von allem, nebst Beschreibung, man auch sehr schöne Kupferwerke besitzt. Notizen über den Garten und neuen päpstlichen Palast Palazzo nuovo Pontificio. Dieses ist eigentlich die Wohnung der Päpste im Vatican. S. 176 vom Capitolium. Nach einer kurzen Geschichte des alten Capitols folgt die Beschreibung mit einer Abbildung des gegenwärtigen. Zuerst von der Treppe oder sogenannten Cordonata, Statuen, nebst der des M. Aurelius zu Pferde. Darauf folgt die Beschreibung des Museo Capitolino. Sammlung der Kaiser von Julius Cäsar, bis zu M. Aurelius Carinus. Zimmer der Büsten der Philosophen. Mehrere Zimmer bekommen den Namen von einem Hauptkunstwerk, als Stanza del Fauno di Rosso Antico del così detto Gladiatore moribondo. Hier sind lauter Hauptwerke vereinigt, die im Jahre 1816 von Paris wieder zurückgekommen sind. Gegenüber das Museum ist das Palazzo de' Conservatori eben so reich an Alterthümern und Malereyen. Die Gallerie der Gemälde wurde im Jahr 1749 von Bened. XIV Lambertini angelegt. Geschichte des Tempels des Jupiter Capitolin. Kirche d'Aracaeli. Clivo Capitolino. Dieser ist nunmehr durch die neue Entdeckung von 1817 bestimmt, indem man sogar das alte Steinpflaster gefunden hat. Tempio di Giove Tonante, della Concordia etc. Arco di Settimio Severo, Tempio di Marte Ultore etc. Bey allen Gebäuden haben sich durch die neue Aufgrabung mehrere Entdeckungen gemacht, die in der Geschichte Roms Licht geben. Mit dem Triumphbogen des Titus schließt dieses Werk.

W i e n.

Auf Kosten des Verfassers: Die Aräometrie in ihrer Anwendung auf Chemie und Technik, von P. T. Meisner, Prof. der speciellen technischen Chemie am K. K. polytechnischen Institute in Wien. Erster Theil XV und 160 Foliosseiten. Zweyter Theil, welcher die Tabellen und fünf Kupfertafeln enthält 66 Seiten. 1816.

Ungeachtet man in den Lehrbüchern der angewandten Mathematik und Physik genug Vorschriften findet, die specifischen Gewichte der Körper mit der erforderlichen Genauigkeit auszumitteln, auch insbesondere diejenigen Werkzeuge bekannt genug sind, welche unter dem Namen der Aräometer sowohl zur Auffindung der specifischen Gewichte als auch zu mehreren besondern Zwecken dem practischen Chemiker, Pharmaceuten, und Fabricanten empfohlen zu werden pflegen, so wissen doch viele aus Mangel nöthiger Kenntniß der Mathematik sich solcher Vorschriften und Werkzeuge nicht mit der gehörigen Umsicht zu bedienen, und die zu Ausübung ihrer Kunst daraus zu ziehenden Vortheile zu benutzen. Diesen wird daher die gegenwärtige Schrift, welche sich nicht allein mit großer Klarheit und Vollständigkeit über alle diese technischen Hilfsmittel verbreitet, sondern auch in einer Einleitung dazu die zu besserer Einsicht erforderlichen mathematischen Vorkenntnisse mittheilt, sehr willkommen seyn, so wie denn auch insbesondere diejenigen Künstler, welche sich mit der Verfertigung der angeführten Werkzeuge beschäftigen, daraus manchen nützlichen Unterricht werden schöpfen können. Da nach des Verf. Erfahrung die Unwissenheit der meisten Lehrlinge selbst so weit geht, daß sie schon an dem ersten besten Decimalsbruche, der irgend ein specifisches Ge-

wicht oder Massenverhältniß bezeichnet, unerklär-
bare Räthsel und unübersteigliche Hindernisse fin-
den, so hat der Verf. für nöthig erachtet, sich
in der Einleitung zu dieser Aräometrie auch um-
ständiglich über die Decimalbrüche zu verbreiten,
und ihren nützlichen Gebrauch durch mancherley
aus der Chemie entlehnte Beyspiele zu erläu-
tern. Dieß ist der Inhalt des ersten Ab-
schnitts dieser Schrift. Im zweyten werden
die hydrostatischen Principien und die mancher-
ley Hülfsmittel zu Erforschung der specifischen
Gewichte vermittelst des Abwiegens der Körper
in diesen oder jenen Flüssigkeiten, die hydrostas-
tische Waage, Probegläser und dgl. erläutert.
Im dritten Abschnitt mancherley andere
hieber gehörige Gegenstände, Anwendungen der
Lehre vom specifischen Gewicht auf die Chemie
und andere Wissenschaften und Künste, Beur-
theilung des absoluten Gewichtes und des Vo-
lumens der Körper nach ihrem specifischen Ge-
wicht, den cubischen Inhalt eines Gefäßes zu
finden, Gefäße zur Abmessung der Flüssigkeiten
zu gradiren. Gebrauch der specifischen Gewichte
zur Beurtheilung der Echtheit der Körper, Ta-
bellen über die specifischen Gewichte, Beurthei-
lung der Massenverhältniße in zusammengesetz-
ten Körpern, nach den specifischen Gewichten
der letztern, Archimedisches Problem, in wie
weit es anwendbar ist, Betrachtungen über das
Volumen und specifische Gewicht einer gemischten
Masse, in Beziehung auf die einzeln Volumina
und specifischen Gewichte der Massen vor ihrer
Mischung, bey festen Körpern erläutert durch
das Beyspiel von Mischungen aus Zinn und
Bley, bey flüssigen Körpern durch Mischungen
von Schwefelsäure und Wasser, Salpetersäure
und Wasser, Ammoniac und Wasser, Alkohol
und Wasser, nebst hieber gehörigen von dem Vf.

selbst mit vielem Fleiße, und durch Beyhülfe eigener Versuche construirter Tafeln, welche einem jeden Techniker und Pharmaceuten zur Erforschung der Echtheit, des Grades der Concentration solcher Flüssigkeiten, u. dgl. sehr willkommen seyn werden. Diese Tafeln enthalten die in der Erfahrung statt findenden specifischen Gewichte jener Flüssigkeiten, je nachdem sie in diesem oder jenem Verhältnisse mit Wasser gemischt worden, und dienen, sogleich das Massenverhältniß einer vorkommenden Flüssigkeit dieser Art zu bestimmen, wenn bloß ihr specifisches Gewicht bekannt ist. Beurtheilung geistiger Flüssigkeiten in Mischungsverhältnissen nach dem Volum, über die Beurtheilung der Weine und Biere. Vierter Abschnitt, von den Aräometern selbst. Hier wird man nicht leicht irgend ein Werkzeug dieser Art, das in Gebrauch gekommen wäre, vermissen, und bey jedem einzeln hat sich der Verf. gründlich über den Zweck, die Anwendbarkeit und den Umfang desselben verbreitet. a) Aräometer mit Gewichten, Fahrenheit, Schmidt, Ciarcy, Nicholson, Tralles; b) Aräometer mit Gradleitern, Baumé, Bek, Bentes In, das Holländische Aräometer, Richter, Alkoholometer von Lowis, Atkin, Tralles, das Pariser Alkoholometer, und nun ein Aräometer-Apparat nach der Ausführung und den Vorschlägen des Verfassers selbst; da die Gradleitern bey diesen, die specifischen Gewichte unmittelbar selbst bezeichnen, so wird denn freylich die Verfertigung derselben nur wissenschaftlich ausgebildeten Künstlern überlassen bleiben müssen. Aber die Anleitung, die hier der Verf. in Rücksicht auf die dabey zu beobachtenden Vorsichten, sehr gründlich und vollständig mittheilt, werden einen aufmerksamen Künstler bald in den Stand setzen, sich auch in der Verfertigung

solcher allerdings vollkommenerer Werkzeuge die nöthige Uebung zu verschaffen. Besondere hieher gehörige Aräometer, deren Scalen sich nicht auf die specifischen Gewichte, sondern unmittelbar auf die Massenverhältnisse gemischter Flüssigkeiten selbst beziehen, sogenannte Procenten Aräometer für Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure, Ammoniac, Alcohol, gründen sich auf die obigen von dem Verf. construirten Tafeln, und werden im 350. u. f. Sten nebst ihrem Gebrauche erläutert. Vergleichung mehrerer Aräometerscalen, sowohl unter sich selbst, als mit dem specifischen Gewichte. Zuletzt in einem Anhange das allgemeinste von den Thermometern. Der zweyte Theil enthält 33 Tafeln, deren Gebrauch man an den gehörigen Orten des Textes überall durch zweckmäßige Beispiele erläutert findet.

Frankfurt am Main.

Bey Herrmann: Merkwürdige Criminalfälle mit besonderer Rücksicht auf die Untersuchungsführung. Dargestellt vom Dr. Pfister, Stadtdirector zu Heidelberg. Vierter Band. 1820. 766 Seiten in Octav.

Der dritte damahls als letzte, angekündigte Band ist in diesen Blättern Jahrg. 1818. Nr. 74 angezeigt. Ref. bezieht sich ganz und gar auf sein daselbst ausgesprochenes Urtheil, und bemerkt hier nur noch, daß auch in diesem Bande sieben Criminalfälle enthalten sind, von denen Nr. I. III. V besonders in psychologischer Hinsicht, Nr. II und IV dagegen in Bezug auf die Untersuchung selbst, sehr merkwürdig sind; Nr. VII endlich einen neuen Beweis der Unstatthaftigkeit der Tortur abgibt. Nr. VI ist doch wohl etwas zu unbedeutend.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 26. August 1820.

H a l l e.

Bey Kenger: Die ältere Geschichte des Römischen Staates, untersucht von W. Wachsmuth, Professor zu Halle (jetzt zu Kiel). 1819.

Vorliegendes Werk möchte man mit mehr Recht eine Critik des Niebuhrschen Werks über Römische Geschichte nennen, als eine eigentliche Geschichte des Römischen Staats, da der Verf. seinem Vorgänger fast auf dem Fuße nachgeht, und seine Untersuchungen und Andeutungen sich beständig auf irgend eine Weise auf jenen beziehen: so daß der, welcher diese Römische Geschichte für sich durchzulesen unternähme, im Verständniß derselben kaum bis zur zehnten Seite gelangen könnte. Ein Werk von so critischer Tendenz fordert gewissermaßen eine doppelt strenge Critik heraus, welche ihm auch wohl werden, und auf jeden Fall eine endliche Entscheidung mancher Hauptfrage herbeiführen wird. Hier ist nur Raum zu einer Anzeige; doch kann Ref. nicht unterlassen, bey einigen Puncten wenigstens Zweifel und Gegenmeinung zu äußern.

G (6)

Da das erste Kapitel: von den "Quellen der ältern Römischen Geschichte," als die Basis alles Uebrigen zu betrachten ist, so möchte hier besonders eine sorgfältige Prüfung nöthig seyn. Auffallend war für Ref. gleich die Bemerkung: daß, obgleich eine Etruskische Schrift in Rom bekannt war, doch die Griechische als Grundlage der Lateinischen gelten müsse. Man erräth, daß der Verf. gern eine Etruskische Schrift als unmittelbar aus dem Orient stammend und älter als die Griechische setzen will. (Vergl. S. 88.) Allein eine einfache Ansicht der Tafeln bey Lanzi belehrt, daß die Etruskische Schrift selbst nichts als eine Variation der Griechischen ist, aus welcher sie durch unmerkliche Uebergänge — die auf Unteritalischen Münzen und auf den ältesten Vasen sehr deutlich sind — hervorgeht, und daß man sie als das Mittelglied der Griechischen und Lateinischen Schrift ansehen muß. So entsteht im Etruskischen C aus K, und S entwickelt sich zuerst liegend, dann aufrecht, aus dem Altgriechischen M u. s. w. Nichts läßt uns schließen, daß die Etrusker ihre Schrift unmittelbar aus dem Orient erhalten hätten; vielmehr erhielten sie sie mit den zeichnenden Künsten, von den benachbarten Griechen — auch nach der Meinung der Alten. Wenn dieß feststeht, und wir zugleich die Jugend des Griechischen Schriftwesens bedenken: so wird auch wohl der Traum von einer Altetruskischen Litteratur schwinden.

Nun setzt der Verf. eine häufige Uebung der Schreibkunst zu historischer Aufbewahrung schon in die Zeiten der Könige hinauf, und wendet allen Fleiß an, so viele Denkmale derselben wie möglich aufzufinden, welche spätere Geschichtsforscher noch hätten benutzen können. Wir wollen das Einzelne und etwas chaotisch Uebereinandergeworfene unter zwey Rubriken bringen, und

erstens priesterlichen und religiösen Aufzeichnungen und zweitens öffentlichen Urkunden nachfragen. — Priesterliches ist im Alterthum überhaupt wenig geschrieben worden; wie in Athen allein das heilige Gericht von Eleusis nach ἀγρᾶσις νομίμοις richtete. Alle Priesterkunde wird durch mündliche disciplina fortgepflanzt; sie ist dem Untergange nahe, wenn man ans Aufschreiben denkt. Welchen Grund hätte man anzunehmen, daß die carmina saliarum im Saturnischen Rhythmus, die axamenta, die Formel der Fetialen von Anfang an geschrieben gewesen wären. Die Ungewißheit, ob am Ende der Saliner Gesänge von Veturius Mamurius oder vetus memoria die Rede war, beweiset wohl, daß man sie zwar hörte, aber nicht zu lesen pflegte. Die fratres Arvales singen freylich ihre Lieder in später Zeit libellis acceptis (Marini Atti de' fratelli Arvali tv. 41. p. CLXI), aber die wunderliche Inconstanz der Schreibung in diesen Versen zeigt an, daß man sie erst aufschrieb, als sie ganz unverständlich und bloß leere Worte geworden waren — kaum mehr als der Tact zum tripudium. — Das Erste, was man nach dem Character des Etruskischen Priesterthums schreiben mußte, waren die prodigia in den annales maximi: aber hier bemerkt Niebuhr mit vollem Recht, daß man keine Erwähnung bestimmter Prodigien vor der Schlacht am Lacus Regillus finde. Wie konnte der Verf. dagegen rein poetische aufbringen, wie das Leuchten einer Flamme über dem Haupt des Kindes Servius? Warum nicht auch dasselbe Wunderzeichen aus Aeneis II, 682! Hr. Wachsmuth geht freylich noch weiter, und glaubt Liv. I, 18. die Formel der Inauguration des Numa zu haben, da doch der moderne Character unverkennbar ist und die ganze Stelle von keiner eindringen-

den Kenntniß des Auzuralwesens zeigt. Man vergl. nur die weit ältere Formel des *templum capiendum* bey Varro de lingua lat V, p. 66. Wir würden dieß bestimmter behaupten können, wenn wir mehr von der *legum dictio* bey Serv. ad Aen. 3, 89 wüßten. Den Ursprung religiöser Gebräuche zu finden, darauf verzichtet wohl am besten der Historiker; er wird also nicht dem Liv. I, 31 glauben, daß gerade damahls das erste *sacrum novemdiale* gefeyert worden sey, wenn auch die alten Geschichtschreiber darauf ausgingen, einen jeden Gebrauch von einem bestimmten Anfang, einer *αἰτία*, herzuleiten.

Die Gesetze, welche den Königen beygeschrieben werden, sind ohne Ausnahme religiös, selbst die des Tullus Hostilius, und sind theils von sehr allgemeinem Inhalt (den Thesmoi des Triptolems ähnlich) theils einfach aus alter Zeit bewahrte Gebräuche (z. B. das Gesetz des Numa, daß sich die Priester mit ehernen Messern scheeren sollen, bey Laurentius Lydus de mensibus I, 9) theils bestimmte Cäremonialgesetze. Wozu hätte man diese aufschreiben sollen, da sie das Volk am besten durch den Mund der Priester vernahm, wenn es ihrer bedurfte? Diese zwey sind uns in ziemlich alter Sprache erhalten: bey Gellius V, 3. *Numae antiqua lex. Pelex asam Junonis ne tagito. Si taget Junoni crinibus demissis arnum feminam caidito*, und bey Festus s. v. *plorare: Sei parentem puer verberit ast olle plorasit, puer diveis parentum sacer esto: sei nurus, sacra diveis parentum esto*. Diese beiden und einige ähnliche *leges regiae* sind aber augenscheinlich eher jünger als älter als die XII *tabulae*, da man nicht annehmen kann, daß in diesen Jahrhunderten die Sprache bey so vielfacher Einwirkung irgend stillgestanden habe. Es ist also nicht fast gewiß, daß diese Gesetze von

der Königszeit her geschrieben sich erhalten hätten; sondern wohl das Gegentheil ausgemacht. Nun blieben aber alle religiösen Verordnungen auch nach dem Gallischen Brande noch in engem Beschlusse der pontifices (Liv. 6, 1), die Niemand controlliren konnte: und wie hätte es da nicht geschehen sollen, daß sie alte Gebräuche mit dem imposanten Namen Numae lex anführten, so wie die Erfindung der mensae sacrae, der liba, der capedunculi, der sympuvia dem Numa beugeschrieben wird. Wer glaubt dieß aber? In Etrurien hieß vielleicht derselbe Gebrauch mit gleichem Recht Tagetis lex. — Voreilig ist der Schluß, daß die Verordnung des Servius de paganalibus zu Dionysius Zeit noch vorhanden gewesen aus 4, 15 νόμος συνέγραψε, οὗς ἐτι διὰ Φυλακῆς ἔχουσι Ῥωμαῖοι, was doch nur von der fortwährenden Beobachtung des Gesetzes zu verstehen ist.

Noch weit spärlicher und zweifelhafter sind die Nachrichten über öffentliche Urkunden aus der Königszeit. Es gehört viel Glauben dazu, den hölzernen mit einer Ochshaut überzogenen Schild mit alten Buchstaben, den man im Tempel des Sancus für ein uraltes Bündniß mit den Gabinern ausgab, für echt zu halten: war er es, so konnte die Schrift sich unmöglich auf diesem Material lesbar erhalten haben. Von dem Frieden des Porfena berichtet Plinius 34, 19, 34, daß darin geboten sey, sich alles Eisens, außer zum Ackerbau, ja selbst des stilus beym Schreiben zu enthalten. Wie kann man glauben, daß dieß scherzhafte Märchen aus einer echten Urkunde entlehnt sey! Hätte man Servius descriptio classium noch später im Original gehabt, so würden die vielen Abweichungen in den Angaben von einem Leichtsinne der Annalisten zeigen, der alle ihre Glaubwürdigkeit untergraben müßte.

Aber Cervius Entwurf einer republicanischen Verfassung gehört wohl mit der Democratie, die Theseus einrichtete, in eine Classe plebejischer Sagen. So mag denn der Vertrag der Römer und Carthager unter Junius Brutus und M. Horatius die älteste glaubwürdige Urkunde seyn, obgleich sie die einheimischen Schriftsteller ganz vernachlässigt haben: aber sie war auch in einer so veralteten Sprache, daß selbst die Einsichtsvollsten Mühe hatten, Einiges zu enträthseln (Polyb. 3, 22, 3). Wie schwächt dieß den Glauben an das Daseyn älterer lesbarer Urkunden. Daß ein Frieden mit Ardea vor der Vertreibung des Tarquin geschlossen worden und die Urkunde lange aufbewahrt sey, darf man aus Livius 4, 7 kaum diviniren. — Eins der ältesten Schriftwerke in Rom mögen wohl die Sibyllinischen Bücher gewesen seyn, zu denen indeß die Römer nach Zonaras eigene Griechische Dolmetscher angestellt hatten: die erste Erwähnung ihrer Befragung trifft aber auch erst in die republicanische Zeit. — Auch zu Kunstdenkmählern und andern Monumenten aus uralter Zeit trägt der Verf. ein großes Vertrauen, was durch die Bemerkung nicht aufgehoben, nur geschmälert werden soll, daß Vitruv keinen ältern Tempel in Rom anführt, als den Tuskanischen der Ceres 260 a. u. erbaut, und Varro nicht mehr viel von dem ungeheuern Grabmal des Porfena gesehen haben kann. Hr. Wachsmuth (S. 106) hält freylich auch die Bildnisse der Atalante und Helena in Lanuvium für uralt, weil Plinius ihre Verfertigung vor Erbauung der Stadt setzt: obgleich sie von solcher Schönheit waren, daß sie Caligulas Begierde reizen konnten. Von Appianus Claudius, der die Bilder seiner Vorfahren auf Schilden im Tempel der Bellona aufstellte, ist schon bemerkt worden, daß es nicht der ältere

ist, 259 Consul, sondern der weit jüngere, 457 Consul. — Was nun die Fortpflanzung der Sage durch Gesang anbetrifft, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß wir den Begriff von profaischer Trockenheit und steifer Gravität nicht auf die ältern Römer anwenden können. Die *Flötenspieler* als eine der neun *Zünfte* des *Numa*, die *Späße* und *Poffen*, die mit religiösen *Feyerlichkeiten* verbunden waren, das alte *Gefallen* an *Fescenninen* und *Atellanen*, die *Spiele* der *Feldherren* mit ihren *Soldaten* deuten auf andere *Lebensweise* und *Sitte* als die spätre war. Der *Tanz* hatte nur bey religiösen *Processionen* seine *Ehrbarkeit* behalten; *Appius Claudius* wurde es zur *Ehre* angerechnet, unter seinen *Collegen*, den *Saliern*, am besten zu tanzen. Diese *Salischen Lieder* waren aber nicht *Sabinisch*, wie der *Verk.* meint, sondern wirklich *Latéinisch*, wie außer den *Fragmenten* (z. B. *Scaurus de orthogr.* p. 2261) *Varro de lingua lat.* 6, 70 beweiset, *C. Aelii imprimis in litteris Latinis exercitati interpretatio carminum Saliarium*. Es muß aber nach einzelnen *Spuren* eine weit bedeutendere *Anzahl poetischer Litzurgien*, *axamenta*, gegeben haben (daher *Luscil* den *Pompilius* gut mit dem *Drakelsänger Faunus* zusammenstellt, *Varro* 6, 79); gab es dergleichen auf *Quirinus*, so mußten diese einen bedeutenden *Einfluß* auf die *Sagen* von *Romulus* haben, und ohne Zweifel sind die *heiligen Thiere* des *Mars*, *Wolf* und *Specht*, so *hineingekommen*. — Als nicht unbedeutende *poetische Urkunden* sind auch die *Tafeln* anzusehen, welche die *Triumphatoren* auf dem *Capitol* anhefteten. Man achte auf die des *Quinctius Cincinnat*, die man sich aus *Liv.* 6, 29 *Festus s. v. trientem tertium* in lesbare *Saturninen* zusammensetzen

fann: Jovis atque divoe conctoe hoc dede-
runt Tito — Quinctio dictatori ut per dies
novenos — novem urbes capsit atque — tum
decumam Praenesten. Wer würde dieß aber
für historische Wahrheit halten; wer sieht nicht,
welchen Einfluß poetische Magniloquenz auch auf
solche Urkunden hatte. Diese tabulae trium-
phales widerlegen auch Hrn. Wachsmuths Aeuße-
rung, daß ein Gedicht keine Zahlen überliefern
könne: sogar Monate und Monatstage, z. B.
Liv. 40, 52. So ist auch das unter den car-
minibus Marciatis, welches den größten Glau-
ben verdient, ganz in schlichtem prosaischen To-
ne. So wenig indessen der Ref. der Hypothese
eines Römischen Nationalepos beypflichten kann:
so muß er doch den Tafelgesängen einen größern
Einfluß auf die Geschichte beschreiben, als der
Verf. Denn außer den angeführten Stel-
len erzählt Varro vom Leben der Altvordern bey
Nonius s. v. Assa, daß ehrsame Knaben alte
Lieder gesungen hätten zur Verherrlichung der
Vorfahren, sowohl zur Flöte als ohne Beglei-
tung. Und nach Cicero wurden jene Tafellieder
in einer Folge (deinceps) gesungen, was auf ei-
nen Zusammenhang derselben deutet. — Ref.
wiederholt, daß alle diese Bemerkungen nichts
weniger als für eine Meinung entscheiden, son-
dern nur Hrn. Wachsmuths Dogmatismus ge-
genüber den Zweifel unterhalten sollen.

Es folgt nun ein Abriß der Geschichte der
Altitalischen Völkerschaften, wobey der Verf., wie
sein Vorgänger, die Griechischen Colonien nicht
besonders abhandelt, was wenigstens von den
Campanischen hätte geschehen sollen, da deren
Einwirkung auf Roms Religionsystem und ältere
Cultur von der höchsten Wichtigkeit ist. Osker,
Sabiner, Bruttier, Marser, Sikuler, Ligurer.

Die Sikuler werden mit den Sikanern für ein Volk und zwar Celtischen Stammes angegeben: man muß sich begnügen zu wissen, daß sie eine große Urnation waren, welche ringsumher an der Küste des Untermeers von der Rhone bis Sicilien wohnten.

In der bekannten Streitfrage, ob die Etrusker von Norden eingewandert, oder über Meer angekommen, entscheidet der Verf. für das Letztere, und bringt zugleich Herodots Angabe von einer Einwanderung aus Lydien wieder in Anregung, die doch zu einzeln und unbestätigt dasteht. Es ist höchst wahrscheinlich, daß aus einem Lydischen Torhebos aus Misverstand Tyrhenos geworden sey. Vergleicht aber der Verf. die Etrusker im Allgemeinen mit den Orientalen, mit Aegyptiern, Phönicern u. a., so verliert das etwanige Resultat durch die Allgemeinheit alle Beweiskraft. — Die Schilderung des Etruskischen Characters ist zu sehr auf der Oberfläche geschöpft und schielend im Ausdruck: von den Kunstwerken wird gesagt, "der Geist herrscht in ihnen vor und darum fehlt dem Irdischen die Vollendung?" Wovon soll dieß gelten? Von den rohen Idolen der einheimisch Etruskischen Kunst, in denen Nichts von dem symbolischen Geist des Orients ist; oder von den Darstellungen Griechischer Mythen auf Sarkophagen, die sich von den Griechischen doch besonders nur durch Härte und Entsetzen erregende Wildheit unterscheiden? Oder von den Opferschalen? In entschiedenem Gegensatz darf man sagen, daß der Antheil der Etrusker an der Kunst auf bloßem Forminteresse beruht, da sie mit dem eigenthümlichen Priesterwesen fast gar nicht zusammenhing, während bey den Griechen sie sich aus der Religion selbst in consequentem Fortschritt her-

vorbildete. — Daran schließt sich eine Untersuchung über die Pelasgischen Tyrhener, in der Ref. ruhigen Ueberblick vermißt. Der Forscher muß über den zerstreuten und widersprechenden Nachrichten seiner Quellen stehn: Hier wird man von der einen zur andern unstät hin und her geworfen. Die Meinung des Verf. scheint indeß folgende: die Tyrhenischen Pelasger seyen ein Theil desjenigen Altpelasgischen Volkstammes, welcher nach Italien gewandert sey: sie seyen von da wieder nach Griechenland zurückgekehrt und hier zuerst nach Attica gekommen. Allein die Alten vermischten nicht die alten Epirotischen oder Peloponnesischen Pelasger, welche nach Italien bis an den Apennin gekommen seyn sollten, mit dem Zug der Πελαγοὶ Τυρρηνοί, welche sie entweder aus Thessalien oder von den Inseln des Archipel nach Italien gelangen ließen. Dieser Sage widerspricht die andre schurstracks, welche die Tyrhenischen Pelasger aus Etrurien nach Athen u. s. w. kommen läßt: beide sind nicht mit einander zu vereinigen, sondern durch einander aufzuheben. Beide sind sichtlich von dem Bestreben ausgegangen, die Tusker, von den Griechen Tyrhener genannt, mit den Pelasgischen Tyrhenern in historische Verbindung zu setzen. Von diesen ist dagegen gewiß, daß sie auf die Inseln Lemnos und Samothrake aus Athen, nach Athen aus Böotien kamen, und hier (was besonders aus der Vergleichung des Thebanischen und Samothrakischen Cultus hervorgeht) Ureinwohner waren. So erscheint die Sache vom Standpunct Griechischer Geschichte, welcher hier einzig genommen werden muß.

Aboriginer, Latiner, Sagen von alten Königen und Einwanderern. Dann von Aeneas. Daß die Sage von Aeneas sich in Italien gebildet zu

haben scheine, hatte Niebuhr mit Grund bemerkt. Für ein bloß aus der Luft gegriffenes Phantom hielt sie Schlegel. Allein Hr. Wachsmuth scheint sie fast für Geschichte zu nehmen. Wie? der Homerische Held sollte wirklich nach Latium gekommen, und sein Name, wie ihn die Griechen nannten, durch lange Jahrhunderte der Barbarey aufbewahrt worden seyn? Oder war er gar, wie ihn die alte und einfache Sage nannte, Vater des Romulus? Nun ist es freylich wahr, daß man schwer einen Faden findet, die Troische Sage nach Latium hinüberzuführen; aber hier ist ein solcher. Ref. gibt ihn als Knäuel, welches sich der Forscher leicht selbst aufwickeln wird. Das Mittelglied ist das Kampanische Kumá, wohin mit den Sibyllenorakeln und dem Apollodienst vom Troischen Ida, wo in Vergis — einer Teukrischen Stadt — das älteste Sibyllenorakel war, auch die Sage von Aeneas durch die Aeolier gekommen war; und von wo aus Sibyllinen, Apollodienst und somit auch die Sage von Aeneas — dem Gründer eines neuen Iliou — nach Rom wanderten. Schon bey Homer trägt Apollon den verwundeten Aeneas in sein Heiligthum: im Apollotempel zu Vergis zeigte man das Grab der Sibylla; so waren auch in Rom die Aufseher der Sibyllinen *antistites sacri Apollonaris*, und die Julische Familie, welche die Sage von Aeneas kühn auf sich bezogen hatte, verehrte auch ganz besonders den Apollon. So kam es, daß die Ankunft des Aeneas schon in sehr alten Annalen gemeldet wurde, in welche sie aus den Sibyllinischen Liedern versezt worden war: Stisichoros aber ließ den Aeneas gewiß nicht weiter als bis Misenum bey Kumá gelangen. —

Nach einer allgemeinen Erinnerung über Nie

buhrs Bestreben, die Regierungszeit der Könige als arithmetische Combination vorzustellen, werden die einzelnen Könige behandelt. Ueberall herrscht dasselbe Bemühen, soviel Historisches als möglich zu retten; darum wird das Entgegengesetzte in Schatten gerückt. Dieß fühlt man besonders bey Romulus. Was mag man von Romulus erzählt haben, als noch sein Vater Numers ein friedlicher Acker Gott war? Numa, Tullus, Ancus werden kurz behandelt, ausführlicher die darauf folgenden Etruskischen Könige.

„Roms Verfassung unter den Königen.“ Patricier und Plebejer. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Clienten und Plebejer wird gezeugnet, und die Clienten ebenfalls als Plebejer betrachtet mit vollem Bürgerrechte. — Wie Vieles wird dadurch wieder unerklärlich und verwirrt, was ans Licht hervorzutreten anfing! Curien und Tribus. Die Ansicht von den Lucretes, Ramnes und Titius als Kasten wird verworfen; sie werden alten Angaben zufolge als Lanmannschaften, Etrusker, Sabiner, Latiner betrachtet. Staatsgewalten, erstens Senat, den der Verf. für bloß berathend und ohnmächtig erklären muß, weil sich sonst die entgegengesetzten Regierungsmaximen der Könige nicht erklären ließen, wenn sie nicht unumschränkte Herrscher gewesen wären. (Wie viel besser wäre es gewesen, wenigstens Romulus und Numa mythisch zu nehmen!) Volksversammlungen. Gegen Niebuhrs Ansicht: die Versammlungen der Curien hätten bloß patricische gentes enthalten. Magistrate. Cultus. Numa habe die Sacra der Vesta als einen Gemeincultus gegründet, der über dem Dienst der einzelnen Curien gestanden hätte: was man wohl so wenig sagen

kann, als daß in Athen die *Εστία* im *πρυτανείον* Hauptcultus gewesen sey. Eben der habe dem Etruskischen Janus einen bedeutungsvollen Tempel gebaut — der nichts als ein altes Thor war, ein Buttman hinlänglich dargethan. Rechtspflege, Aenderung der Staatsverfassung durch den ältern Tarquin. Neue Verfassung durch Servius Tullius. Herr Wachsmuth nimmt an, daß der Ansaß der ersten Classe zu 100,000 As nicht in *aes grave* zu verstehen sey, weil dann ein ganz ungeheures Nationalvermögen vorausgesetzt werde, da in der alten *multa* ein Schaaf nur 10 schwere As gerechnet wird, sondern daß die alte Summe nach einer ungefähren Schätzung auf leichte As reducirt sey. Wenn nur nicht der Anschlag überhaupt aus einer spätern Zeit ist, da ja nie eine Schätzung in Geldeswerth lange dieselbe bleiben kann. Die Patricier waren nach dem Verf. nicht bloß im Besitze des Gemeinlandes, sondern auch eigener Aecker, von denen sie *tributum* bezahlten; das Gemeinland wurde von Einzelnen occupirt. Zum Ritterdienst wurden Männer aus der ersten Steuer-Classe, Patricier und Plebejer, zusammengewählt; die Patricier waren in den Comitien nicht bloß in den Rittercenturien enthalten.

So weit reicht der erste Theil: Rom unter den Königen von S. 1—242. Obgleich hier zu näherer Prüfung nicht Raum ist, so kann doch so viel bemerkt werden, daß die Forschungen des Vorgängers immer eine bestimmte Ansicht von Verhältnissen geben, die mit denen anderer alten Völker übereinstimmen; dagegen man hier zwischen unsichern Angaben der Schriftsteller hin und hergezogen und in neue Schwierigkeiten verwickelt wird, deren Lösung man bisweilen umsonst erwartet. Denn wenn der Erstere in Dio:

nys und Livius nur die Spuren des Wahren aufsucht und das Gewebe des Ganzen auflöst, möchte der letztre nicht gern einer Stelle direct widersprechen und bleibt im Ganzen fast auf dem Standpuncte der Alten stehen.

Rom als Freystaat von S. 243 — 461. Innre und äußere Geschichte werden abwechselnd in besondern Capiteln behandelt. Einrichtungen der ersten Consuln und äußere Kämpfe bis zum Lateinischen Bündnisse. Merkwürdig, wie viel Licht gleich vom Beginn der republikanischen Zeit anfängt, obgleich die Umstände nichts weniger als günstig für historische Aufzeichnung waren; aber der Vertrag mit Carthago, die Befragung der Sibyllinischen Bücher, bestimmte Prodigien sind ohne Zweifel Facta. Ein Hauptgrund liegt wahrscheinlich darin, daß sich Rom nun schon entschlossener von Etrurien sonderte, mit dem es wenigstens ein Jahrhundert eng verbunden gewesen war, und mehr Anknüpfung mit den Griechen zuließ. Geschichte der Verfassung bis zu Coriolans Exil. Erste Dictatur. Einsetzung der Volkstribunen — der wahren Gründer der Verfassung. Aedilen werden als Schirmer des Volks gegen patricischen Kornwucher eingesetzt. Die Tribus als großes Volksgericht in Coriolans Sachen, wo nach dem Verf. Patricier und Plebejer vereint richten. Coriolans und der Volcker Krieg. Innre Geschichte bis auf die Einsetzung der tribuni mil. cons. potestate. Das agarische Recht, welchen Gegenstand Hr. Wachsmuth mit Recht für erschöpft ansieht. Die Tributkomitien zur Wählung der plebejischen Magistrate schließen die Patricier aus, nicht als einen fremdartigen Körper, nach des Verf. Meinung; denn sie hatten ebenfalls das Recht zu kommen, aber weil sie nur kamen um zu stören. Wenn nur

der Grund momentaner Störung genügend wäre, den ersten Stand für alle Zeit auszuschließen und die sonst so loyalen Plebejer die Umwälzung der Verfassung von einem so winzigen Grunde hätten anfangen können, als der Spectakel streitender Parteyen ist: auch war der Name plebiscitum gewiß kein Hohnname, da plebs in diesen Zeiten kein Schimpf war, sondern er war die eigentliche Bezeichnung für die Sache). Der Senat wird genöthigt, Gesetze und Wahlen der Centuriatcomitien vor der Ausführung gut zu heißen. Die doppelte Wahl der Magistrate erklärt der Verf. dahin, daß sie in den centuriatis gewählt, durch die lex curiata das imperium, die Ausübung ihrer gesetzlichen Macht, erhielten. Forderung geschriebener Gesetze, Decemvirat (wo der Gedanke an halb plebejische, halb patricische Repräsentation verworfen wird). Valerisch-Horatische Gesetze. (Daß in Livius 3, 55 *judicibus decemviris* zusammengenommen werde, geht nicht wohl an, da man wohl sagt *triumviri epulones*, aber nicht ohne besondere Ursache *epulones triumviri*), Gesetze der Zwölftafeln. Wahl der Quästoren durch das Volk. Censoren. — Darauf folgt die Geschichte der Kriege mit den Aequern, Volskern, Vejentern, Caabinern, bald darauf der Einfall der Gallier, endlich die Lateinischen und Samnitischen Kriege bis auf die Unterjochung Latiums, dazwischen die Geschichte der innern Unruhen, die bis zu den Publilischen Gesetzen fortgeführt ist: ziemlich nach demselben Gange, den Niebuhr genommen hat, auch, so fern Früheres nicht eingreift, in größerer Annäherung, so daß der langen Contraversen in den Noten weniger werden. Auch den Schlüsselpunct hat Herr Wachsmuth mit seinem großen Vorgänger gemein, nämlich die Epoche,

wo Rom der Gefahr, von Nachbarn erdrückt und innerm Zwist aufgerieben zu werden, entgangen seiner Größe schnell und gewaltig entgegenreißt.

K. O. M.

H a l l e.

Bev Kenger: "Die Lehren vom Besitz und der Verjährung nach Preussischem Rechte," mit Hinweisung auf das Römische und Canonische. Von Dr. M. C. F. W. Grävell, Königl. Preuss. Regierungsrathe. 1820. 22 und 204 S. in gr. Octav.

Dieses Werk enthält einen Commentar über die gedachten Titel des Preussischen Landrechts, und zwar so, daß der Text derselben mit abgedruckt, diesem aber diejenigen Verfügungen, welche sich im Landrechte, oder der Gerichtsordnung zerstreuet befinden, auf eine passende Weise eingeschaltet sind, der Commentar selbst endlich erklärende Anmerkungen unter dem Texte bildet. Wie alle Schriften des Verfassers, so zeichnen sich auch diese Erläuterungen durch nicht gewöhnlichen Scharfsinn und tiefes Eindringen in den Geist des Gesetzes aus; die versprochene Hinweisung auf das Römische und Canonische Recht besteht dagegen in weiter nichts, als in drey Blättern Anhang, worin bey jedem Paragraph des Titels, auf die correspondirende Seitenzahl von Savigny's Recht des Besitzes (2te Auflage), Kori's Theorie der Verjährung, Thibaut's System des Pandectenrechts (5te Ausgabe), und Danz Grundsätze der summarischen Prozesse (2te Ausgabe), verwiesen wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 28. August 1820.

Göttingen.

In der Versammlung der R. Societät am 5. August hielt Hr. Hofr. Heeren die Vorlesung: *De Fontibus Geographicorum Strabonis; Commentatio prior; Lib. I—X comprehendens.* Auf die Untersuchungen über die Quellen des Plutarch, die in 4 Abhandlungen vollendet ward, läßt der Verf. jetzt die über Strabo folgen; welche in zwey Vorlesungen vollendet seyn wird; wovon die jetzige erste die zehn ersten Bücher, also die allgemeine Geographie in den beiden ersten, und von der speciellen Europa, in den acht folgenden, umfaßt. Früher waren bekanntlich schon die Forschungen über die Quellen des Justin oder Trogus Pompejus vorausgegangen; denn der Verf. glaubt seine Thätigkeit bey der R. Societät nicht besser als auf dieses, noch so wenig bearbeitete, Feld verwenden zu können; wodurch so vielen der wichtigsten Abschnitte der alten Geschichte und Erdkunde ihr kritisches Fundament erst untergelegt wird. — Die Untersuchung über die Quellen des Strabo ist weniger

erschwert; weil der Schriftsteller seine Quellen mehr nennt als Plutarch und Justin; man kann aber an den Critiker nicht die Forderung machen, sie allenthalben nachzuweisen; weil Strabo größtentheils nach eigener Ansicht, oder nach mündlicher Erzählung, schrieb; da er zunächst die Gegenwart schildern wollte. Die Untersuchung über seine Quellen muß sich also auf die schriftlichen Werke beschränken, die er zu Rathe zog; welches indeß allerdings auch mehr oder weniger bey den Ländern geschah, die er selbst bereiset hatte. Nach seinem eignen Bericht besuchte Strabo die Länder von Armenien bis nach Etrurien; und von dem schwarzen Meere bis zu der Aethiopischen Grenze; also Vorderasien, Griechenland, Macedonien, Syrien, Aegypten, Unter- und Mittel-Italien, und die Inseln. Er scheint darin sich Polybius und Posidonius zu Vorbildern genommen zu haben. Er hinterließ zwey Hauptwerke; die Geschichten, eine Fortsetzung des Polybius bis auf August, oder Cäsars Ermordung; die verloren sind; und die Geographie, die wir, wenn gleich nicht ohne Lücken, besitzen.

Buch I. II. enthält also die allgemeine Geographie. Homer ist ihm die erste Quelle. Der Verf. suchte also zu bestimmen, in wie fern er hierin Recht habe? Die Ansicht derselben Gegenden, die Homer so unübertrefflich wahr beschrieb, konnte ihn leicht zu einer uns übertrieben scheinenden Vorliebe verleiten. — Die folgenden Geographen theilt Strabo selber in die ältern und neuern; d. i. vor und aus dem Macedonischen Zeitalter. Zu jenen gehören nach Strabo: Anaximander, der die erste Welttafel verfertigt; Hecataeus der sie verbesserte, und eine Descriptio orbis schrieb; so wie Democritus und Eudoxus; in einem andern

Sinne *Dicaearchus*, der seiner Beschreibung Griechenlands nur allgemeine Nachrichten befügte; und *Ephorus*, der in sein großes historisches Werk geographische Abschnitte einschaltete. Zu den neuern, im obigen Sinne, zählt *Strabo Eratosthenes*, den Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie in seinen *Geographici* in drey Büchern, wovon das erste die physische, das zweyte die mathematische, das dritte die historisch-politische Geographie nach den drey Welttheilen umfaßte. Gegen ihn schrieb *Hipparch* gleichfalls in drey Büchern; der es versuchte, die Geographie nach astronomischen Beobachtungen zu berichtigen. Endlich *Polybius* und *Posidonius*; die beide, so wie *Ephorus*, ihren großen historischen Werken geographische Abschnitte einfügten; wiewohl von *Posidonius* auch außerdem das Werk *de Oceano* von *Strabo* benützt ward. Von diesen Allen handelte der Verf. zuerst litterarisch; um in der Folge sich darauf beziehen zu können; und sprach dann über *Strabos* Beurtheilung derselben; seine Vergleichung des *Eratosthenes* und *Hipparch*, gegen welchen letztern er den erstern vertheidigt; und seine eigne Ansicht von der Größe, Umfang und Gestalt des Erdkörpers überhaupt; besonders der bewohnten Erde. — So viel über die zwey ersten Bücher.

Mit dem dritten Buche beginnt die Specialgeographie; dieß dritte Buch ist der Pyrenäischen Halbinsel, oder Spanien gewidmet. *Strabo* war hier nicht selbst; seine Beschreibung ist aus seinen Vorgängern geschöpft. Seine Hauptführer waren: *Artemidorus* von Ephesus, der Zeitgenosß von *Ptolemäus Lathyrus*. Er war selbst in Spanien. Seine Geographumena waren eine Küstenbeschreibung (*Periplus*) des Mittelmeers und des rothen Meers; *Strabo*

benutzte sie hauptsächlich zu der Bestimmung der Reifemasse, die sorgfältig darin angegeben waren. Wichtiger für ihn war Posidonius; auch ein Augenzeuge. Der Verf. zeigt, daß ein großer Theil des dritten Buchs theils aus seinem historischen Werk, theils aus dem über den Ocean, geschöpft ist. Ueberhaupt ist kein anderer Schriftsteller mehr von Strabo benutzt worden. Zu diesen kommt Polybius; auch er war in Spanien; und ist hauptsächlich in dem benutzt, was über die Völkerschaften Spaniens vorkommt. Außer diesen sind an einzelnen Stellen benutzt Timosthenes, Schiffshauptmann von Ptolemäus Philadelphus, in seinem Werk über die Häfen; und der Grammatiker Asclepiades von Myrlea, der in Spanien lehrte, und über die Alterthümer der Spanischen Völkerschaften schrieb: Auf Ephorus legt Strabo für Spanien wenig Gewicht.

Das vierte Buch; Gallien und Britannien. Keins von beiden sah Strabo selber; aber Gallien war schon völlig Römische Provinz und ziemlich romanisirt. Sichtbar ist hier das Meiste aus mündlichen Berichten genommen; woran es nicht fehlen konnte. Von Schriftstellern ward benutzt Cäsar in seinen Commentarien de bello Gallico, was Casaubonus vergeblich hat bezweifeln wollen. Außerdem die oben erwähnten Geschichtschreiber Posidonius und Polybius. Entweder aus einem von diesen, oder auch aus dem Werk des Aristoteles über die Staatsverfassungen, das Strabo anderwärts citirt, sind die Nachrichten über die Verfassung von Massilien geschöpft; aber in Verbindung mit mündlichen Berichten, über den damaligen Zustand. — Ephorus hat auch hier kein Gewicht; und nur gelegentlich ist ein gewisser Timagenes benutzt; wahrscheinlich der Freund des Pollio. Für Bri-

tan nien hat Strabo keinen andern Schriftsteller als Cäsar benutzt; außerdem aber die mündlichen Erzählungen von Kaufleuten, die unter August nicht selten nach Britannien gingen. Von Hibernia gesteht er selbst bloß einige ungewisse Sagen über die Wildheit der Einwohner zu kennen, die Menschenfleisch, und selbst ihre verstorbenen Aeltern, essen sollen. Thule ist ihm bloß die nördlichste der Inseln; und kann also nicht bestimmt gedeutet werden. Den Nachrichten des Pytheas über den Norden will er keinen Glauben bey messen; aber ein paar von ihm angeführte, über die Verfertigung des Getränks aus Getreide und Honig; (Meth;) und über das Dreschen des Getreides in eigends dazu errichteten Gebäuden, sind keineswegs fabelhaft. Von diesen Inseln kehrt Strabo wieder nach dem Continent zurück; um über die Alpen nach Italien zu gehen. Die Beschreibung der Alpen ist hauptsächlich nach Polybius im 34ten Buch seines Werks. Außerdem konnte es Strabo nicht an mündlichen Nachrichten fehlen.

Das 5te und 6te Buch umfaßt Italien, und die dazu gehörigen Inseln. Das Meiste floß hier aus der Autopsie, oder, wie bey Gallia Cisalpina, aus mündlichen Erzählungen; was aus Schriften geschöpft ist, läßt sich meist auf zwey Gegenstände zurückbringen; Maße und Alterthümer. Für die Maße müssen wieder Polybius und Artemidorus, besonders der erstere, genannt werden; außerdem aber ein Schriftsteller den Strabo öfter citirt, aber nie mit Namen nennt; sondern ihn nur durch den Chorographus bezeichnet. Von den vorher erwähnten wird er ausdrücklich unterschieden. Der Verf. zeigt zuerst, daß er ein Römer, kein Grieche sey; weil er die Maße stets nach Millien (Millia passuum) nicht nach Stadien angibt; und findet es wahrscheinlich, daß M. Agrippa, Augusts Schwiegersohn, darunter zu verstehen sey; der eine Abbildung und Beschreibung des Römischen Reichs, mit den Maßen, hatte verfertigen las-

sen, wie aus Plinius, der sich mehrmahls darauf be-
ruft, klar ist. Der Verf. würde diese seine Meinung
durch die Vergleichung mit Plinius für erwiesen hal-
ten; wenn nicht die Angaben in den Zahlen zuweilen
von einander abwichen; welches aber auch in Schreib-
fehlern seinen Grund haben kann, wenigstens kennt
der Vf. keine wahrscheinlichere Hypothese. — Die an-
dere Classe der Gegenstände betrifft die Alterthümer
der Städte und Völker Italiens; die oft in Excursen
erläutert sind. Hier waren, wie bey den Excursen über
die Etrusker und Pelasger Ephorus, Timaeus,
zum Theil auch die Verfasser der *Atthides*, bey
andern, wie bey den über den Ursprung der Latini,
auch Römische Schriftsteller, wie Fabius Pictor und
Cæcilius die Führer. Aber der wichtigste bleibt doch
ein Grieche, Antiochus von Syracus; der schon
in die Periode von Dionys I., 400 v. Chr. gesetzt wird.
Er hatte zwey Werke hinterlassen, die *Italica* und die
Sicula, in denen die Stiftung und älteste Geschichte
der Griechischen Städte in Sicilien und Italien, nach
den vorhandenen Denkmählern, erdortet waren. Bei-
de sind von Strabo benutzt worden; wie bey Elea,
Croton, Tarent u. a. Aber auch Polybius, Pos-
sidonius, ja selbst auch wohl die Dichter, wie Pin-
dar u. a. wurden zu Rathe gezogen.

Das 7te Buch enthält Germanien und den
Norden von Europa. Ohne Zweifel ist dieß der am
wenigsten befriedigende Theil seines Werks; aber
auch das macht Strabo Ehre, daß er lieber seine Un-
wissenheit gesteht, als sie verdeckt. Weder eigne An-
sicht, noch auch leicht Erzählungen seiner Zeitgenos-
sen, konnten hier die Quellen seyn; nur schriftliche
Nachrichten. Bey Germanien sind diese im Gan-
zen nicht zweifelhaft; aber wohl im Einzelnen. Es
waren die Geschichtschreiber der Deutschen
Kriege; denn nur so weit reicht bey ihm die Kunde
Germaniens, als die Waffen der Römer gereicht hat-
ten. Ueber die Länder jenseit der Elbe bekennt Strabo

ganz offen seine Unkunde. Aber welche Geschichtschreiber? Cäsar ist hier nicht genugt; ohne Zweifel weil der Geograph reichere Quellen hatte. Der Vf. glaubt zwey Classen unterscheiden zu müssen; die Eine, die Schriftsteller über die Kriege zwischen Elbe und Rhein; besonders die Feldzüge des Liber, die andre über die Geschichte des Marcomannen Königs Marbodius in Böhmen; deren Namen so wie ihrer Nachbarn der Quaden u. a. Strabo nicht unbekannt sind. Aber die Namen der Schriftsteller sind meist mit ihren Werken untergegangen; und der Verf. gibt es nur als Vermuthung, daß der im zweyten Buch genannte Asinius, der den Rhein und die ihm anwohnenden Völker beschrieben hatte, dahin zu rechnen sey. — Ueber die Nördlichen Länder, von der Elbe bis zum Eingang des Caspischen Meers, (das Strabo für einen Busen des Nördlichen Oceans hielt,) gesteht er seine Unwissenheit; nie sey, so viel er wisse, die Küste befahren, oder das Land bereiset. Doch gilt dieß nur von den nördlichen Ländern; die südlichen, längs der Donau und dem schwarzen Meer, bis zum Tanais kennt er, so wie die Völker die sie bewohnen, Cimbern, Geten, Scythen; bis zu den Roxolanen; was jenseit diesen liege, sey unbekannt. Die Quellen dieser Nachrichten sind nicht zweifelhaft; es sind die Geschichtschreiber der Cimbrischen und nachmahls der Mithridatischen Kriege. Unter beiden ragt Posidonius hervor; dessen Werk die einen und die andern umfaßte; und gewiß ist Er der Hauptführer. Aus ihm sind besonders die Nachrichten über die Cimbern und ihre Züge. An einzelnen Stellen sind Ephorus, Apollonides und Hypsicrates befragt, der den Caucasus gut beschrieben hatte. Endlich auch bey Illyricum ist Posidonius Hauptschriftsteller; andre wie Theopomp und Eratosthenes werden nur tadelnd erwähnt.

Die drey folgenden Bücher sind Griechenthald, B. VIII. IX dem festen Lande, B. X den Inseln gewidmet. War bey jenen Mangel, so war hier

Ueberfluß von Nachrichten; auch sprach hier Strabo aus eigener Ansicht; denn nicht nur den Continent, sondern auch die Inseln hatte er besucht. Wir können hier nur einige Hauptpuncte herausheben. In so fern von den Mäßen die Rede ist, sind Artemidorus und Polybius die Hauptführer. In Beziehung auf die Alterthümer erklärt Strabo selber den Ephorus für denjenigen, den er am meisten gebraucht habe. Aber auch die meisten andern berühmten Geschichtschreiber und Geographen, Eratosthenes, Hipparch, Thucydides, Theopomp, Antimachus, auch die Verfasser der Atthides, Philochorus u. a. sind benutzt, auch wohl die Dichter. Besonders muß bemerkt werden, daß das oben erwähnte Werk des Aristoteles *περὶ πολιτικῶν* fleißig gebraucht wurde. Dasselbe ist der Fall Buch X bey den Inseln; auch hier steht Ephorus oben an; wo aber außerdem bey einzelnen auch noch Schriftsteller über solche benutzt worden; wie Sofocrates bey Creta; und einige andre weniger erhebliche. — Die 7 übrigen Bücher wird die nächste Abhandlung umfassen.

Wir bemerken zugleich bey dieser Gelegenheit, daß auf den mehrfach geäußerten Wunsch, von den Abhandlungen über die Quellen des Plutarch von der Verlagshandlung ein besonderer Abdruck, und zwar in Octav, nach dem Format der Ausgaben Plutarchs von Reiske und Hutten veranstaltet ist; so daß sie diesen als Anhang dienen können; unter dem Titel: *De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi Commentationes quatuor, auctore A. H. L. Heeren; in consessibus Reg. Soc. Scient. Gott. praelectae, jam vero editionibus Plutarchi Reiskii et Huttenii appendicis loco accommodatae 1820. 204 S. 8.* Sie sind von dem Vf. revidirt, und mit einem Index versehen. Hoffentlich ist dadurch Vielen, besonders den Besitzern jener Ausgaben, ein angenehmer Dienst erzeigt.